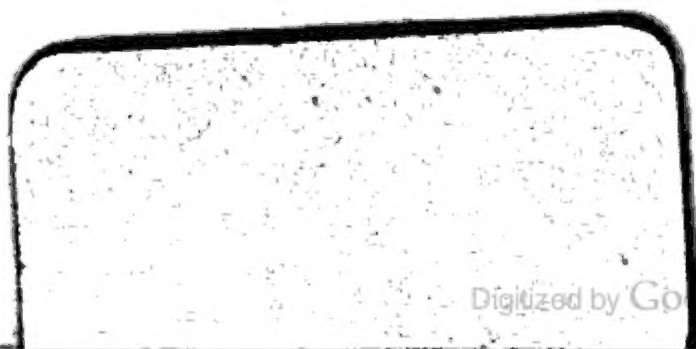






Zugabe
zu den
Göttingischen Anzeigen
von
gelehrten Sachen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band.
auf das Jahr 1779.



Göttingen,
gedruckt bey Johann Christian Dieterich.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

1stes Stück.

Den 2. Januar 1779.

Göttingen.

Den 9. October v. J. vertheidigte mit grossem Beyfall Hr. Georg Jacob Friedrich Meister, ein würdiger Sohn unsers berühmten Hrn. Hofrath Meister, seine schöne Gradualschrift de evangelica religionis qualitate voti curiati collegii comitum Franconicorum in comitiis imperii universalibus, welche bey Dieterich auf 10 Bogen abgedruckt ist. Um diesen bey der letzten Cammergerichtsvisitation so interessant gewordenen Streit vollständig aus einander zu setzen, nimmt der Hr. D. zuerst auf den Besitzstand Rücksicht, setzt Kenzeichen fest, aus welchen sich hier das Religionsverhältniß einer Comitialstimme beurtheilen läßt, wendet diese auf Curiatstimmen an, und folgert daraus sehr einleuchtend, daß die Curiatstimme des Fränkischen Grafencollegii nach dem bisherigen Besitzstand bloß evangelisch sey. Im zweyten Abschnitt geht der Hr. Verf. in das Petitorium,

torium, und zeigt zuerst allgemein, daß die Religion eines ganzen Collegii die Religion seiner Curiatstimme sey, daß man jene aber nicht bloß nach der Religion einzelner Glieder, welche das Collegium nur grammatisch vermischt machen, sondern nach Gesetzen, Observanz, Analogie u. s. w. bestimmen müsse. Daher blosse Personalisten und solche, welche die Religion für ihre Person ändern, die Religion des ganzen Collegii nicht alteriren. Diese allgemeinern Grundsätze wendet der Hr. V. auf das Fränkische Grafencollegium an, und beweist dessen evangelisches Religionsverhältniß einmal aus seiner innern Verfassung. Bey dem ersten Entstehen dieses Collegii waren, so wie bey der Wiedererhaltung seiner eigenen Curiatstimme, alle Mitglieder evangelisch. Persönliche Religionsveränderungen aber, und neu aufgenommene Glieder, haben dieses Verhältniß nicht geändert. Wurde das Directorium persönlich katholischen Gliedern übertragen, so mußten diese seit 1668. immer einen evangelischen Condirector an der Seite haben. Eben so haben der Comitialgesandte und andere öffentliche Bediente immer evangelisch seyn müssen. Noch weit mehr leuchtet dieses Religionsverhältniß aber zweytens aus der äusserlichen Verfassung dieses Collegii, besonders aus seiner Verbindung mit dem deutschen Reich und seinen Ständen, hervor. Der Hr. V. hat hiervon sehr überzeugende Vorfälle angeführt, die aber durch einen beschränkten Auszug nur verliehren würden. Ueberhaupt dienen dieser Abhandlung Ordnung der Materien, gute Benutzung der in diesem Streit erschienenen Staatsschriften, und meist glückliche Widerlegung der entgegenstehenden Zweifel zur Empfehlung.

Lon-

London.

Ein sehr prächtiges, für die Botanik wichtiges Werk, in lateinischer Sprache, mit angefügter Englischen Uebersetzung, ist auf Subscription seit dem Jahre 1770 bis 1777. Fascikelweise von seinem Verfasser edirt worden, das folgende Titel führt: Illustratio Systematis sexualis Linnaei, per *Jo. Millerum.* — An Illustration of the sexual System of Linnaeus, by *John Miller.* Dieses mit dem funfzehnten Fascikel nunmehr vollendete Werk, besteht aus 214 Kupfertafeln, (zwey Titelkupfer mitgerechnet) und 111 Blättern Text, im größten Folioformat. Zur Erklärung der Classen und Ordnungen des Linneischen Systems, und zur deutlichen Erläuterung der Begriffe aller Kunstwörter der Botanik überhaupt, besonders aber derer, welcher sich der Ritter von Linne' in der sechsten Edition seiner Generum, bey Beschreibung ihrer Charactere bedient hat, wählte Hr. Miller 104 Pflanzen aus, die er vorzüglich dazu geschickt gefunden, von denen er die allergenauesten Zeichnungen entworfen, solche auf 104 Tafeln mit eigener Hand aufs meisterhafteste in Kupfer gestochen, und auf eben so viel Tafeln mit lebendigen Farben nach dem Muster der Natur ausgemahlt, abgebildet hat. Der Text enthält (ausser dem Subscribentenverzeichnisse) eine kurze Vorrede, Lateinisch und Englisch, in gespaltenen Columnen gegen einander über; nach dieser folgen vier lateinische Briefe, die Hr. M. vom Ritter von Linne' erhalten; (in diesen Briefen bezeigt der Ritter von Linne' sein Erstaunen über die Pracht des Werks, Kunst und den Fleiß des Verfassers, und legt ihm ein aus-

zeichnendes Lob bey, indem er sagt: (so prächtige Abbildungen und solche Anatomie von Pflanzen habe noch nie die Welt gesehen;) sodann kömmt ein Verzeichniß der Classen und Ordnungen des Linneischen Systems, (Explanatio XXIV Classium, quae comprehendunt Genera Plantarum) mit Anführung der generischen Namen von den Pflanzen, deren Abbildungen zur Erläuterung dienen sollen, und kurzen Definitionen der Charaktere, ihrer Classen, Ordnungen und Unterabtheilungen, ebenfalls in beyden Sprachen. Auf gleiche Weise folgt die Lateinische und Englische Terminologie der einfachen und zusammengesetzten Blätter, nach dem Alphabet rangirt, mit ihren Definitionen; voran stehen Nummern, die auf die Figuren von vier illuminirten Kupfertafeln verweisen, worauf (nicht, wie sonst gewöhnlich, mit bloß idealischen Abrissen, sondern mit Abbildungen von benannten Gewächsen hergenommen) die so mannigfaltigen Arten Blätter, und die Begriffe ihrer Benennungen deutlich gemacht werden. Nach diesen, gleichsam als Vorbereitung anzusehenden Materien, folgen zum Hauptwerke auf 104 Blättern, (auf einer Seite nur bedruckt, ohne Paginaziffern) aus der sechsten Edition der Linneischen Generum, mit den eigenen Worten des Ritters, die lateinischen Beschreibungen der generischen Charaktere von 104 Pflanzengeschlechtern; gegenüber in gespaltenen Columnen, Zeile vor Zeile, die Englische Uebersetzung mit Terminologie, die die bewährtesten Englischen Botanisten eingeführt haben. Zu des Ritters schon so sehr genauen Beschreibungen, hat Hr. M. aus eigenen sorgfältigen Beobachtungen, hin und wieder beträchtliche Zusätze gemacht, die sich von des Ritters Worten durch andere Lettern unterscheiden. So hat auch

auch Hr. M. den Sinn mancher lateinischer Kunstwörter in angehängten Parenthesen durch Umschreibungen deutlicher zu machen gesucht. Bey den Beschreibungen stehen die Charaktere der generischen Eigenschaften voran, nachher folgen die vom Hrn. M. zugesetzten speciellen Eigenschaften des Stengels, der Blätter rc. von der zum Muster aus jedem Geschlecht gewählten Pflanze; zuletzt wird ihr specieller Name, und der Ort angeführt, wo sie wächst. Ueber jeder Beschreibung steht oben Zahl und Name der Classe und Ordnung, zu welchen das Genus im Linn. System gehört. Die zu den Beschreibungen gehörigen 104 schwarz abgedruckten Kupfertafeln sind nur bloß mit dem Namen des Genus, der Zahl und dem Namen der Linneischen Classe und Ordnung, (nicht mit fortlaufenden Nummern der Tafeln, welches freylich besser gewesen wäre) bezeichnet. Die Hauptfigur derselben, stellt entweder eine ganze Pflanze vor, oder wenn dieß nicht angieng, einen Hauptzweig einer solchen Species, in natürlicher Grösse, daran die Charaktere des Genus aufs deutlichste zu sehen sind. Meistentheils hat Hr. M. Muster gewählt, woran die Blüthen, vom ersten Aufbruch der Knospe bis zur Vollkommenheit, sich zeigen. In mehrern Nebenfiguren, findet man Blüthen einmal ganz, dann sie in alle einzelne Theile zerlegt, und ferner diese wieder, so oft es nöthig schien, aufs geschickteste anatomirt, abgebildet. Wenn hier die natürliche Grösse sich dem Auge nicht klar genug darstellte, so sind diese kleinern Theile mit einer gehörigen, meistens ansehnlichen Vergrösserung gleich daneben gezeichnet. Wohl angebrachte Grundstriche, Umrisse und punctirte Linien setzen die Abbildungen der kleinen, in natürlicher Grösse gezeichneten Theile, mit den vergrösserten

Figuren in Verbindung, zeigen ihren wahren Stand an, oder geben verschiedene Gesichtspuncte der Vorstellung zu erkennen, oder deuten den Zusammenhang an, von einzelnen, durchs anatomische Messer abgetrennten Stücken. Da die schwarzen Kupfertafeln nicht bloß umrissene, sondern völlig ausschattirte Figuren sind, und da sie, durch dem Text beygefügte Buchstaben, alle Deutlichkeit erhalten, so wären diese allein schon zu Erreichung dieses Zwecks hinlänglich: aber Hr. M. wollte uns die Natur selbst darstellen, fügte daher jeder dieser Kupfertafeln noch eine andere, mit lebendigen Farben ausgemahlte hinzu, auf welchen (mit Weglassung der Buchstaben und Nummern, die er hier überflüssig und dem Auge hinderlich gehalten zu haben scheint,) die Figuren wie Originale da stehen. Alle Begriffe, die man auf jenen erhielt, werden durch diese allerdings ins hellste Licht gesetzt.

Dieß mag hinreichen, unser Urtheil von dem Millerschen Werk, besonders den Abbildungen, zu rechtfertigen, wenn wir behaupten: daß der Botaniker, der das Glück hat, dieß Werk studieren zu können, alle seine Wünsche befriedigt finden wird, wenn er von den 104 Pflanzen, die Hr. M. abgebildet, die deutlichste Kenntniß ihrer generischen und speciellen Charaktere zu haben verlangt; wenn er alle Classen und Ordnungen des Linneischen Systems, so wie auch die botanische Kunstsprache des Ritters, durch Pflanzen erläutert sehen will; wenn er Anleitung sucht, Kräuter zum richtigen Examen anatomiren zu lernen; und wenn er Muster verlangt, Observationen an Pflanzen in den besten Figuren der Welt mitzutheilen. Von dem, was Hr. M.

bey

bey einzelnen Pflanzen vorzüglich Neues entdeckt und geleistet, specielle Proben zu geben, verbietet uns der Raum; wir empfehlen das Werk zu eigener Durchsicht, und begnügen uns, von den Pflanzen, deren Figuren vor allen andern von Botanikern geschätzt und citirt zu werden verdienen, hier nur die Namen nach alphabetischer Ordnung anzuführen. Wir versetzen aber dieses Verzeichniß an das Ende unserer Recension, weil, von der Methode das Millersche Werk zu allegiren, und von einigen andern Umständen, (besonders was die Unbequemlichkeit, daß dem Werke gedruckte Zahlen auf den Seiten des Textes und den Platten mangeln, und die vernachlässigte Berichtigung der Fehler betrifft,) wir noch verschiedenes zu sagen haben. Zu dieser Absicht bedienen wir uns eines vom Hrn. D. Weiß verfaßten Aufsatzes von einigen Bogen, den derselbe als eigenhändiges Manuscript dem Exemplare des Millerschen Werks, welches unsere Universitätsbibliothek besitzt, zum Vortheil derer, die es benutzen wollen, beygefügt hat. Hr. D. Weiß giebt im ebengedachten Aufsatze Anleitung, wie man die in Fascikeln zerstreueten Blätter und Tafeln zusammenlegen, und das Ganze zum bequemsten Gebrauch einrichten müsse; ferner zeigt er die Methode an, das Werk zu allegiren; er liefert ein Verzeichniß von den Tafeln und Textblättern, wie sie in Fascikeln nach und nach edirt sind; in einer Tabelle verzeichnet er die (nach Linn. Gener. sechsten Edition sich richtende) Folge der Tafeln und Textblättern. Auch zeigt er in einer andern Tabelle, die in den fünf Linneischen Classen, der eilften, sechzehnten, siebenzehnten, zwanzigsten und zwey und zwanzigsten Classe, mit ihren Ordinibus, seit Herausgabe der ersten Fascikeln vorgegangenen Veränderungen. Wem diese

Veränderungen bekannt sind, der wird es sich erklären können, daß die auf den Millerschen Tafeln befindlichen, (der sechsten Edition der Linn. Gener. folgenden) Nummern und Namen der Ordnungen dieser Classen, nicht mit der, nach dem neuern Linn. Natursystem (zwölfte, dreyzehnte Edition) verfaßten Erklärungstabelle des Herrn Millers (Explanatio XXIV Classium etc. betitelt) übereinstimmen, und wird folglich also auch einsehen, daß man zum Rangiren des Werks, gedachte Explanatio nicht zum Grunde legen dürfe. Zuletzt fügt Hr. Doct. **Weiß** ein dem Millerschen Werke fehlendes, zum Gebrauch aber unentbehrliches alphabetisches Register der Pflanzen hinzu, und schließt seinen Aufsatz mit einer Anzeige der am meisten hinderlichen Druckfehler und Irrungen.

Was nun die zum bequemsten Gebrauch zu wählende Ordnung im Zusammenlegen des Werks betrift, so empfehlen wir die Methode, nach welcher Hr. D. **Weiß** das Exemplar der hiesigen Universitätsbibliothek in zwey Bände rangirt hat. Im ersten Bande befindet sich der sämtliche Text, im zweyten Bande sind die Kupfertafeln zusammengeordnet, die zur Erklärung der Blätterarten gehörige vier zuerst, hernach die Pflanzenabbildungen so, daß die schwarze Kupfertafel voran, gegen über die ausgemahlte steht. Des Registers wegen, hat Hr. D. **Weiß** die im Druck fehlenden Blatzifern, durch geschriebene ersetzt, auch bey den illuminirten Tafeln den Linn. Namen der Species sauber übergeschrieben. Wer bey Pflanzen das Millersche Werk allegiren will, folge lediglich den Classen und Ordnungen des Linn. Systems der sechsten Edition der Generum, setze also den Namen der Pflanze hin, deren Zahl und Namen der

Clas=

Classe, und eben so der Ordnung; als z. E. Canna *indica.* Mill. *Ill. Syst. Linn.* Cl. I. Monandr. Ord. I. Monogyn. Bey denen Pflanzen aber, wo im Millerschen Werk, durch Druckfehler, Namen und Zahl der Classe oder Ordnung, in Text oder Tafeln, ja wohl in beyden falsch angegeben ist, da muß man den Fehler ebenfals mit anzeigen; als z. E. Petiveria *alliacea.* Mill. *Ill. Syst. Lin.* Cl. VI. Hexandria. Ord. IV. Tetragynia. (*ex errore in description.* signatus. *Ord. V.*) Aconitum *Napellus.* Mill. *Ill. Syst. Linn.* Cl. XIII. Polyandr. Ord. III. Trigyn. (*ex errore in Tab. legitur Cl. XII.*) oder: Ficus *Carica.* Mill. *Ill. Syst. Linn.* Cl. XXIII. Polygamia. Ord. III. Trioecia. (*ex errore in Tab. script. Trigynia.*) oder im letzten Fall: Hermannia *alnifolia.* Mill. *Ill. Syst. Linn.* Cl. XVI. Monadelphia. Ord. I. Pentandr. (*in descript. et Tab. signata ex errore Cl. XIV.*) Höchst unbequem ist freylich diese Art von Allegation, aber für dies Werk giebt es keine andere. Jeder, der den Werth der vortreflichen Arbeit kennt, wird allerdings bedauern, daß Hr. Miller, da er so ausnehmenden Fleiß auf seine Abbildungen verwendet, nicht vom Anfange gleich auch darauf bedacht gewesen, bey einem Werke dieser Art, Nutzen mit Ordnung und Bequemlichkeit zu verbinden. Hr. M. hätte entweder Zifern auf Blätter und Tafeln drucken lassen müssen, oder wenn er wollte, daß Nummern und Namen der Classen und Ordnungen des Linn. Systems die Richtschnur seyn sollten, so hätte in diesen schlechterdings kein Fehler vorgehen dürfen; seine Explanatio müßte mit dem Werk übereinstimmen, oder da dies alles nicht ist wie es seyn sollte, so hätte er nothwendig eine gedruckte Anweisung zum Ordnen und Allegiren seines Werks, eine Anzeige aller Irrun-

gen und Druckfehler, und ein alphabetisches Regi
ster noch beyfügen müssen.

Unsern Lesern wollen wir, bey Gelegenheit de
alphabetischen Pflanzenverzeichnisses, die nöthigste
Verbesserungen der das Allegiren am meisten hinder
lichen Druckfehler, (aus oben gedachtem Aufsatz
des Hrn. D. **Weiß**) hier mittheilen. Zu Ersparun
des Raums lassen wir bey den richtig bezeichnete
Pflanzen die Anzeige der Classen und Ordnunge
weg, und zeigen sie nur bey den gefehlten an.

Aconitum *Napellus*. *Cl. XIII. Polyandri*
steht falsch auf der Tafel Cl. XII. Adoxa *Mo
schatellina*. Aesculus *Hippocastanum*. Agari
cus *campestris*. Agrimonia *Eupatoria*. Alce
rosea. Cl. XVI. falsch im Text *Cl. XIII*. Alism
Plantago aquatica. Amaryllis *Belladonna*. An
drachne *Telephioides*. Anethum *Foeniculum*
Anthoxanthum *odoratum*. Aquilegia *vulgaris*
Aristolochia *Clematitis*. Arum *maculatum*. Ord
VII. *Polyandria*. falsch im Text und Tafel *Poly
gynia*. Asarum *canadense*. Avena *fatua*. —
Blitum *virgatum*. Bryum *caespiticium*. Butc
mus *umbellatus*. — Calendula *officinalis*. Can
na *indica*. Cassytha *baccifera*. Solandr. eine gan
neue, hier zuerst bekannt gemachte Species, die von
D. Solander entdeckt worden. Cheiranthus *inca
nus*. Citrus *Aurantium*. Cliffortia *ilicifolia*. Clu
tia *pulchella*. Crassula *coccinea*. Crataegus *Aria*
steht falsch Sorbus auf der Tafel. Crocus *sat
uus*. — Dipsacus *laciniatus*. — Echinops *Sphae
rocephalus*. Empetrum *nigrum*. Euphorbia *La
thyris*. — Ficus *Carica*. Ord. III. Trioeci
falsch auf der Tafel *Trigynia*. Fraxinus *Ornus*
Fucus *cartilagineus*. Fumaria *lutea*. — Gale
nia *africana*. Geranium *inquinans*. — Hama
meli

melis *virginiana*. Helianthus *annuus*. Hermannia *Alnifolia*. Cl. XVI. im Text und Tafel falsch *Cl. XIV*. Humulus *Lupulus*. Hypericum *perforatum*. — Juglans *regia*. Juniperus *communis*. — Kalmia *angustifolia*. Kiggelaria *africana*. — Lathyrus *latifolia*. Leontodon *Taraxacum*. Lobelia *Cardinalis*. Lunaria *annua*. — Melianthus *maior*. Melittis *Melissophyllum*. Menispermum *canadense*. Mercurialis *perennis*. Mollugo *verticillata*. Momordica *Charantia*. Monarda *fistulosa*. Myosurus *minimus*. — Nerium *Oleander*. — Oenothera *biennis*. Orchis *latifolia*. Oryza *satiua*. Oxalis *Acetosella*. Ord. IV. falsch im Text *Ord. VI*. — Paeonia *officinalis*. Parnassia *palustris*. Parthenium *integrifolium*. Passiflora *coerulea*. Ord IV. Pentandria, falsch auf der Tafel *Monogynia*. Petiveria *alliacea*. Ord. IV. im Text falsch *Ord. V*. Pentapetes *phoenicea*. Cl. XVI. in Text und Tafel falsch *Cl. XIV*. Phytolacca *decandra*. Pinus *syluestris*. Piper *nigrum*. Polygala *myrtifolia*. Polygonum *Fagopyrum*. Polypodium *aculeatum*. Populus *nigra*. Potamogeton *natans*. Punica *Granatum*. Pyrus *Malus* — Ranunculus *bulbosus*. Rheum *palmatum*. Rubus *fruticosus*. Rumex *crispus*. Ruscus *aculeatus*. — Salix *fusca*. Sarracenia *flava*. Cl. XIII. steht auf der Tafel falsch *Cl. XII*. Saururus *cernuus*. Saxifraga *granulata*. Sempervivum *tectorum*. Sisyrinchium *Bermudiana*. Sorbus *aucuparia*. Stellaria *Holostea*. Stratiotes *Aloides*. — Tamus *communis*. Theobroma *Augusta*. Tripsacum *Dactyloides*. Turnera *Ulmifolia*. — Urtica *pilulifera*. — Veratrum *album*. Viscum *album*. — Xeranthemum *annuum*. — Zannichellia *palustris*.

May=

Mayland.

Osservazioni mineralogiche su la minera di ferro di Rio ed altre parti dell' Isola d'Elba di Ermengildo Pini. Bey Marelli 1777. Octav S. 110 mit Zueignung an den Cardinal Buoncompagni und Vorrede. Schon Ferber, B. v. Dietrich, Tronson de Coudrai, und neuerlich Buzzecoli, von welchem vermuthlich die kurze Beschreibung der Gruben bey Rio in dem Giornale d'Italia ist, haben die Naturgeschichte dieses Eylandes berührt, aber meistens nur kurz, und die wenigsten unter ihnen die Producte, welche sie beschrieben, in ihrer Geburtsstätte untersucht. Hr. P. hat sich drey Wochen lang daselbst aufgehalten, und alles, was er beschreibt, selbst gesehen. Elba ist fast ganz bergicht, und nicht sehr fruchtbar, doch hat sie guten Wein, und hin und wieder gute Weiden; bey Portoferrajo Salzwerke, die jährlich 60,000 Säcke Salz abwerfen; im Umfange hat sie ungefähr sechzig Florentiner Meilen; ihre Luft ist gesund, und die Wärme gemässigt; die ganze Anzahl der Einwohner nicht über siebentausend. Granit findet man zwar bey S. Catharina und in einigen Bergen der Gebiete von Portoferrajo, Campo und Marciama und einigen andern, aber er ist nicht die Hauptgebirgsart; auch ist es nicht der Wetzstein; von Serpentinstein und Tropfstein findet man ganze Berge, z. B. am Wege von Rio nach Capoliveri; zwischen Rio und S. Catharina wechselt er mit Schiefer und Kalkstein ab; bey S. Catharina selbst ist eine Grube von weissem, schwarzgrün geadertem, Marmomischio; bey Quirico Berge von Kalkstein, und diesseits und jenseits Capocalamita solche, die größtentheils aus weissem Quarze bestehen; in der Tiefe sind die Thon=

Thonschieferlagen ziemlich wagerecht, aber auf den höchsten Gebirgen wird ihre Lage oft, so wie in Corsika, mehr senkrecht; zuweilen sind die Lagen so mit einander vereinigt, daß der Winkel der einen nach und nach von den Seiten der andern eingeschlossen wird. Einer der vornehmsten Berge auf Elba ist der Magnetberg; an der Seite nach dem Meere zu findet man zuweilen Stücke von Magnet, der hier mehr nesterweise als flötzweise bricht; er zieht zuweilen sehr stark, desto stärker, je tiefer er bricht; in seiner Nachbarschaft findet man eine weisse Siegelerde; der andere Berg ist der Berg di Rio, der sich durch seine Eisengruben schon längst berühmt gemacht hat; im Umfange hält er ungefähr drey Florentiner Meilen; die Förderung des Erzes geschieht auf eine sehr einfache Art, ohne allen künstlichen Bergbau. Hr. P. hat diese Gruben hier auf der II. Platte vorgestellt, so wie auf der ersten eine Charte der ganzen Insel geliefert; die Gruben sind hier ausführlich beschrieben. Der Berg selbst ist nichts weniger, als unfruchtbar; die Arbeiter theilen die Erze in zwo Hauptarten: 1) in Ferrata, welche sehr hart und schwer ist, und den Glanz und die Farbe des Eisens hat; eisengrauer Glaskopf, und 2) in Luciola, eine Art Eisenram. Die erste führt oft eine thonichte Erde (Bianchetto,) bald von dieser, bald von jener Farbe, und von einem etwas herben Geschmacke mit sich; Schwefelkiese findet man auch bald flötz- bald nesterweise, gemeiniglich in einem eisenschüssigen Thon, häufig in diesen Gruben; zuweilen Jungfernschwefel auf ihrer Oberfläche, auch überdieß gelblichten oder weißlichten Eisenvitriol in Rinden oder Zapfen, eine Menge Siegelerden von mancherley Farben, und Eisenochern; aber we-

weder Eisenspat, noch gediegenes Eisen, (an dessen Wirklichkeit übrigens Hr. P. nicht mehr zu zweifeln scheint;) in der Nachbarschaft quellen auch viele mineralische, eisenhaltige Wasser, (in denen Hr. P. immer Vitriolsäure sucht, ohne einen Gedanken von fester Luft zu äussern.) Die Grube ist so reich, daß drey Theile von dem, was man fördert, das beste Erz sind; in einem Jahre wurden 1250 Centner davon gegraben, wovon doch das wenigste auf der Insel selbst verschmolzen wird; schon Aristoteles kannte die Insel von dieser Seite. Hr. P. glaubt, daß in dem Erze das Eisen in Gestalt eines Kalkes, ohne alle Verbindung mit Schwefel, seye, und daß das Erz keinen Schwefelgeruch beym Rösten gebe, wenn man den Kies, der zuweilen darinn eingesprengt ist, sorgfältig absondert; zuweilen läßt es sich, vornehmlich, wenn es fein zerrieben, oder der Magnet recht gut ist, schon vor dem Rösten von dem Magnet ziehen; zuweilen zeigt es sich in Gestalt schöner Krystallen, oder mit einem vorzüglichen Glanze auf der Oberfläche; das Eisen, das man daraus schmelzt, ist sehr gut, und weder kalt = noch rothbrüchig. Das Erz schmelzt ohne allen Zuschlag, und wird theils in grossen, theils in kleinen Oefen verschmolzen. Hr. P. hält diesen Berg weder für ein Werk des Wassers, noch für ein Werk des Feuers, und führt die Gründe dazu an; er glaubt auch nicht mit Ferbern, daß er eine Fortsetzung einiger Berge von Campiglia und Massa di Maremma in Toscana seye. Zuletzt noch ein Verzeichniß der Mineralien dieser Insel, von welchen wir die merkwürdigsten schon berührt haben. Baumstein, auch mit erhabener Zeichnung. Marmo mischio, oder weisser Spat mit grünschwärzlichtem Serpentin-

stein.

stein. Tropfsteine von einem Berge bey gli Sprizzi; bläulichter Chalcedon, auch mit Zeichnungen von Bäumchen, öfters mit einer weissen undurchsichtigen Thonrinde; rother Jaspis, in ganzen Haufen, gleichsam pinselförmiger Kegel, mit kleinen Quarzkrystallen übersintert; Granat; erhärteter dendritischer Thon. Braunstein. Granit mit schwarzem Schörl und Quarz, eine Wacke aus Stücken von röthlichtem durchsichtigem Quarz, durch weissen erhärteten Thon zusammengeleimt. Sehr wenige Versteinerungen. Blauer Vitriol. Eine Menge Spielarten von Schwefelkies, Eisenocher, Eisenstein, rothem und eisengrauem Glaskopf und Eisenrahm, auch andere Eisenerze, (die man genauer beschrieben wünschen möchte;) Kupferblau; Kupfergrün; Kupferkies.

Hildburghausen.

Joh. Fr. Glasers, der Arzneygelahrheit Doctors, Churfürstl. Sächs. ordentlichen Amts- und Stadtphysikus zu Suhla —— fernere Erörterung und Aufklärung seiner verbesserten Preißschrift von Verbesserung der Feuerlöschanstalten, — wider den Hrn. Kammerassessor J. W. Heinemann — bey J. G. Hanisch. Octav 120 S. Bey persönlichen Angriffen gewinnt nicht leicht das Publicum; es liessen sich auch sehr wohl, bey besserm Einverständniß, die Räthe von beyden Theilen vereinigen und verbinden, und so würden beyde Streiter Dank verdient haben. Indessen ist es dem Hrn. D. Glaser zu verzeihen, wenn er sich, so gut er kan, zu vertheidigen sucht. Die Schrift des Hrn. Kammerassessors Heinemann ist Gött. Anz. 1777. S. 756 angezeigt. — Was wir im Lesen Nützliches bemerkt haben, ist folgendes: Lord Ma-

Mahons feuerfester Holzüberzug aus Sand, Kalch und Heu ist viel zu dick, zumal für Latten, Schränke s. w. Bey dem Versuche einer ähnlichen Erfindung in Paris am 6. Dec. 1777. vermißt Hr. D. Gl. die genauere Nachricht. (Seitdem ist nun auch von einer ähnlichen Erfindung zu Brüssel gesprochen worden.) — Das trübe Aschenwasser, oder die Lauge, empfiehlt er beym Feuerlöschen billig mit Nachdruck. — Auf die Erinnerung, daß seine Vorschriften und Anstalten viel zu zahlreich seyen, antwortet Hr. Gl. selber so: daß es nur ein nützlich zu brauchender Stoff von Vorschlägen sey, aus welchem jedes Orts das Schickliche und Passende gewählt werden müsse. Es bleibt also auch hier, wie in andern praktischen Theilen, das Schwerste übrig: die Anwendung des Allgemeinen auf jeden einzelnen Fall; wobey man aber doch das Allgemeine nothwendig kennen muß. Noch von den mit Rasen belegten Dächern, wie sie in Schweden üblich sind.

Lemgo.

Im Verlage der Meyerschen Buchhandlung 1778. Octav: Xenophons sämmtliche Schriften. Aus dem Griechischen neu übersetzt von A. C. Borheck, berufenen Rector des combinirten Stadtlyceums zu Neusalzwedel. Erster Theil, die Kyropädie. 396 S. Die Belohnungen, auf welche unsere Uebersetzer der Alten rechnen können, sind noch nicht so beschaffen, daß sie uns berechtigten, grosse Forderungen von Aufwand an Zeit und Fleiß an sie zu machen. Gegenwärtige Uebersetzung ist in den Händen eines gelehrten und fleissigen Schulmannes, der insonderheit die griechische Litteratur zu seinem Geschäfte macht

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

2tes Stück.

Den 9. Januar 1779.

Göttingen.

Teutsche Reichsgeschichte in ihrem Hauptfaden entwickelt vom geheimen Justizrath Pütter zu Göttingen, in Verlag der Witwe Vandenhoeck 1778. Unter diesem Titel liefert der Hr. geh. Justizr. P. eine ganz neue Ausarbeitung, die sowohl von seinem Handbuche der Reichshistorie, als von dem Grundrisse der Teutschen Staatsveränderungen gänzlich unterschieden ist. Es schien ihm noch an einem Buche zu fehlen, das nur dazu gewidmet wäre, den Hauptfaden der ganzen Geschichte in einem Zusammenhange zu entwickeln. In dieser Absicht wird hier Teutschland erst von den ältesten Zeiten her nach seiner damaligen Beschaffenheit, sowohl was Grund und Boden, als was die Einwohner betrifft, und zwar der letztern Character, Beschäftigungen und Bedürfnisse, wie auch ihre Ausbreitung und Abtheilung in mehrere Völker beschrieben. Von da aus wird nun ferner gezeigt, wie nach und nach

unsere Nation zu mehrerer Cultur, und durch all Perioden der Geschichte hindurch endlich in ihr jetzige Lage gekommen sey. Alles das wird hie nicht in einzelnen abgebrochenen Sätzen, sonder in einer an einander hangenden Schreibart vorgetragen. Noch bey dem Westphälischen Friede wird den, von demselben her bemerklich gewordenen, Veränderungen in der Verfassung des Teutschen Reichs und der dazu gehörigen Länder un Städte ein eigener Abschnitt gewidmet, wo insonderheit die Vortheile der Landesherrschaften vo diesen Zeiten her, so wie hingegen die nachtheiligen Veränderungen für die meisten Städte, imglei chen Gewinn und Verlust für den kaiserlichen Hof nebst den Veränderungen im neuern Völkerrechte und die Folgen der fortwährenden Religionstrennung näher aus einander gesetzt werden. Di Geschichte selbst wird bis auf die Preussische Einrückung über Nachod in Böhmen im Julius 1778 fortgeführt. Bey den meisten Abschnitten sind di wichtigsten gleichzeitigen Geschichtschreiber namhaf gemacht. Einzelne Stellen aus Geschichtschreiber oder Urkunden sind nur hin und wieder in Anmerkungen eingerückt, nicht als ob es in einem solche Buche nöthig wäre, jeden Satz gleich mit Beweise zu belegen, sondern um allenfalls zu eigener Nachforschung mehrerer ähnlicher Quellen zu reizen. Ei ausführliches Register und eine Anzeige von Druckfehlern macht den Beschluß des Buchs. Den letztern verdient doch noch beygefügt zu werden daß S. 543 Z. 6. das Wort Braunschweigische aus gelassen ist. Ohne Titel, Vorrede, Inhalt un Register mit zu rechnen, beträgt das ganze Wer 544 Seiten in groß Octav.

Amsterdam.

M. Rey verkauft: Legislation Orientale — par Mr. Anquetil Duperron, de l'Acad. R. des Inscr. et Belles Lettres. 1778. groß Quart 312 S. und noch Register. Angekündigt war das Buch vorhin unter einem mehr angemessenen Titel: Le Despotisme considéré dans les trois Etats —— Der Verf. will zeigen, daß man in Europa von dem sogenannten Despotismus im Orient einen ganz irrigen Begriff hat, und dieß soll an den drey grossen Reichen, der Türkey, Persien und Industan, erwiesen werden. Daß wir Europäer Vorurtheile über die Asiaten haben müssen, ist natürlich; aber der Verf. hat es vorzüglich mit dem Hrn. von Montesquieu zu thun; bey ihm mußte alles zu einem witzigen Gedanken gedrehet seyn; selbst bey dem Principium, das er für die verschiedenen Regierungsarten annahm; in despotischen Reichen soll nur ein Wille, eine Willkühr, seyn, ohne Gesetz, ohne Regel, und so stellte er im Despotismus eine Regierungsart auf, die in dem Umfang und mit allen den Folgen, die er daher ableitet, nirgends ist. Einzelne Regenten, einzelne Regierungen, Zeiten der Unruhen und der Kriege, können für alles einzelne Beyspiele darbieten; aber die natürlichen Verhältnisse der Dinge und der Menschen lenken überall von sich selbst wieder ein. Der Verf. erinnert sehr wohl zu mehrern Malen, der Mißbrauch der höchsten Gewalt macht Ausnahmen; aber er ist kein Maaßstab des Rechts und des Rechtmässigen. Also am Ende, geht es in jenen Staaten, die Mißbräuche abgerechnet, nicht viel schlimmer und nicht viel besser zu, als in andern monarchischen Staaten. Der Verf. hat drey Abschnitte gemacht. Im

ersten bestreitet er überhaupt die gewöhnliche Vorstellung vom Despotismus. Und hier thut er uns am wenigsten Gnüge. Ein grosser Theil ist Declamation und Wiederholung; dann wird jeder Beschuldigung, welche der von Montesquieu den Reichen im Orient macht, ein und das andere gegentheilige Beyspiel von Gerechtigkeit und Mässigung entgegengesetzt. Auf diesem ganzen Wege läßt sich aber zu nichts Festbestehenden gelangen. Eben das ist den unumschränkten Reichen eigen, daß der sittliche Charakter des Regenten fast alles bestimmt; daß ein guter Prinz unendlich viel Gutes thun kan; aber bey der Erziehung, welche Prinzen gemeiniglich haben, wie viele Schwache, Verdorbene, Schlechte, muß es nicht statt eines Guten geben! Die einzelnen Beyspiele gegen einzelne Beyspiele beweisen also, unserm Erachten nach, nichts: eher bestätigen sie die Haupteinwürfe, die wir dem Despotismus machen würden: daß diese Regierungsform zwar die einfachste, und eben deswegen die der Kindheit und Unwissenheit des Menschengeschlechts angemessenste Form ist; daß aber eben daher zu wenig Bestimmtes und Festgesetztes darinn ist, und daß folglich der Willkühr des Regenten, dem Spiel der Leidenschaften, dem Grad der Einsichten gar zu viel überlassen bleibt s. w. Unter aufgeklärten Völkern kan und muß sie gemildert seyn; aber in unwissenden Zeitaltern und Völkern, und bey einem grossen Umfange der Provinzen, und noch mehr in einem eroberten Reiche, muß sie die Rechte der Menschheit zertreten; alle Aufklärung aber, durch die sie gemildert werden könnte, hält sie noch mehr auf. Gleichwohl macht die Einschränkung des menschlichen Verstandes, daß für grosse Reiche sie die einzige anpassende Regierung

ist,

ist, und daß über kurz oder lang sich alles dahin neiget; vieles wird alsdann dem Despotismus Schuld gegeben, was eigentlich die Folge von dem grossen Körper war, der zu bewegen und zu lenken ist. — Mehr zur Sache scheint der zweyte Abschnitt zu führen: In den drey grossen Reichen, der Türkey, Persien, Industan, hängt nicht alles vom Willen des Prinzen ab, sondern es sind geschriebene Gesetze vorhanden, und, was diesem gleich gilt, eingeführte Gebräuche; in allen drey Reichen, so weit die Mohammedische Religion geht, ist der Koran mit seinen Auslegern, an welchen der Souverain selbst gebunden ist, und sich förmlich dazu verpflichtet; vorhin die Jasa, das Gesetzbuch vom Dschengis Khan, aus dem sich vieles im Gebrauch erhalten hat; in Indien die Vedams und Shaster. Bey der Thronfolge giebt es eine Erbfolge, aber zuweilen auch eine Wahl; zu Constantinopel eine Schwerdumgürtung im Divan, und eine Einführung; in Persien eine Krönung, in Industan eine Einweihung; überall eine stillschweigende oder laute Beschwörung der Gesetze. Das Leben seiner Unterthanen hängt nicht bloß von seinem Worte ab; er spricht als Richter das Todesurtheil, und nur in Fällen und unter Formalitäten, die das Gesetz vorschreibt. In den Gerichten giebt es Formalitäten, in Privatsachen Contracte, Erbschaften s. w. Also ists weit gefehlt, daß dem Willen des Prinzen alles überlassen wäre. Ueberall bringt der Verf. die sich einander widersprechenden Zeugnisse und Aussagen der Reisenden und der Schriftsteller bey; dieß ermüdet gewaltig; und überhaupt muß der Leser bey Ordnung und Stellung der Sätze selbst etwas thun. In Ansehung der Türken ist der Englische Gesandte bey der Pforte, Hr. Porter, ein gültiger

Währmann. Der Koran enthält die Grundsätze des bürgerlichen und peinlichen Rechts; alles was Personen und was Güter angeht; und das Recht ist desto heiliger, weil es auf Religion gebaut und selbst göttlicher Ausspruch ist. Zwar ist es allgemein und einfach; weil der Koran in Zeiten gegeben ist, wo die Sitten einfach waren. Dieß war der Fall mit den Salischen, Ripuarischen und andern Gesetzen. Auszug aus dem Koran S. 112 f. auch die Jasa vom Dschengis Khan ist noch nicht nach Europa gebracht; man kennt sie bloß aus dem Auszug bey Petis de la Croix, der hier S. 107 eingerückt ist. Endlich der dritte Abschnitt: es ist nicht wahr, daß in jenen drey Staaten der Prinz der Eigenthümer aller Länderenen wäre; vielmehr giebt es darinn allerdings ein Eigenthum des Besitzers. Der Großsultan erbt bloß in den Fällen, wo er Oberlehnsherr ist, und doch auch dieß hat Ausnahmen: die Zaimets und Timars sind erblich. Was einer frommen Stiftung übertragen wird, vererbt sich auch. Ein merkwürdig Beyspiel von einem alten Weibe, das ihr Haus zu Erweiterung des Palais für den Großvisir bey allen Anerbietungen durchaus nicht hergab. In Persien giebt es sogar erbliche Stellen. Der Sultan hat bloß seine Domänen als Eigenthum. In Industan gehört das Land dem Prinzen überhaupt nicht weiter zu, als in so fern Abgaben davon erhoben werden; so weit ließ sich auch in Europa sagen, das ganze Land gehört dem Fürsten; Sonst aber hat jeder Besitzer sein Land und seine bewegliche Habe eigen. Die Fürstenthümer und Länder der Rajas sind ihnen eigen. Willkührlich kan der Prinz bloß verfahren mit seinen Domänen, und mit den Lehnen, die von ihm vertheilt werden; und doch ist er auch hierinn eingeschränkt. Alle Kronbedient

abe

aber sind Lehnsleute. Jeder Privatmann beerbt den andern ungestört. Hr. d'A. rückt einen ganzen Kaufcontrakt über ein Haus ein, den er von Surate mitgebracht hat; die darinn enthaltenen vielen Formalitäten bestätigen noch deutlicher, daß in Industan ein Eigenthum ist. Die Gesetze und Rechte der Hindus kennen wir nun näher aus dem Code of Gentoo Laws (Zug. 1778. 16. St.) Dow giebt vom Despotismus in Industan die unrichtigsten Begriffe; da sie dennoch bey der Ostindischen Handlung Englands die herrschenden Begriffe zu seyn scheinen, so müssen sie auf das Verhalten der Engländer in Bengalen unselige Einflüsse haben: gegen ein Volk, dem man kein Eigenthum zuschreibt, kan man sich alles erlauben. Es sind hier Stellen und Gesinnungen der Englischen Schriftsteller beygebracht, vor denen die Menschheit schaudert. Noch folgen einige Anmerkungen, die unter dem Text zu weitläufig waren. S. 190 Verzeichnung einiger vorzüglichen Orientalischen Schriftsteller, und S. 193 f. sogar einige Blätter übersetzt, von einer Staatszeitung des Hofs zu Dehli in 1742. Eingerückt ist des Hrn. Dow ganze Abhandlung vom Despotismus in Industan aus seiner Geschichte von Industan mit Anmerkungen des Hrn. d'A. S. 233 f. die Bestallungen der obern Staatsbedienten in der Rechtspflege, Policey und Finanzverwaltung, aus dem Akbar-namah des Abulfazel; auch die Bestallungen der obersten Kriegsbedienten. Hr. d'A. kündigt noch fernere Werke an: drey Wörterbücher, ein Malabar-Französisches, ein Telongu-Französisches, und ein Samskretam-Französisches, dann eine Uebersetzung vom Upnakhat, das ein Auszug aus den vier Vedam ist: Hr. d'A. fügt nicht bey, ob er das Original in Samskretam vor sich hat, oder die Persische

Uebersetzung, welche Dara Schako, ältester Pri
von Schah-Dschehan, 1656. zu Dehli mach
ließ. Noch am Ende stehen sehr wichtige Eri
nerungen über den oben gedachten Code of Ge
too Laws; Hr. d'A. findet, es sey bey dess
Abfassung sehr geeilt worden, man habe pa
theyische Brahmen dazu genommen, und die
hätten nicht die Gesetze von ganz Industan, so
dern bloß die Gesetze von Bengalen, Bahar u
Ud vor sich gehabt; der Englische Uebersetze
Hr. Halhed, habe das Samskretan nicht versta
den, und besitze auch keine Indische Litterat
überhaupt nicht: die Sammlung bleibe indess
doch schätzbar.

London.

Voriges Buch veranlaßt uns, eine mit eine
Hauptstücke desselben verwandte Schrift nachz
holen: The Ayin Akbary: or the Institutes
the Emperor Akbar. Translated from the Orig
nal Persian. 1777. Quart, bey Richardson u
andern. Der grosse Sultan Akbar († 1605) li
durch seinen nicht weniger grossen Minister Abu
Fazel ein statistisches Werk über sein eigenes Reic
eine Art von Commentarii imperii, aufsetzen, d
die Einkünfte und Ausgaben des Reichs, und da
unter eine Beschreibung jeder Provinz mit ihr
Producten; die Kronbedienten, ihre Geschä
und ihre Besoldungen; die Truppen; den Ka
serlichen Haushalt, bis auf die täglichen Au
gaben; die verschiedenen Maasse, Gewic
und Münzen im Reiche s. w. hierauf im dr
ten Theile, eine vollständige Nachricht von d
Hindus, ihrer Religion, Litteratur, Gebräuch
s. w. enthielt. Hr. Jones prieß dieß Werk

s

seiner Persischen Grammatik (S. 142) an. Ein Hr. Francis **Gladwin**, der die Vorrede unterschreibt: zu Calcutta 21. Jan. 1776., übersetzt dieß Werk ins Englische, sammlet Zeichnungen zu allem, das es enthält, und hier ist eine Probe davon gedruckt: es ist die Subah oder Statthalterschaft von Bengalen; sie enthält, die Steuerlisten ungerechnet, nicht weniges zur Land- und Erdbeschreibung gehöriges. Unter Akbar enthielt das Reich Hindustan 150 Provinzen, 2737 Stadtgebiete, und 12, nachher 15, Subahs, oder Statthalterschaften, denen ein Subahdar vorgesetzt ist. Die angränzenden Länder von Bengalen. An Ascham stößt Tibbut (Thibet,) dieß grenzet an Khata, durch welches der Weg nach Maha oder Mâ-dschîn (Schina) geht; die Hauptstadt von Khata ist Khan Balig (völlig wie Marc Polo u. a.) — Bey diesen Gränzprovinzen ist uns verschiedenes noch dunkel. — Orisa (Orixa) die jetzt noch bekannte Pagode Jagumat: damals war sie sehr beträchtlich. Die Speisen wurden damals den Götzenbildern täglich in solcher Menge vorgesetzt, daß zwanzigtausend Menschen davon essen konnten. Ein ungeheuer Gebäude, das dabey stand, mit Figuren in Stein. Bengalen enthielt damals 23,330 Mann Reuterey, 801,150 Fußvolk, 1170 Elephanten, 4260 Kanonen, und 4400 Fahrzeuge. — Noch ist angehängt eine Probe von einem Asiatischen Wörterbuch, das der vorhin genannte Hr. Fr. Gladwin in drey Quartbänden im Preiß von vier Guineen, herausgeben will. Der erste Theil wird das Arabische, Persische und Hindustanische oder Mohrische enthalten.

Frankfurt am Mayn.

Bey Andreä sind 1778. gedruckt: **Vermischte medicinische Schriften**, von **M. A. Weikard**, Fürstl. Fuldaischen Leibarzt, **Erstes Stück**. 293 Seiten in Octav. Das Werk besteht aus verschiedenen, unter sich weiter nicht zusammenhängenden, Abhandlungen und Aufsätzen. Schnupfen, Flüsse und dergleichen Krankheiten rühren keinesweges von unterdrückter Ausdünstung her, sondern vielmehr von etwas Schädlichem in der Luft, das in den Körper dringt. Wir verwundern uns, zu sehen, daß Hr. W. diese Meynung als so gar neu behandelt; **Keil** hat ja schon das nemliche fast bis zur Ueberzeugung erwiesen, und **Huxham** hat sich viel bey dergleichen Gedanken aufgehalten. Der letztere wagt es sogar, zu sagen, es drängen sich bey der sogenannten Verkältung particulae nitro-aereae in die einsaugenden Gefässe und machen den Catarrh. Wenn aber gleich eine gehemmte Ausdünstung an und für sich selbst keine Flüsse und was dem ähnlich ist, hervorbringt: so möchten wir dennoch dieselbe, dem Hrn. Verf. nach, nicht so ganz und gar gleichgültig für die Gesundheit ansehen. Aus der Analogie hat man auch gewiß keinen Grund, anzunehmen, daß dasjenige, was die Natur unbedingt zum Auswurfe bestimmt hat, auch ohne allen Nachtheil im Körper zurückbleiben könne, wenn gleich ein Surrogat vorhanden ist, wodurch den daher entstehenden Unordnungen einigermassen und oftmals vorgekehrt wird. **Moneta's** auch nicht so neue Methode, die Catarrhen, gegen die gewöhnliche Weise, innerlich und äusserlich mit kaltem Wasser zu behandeln, und Salmiak, Salpeter und Weinstein

stein zu geben, hat er heilsam gefunden; aber wir sehen doch, daß er das kalte Waschen der Brust nur erst bey zurückbleibenden Husten, wenn der Catarrh abgenommen hat, empfielt; und das würde uns doch auch eher gefallen, als im Anfange, die Theorie möchte auch sagen, was sie wollte; jedermann weiß aus eigener Erfahrung, daß alle Kälte im Anfange eines Schnupfens dem Körper sehr unangenehm ist; das ist wohl gewiß ein Fingerzeig der Natur. Sonst hat der Hr. Verf. einen merklichen Grund für seine Meynung nicht angeführt, es sind die Masern, die die entsetzlichsten Catarrhen machen, durch Ansteckung; auch gemeine Catarrhen theilen sich mit. Doch wir müssen diesen Abschnitt verlassen. Ein viertägiges Wechselfieber mit Verdoppelungen wurde bey einem schwangern Frauenzimmer mit einem *Cataplasma* aus Fieberrinde auf den Unterleib geheilt. Der zu einem andern Zwecke gebrauchte Bisam bewies sich als ein starkes Aphrodisiacum bey einem Alten. Die Milchversetzungen richten dennoch, gegen **Meckels** Meynung, grosse Uebel an; die Sache ist wohl ausser Zweifel. Das Sinnberger Wasser im Fuldaischen, sey ein sehr sanftes, geringhaltiges und dennoch sehr wirksames Wasser, ohne Eisen (wie auch das zu Pfeffers in der Schweiz ist,) das sonderlich empfindlichen Personen erträglich und angenehm sey; bey zärtlichen Hypochondristen, Gichtischen und zum Stein und Verstopfungen der Eingeweide Geneigten besitze es viele Kräfte. Sonderbar wäre die Wirkung des Camillenöls, das auf den Wirbel und in die Schläfe eingerieben wird, und vermittelst wässeriger Stühle die Wassersucht heilt, wenn sie sich bestätigte. Die alten Pastinakwurzeln erhalten dadurch, daß sie den Winter über in der

Erde bleiben, giftige Kräfte, und haben gewi völlig wie Schierling: wenn es nicht wirkli Schierling war, denn der Verf. hatte sie nic selbst gesehen; es ist fast nicht möglich, daß d Aufbewahrung in der Erde, statt im Keller, a dem unschuldigen Gewächse ein so giftiges soll machen können. Ein Sterben unter dem Vie im Fuldaischen, das allerdings höchst wahrschein lich vom faulen Wasser herrührte, das man abe durchaus lieber von übernatürlichen Ursachen he leiten wollte. Die Schlagflüsse rühren gar nich immer von einem Drucke des Gehirns her, es geb auch unsichtbare Ursachen derselben; der Rec. ha längst ähnliche Gedanken irgendwo geäussert; abe dennoch den blutigen Schlagfluß ganz zu verwer fen, ist zu viel: das Blut wird doch unregel mässig mit Heftigkeit nach dem Kopfe dränger können, wie nach andern Theilen, (wir haben einen Mann eines plötzlichen Todes, wenn man will, am Schlagflusse, sterben sehen, der ledig lich eine Ergiessung des Bluts in der Leber zum Grunde hatte,) und Gefässe zersprengen, es thut es: das ist Schlagfluß; die Ursache kan ja dennoch im Unterleibe sitzen. Die Ursache der jetzo häufigern Nervenkrankheiten liegt (ganz richtig und offenbar) in unserer heutigen Erziehung und Lebensart, man schwächt sich die Nerven durch überspannte Gefühle, durch die die Leidenschaften immer wachhaltende Lectüre empfindsamer Romanen, durch fast alle die beliebten Verfeinerungen in den Sitten, selbst durch das sogenannte Courmachen; (unsere Damen bringen fast den ganzen Tag im Winter mit erschlaffendem Sitzen, Vormittags am Putztisch, Nachmittags in Gesellschaft zu, und stärken sich gegen Abend — mit Thee. Die kraftlosen Nerven können die Gichtmaterie

z.

z. B. nicht nach den äussern Theilen stossen, sondern behalten sie auf sich sitzen, und werden gepeinigt.) Gichtmaterie mag oft die Ursache von Nervenkrankheiten seyn, und oft endigen sie sich in Gicht, aber uns dünkt, nicht so allgemein; manche Nervenkrankheit hat sich in Hämorrhoidalzufälle aufgelöst, in Ausschläge und Geschwüre, und umgekehrt; zuweilen verschwindet das Uebel mit den moralischen Ursachen, die es veranlaßten; einigen Personen macht jede Verkältung, alles was andern Schnupfen verursacht, Nervenbeschwerden, wo ist da die verstreute Gichtmaterie des Verf.? Der Aufsatz von dieser Art von Gebrechen ist sonst der beträchtlichste dieses Bandes, und füllt wohl zwey Drittheile desselben an; er enthält viele wohl gedachte und gut beobachtete Dinge, und auch die eigene Krankengeschichte des Verf. Eine noch geringe Nervenkrankheit wurde sehr heftig auf einige electrische Stösse; der Verf. schließt daraus, daß Brydone Recht habe, zu sagen, Nervenkranken müsse man vielmehr electrische Materie geben als nehmen. Einige Flecken in der Sprache und manche Unannehmlichkeiten von Seiten des Geschmacks sind dem sonst trefflichen Verf. wegen der Orte, wo er auferzogen ist und lebt, wohl zu vergeben. Mit Vergnügen sehen wir dem folgenden Theile entgegen. Zuletzt sind einige Arzneyformeln, wohl bloß der Kürze halber, beygefügt, auf die der V. sich oftmals bezieht.

Paris.

Bey Didot dem jüngern ist A. 1777. in groß Octav abgedruckt: Dissert. sur l'huile de palma Christi ou l'huile de Ricin, communement l'huile de Castor, l'histoire, la proprieté de cette huile, l'usa-

l'usage dans les maladies bilieuses, calculeuses et autres par M. Canvane, Medecin à Bath etc. traduit par M. Hamart de la Chapelle, auf 129 S. mit einer Einleitung von 18 S. Zuerst dieselbe. Hr. Hamart beschreibt das Oel: es ist etwas gallertig, mischt sich nicht gerne mit Wasser; er giebt es gern mit Zucker ein. Er merkt dabey an, daß Hr. Canvane ein gar zu geringes Gewicht vorschreibt, und daß vier Löffel voll, die zwey Unzen ausmachen, nicht mehr als zwey bis drey Stühle zuwege bringen. Man könnte freylich mehr nehmen, würde aber sich brechen. (Es ist hier ein Irrthum im Oele; in den Zuckerinseln giebt man nur ein Caffeelöffelchen voll.) Man mischt das Oel zuerst mit Gummi und Wasser, und dann schlägt man Münzenwasser dazu. Dieses Oel müsse frisch und ohne, auch nur in etwas, anzuziehen seyn. Gefährliches habe es nichts; man habe zur Ungebühr das Oel des Wunderbaums Ricinus mit dem Oele des ricinus americanus verwechselt. Zwar habe Hr. H. dieses Mittel nur seit etlichen Monaten gebraucht, könne es aber für ein gewisses abführendes Mittel anrathen: man solle trachten, dieses Oel frisch aus Amerika zu ziehen. Zu Brest sey es sehr bekannt, und ein dortiger Arzt, D. Vidier, vertreibe damit den Kindern die Würmer. Nun Hr. Canvane. Seine Vorrede. Hr. Hamart vertheidigt wider ihn den Gebrauch stark bewegender Mittel im dürren Grimmen. Der Saamen selbst ist sehr scharf, doch wagen es die Mohrensclaven, wenn sie von der geilen Seuche leiden, ein und auch zwey Körner zu nehmen; man ist auch auf drey gestiegen, wie wir zuverlässig vernehmen. Hr. C. habe in Jamaica das Oel zum Salat gebraucht, und sey dadurch ein paarmal zum Stuhl gereizt worden. Als ein Klystier oder ein Ueberschlag (embrocation) ist es wider die Würm

zuverlässig. Man sammlet die Kerne, zieht die federhafte Schale davon, stößt sie in einem marmornen Mörser, siedet sie mit achtmal so vielem Wasser, und nimmt das oben schwimmende Oel ab. Man erhält auf diese Weise mehr Oel, aber von geringerer Art. Einige Krankengeschichten und Curen. Unser Freund, Hr. Thierry, hat es in Madrit in dem dürren Grimmen stark und nützlich gebraucht. In Amerika scheine die viele Limonensäure die Ursache an eben diesem Grimmen zu seyn. De Haen hat eben das Oel im dürren Grimmen eben so nützlich befunden, das aus dem mineral. Bleydunste entsteht: er gab es als ein Klystier zu 8 Unzen. Zuerst läßt man in diesem Grimmen brechen und braucht alsdann das Ricinusöl. Fast mit versicherter guter Wirkung hat man nun einmal den verstopften Leib überwunden und hat keine Ursache mehr, besorgt zu seyn. In den Fiebern, und zuerst in der brennenden Art (ardentes), giebt man alle 2 Tage zwey Löffel voll in den bösen Tagen, und in den sogenannten guten alle 6 Stunden drey bis vier Unzen Milch aus diesen Ricinusöl. Die Milch macht man mit Mandeln, und noch einem Ricinuskern. Die gute Wirkung von 2 Löffeln in der Bräune. Im gelben Fieber läßt man zuerst brechen, und giebt das Oel oder die Milch. Ein anderes Beyspiel nützlicher Wirkung ist in einem hitzigen Magenfieber, mit stinkenden Stühlen und Athem, schreckhaften Träumen, das eben des Hippokrates dreytägige Fieber sey. Wiederum ist es dienlich bey der Galle, und beym Schwämmchen, das H. C. umständlich beschreibt. Ein M. Renaudet habe das beständige Blasenpflaster gebraucht. In den fäulesten Fiebern braucht sonst Hr. C. die Vitriolsäure. Wider dieses Americanische Schwämmchen aphthae diene auch das Bad. Der allgemeine Krampf, tetanus.

Hr.

Hr. C. braucht hier den Biesam und den Mohnsaft. In der That habe dieses Oel etwas steinbrechendes. Auf Hrn. C. wirkt das Oel stärker, und drey Löffel voll bringen ihm bis acht Stühle zuwege, und führen auch den Sand ohne Schmerzen aus. Man habe wider das Grimmen ein gutes Mittel in America, das aus dem Rettichgeschlecht sey. Das Ricinusöl dient auch den oft verstopften Gelehrten. Wider den geilen Fluß dient es auch, und nichts sey in der Welt dem Auszehren kräftiger zuwider. Es führe auch nützlich fast in allen Anfällen des Podagra aus.

Leipzig.

Bey Kummern tritt eine Zeitschrift an das Licht, wovon das erste Stück 6. Bogen in 8. hält, und dem von Monat zu Monat mehrere Stücke folgen sollen: Zuverlässige Nachrichten von dem über die Bayrische Erbfolge in Teutschland entstandnen Kriege. Unter so vielen ähnlichen Schriften gedenkt sich der V. durch Unpartheylichkeit und Zuverlässigkeit auszuzeichnen: Diese gründet er hauptsächlich darauf, daß er Erzählungen aus beyderseitigen Berichten liefern, und, daß er für sich nicht urtheilen, sondern blos historisch oder auszugsweise alles vorbringen will, was von den in Irrung gerathnen Höfen in öffentlichen Schriften, auf welche er überall verweißt, beygebracht worden ist. Bey Anführung der vornehmsten Personen und der Länder und Städte sezt er in der Anmerkung Nachrichten von ihrem Geschlechte, Titeln und Ehrenstellen bey; auch, bey angeführten Orten geographische Erläuterungen. Dieß erste Stück verspricht allerdings einen nützlichen Unterricht.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

3tes Stück.

Den 16. Januar 1779.

Göttingen.

Bey Dieterich: Commentatio in verba novissima Davidis 2 Sam. 23, 1-7. auctore Trendelenburg. Eine kleine, nur anderthalb Bogen betragende Schrift, die aber den V. als einen jungen Gelehrten ankündigt, von dessen Kenntnissen in den Sprachen des Orients, und gesundem Geschmack in der Auslegung sich das Studium des A. T. einst sehr viel Nützliches versprechen kan. Die grossen Schwierigkeiten des Liedes sind bekannt, und noch keine der bisher gegebenen Erklärungen dürfte wohl für den Kenner befriedigend seyn. Hrn. T. leitete die Bemerkung einer einzigen Variante in den LXX auf Jdeen, die dem ganzen Gedicht eine völlig neue Wendung geben, und schon daher Aufmerksamkeit und Prüfung verdienen. Wir zeichnen nur das dem V. Eigene aus, ohne alles hinzugefügte Urtheil, das ohnehin, da er unter uns lebt und mit Beyfall studirt, partheyisch scheinen könnte. Der von allem

Dichterschmuck entblößte Gedanke des Liedes ist dieser: **Von Jehoven erwart' ich ein daurend Glück meiner Familie als Lohn meiner Frömmigkeit.** Dieser Sinn wird auf folgende Weise erläutert. Statt מושל V. 3. wird gelesen מְשֹׁל (so die LXX wenigstens im ersten Gliede gewiß,) und übersetzt: **Spottlied**, vergl. Ps. 44, 19. 15. Hab. 2, 6. Jes. 14, 4. Der 4. V., der antithetisch dem 3. ist, enthält ein sehr dichterisch Gemählde des Glücks des Frommen, und besteht aus drey gleichen Membris, die eben so viel verschiedene Bilder von Glückseligkeit ausdrücken. Vor שמש und דשא muß כ ergänzt und יזרח zu beyden gezogen werden. Der 5. V. enthält denselben Gedanken, nur angewandt auf des Dichters Familie. כי לא beydemal im 5. V. statt הלא, Jud. 21, 22. Hiob 5, 6. Endlich V. 6. 7. Ein neues Gemählde des Unglücks des Gottlosen. Aus der angehängten Uebersetzung theilen wir diejenigen Stellen mit, aus denen die Hauptidee des Verf. sich auf einmal übersehen läßt. "Sey der Fromme der Welt „ein Hohn. Sey Frömmigkeit ein Gespött. Doch „wird er wie Morgenroth hervorgehen; Wie die „Morgensonne ohne Gewölk. Wie nach Sonnen„schein und Regen Gras aus der Erde. — Sollte „nicht so mein Haus seyn vor Gott? — Wie? „meine Hoffnung und mein Glück, Sollt' es denn „nicht blühn?"

Frankfurt an der Oder.

Bey Strauß ist 1778. Octav erschienen: **Portugiesische Grammatik. Nebst einigen Nachrichten von der Portugiesischen Litteratur und von Büchern, die über Portugall geschrieben sind. Von**

der

der Grammatik selbst hören wir diejenigen, welche die Sprache verstehen, so urtheilen: sie scheine zu Erreichung der Absichten, die der Verf. sich dabey vorgesetzt hatte, vollkommen hinlänglich. Er erklärt sich selbst dahin, daß er vornehmlich auf solche Personen Rücksicht genommen habe, die zwar keine wissenschaftliche Erziehung gehabt, aber doch von den zum Bau einer Sprache gehörigen Dingen in ihrer Jugend einige Begriffe erhalten haben. Für Gelehrte und die, welche die Sprache kritisch studieren wollen, war sie nicht bestimmt; indessen wird doch auch der Gelehrte hier und da etwas Nützliches darinn antreffen. Sie ist vollständig und hat die gewöhnliche Form und Einrichtung, die solche Sprachlehren insgemein zu haben pflegen. (Bey Bestimmung der Aussprache hätte doch angeführt werden müssen, daß die Vocale a, e, o, zween verschiedene Laute haben, worinn nicht nur die Zierlichkeit der Aussprache besteht, sondern wovon auch die verschiedene Bedeutung der Wörter abhängt. Eben so hätte die Aussprache einiger Doppellauter und Mitlauter richtiger und genauer bestimmt werden sollen. Bey dem Infinitivus, der, wie der Verf. auch bemerkt, im Portugiesischen die Besonderheit hat, einen Pluralem zu haben, hätte sollen mit angezeigt werden, daß er nicht allein dieses Besondere hat, sondern daß er auch mit den Pronomen der Personen, in der einfachen und vielfachen Zahl, in mehrern Temporibus conjugirt werden kan.) Das S. 220 f. mitgetheilte alphabetische Verzeichniß einiger Wörter, die in der Provinz Beira, auch sonst beym gemeinen Volke, gewöhnlich sind, ist in mehrerley Betrachte nützlich und angenehm. Am Ende folgen noch ein Portugiesisch und Deutsches Vocabelbuch, und einige

ge Gespräche, die denen, für welche diese Grammatik eigentlich bestimmt ist, vortheilhaft seyn können. Allein was dem Buche auch im Auge derer, denen es um die Sprache nicht zu thun ist, Werth giebt, ist die vorgesetzte 144 S. lange Einleitung von der Portugiesischen Litteratur; für die der V. überhaupt nicht sehr eingenommen zu seyn scheint; weit entfernt, daß er partheyisch für dieselbe seyn sollte. Wie man hier sieht, ist der Verf. 1762. mit dem nun verstorbenen Grafen von der Lippe in Portugall gewesen. Da bloß die Engländer Portugiesische Wörterbücher und Sprachlehren besitzen, so gedachte er schon damals dem völligen Mangel im Deutschen abzuhelfen. Die glänzendste Epoche der Portugiesischen Litteratur war nach dem Verf. unter der Regierung Johannes des Fünften, seine übelverstandene Prachtliebe lenkte sich auch auf die Gelehrsamkeit, und er stiftete 1720. die bekannte Akademie der Portugiesischen Historie, von der der Verf. sagt, ihres prächtigen Wahlspruchs, omnia restituit, ungeachtet, habe sie noch nichts hergestellt. (Brauchbarer ist doch die Nachricht von der Akademie, welche Hr. Hofrath Totze in den Hannöverischen Beyträgen 1760. S. 1010 gegeben hat.) Nach dem Beyspiel dieser Akademie bildeten sich andere: eine Reihe lächerlicher Titel von Abhandlungen dieser Akademien. Für die ganze Zeit der Portugiesischen Litteratur, von Christi Geburt an bis auf 1759. giebt der V. einen erläuterten Auszug aus der Bibliotheca Lusitana des Abbts Diogo Barbosa Machado; berechnet, und bringt die Schriftsteller, fast lauter Mönche, unter Classen nach den Orden gestellt, bey. Ueberhaupt ist ihre Anzahl 5592, und die Schriften 12435, worunter aber die beträchtlichen Werke eine sehr geringe Zahl ausmachen dürften

ten (s. S. 63.) Keine Portugiesische Bibel fand der V. in des Abbts Registern nicht; und doch ist eine vorhanden, aber sie ist von Ketzern zu Tranquebar, und zum Theil in Batavia gedruckt. (Die hiesige Universitätsbibliothek besitzt sie. Noch ist das A. T. von Almeida und Jacob op den Akker zu Batavia 1748. und 1753. in zweenen Octavbänden gedruckt, auch ein Stück vom N. T. 1717. zu Amsterd.) Ueber die Pest ist verhältnißweise mehr geschrieben, als über andere Gegenstände der Arzneywissenschaft. Ueber die Blattereinimpfung hat schon 1721. Jacob de Castro geschrieben, aber zu London: Lady Montague war nur erst mit Ende 1718. in England angekommen. (Von dem S. 37 angeführten Essai de la G. B. war der Verf. Josua Rousseau, ein Buchdrucker, welcher eine in eben so elendem Französisch geschriebene Geschichte von Portugall 1714. Quart in seinem eigenen Verlage herausgegeben hat. Die neueste Portugiesische Grammatik hat der Verf. nicht gekannt: Arte da Grammatica da Lingua Portugueza, pe lo Bacharel Antonio Jose dos Reis Lobato. Lisboa 1771. 8. sie ist Portugiesisch geschrieben, nicht weitläufig, aber doch sehr zuverläßig: wir wünschten, daß der Verf. sie hätte benutzen können.) Vom Wörterbuch, oder vielmehr Sachenbuche, des P. Bluteau. (Wir vermissen hier das neueste Lexicon, das Portugiesisch und Lateinisch auf Befehl des verstorbenen K. Josephs von dem Prof. Peter Joseph de Fonseca zu Lisboa 1771. groß Quart auf 734 S. herausgekommen, und sonderlich zum Gebrauch der Portugiesischen Schulen bestimmt ist.) Die Anzahl der Geschichtschreiber, zufolge des Auszugs aus dem Machado, beläuft sich auf 795, und ihre Werke auf 1137. (Einige der vornehmsten hätte der Verf. doch billig anführen sollen.) Die Schriften,

ken, die sich auf K. Sebastian beziehen, machen den größten Theil der Geschichtbücher aus: seine künftige Rückkehr in sein Land wird noch stark geglaubt; und so wird von den Portugiesen gesagt: ein Theil hoffe, daß der Messias, ein anderer, daß der K. Sebastian wieder kommen werde. Auch über die Exequien Johanns des Fünften ist viel geschrieben. Die bänderreichsten Werke der ganzen Portugiesischen Litteratur, sagt der Verf., sind die Geschlechtsregister des P. Adels (dieß ist wahr, aber der Verf. hätte nicht vergessen sollen, zu bemerken, daß darunter sehr wichtige für die Geschichte von Portugall sind, und daß einige viele Urkunden und Nachrichten enthalten.) Dichter hat er aus dem Machado 717 und 1006 Gedichte (bis 1759.) aufzählen können. Darunter sind allein 163 Schauspieldichter. Einige Nachrichten fügt der Verf. bey vom Zustande des Portugiesischen Theaters zu seinen Zeiten, mit Widerlegung eines Aufsatzes im Taschenbuche für die Schaubühne. Gute Nachrichten von der Censur und der Bestimmung des Preisses der Bücher in Portugall. — Noch folgen S. 66 Verbesserungen für die Nachrichten, die Portugiesische Litteratur betreffend, in Hrn. von Murr Journal, im vierten Band; Twiß's Reisen; dessen kurze Anzeige vom Camoens er vernünftiger findet, als die ausschweifenden Lobeserhebungen anderer: bey der Gelegenheit schaltet er den Inhalt der zehn Gesänge mit der Uebersetzung einiger Stanzen, welche die berühmte Episode aus dem dritten Gesang, von der Ines, enthalten, ein; und bestätigt dadurch sein Urtheil: Camoens sey ein ängstlicher Nachahmer Virgils, habe aber einzelne Schönheiten und unbeschreiblich zärtliche und wollüstige Beschreibungen, worauf man oft so ganz unver-

mu-

muthet stößt. (Im 4. Vers der 132. Stanze, die der Verf. nicht verständlich findet, beziehen sich die Worte: a quelle, que depois a fez Raynha, auf den K. D. Pedro. Von den übrigen Gedichten des Camoens, so wie von andern, insonderheit von neuern Dichtern, erwähnt er nichts.) Die Flüchtigkeit des Baretti. Die Memoires instructifs pour un voiageur sey noch das beste, um sich einen Begriff vom Lande zu machen: aber der Etat present du Roiaume de P. en 1766. ist das elendeste, lügenhafteste Buch von der Welt. (Hier bringt der Verf. bey Gelegenheit einer possierlichen Anecdote die Bemerkung bey, daß ficar nicht, sich befinden, heisse, und auch nicht die entfernteste Beziehung darauf haben könne. Man sagt aber doch ficar de sande, ficar melhor: nur hat es allein für sich diese Bedeutung nicht.) Endlich noch verschiedenes Lesenswürdige vom Marquis de Pombal über seine Staatsverwaltung und die Hauptvorfälle. Mit den 1768. aus dem Englischen übersetzt erschienenen Nachrichten von dem Portugiesischen Hofe stimmt der Verf. am meisten überein, und macht es immer wahrscheinlicher, daß die ganze vorgebliche Verschwörung wider den König ein blosser Plan der Rachgier des Ministers war.

Warrington.

Wir haben noch ein Werk anzuzeigen, welches im Jahre 1777. herausgekommen ist, und eine vorzügliche Achtung verdienet, so wohl wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes, der nur noch von wenigen in Ueberlegung gezogen ist, als auch wegen der mühseligen, fast eckelhaften und gefährlichen Untersuchungen, die der Verfasser desfalls angestellet

 hat,

hat, und vornehmlich wegen des Nutzens, den die daraus hergeleiteten Erinnerungen und Vorschläge hoffentlich haben werden. The state of the prisons in England and Wales; with preliminary observations, and an account of some foreign prisons. By *John Howard*. 489 Seiten, ohne das Register, in gros Quart. Der V. hatte, als Sherif von Bedford, Gelegenheit, den beklagenswürdigen Zustand der Gefängnisse zu bemerken; er that Vorschläge zur Verbesserung, und als er dabey von verschiedenen billigen und vornehmen Männern unterstützt ward, so faßte er den Muth, nicht allein die Gefängnisse und Zuchthäuser der Hauptstadt, sondern auch der übrigen Städte in England zu untersuchen, ihre Fehler und Mängel, auch die vortheilhaften Einrichtungen, die er finden würde, bekannt zu machen. So gar that er in gleicher Absicht eine Reise durch Frankreich, Flandern, Holland, die Schweitz und durch Deutschland, wie wir denn auch das Vergnügen gehabt haben, ihn auf seiner Reise hier kennen zu lernen. Fast überall hat er bey der Einrichtung der Gefängnisse Unbarmherzigkeit gefunden, die man bey gesitteten Nationen, welche sich so viel auf Menschenfreundlichkeit zu gute thun, nicht erwarten sollte. Leute, welche sich geringer Vergehungen schuldig gemacht haben, lernen, statt durch Einsamkeit und Unterricht zur Besserung gebracht zu werden, in Gesellschaft der ärgsten Böswichter, Uebelthaten begehen, deren sie sonst nie fähig geworden wären. Ehr Gefangene verhört und verurtheilt sind, leiden sie Elend, was die gesetzmässige Strafe weit übertrift. Leute, welche zum Theil durch Noth, zu Vergehungen veranlasset sind, so gar Schuldner, müssen, ohne durch Arbeit sich und den ihrigen etwas zu verdienen, auf Kosten des Staats darben, bis sie endlich, nach Verlust

ihrer Gesundheit, frey gelassen werden, und durch die aus den Gefängnissen mitgebrachte Krankheiten die Ihrigen anstecken. Was ihnen die Gesetze zum Unterhalt bestimmt haben, wird ihnen nicht gereicht. Der V. führt eine grosse Anzahl englischer Verordnungen an, welche wider diese groben Fehler von Zeit zu Zeit gegeben sind, aber er gesteht, daß sie fast nicht, selbst nicht in der Hauptstadt, befolgt werden. Wenn er in Gefängnissen kleiner Städte das gefährliche Kerkerfieber bemerkte, sagte man ihm, Gefangene aus Newgate, (wo gemeiniglich 200 Gefangene zu seyn pflegen), welche durch das Habeas corpus dorthin gebracht wären, hätten es mitgebracht. Stat der gesetzlich verordneten Visitationen, werden Gefangene aller Art, und fast jedes Standes, Aufsehern aus dem geringsten Pöbel, die sich von dem, was sie den Unglücklichen abzwacken oder entwenden, bereichern, oder zum Theil ernähren müssen, überlassen. Der V. dringt vornehmlich auf Reinigkeit, weswegen nicht allein Ventilators angebracht werden sollen, sondern es soll auch allemal Wasser genug vorhanden seyn, und jeder Gefangene soll, sich täglich zu reinigen angehalten werden. Die Zimmer sollen jährlich einigemale mit Lauge ausgescheurt werden, und es ist ein nichtiger Vorwand, daß sie dadurch feuchter und ungesunder werden würden. In Tothillfields-Zuchthaus, wo die Zimmer täglich gewaschen werden, fand er die Gefangenen am gesundesten. Gefängnisse sollen am Wasser, oder doch an erhabenen Plätzen liegen. Die Wärter sollen nicht mit starken Getränken oder Victualien handeln, wie in England erlaubt ist, auch sollen sie mit der Speisung der Gefangenen nichts zu thun haben. Diese sollen angehalten werden, zu gesezter Zeit (und dieß geschieht denn doch an vielen Oertern in

Deutschland) dem Gottesdienst ehrerbietig beyzuwohnen. Im Gefängnisse soll eine Tafel aufgehangen seyn, worauf das, was jedem zukömt, oder was die Gesetze jedem vermachen, z. B. die Menge Brod, u. s. w. angezeigt ist. Der Raum ist in den meisten Gefängnissen viel zu eng, und in England wird er nun noch enger werden, nachdem die allerdings unschickliche Transportation nicht mehr statt findet. Der V. hat einen Riß von einem Gefängnisse, wie es ihm am besten dünkt, gegeben. Auf den Einwurf, daß er von den Gefängnissen das Schreckhafte und Fürchterliche trenne, antwortet er sehr gut S. 76: er dränge nicht auf Annehmlichkeiten und grosse Bequemlichkeiten, sondern er verlange nur Menschlichkeit, und wünsche es möglich zu machen, daß Menschen das Elend der Gefängnisse, ohne am Körper und an der Seele übermässig zu leiden, bis zu ihrer Freylassung oder Verurtheilung aushalten können. Die Nachrichten von auswärtigen Gefängnissen gehen von S. 78 bis 147; sie hätten doch zum Theil ausführlicher, und alsdann lehrreicher seyn können. In den Pariser Gefängnissen fand er viele Reinlichkeit. (Reisende, die es nicht so gefunden zu haben meynen, müssen bedenken, daß der Verf. in Vergleichung anderer Oerter redet.) Vorzüglich fand er, daß der Vorhof sehr reinlich gehalten ward, welches die Behältnissen des Gebäudes wider gefährliche Dünste sichert. Jeder Gefangene bekömmt täglich anderthalb Pfund Brod, und seit 1753., da der Scorbut im Hotel-Dieu, wohin er durch Gefangene kam, grosse Verwüstungen anrichtete, wöchentlich reine Wäsche. In der Conciergerie waren damals 202 Gefangene, (unter diesen nur sechs Schuldner, deren Anzahl auch in den übrigen Französischen Gefängnissen

nur

nur gering war,) und sechs Wärter, zugleich so gute Ordnung, daß, als daselbst Feuer auskam, alle weggebracht wurden, ohne daß Einer entlaufen konnte. Am fürchterlichsten fand der Verf. Bicêtre, wo im letzten Winter einige hundert Unglückliche für Frost gestorben waren. Aber die grausame Bastille durfte er nicht besehen, vielmehr ward er, als er sich zu sehr genahet hatte, von einem darüber erschrockenen Wärter zurückgewiesen. Eben so ergieng es ihm, als er Grand Châtelet, Petit Châtelet und Fort l' Eveque sehen wollte; doch als er sich auf ein Gesetz vom Jahre 1717. berief, daß Leute, welche Almosen austheilen wollen, eingelassen werden sollen, erhielt er Gelegenheit, auch diese irdische Höllen zu besehen. In der Schweiz und fast in allen Gegenden ausser England fand der Verfasser das Kerkerfieber nirgend, so wie ihm Hr. Tissot vorhersagte. In Deutschland fand er die Gefängnisse an wohl gewählten Orten angelegt, auch, in Vergleichung vieler andern, reinlich; vorzüglich lobt er desfalls die Städte Hannover, Zelle, Hamburg, Bremen, Cölln; doch fand er im Zuchthaus zu Hamburg nicht die Reinigkeit, welche doch die Nachbarschaft des Wassers erleichtern könnte. Die vorzüglichste Einrichtung haben die Holländischen Gefängnisse. Das Amsterdamer Raspelhaus und Spinnhaus lobt der Verfasser sehr; alle Gefangene sehen gesund aus. Faule und Widerspenstige werden in ein enges unterirdisches Behältniß gesteckt, aber den Keller, worinn sie, wie man erzählt, pumpen müssen, fand er nicht. Aerzte und Wundärzte besuchen alle Gefängnisse fleissig. Eben so gut sind die Anstalten in den Oesterreichischen Niederlanden. Das Schloß zu Vilvorden am Brüsselschen Kanal

ist das geräumigste, was der Verfasser gesehen hat, und jeder Gefangene wird Nachts in einem eigenen Behältnisse eingesperrt. Umständlich ist la maison de force zu Gent beschrieben, wovon auch der Grundriß gegeben ist; eine Anstalt, die musterhaft heissen kan. Aber weit ausführlicher ist die Beschreibung der Englischen Gefängnisse von S. 147 bis zu Ende des Buchs. Der Verfasser hat sich alle Behältnisse zeigen lassen, die Anzahl der Gefangenen, ihre Unterhaltung, die Besoldung der Bedienten und dergleichen angegeben. Auf meiner ersten Reise durch Europa, sagt er, fand ich nichts, deswegen ich Ausländer beneiden konnte, aber auf meiner zwoten Reise, da ich die Gefängnisse untersuchte, mußte ich mich oft schämen, wenn ich die Englischen Anstalten mit den Einrichtungen der Ausländer verglich. Von Newgate ist Grundriß und Aufriß eingerückt; aber man hat bey der ganzen Anlage nur darauf gesehen, daß keiner entlaufen könne; auf Gesundheit, Besserung der Uebelthäter und Anstand ist gar nicht geachtet. S. 196 Kings Bench und Auszüge aus den desfalls ergangenen Verordnungen. Am Ende sind Tabellen angehängt, aus denen man die Anzahl der Gefangenen unter verschiedenen Rubriken, die Zahl der Verurtheilten, Hingerichteten und Transportirten ersehen kan. In den Jahren 1773., 1774. und 1775. sind aus Newgate überhaupt 1179 transportirt worden. Der Verfasser ist nicht abgeneigt, wenn seine Vorschläge guten Erfolg erhalten, in gleicher Absicht noch eine Reise durch Deutschland zu machen, vornehmlich durch die Preussischen und Oesterreichischen Länder. Das Werk ist den Mitgliedern des Unterhauses zugeschrieben, und deswegen ansehnlich gedruckt.

Gre-

Grenoble.

Bey Cuchot ist gedruckt, und zu Paris bey Ruault zu haben: Memoire pour des bois de cerf fossiles trouvés dans un puis à 14 piés 2 pouces de profondeur, in sehr groß Quart auf 24 S., mit verschiedenen bemahlten Zeichnungen. Das kleine Werk besteht doch in zwey Theilen. Im ersten rühmt ein Ungenannter den Intendanten, Hrn. von Marcheval, als einen Gönner der Naturgeschichte. Er hatte einen Sohn des Hrn. Gauthier d'Agoty zum Gefährten, der eben auch mit Farben abdruckt, denn es ist die völlige Vollkommenheit der Gauthierischen Manier, und die Farben werden mitgedruckt. Abgemahlt sind: ein Schmetterling, noch ein anderer; eine Stufe mit gediegenem Silber von Allemond, und dann die Hirschhörner selbst: allesammt sauber mit den Farben abgedruckt, so daß sie illuminirt scheinen. Den zweyten Theil machen diese vom Hrn. Foujas beschriebene, noch deutlich alkalische, Hirschenknochen, mit den Schichten der ausgegrabenen Dammerde. Hr. Foujas glaubt, ein Waldwasser habe diese Hörner zu einer Zeit dahin gebracht, da um Montelimar noch Hirsche waren. Eine kleine Anzeige von Schriftstellern, die über gegrabene Hörner geschrieben haben, von Hunderten vielleicht einer.

Vicenz.

Anton Turra, der Secretär bey der Akademie zu Vicenz, hat auf 34 S. klein Octav abdrucken lassen: de modi di procurare la moltiplicazione de bestiami, memoria. Das Vicentinische hat gegen Norden die hohen Alpen, und muß also noth-

nothwendig theils hohe Bergweiden, theils abhängende Wiesen an der Böschung der niedrigen Gebirge haben. Dennoch habe die Zahl des Rindviehes in den letztern Zeiten sehr abgenommen, und das Landvolk ist auch dadurch beträchtlich erarmet. Man setzte aus Patriotischen Absichten einen Preiß auf die Mittel, diesem Unglück abzuhelfen, der Preiß ist aber nicht erhalten worden. Hr. T. untersucht indessen die Ursachen des Uebels, da desselben Kenntniß die Ausfindung der Hülfsmittel um vieles erleichtern muß. Ein grosses Uebel sey das Fällen der Wälder, auch das zu Acker Umpflügen der Wiesen an dem Hange der Gebirge, wodurch die Erde so sehr erweicht wird, daß die Regenfluthen dieselbe abspülen, und die mit fruchtbarer Erde fast bedeckten Felsen entblößen können. Die Verminderung der Wiesen vermindert auch die Möglichkeit, Vieh zu halten, da auf der andern Seite die Vermehrung der Aecker die Nothwendigkeit des Dungs vermehrt. Man hat zwar dieses Umpflügen A. 1769. verboten, es geschieht aber dennoch. Alsdann klagt Hr. T. gar sehr über das Pensionatico: ein Wort, das wir nicht recht verstehen, das aber einen alten Gebrauch ausdrücken muß, der die Wiesen verringert und die Verbesserung derselben verhindert, das Heu aber vertheuert; es scheint ein Hutrecht an den Waldungen zu bedeuten. Man richte die Wässerung auch nicht recht ein, und verabsäume die Möglichkeit, aus den Flüssen, ohne Nachtheil der Schiffahrt und der Mühlen, das Wasser zur Verbesserung der Güter anzuwenden. Allzuviele Soldaten verringern auch die Zahl der arbeitenden Hände. Man verabsäumt den Bau der Futterkräuter, zumal auch der einheimischen Gräser, Ventolano und anderer; die Stallfutterung, die die Menge des Dunges um ein Beträcht-

trächtliches vermehrt. Man schlachtet zu Vicenz allzuviele Kälber und in einem allzuzarten Alter; man mißbraucht das Fleisch, und verderbt mehr, als man essen kan, welches wiederum das Schlachten vervielfältigt. Endlich findet man auch ein Verzeichniß von den vielen Auflagen, die auf dem Vieh liegen: allerdings Ursachen genug, das Landvolk zu hindern, Vieh zu halten, und es im Elende zu lassen, wie wir vernehmen, daß es, und eben auch in den vortrefflichen Gegenden um Padua, wirklich im Elende lebt; da hingegen der Landmann in dem weit minder fruchtbaren Emmenthal nicht unvermögend noch arm an Vieh ist, ungeachtet er nicht mehr, als das dritte Korn schneidet, und noch darüber dem öftern Hagel unterworfen ist; aber das Wässern der Wiesen und das Vieh ersetzen alles.

Frankfurt am Mayn.

Franz Ludw. Cancrinus, Hochf. Hessen-Hanauischen Cammerraths und ordentlichen Mitglieds der Fürstl. Hessischen Akad. der Wiss. zu Giessen, erste Gründe der Berg- und Salzwerkskunde. Siebenter Theil, andere Abtheilung, welche den Bau der Bergmaschinen enthält; in der Andreäischen Buchhandl. 222 Octavs. 65 Kupfert. Maschinen, welche den Grubenbau befördern; Haspel, Göpel, Räderwerk; Solche, die Wasser oder böse Wetter aus der Grube schaffen. Die Beschreibungen sind so, daß die Maschinen darnach können aufgeführt werden, wozu die häufigen Kupfer alle nöthige Erläuterung geben. Sehr wohl rechtfertigt sich Hr. C., daß er die Maasse lieber im Texte angegeben, als grosse Zeichnungen von Grundrissen, Aufrissen s. w. von denen sich Maasse abnehmen liessen, zu häufen. In die Berechnungen der Maschinen tief einzugehn,

ver-

verstattet hier seine Absicht nicht, auch kann er deswegen auf andere Bücher verweisen, sonst aber können die Wirkungen der Maschinen überhaupt, aus seiner Nachricht und aus den Gründen, die er im vorigen Abtheilungen gegeben hat, begriffen werden. Mit Recht beschreibt er auch die Sachen, wie sie in der Ausübung gemacht werden, erinnert doch, wo etwa die Theorie andere Vorschriften gäbe, wie bey den Gestalten von Zähnen in Triebstöcken. Beym Graben- Teich- und Wehrbau hat er sich, ihrer Wichtigkeit wegen, etwas lange aufgehalten; Manches Neue bringt er zum Theil aus eigener Erfahrung bey.

Berlin.

Nouvelles litteraires de divers pays . . . par l'auteur du recueil pour les Astronomes; IV. Cahier I. Partie; beym Verf., dem Kön. Astronomen, Hrn. Joh. Bernoulli, auch Haude und Spener 1778; 42 Octavs. Unter den angezeigten Büchern sind: Observations astronomiques faites à Toulouse, par Mr. Darquier, Avignon, bey Aubert 1775; noch wenig bekannt, aber sehr wichtig, daher Hr. B. wohl gethan hat, den Inhalt etwas umständlich zu erzählen. Aus der Ergänzung des Verzeichnisses der Astronomen lernt man den Hrn. Abbe' Ludwig Zucconi zu Venedig als Verfasser des 1760. in Quart daselbst gedruckten Buchs de Heliometri structura et usu, kennen. (Man s. von diesem Buche Kästners siebente astronom. Abhandl. 328 u. f. §. Es betrifft das sonst sogenannte Helioskop.) Ein Auszug eines Briefs aus Göttingen erwähnt unter andern einen astronomischen Quadranten von 1 Fuß im Halbmesser, den Hr. Kampe für eine Dame in Lübeck verfertigt hat.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

4tes Stück.

Den 23. Januar 1779.

Göttingen.

In dem Weyhnachtsanschlag vorigen Jahres, wie der Titel den Inhalt anzeiget, illustratur particula symbolorum veterum de christo *ex* Maria virgine nato. Die alten griechischen Taufsymbola, welche der Mutter unsers Herrn namentlich gedenken, drucken ihr Verhältniß durch εκ, die lateinischen durch ex, oder de aus. Offenbar ist dieses aus Matth. 1, 16. Gal. 4, 4. und Luc. 1, 35. genommen, in welchen allen die ältern lateinischen Uebersezungen wieder von einander abgehen. Diese Stellen brauchen die alten Kirchenväter, um den Lehrsaz, daß Christus seine Menschennatur aus der Maria angenommen, zu beweisen und die Kezer zu widerlegen, welche Christi Menschennatur aus einer natürlichen Zeugung entstehen liessen, oder der Doketenlehre beypflichteten, oder behaupteten, Christus habe einen Körper vom Himmel gebracht, der durch die Mariam, wie Wasser durch einen Kanal, auf Erden kom-

kommen. Die letztern verwarfen daher das **aus**, und vertheidigten **durch**. Daher entstehet die größte Wahrscheinlichkeit, daß man in den alten Taufformeln dieses Wörtchen so bestimmt genommen, um es zum Merkmal der Unterscheidungslehre von jenen Irrthümern zu machen. So erklären auch dieses Stück des Glaubensbekäntnisses Cyrillus von Jerusalem, und Augustinus. In der Formel von Nicäa wurde die Maria nicht genennet, wohl aber stand wieder ihr Name mit **aus** unter den Zusäzen, welche ihr zu Constantinopel beygefügt worden, so wie es fast in allen Arianischen Symbolis geschehen. Aus einer Stelle des Diogenes von Cyzikum lernt man, daß man nunmehro dadurch den Apollinaristen widersprechen wollte. So kirchlich-orthodox es war, **aus** und nicht **durch** zu sagen, so gewiß kömmt doch das lezere bey unverdächtigen, ja sehr angesehenen, Kirchenvätern vor, aber freylich nicht in dem Sinn, in welchem es die Kezer brauchten. Diese Abhandlung ist vom Hrn. Consistorialrath **Walch**.

Oxford.

Eines der prächtigsten Werke, welche die Clarendonsche Presse auf Kosten der Universität zu Oxford geliefert hat, ist dasjenige, was wir vor uns haben: *Ευριπιδου τα σωζομενα*. Euripidis quae extant omnia — recensuit — Sam. Musgrave, M. D. 1778. 4 Bände im größten Quart. Eine vollkommen schulrechte Recension von diesem Werke, zumal mit Beybringung eigener Wahrnehmungen, würde eine Sache von langer Zeit und Mühe, die Recension aber selbst für unsere Blätter zu lang, dem Plan derselben nicht angemessen seyn. Wir wollen also lieber eine kurze Anzei-

zeige von dem Werke und dessen Einrichtung geben. Die drey ersten Bände enthalten den griechischen Text des Euripides; bloß sind am Ende in jedem Bande die Anmerkungen vom Hrn. D. Musgrave angehängt. Im dritten kommen Supplementa (kein Wunder; denn am Werke ist viele Jahre gedruckt worden) dann die Fragmenta hinzu, mit einem Index (von sechs Blättern, und bloß über die Noten; über den Dichter selbst ist kein Index noch vorhanden.) Im vierten Bande folgt die lateinische Uebersetzung und die Scholien. Was für einen Text er zum Grunde gelegt habe, hat Hr. D. M. nicht angezeigt: So viel wir abmerken können, hat er die Commelinische Ausgabe zum Abdruck eingerichtet; allein der Text ist als ein neu bearbeiteter Text (eine recensio nova) anzusehen; und der Barnesische ist auf diese Weise ganz als verworfen zu betrachten, wofür er schon vorhin bey den Sachenkundigen galt. Der Hr. D. hat sich dem Euripides vor langer Zeit gewidmet; schon 1762. erschienen seine Exercitationes in E. Seine Hülfsmittel sind beträchtlich: die alten Ausgaben; worunter insonderheit die von Lascaris wichtige Lesarten an Hand gegeben hat; die Beyträge von Lesarten in den neuern, von Barnes, King, Valkenaer; Einige Anmerkungen von Jortin und von Tan. Faber; die in den neuern kritischen Werken zerstreuten Verbesserungen, insonsonderheit von Pierson, Heath und Reiske; Hiezu die Handschriften in der Königl. Bibliothek zu Paris; von denen, wie man vorhin weiß, jede nur einen Theil oder gar nur einige Stücke vom Dichter enthalten: von jener Classe sind sechs; und dazu noch eine Handschrift mit dem rasenden Herc. und der Electra, und einer andern mit der blossen Electra, nebst noch Lesarten am Rand ei-

nes gedruckten Exemplars (welcher Ausgabe?) mit Lesarten. Diesen Vorräthen haben wir gar viel zu verdanken. Ausser ihnen hat Hr. D. M. gebraucht Lesarten aus einer Cottonschen Handschrift in der Bodlej. Bibliothek; aus der Vossiusschen Vergleichung in Leiden, aus einer Handschrift zu Florenz, welche Hr. Valkenaer bey den Phönissen schon gebraucht hat, sie enthält aber noch fünf andere Stücke; zwey Handschriften vom verstorbenen D. Askew; und eine Harleische, im Brittischen Mus. Wie viele Stücke jede Handschrift enthält, anzuzeigen, wäre hier viel zu umständlich. Nun noch etwas im Einzelnen.

Der erste Band enthält sechs Stücke: Hecuba, bis auf die Alcestis, und hat 510 S., davon die letzten 127 die Noten in sich fassen, mit vorgesetztem Syllabus mss. et edd. Die auf den ersten Seiten des Bandes vorausgeschickte sehr kurze Vorrede ist in sehr bescheidenen Ausdrücken abgefaßt; so wie die Arbeit des Hrn. D. durchgängig, liberal, ohne Angriff, Ausfall und hämischen Tadel, ist; Nirgends die wegschreckende Schulmeistermine mit der Birke in der Hand. Er lehnt gleich anfangs die Erwartung von sich ab, als wolle und könne er alles im Euripides klar und deutlich machen. Aber verbessert und aus ähnlichen Stellen erläutert habe er vieles. Vorausgeschickt sind bloß die gewöhnlichen Lebensnachrichten vom Euripides, von Moschopul, Thomas M. und Gellius, nebst der Chronologica scenica. Der zweyte Band, auf 423 S., wovon 78 die Noten enthalten, faßt wieder sechs Stücke in sich. Andromache bis auf die Troades. Der dritte Band, welcher die übrigen sieben Stücke, nebst dem Fragment, von der Danae, hat, ist weit stär-

ker,

ker, und von 607 S., darinn geht der griechische Text bis S. 402. Dann folgen 101 Seiten Noten; von S. 505 — 535 Supplementum, über alle Bände; und hierauf die Fragmente. Der Druck ist schön, deutlich, zwar noch mit Abbreviaturen, aber doch ansehnlich. Im Dichter selbst sind *uns* selten, und nur kleine, Unrichtigkeiten vorgekommen; in den Noten aber häufig, insonderheit in den Accenten und Hauchen. Gleich in den ersten Zeilen στήλη ἐφόρια statt ἐφορία; gleich darauf ὁρία statt ὅρια. Doch das sind Kleinigkeiten. Natürlicher Weise mußte des Hrn. D. M. Arbeit nach Verschiedenheit der Vorgänger und der Hülfsmittel gar sehr erleichtert oder erschwert werden. Ueber die ersten sieben Stücke haben wir Scholien. — Wie viel war nicht schon in den Phönissen geleistet von Grotius, King und Valkenaer! in dem Hippolyt von Markland und Valkenaer! hiezu noch die Supplices und die beyden Iphigenien von jenem und von Tyrwhit, Hecuba und Orest von King. Um von allem Angemerkten völlig den Grund einzusehen, muß man oft jene Kritiker vor Augen haben. — Die Lesarten, Berichtigungen des Texts, Muthmassungen, machen das Wesentlichste der Noten aus. Erläuterungen werden überhaupt meist nur in diesen Fällen, wo es auf Lesart oder Verbesserung ankömmt, beygebracht. Ueberall herrscht tiefe Sprachkunde, und gelehrte Belesenheit. Aber in der erfinderischen Kritik, in der Errathung der wahren Lesart, auch bey der schwächsten Spur, ist des Hrn. D. Stärke, und gehört ihm hier der Rang unter den ersten Kritikern dieser Classe. Einige Erklärungen des Dichters, seiner Fabel, und der Behandlung kommen hie und da vor, die vortrefflich sind; so vom Charakter des Hippolytus, als eines Jünglings,

der in strenger Orphischer Philosophie erzogen sey. Aber alles das wird doch eigentlich nur im Vorbeygehen, oder mit Rücksicht auf Lesart beygebracht. Proben des kritischen Scharfsinns anzuführen, wird schwer, so bald man auswählen soll; und noch nöthiger ist doch wohl, dem Leser eine Probe der Behandlung des Dichters überhaupt vorzulegen, so gut es sich mit Kürze thun läßt. Wir wollen hierzu die ersten 50 Verse im Orest wählen, und alles, bis auf Kleinigkeiten beybringen, aber nicht zum Tadel, sondern damit der Leser von diesem kostbaren Werke eine deutliche Vorstellung sich machen kan. Im Orest also: im ersten Vers ist die Interpunction falsch, wie vorhin, und wider die eigene Erklärung des Hrn. D. M. In der Note sind einige Druckfehler in Accenten s. w. Hr. D. M. beurtheilt die Uebersetzung der Verse von Cicero; und diese Beurtheilung leidet keinen Widerspruch. V. 4. erklärt er ὀνειδίζω durch erheben, vergrössern. (Vergl. über Bacchä 652. Phönissä 849.) Ueber 6. 7. ist keine Erläuterung. 12. Daß στέμματα von der Wolle am Rocken zu verstehen ist. ἔρις verwirft er, weil von der Zwietracht vielleicht ἐπικλώθειν, aber nicht στέμματα ξαίνειν werde können gesagt werden. ἔριν behält der Hr. D.; denn, sagt er, ἔριν und πόλεμον können in einem Verse so gut beysammen stehen, als anderwärts παῖδα und βρέφος. 30. ist aus sechs Handschriften φέρον statt φέρων aufgenommen, als eine gelehrtere Lesart (statt ὃ πρᾶγμα φέρει.) V. 35. eine wichtige Verbesserung aus acht Handschriften, οὐδὲ statt ὁ δὲ (und doch liessen sich für diese V. 88. 41. 42. anführen.) 40. καθήγνισται wird vertheidigt wider καθήγισται von Scaliger und Reiske. 47. πυρὶ δέχεσθαι sey so viel, als πῦρ ἐναύειν: s. Wesseling über Diodor

14.

14, 37. 54. ἐκπληρῶν πλάτη: dem Hrn. D. gefällt die Sevinsche Muthmassung ἐκπερῶν (und wir würden jenes vorziehen, wenn es blosse Muthmassung wäre; wie stattlich ist ἐκπληρῶν, und wie gemein dieß andere! — Aus dem Folgenden wollen wir nur eine sehr feine Verbesserung anführen, V. 904. ἠγκωνισμένος, zudringlich, statt des unverständlichen ἠναγκασμένος. Daß Valkenaer den ganzen 904. Vers ausstreicht, wird nicht erinnert; und es deucht uns in mehrern Fällen, daß Hr. M. die zerstreueten Anmerkungen der Holländischen Gelehrten nicht im Gedächtniß gehabt hat. 913. statt καὶ τιμωμένῳ, χερί τ' ἰωμένῳ. Aber 1375. läßt sich Hr. D. M. durch den Scholiasten irre machen, und bringt eine weit subtilere Kritik an, als nöthig ist. Daß der Dichter an die Perser soll gedacht haben, ist gewaltig weit hergeholt. Der Phygische Sklav kam zur Hausthüre heraus, und konnte doch über das Dach entkommen seyn: beym Mord in den Zimmern flüchtete er sich über das Dach in den Hof des Pallasts, und aus dem Hofe lief er durch das Haus nach der Hausthüre. τέρεμνα und τρίγλυφοι sind bloß poetische Ausdrücke; auf den Säulen ruht das Dach. Am Ende 1679. noch eine schöne Verbesserung, die in dem Texte stehen sollte, κεκτήσεται δὲ - κλύειν, statt κεκλήσεται - καλεῖν. Im Hippolyt 555. liest Hr. M. nun durch eine mächtige Veränderung: οἴκων ζεύξασ' ἀπείρεα συνδρομάδ' ἅ- ταν, αἶδος ὥστε βάκχαν. In der Alcestis V. 328. das wunderliche ἐς τρίτην μηνὸς wird schön verbessert ἐς τ. Κῆρος - κακόν. Andromache 1036. ἀδύτων ἐπιβὰς ἑδράνων, μ. Φ. bald darauf 1039. ist ἀγόρους στοναχὰς aufgenommen, und 1042. muthmaßt Hr. M. πρὸς αὖον εὐνάτορα, (Hesych. αὖον, νεκρόν. Uns deucht πρὸς ἄλλον ε. leidet keine

 Ein=

Einwendung, wenn man an Frauen denkt, die als Gefangene und Sklaven in ein fremdes Bett aufgenommen wurden. 1266. λευκὴν ἔπαυλιν ἐντὸς ist eine feine Conjectur: und fast in eben den Worten Iphig. in Taur. 437. λευράντ' ἀκτὰν, A. Suppl. 252. ἤμαστεν. ἐννοίαισι δ' ἀνθρώπων τόδε ἔνεστι und noch schöner (ob auch wahr?) ἐνοσεῖτο. — Doch wir überschreiten bereits die Grenzen einer Anzeige. Die Fragmente sind mit mehr kritischer Wahl und vollständiger, als im Barnes, gesammlet; aber, mit Rücksicht auf die Valkenaersche Arbeit, ohne grossen kritischen Aufwand. Die lateinische Uebersetzung ist die, welche in den vorigen Ausgaben steht (erinnern wir es uns recht, so ist sie noch von Portus: man hat schon viel daran gebessert, aber nach den verbesserten Lesarten verändert) und kan überhaupt weiter noch nicht dienen, als den gewöhnlichen Wortverstand anzuzeigen; auf Eleganz im lateinischen Ausdruck macht Hr. D. M. keinen Anspruch. Die Scholien, die sich bekanntermassen auf die sieben ersten Stücke erstrecken, sind, der eigenen Angabe des Hrn. Herausgebers nach, bloß aus den besten Ausgaben abgedruckt. Zu bedauern ist, daß man so wohl bey diesen, als bey den Supplementen und Fragmenten, nicht zu besserer Bequemlichkeit des Nachschlagens, den Namen des Stücks oben am Rand jeder Seite gesetzt hat.

Paris.

Dictionnaire de chimie par Mr. *Macquer*. II. Edit. T. I. de l'Imprim. de Monsieur. 1778. groß Quart S. 687, ohne eine Vorrede, welche diese neue Ausgabe betrifft, und eine vorläufige Unterredung über den Ursprung und den Fortgang die=

dieser Wissenschaften. Die Leser dieser Anzeigen kennen den Werth dieses Werks und seine Einrichtung schon aus der ersten Ausgabe, die bereits vor zwölf Jahren erschienen, und schon von Pörnern in unsere Muttersprache übersetzt ist; und Rec. begnügt sich also hier, die Veränderungen und Vermehrungen bey dieser Ausgabe zu bemerken, die den Umfang des Werks sehr erweitert haben. Dieser Band geht bis auf K, uud das letzte Wort ist Kermes. Sehr finden wir die Artikel Affinité, Charbon, Chaux metallique, vermehrt, wo Hr. M. nach Hrn. Lavoisier annimmt, daß die metallischen Kalke, wenigstens zum Theil, ihre Verwandlung und die Vermehrung ihres Gewichts der bey dem Verkalken sich beymischenden festen Luft zu danken haben; (aber woher kommt es denn, daß die meisten metallischen Körper, so lange sie in ihrem vollkommenen Zustande sind, mit Säuren aufbrausen, und die wenigsten mehr aufbrausen, so bald sie unter der Gestalt eines Kalkes sind? woher, daß Eisenfeile einen luftvollen, Menning hingegen und andere durch das Feuer zubereitete Bleykalke, wenn sie anders noch nicht lange an der freyen Luft gelegen haben, einen luftleeren Geist aus dem Salmiak austreiben?) aber doch den Verlust des brennbaren Grundstoffs nicht ausschließt. Chaux terreuse, ganz nach der Blackischen Theorie. Combustion, mit einigen Einwürfen gegen Priestley's Erklärung derselbigen. Eaux minerales, nach den neuern Entdeckungen. Esprit alcali volatil caustique, wieder ganz nach der Blackischen Theorie. Fer, wo vieles von seinen Auflösungen, und den elastischen Flüssigkeiten, die dabey aufsteigen, nach neuern Bemerkungen erzählt wird, und Feu, vor-

 nehm-

nehmlich nach Buffon, nichts von den neuern Wahrnehmungen eines Scheele, vermehrt. Ganz neu und nach den neuesten Entdeckungen ausgearbeitet sind die Artikel: Causticité, welche Hr. M. den mineralischen Säuren, den feuerfesten und flüchtigen Laugensalzen, dem ungelöschten Kalke, dem Arsenik, dem etzenden Sublimat, den Silberkrystallen, der Spießglasbutter, überhaupt den etzenden Giften und den meisten metallischen Salzen zueignet. Ganz für Black, und wider Meyer, wird die entwickelte Schärfe bloß von der Beraubung der festen Luft abgeleitet, und ihre verschiedenen Grade der Sättigung; ein sehr ausführlicher Artikel. Diamant, wo vornehmlich sein Verhalten im Feuer durch eine Menge Erfahrungen von den berühmtesten Männern erläutert wird; auch in Berlin sind Versuche angestellt worden, die seine Flüchtigkeit ausser Zweifel setzen. Farine, wo ausser den Erfahrungen eines Baumé, Beccaria, Kesselmayer und Parmentier noch die Erfahrungen eines Ungenannten genutzt und beygebracht sind. Gaz, worunter Hr. M. die mancherley Arten der sogenannten künstlichen Luft versteht; (Rec. würde diesen Namen nicht gewählt haben, mit dem man immer den Begriff von einem schädlichen Körper verbindet; wenigstens würde er dann die dephlogistisirte Luft ausgeschlossen haben, Hr. M. giebt ihn selbst dem herrschenden Geiste vieler Körper.) Dieser Artikel ist sehr weitläufig, die Geschichte dieser Lehre aus einander gesetzt, und die meisten neuern Schriften darüber gut genutzt; nur scheint Hr. M. die Bemerkungen eines Scheele, Landriani und Volta nicht zu kennen. Die feste Luft nennt er Gaz mephitique (so sollte eigentlich die Luft heissen, in welcher Thiere gefault

fault sind.) Das Verbrennen und Verkalken der Körper im Feuer scheint dem Hrn. M. blos auf einer Scheidung der Lichtmaterie zu beruhen. Sehr richtig nennt Hr. M. das, was Priestley Vitriolic acid air nannte, Gaz acide sulfureux volatile. Ueber die phlogistisirte Luft äussert Hr. M. seine Gedanken nicht; überhaupt aber glaubt er, daß es im Grunde nur eine Luft giebt, von welcher alle diese Arten des Gaz Abänderungen seyen, die durch ihre Verbindung mit Theilchen anderer Art abweichen. S. 641 noch eine Bemerkung des Hr. Bucquet, daß Kalksteinram aus dem Salmiak caustischen Geist austreibt. Hr. M. macht uns Hofnung, daß die übrigen Theile, eben so oder noch stärker vermehrt, bald nachfolgen werden.

London.

History of the Colonization of the free States of Antiquity, applied to the present Contest between G. B. and her American Colonies — Bey Cadell 1777. Quart 151 S. Von diesem Werke ist bereits eine Uebersetzung erschienen: Histoire de la fondation des Colonies des anciennes Republiques. — Utrecht bey Schoonhoven 1778. Octav. Etwas vorhin Unbekanntes sagt der Verf. von den Colonien der alten Zeiten nicht; aber das Bekannte sagt er ausführlich und richtig genug. Zwar braucht er es beständig dazu, um die Amerikanischen Colonien zu überführen und zu beschämen; auch wo immer etwas nicht völlig Schlüssendes eintritt. — Die ältesten Colonien, die wir kennen, sind die Phönicischen, und zwar Carthago. (Eigentlich war die ganze Ausbreitung des Menschengeschlechts eine Ausführung von Colonien; aber

aber an Verhältnisse zwischen Stamm und Sprößling dachte man nicht eher, als bis es Veranlassungen gab, die darauf führten.) Von Carthago findet man mehr nicht, als daß es den Handel seiner Colonien einschränkte, und ihnen Taxen auflegte. Von den Griechen erhellt, daß ihre Colonien aus Köpfen bestanden, die der Staat gern los seyn wollte, und die er in Länder schickte, die nicht zu seinem Gebiete gehörten; überließ sie also sich selbst, konnte auch nichts weiter von ihnen verlangen, es blieb also nur eine sehr weitläufige Verbindung zwischen beyden. Blos Bedürfnisse der Kriege und der Schiffahrt machten endlich auf die Verhältnisse zwischen beyden aufmerksam, und nun verlangte der Mutterstaat Hülfsvölker, Handlungsvortheile, Kriegsbeyträge; aber alles noch auf einem unbestimmten, wankenden Fuß. Erst Athen brachte die Beyträge auf etwas Jährliches und Bestimmtes: (aber es sind immer Beyträge der Bundsgenossen, unter welchen die Colonien begriffen waren.) Die Colonien in Thracien legte Athen schon in bestimmten politischen Absichten für Handlung und Seefahrt an; und nun kommen auch Grundsätze von Unterwürfigkeit der Colonien vor. Die Römischen Colonien hatten wieder verschiedene Veranlassungen; die drückende Menge von unbemittelten Bürgern; die Besetzung eroberter Ländereyen; endlich die Belohnung der Veteranen. Alles gieng hier bey der Anlegung schon weit planmässiger vor sich: kein Wunder, daß man auch die Verhältnisse zwischen beyden besser bestimmt findet. Colonien mit den Römischen und mit den Lateinischen Rechten: zwischen den erstern und den Englischen Colonien findet sich noch die größte Aehnlichkeit: sie hatten keine Stimme in den Volksversammlungen zu Rom, mußten Kriegsvölker stellen, und

und wurden von Rom aus mit Steuern belegt. Allein eben diese Colonien, wie sie anfiengen ihre Kräfte zu fühlen, suchten auch mit Rom auf gleichen Fuß gesetzt zu seyn; und es entstand endlich der bekannte Bundsgenossenkrieg. Rom mußte nachgeben; die Lex Julia; die aber den Grund zum baldigen Untergang des Staats legte, weil die zu zahlreichen Volksversammlungen in Rom nun blosse Factionen werden mußten. Zur Vergleichung der Englischen Colonien mit den Römischen muß nicht vergessen werden, daß diese bis auf die Lex Julia (E. R. 664.) alle innerhalb Italiens lagen, die einzige Colonie Carthago, die doch sehr wenig Fortgang hatte, ausgenommen. — Anwendung von dem Bisherigen auf die Mißhelligkeiten zwischen England und seinen Colonien. Von Colonien, die sich gegen den Mutterstaat aufgelehnt haben, findet man allerdings Beyspiele: es sind die in Afrika, die sich mit den aufrührischen Miethtruppen wider Carthago verbanden; sie wurden wieder durch Gewalt der Waffen bezwungen (sie lagen in der Nähe von Carthago.) Die Lesbier lehnten sich wider Athen auf; aber das Feuer ward durch die Thätigkeit Athens in der Asche erstickt. Rom hingegen mußte gegen die Uebermacht seiner Colonien (und Bundsgenossen) nachgeben. Diesen Beyspielen zufolge setzt der Verf. fest, Großbritannien habe nur zwey Wege gegen seine Colonien zu wählen, entweder durch militärische Gewalt sich ihres Gehorsams zu versichern, oder ihnen einen Antheil an der Brittischen Staatsverwaltung einzuräumen. Auf Bemerkungen einzelner Unrichtigkeiten lassen wir uns nicht ein. Der Französische Uebersetzer, der der alten Sprachen und Geschichte nicht sehr kundig

dig seyn muß, hat verschiedene Namen verdorb
Den Gesetzgeber Zaleucus macht er zum Sel
cus s. w. Er hat dagegen einiges angehän
was zur Vertheidigung der Sache der Englisc
Colonien dienen soll. Es ist der Verfasser
dem Tableau de l'histoire des Provinces uni
Hr. Cerisier.

Dresden und Warschau.

Bey Gröll ist A. 1777. abgedruckt: Fr
Joseph Lauter's, Physici zu Laxenburg, die zw
jährige Geschichte der Krankheiten, welche v
Früling 1759. bis Ende des Winters 1761.
Laxenburg und in der Gegend geherrscht hab
Hr. Schönheider hat das Werk aus dem Late
schen übersetzt, das 143 S. enthält. Sein W
ist gut und praktisch geschrieben. Zuerst die
schichte der Krankheiten in den auf dem Titel
nannten Constitutionen. Er rühmt die Rhab
ber und die schmerzstillenden Mittel. Ein du
die Fieberrinde leicht zu heilendes Wechselfieb
Hr. L. fand doch den Salmiak minder zuver
sig. Dieses Wechselfieber nehme, wie ein P
teus, gar verschiedene Gestalten an: es sah
weilen dem Seitenstiche ganz ähnlich. Im Fr
ling nahmen die hitzigen Fieber von der Fri
art zu. Hr. L. war dabey durch und durch gl
lich, nur nicht, wenn die Masern dazu schlug
Eine Krankengeschichte des Hrn. L. Eben wo
er zu einem Kranken gehen, wo keine Versäu
niß statt hatte; er tödtete also das Fieber
einem male. Die Recidiven waren sehr gem
Zwischen allen diesen Fiebern, so sehr sie von
ander unterschieden schienen, und obschon

ei

einen von der nachlassenden, und andere von der abwechselnden Art waren, so sehr auch ihre grossen Zufällen von einander abgiengen, wie der Durchfall, das Rasen, der Schlummer, war doch eine grosse Aehnlichkeit und im Grunde alles die nemliche Krankheit, und die Fieberrinde bezwang sie mit gleicher Gewißheit. Der Salmiak, den Hr. L. mit schweißtreibendem Spießglas und Wermuthsalz mischte, that eben in beyden Arten, den täglichen und den doppelt dreytägigen Fiebern, zuweilen gute Dienste, (wobey aber durch das feuerfeste Laugensalz die Säure aus dem Salmiak sich von dem flüchtigen lostrennte, und folglich ein anderes und vom Muyisischen unterschiedenes Mittel entstund.) Der salzichte Geschmack, und auch der eckelhafte Geruch, war vielen zuwider, so daß man dieses Mittel nicht bey allen Kranken anbringen konnte, und endlich war die Fieberrinde doch in ihrer Wirkung sicherer, und drang durch, wo der Salmiak zu schwach war. Im folgenden Frühling folgten anhaltende Fieber, die bey ihren Anfällen abzuwechseln schienen, und stark herrschten. Nun einige besondere Krankengeschichten, mehrentheils von bösartigen Wechselfiebern, die Hr. L. durch und durch mit der blossen Fieberrinde geheilt hat, und bey denen die Schlafsucht, die Zeichen des Schlagflusses, die fallende Sucht, der Seitenschmerz, die Flecken, die Ohnmachten, die rothe Ruhr, die gallichte Ruhr die Kranken bedroheten; einer starb doch wirklich an der Schlafsucht. Von dem hitzigen Fieber, das auf das Wechselfieber folgte und für dasselbe gehalten werden konnte, sind auch zwey Krankengeschichten abgedruckt: im Anfang schienen gute Tage zwischen den Anfällen zu kommen, aber obwohl

das periodische Wesen wegblieb, so war dennoch das Fieber da, auch selbst zugleich mit Petechien und Friesel. Man gab die sauren, stillenden Mittel, wie den Mohnsyrup. Hiernächst zieht Hr. L. seine bisher beschriebenen Fieber in einige Classen zusammen, und macht über dieselben einige allgemeine Schlüsse. Die Luft in Laxenburg sey feucht und ungesund, und die Erde ganz mit dem Wasser durchdrungen.

Göttingen.

Eine Einfürungsrede, von Georg Christoph Dahme, General-Superintendent des Fürstenthums Grubenhagen, auf 36 Octavseiten. 1779. Auch diese Predigt stellet nicht allein, wie die andern sonst mit Beifall von uns angezeigten, das Christenthum nach seinem wahren Zwecke dar; sondern kan auch Muster dieser Art von Kasualpredigten seyn. Man wird hier nichts von den gewönlichen frömmelnd-stolzen Prätensionen göttlicher Rechte für die Lehrer finden; nichts von den Personalien, die man da gemeiniglich der Gemeinde anstatt der Religionswahrheiten vorträgt; nicht das ewige Einerlei; und nichts von dem steifen Zuschnitt, wornach man ehedem allgemein, und jezo noch häufig genug, Einfürungs- Anzugs- und Abzugspredigten zu machen pflegt. Die einige Stelle S. 18, "folgen müsset ihr also seinen, in der Bibel gegründeten, „Lehren; thun müsset ihr, was er euch daraus „gebietet," könte man geändert wünschen. Sonst sind Sachen und Ausdruck dieser Feierlichkeit angemessen.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

5tes Stück.

Den 30. Januar 1779.

Ulm.

Bey Stettin: C. G. Gmelin Commentatio juris civilis de jure pignoris vel hypothecae, quod creditori debitor in re sibi non propria constituit. 1778. groß Octav. Der Verf. dieser gründlichen Abhandlung, ein würdiger Bruder unsers Hrn. Prof. Gmelins, ist dem Publikum schon durch seine **Ordnung der Gläubiger** auf eine vortheilhafte Art bekannt. Durch gegenwärtige Abhandlung erhält das eben bemerkte Werk eine noch grössere Vollständigkeit. Der Gegenstand derselben verdient auch bey seiner Wichtigkeit und bey dem Mangel einer ausführlichen Bearbeitung genau zergliedert zu werden. Zwar haben Ravensberg und Westphal denselben auch schon bearbeitet, allein zu viele Lücken gelassen, und nicht immer nach unsers Verf. Wunsch entschieden. Nach einigen allgemeinern Grundsätzen von dem Pfand und dessen Entstehung wird der Begrif der eigenen und **fremden** Sache bestimmt, nachdem nemlich

 ent=

entweder das Eigenthum derselben einem zusteht oder nicht. Jedes Eigenthum, es mag widerruflich, eingeschränkt u. s. w. seyn, giebt das Recht, die Sache zu verpfänden; doch versteht sich dieses nach den verschiedenen Bestimmungen des Eigenthums selbst. Ob man aber eine fremde Sache verpfänden könne, läßt sich ohne Unterschied nicht bestimmen, und nicht schlechthin verneinen. Denn die persönlichen Verbindlichkeiten, die aus einer Verpfändung entstehen, äussern sich auch in unserm Fall. So muß der Schuldner den Gläubiger ganz schadlos halten. Allein ein Recht an der Sache selbst entsteht aus einer solchen Verpfändung nicht; also auch keine Hypothekenklage, kein Benutzungsrecht und kein Vorzug im Concurs. Der Gläubiger kan die Gewährleistung verlangen, zu der er aber selbst nicht verbunden ist, ausser in dem Fall, wenn er sein Pfandrecht verkauft, weil er hier für sich, und nicht im Namen des Schuldners handelt. Mevius und Westphal wollen ihn auch hier lossprechen. Eben so wenig leistet die Obrigkeit, die zur Vollstreckung der Urthel dem Verurtheilten eine fremde Sache mit wegnimmt, oder der Güterverwalter im Concurs die Gewähr. Ist freilich der Kaufschilling der bereits versteigerten Sache noch in der Concurscasse vorhanden, so muß der Eigenthümer schadlos gehalten werden, weil seine Forderung als eine gemeinschaftliche Schuld der Concursmasse angesehen, und also auch voraus bezahlt werden muß. Zwischen dem Verkauf und der Verpfändung einer fremden Sache finden sich zwar verschiedene Aehnlichkeiten in Ansehung der Klage, der Verjährung und des Eigenthums, allein auch eben so wichtige Verschiedenheiten. So ist die Absicht der Verpfändung die Erlangung des Pfandrechts, im Verkauf aber

nicht

nicht das Eigenthum, das erst durch die Uebergabe erlangt wird, sondern nur das Recht, die Sache haben zu dürfen. Unter der Generalhypothek werden fremde Sachen, also auch die des Erben, nicht begriffen, wohl aber künftig zu erlangende. Dieses gilt auch von der gesetzlichen Hypothek. Deswegen verwirft der Verf. die Meinung der Doctoren, welche behaupten, derjenige, welcher seine Sache vermiethet, habe nicht nur auf des Miethsmanns, sondern auch auf desjenigen, dem sie der Miethsmann vermiethet hat, ein gesetzliches Unterpfand. Denn der Aftermiethsmann ist kein Schuldner des Vermiethenden, sondern des ersten Miethsmanns. Doch macht der Verf. selbst in Ansehung der Feldgüter und deren Früchte eine Ausnahme. Eben so ungültig ist das Unterpfand des Mannes auf der Frau Sache, der Eltern auf der Kinder Güter, des Sachwalters, Vormunds, Miethsmanns, Meyers. Der Gesellschafter kan die gemeinschaftliche Sache nur für seinen Antheil verpfänden, doch liegt alsdann das Unterpfand auf der ganzen Sache. Auch keine strittige Sache kann zum Unterpfand gegeben werden. Weder Arrest, noch die teutsche Pfändung einer fremden Sache wirkt ein dingliches Recht auf einer fremden Sache. Da der Gläubiger seine eigene Sache zum Pfand nicht annehmen kann, so folgt, daß die Vorbehaltung des Pfandrechts bey einem Kauf, dessen Kaufschilling noch nicht bezahlt ist, unnöthig ist. Doch giebt es auch Ausnahmen, in denen auch auf fremden Sachen ein vollkommenes Pfandrecht haftet. Hieher rechnet der V. die zukünftigen eigenen Sachen, z. B. Zuwachs, Früchte meiner gegenwärtig eigenen Sache; die künftig zu erwerbenden Sachen; die verpfändete Universitas. Auch der bonâ fidei Possessor kann

die besessene Sache zum Nachtheil eines dritten, der weniger Recht an dieselbe hat, nicht aber zum Nachtheil des wahren Eigenthümers verpfänden. Auch ist das Pfand einer fremden Sache gültig, wenn der Eigenthümer einwilligt. Dieses geschieht stillschweigend, wenn er für einen solchen Schuldner, der seine Sachen versetzt, sich verbürgt. Seine nachher erfolgte Gutheissung macht das Pfand ebenfalls gültig, doch fängt das Pfandrecht erst von der Zeit der Gutheissung an. Das Pfand einer fremden Sache gilt auch in dem Fall, wenn der Eigenthümer den Gläubiger hat helfen betrügen. Die merkwürdigste Ausnahme aber ist wohl dann vorhanden, wenn der Schuldner dem Gläubiger succedirt. Ist es eine Generalhypothek gewesen, so hat der Gläubiger sogar die directe Hypothekenklage. Ist es aber nur eine Specialhypothek, so hat er auch nur actionem utilem. Zwischen dem successore singulari und universali ist hier kein Unterschied zu machen; wohl aber zwischen dem Gläubiger, der die Eigenschaft der Sache gewußt, oder nicht gewußt hat. Jener hat keine Klage, und nur das Zurückbehaltungsrecht. Dieser hingegen kann nicht allein gegen seinen Schuldner auf das Interesse, sondern auch, nachdem dieser das Eigenthum der Sache erlangt hat, die Hypothekenklage anstellen, weil nun sein Pfandrecht gültig geworden ist. Im Concurs wird derselbe nach der Zeit, in welcher der Schuldner das Eigenthum der Sache erlangt hat, gestellt. Eine fremde Sache, an der man ein persönliches Recht hat, kann man zwar nicht nach dem strengen Recht, wohl aber nach der von den Gesetzen angenommenen Billigkeit gültig verpfänden. Doch hat der Gläubiger eben daher nur die actionem utilem. Wenn aber der Eigenthümer dem,

dem, der seine Sache einem dritten zum Pfande gegeben hat, succedirt, so muß man unterscheiden, ob er ein successor singularis oder universalis sey. Im ersten Fall hört die vorige Verbindlichkeit ganz auf, und eine neue tritt an derselben Stelle ein. Im andern Fall kann der Eigenthümer zwar als Erbe mit der persönlichen Interessenklage dahin belangt werden, entweder das von seinem Testator gegebene Pfand zu bestätigen, oder dafür ein anderes herzugeben; allein die Hypothekenklage hat gegen denselben gar nicht statt, weil die Sache von einem Nichteigenthümer versetzt worden ist, und der Eigenthümer dieses Pfand nachher nicht gutgeheissen hat. Daß dieser Erbe geworden ist, ändert die Sache nicht, wie sich viele einbilden, denn die Hypothekenklage geht jederzeit nur gegen den Besitzer, niemals aber gegen den Erben. Wer ein Sachenrecht an einer fremden Sache hat, kann solches allerdings verpfänden. So kann ich die mir zustehende Servitut zum Pfande geben. Doch machen die Gesetze bey den eigentlichen Servituten bekanntlich einen Unterschied zwischen Stadt- und Feldgütern. Nur in Ansehung dieser hat eine Verpfändung statt, und zwar erst dann eine vollkommene, wenn des Gläubigers Feldgut in der Nachbarschaft desjenigen Guts liegt, auf dem die Servitut liegt. Fehlt diese Nachbarschaft, so erhält der Gläubiger allein das Veräusserungsrecht. Der Nießbrauch kann zwar in Ansehung seiner Ausübung, nicht aber das Recht selbst, verpfändet werden. Das Pfandrecht selbst kann ebenfalls verpfändet werden, und der zweyte Pfandgläubiger kann die verpfändete Sache allerdings veräussern. Erhält der Verpfänder, der zur Zeit der Verpfändung nicht das Eigenthum, sondern nur ein an-

deres Sachenrecht hatte, nachher das Eigenthum aus dem nemlichen Grund, aus dem er das andere dingliche Recht hatte, so ist auch das Eigenthum mit verpfändet. Ist es aber aus einem andern Grund erworben, so bleibt es frey. Wenn der Testator seines Erben Sache einem dritten verpfändet, so erhält dieses Pfand nicht sogleich durch die Antretung der Erbschaft ihre Gültigkeit, weil durch dieselbe der Erbe nur in die persönlichen Verbindlichkeiten seines Testators tritt. Eben deswegen hat der Gläubiger sogleich die persönliche Pfandklage auf das Interesse. In diesem Fall gilt übrigens eben das, was oben von dem Eigenthümer, der des Schuldners Erbe wird, gesagt worden ist. Ueberall hat der Verf., den die Universität Tübingen vor kurzer Zeit zu ihrem ordentlichen Lehrer der Rechte erhalten hat, seine Meinung durch Gesetze zu unterstützen gesucht, und dabey seine gründliche Gelehrsamkeit bewiesen.

Leipzig.

Fritsch verlegt: Imman. Jo. Gerh. Schelleri Praecepta stili bene Latini inprimis Ciceroniani, seu eloquentiae Romanae etc. 1779. gr. Octav. Pars prior 487 S. Der Verleger wollte die Heineccischen fundamenta stili wieder auflegen, und da war es ihm um neue Zusätze zu thun; er foderte den Verfasser, einen gelehrten Schulmann, Rector am Gymnasium zu Brieg, der sich schon durch seine Anleitung, die alten lateinischen Schriftsteller zu erklären, in diesem Fache verdient gemacht hat, dazu auf. Hr. S., anstatt ein Buch, das mit so vielem Unnützen, Halbwahren und ganz Falschen angefüllt ist, noch mit neuen Anmer-

merkungen zu überladen, nahm es lieber über sich, ein ganz neues Werk auszuarbeiten. Da dieß der erste Theil ist, welcher bloß die vorbereitenden Kenntnisse und Vorschriften enthalten soll: so können wir vom Werke noch nicht mit Uebersicht des Ganzen urtheilen, sondern nur so viel überhaupt sagen: so wie dieser erste Theil alles das Elementarische des Stils enthält, so wird der zweyte die drey Haupteigenschaften des guten Vortrags abhandeln, die Deutlichkeit, die Anmuth, und — das, was er gravitas nennt. Dann soll noch einiges von Hülfsmitteln, Ausarbeitungen s. w. angehängt werden. Jetzt von der Hälfte, die wir bereits vor uns haben; diese hat dem Verf. einen unsäglichen Fleiß kosten müssen, theils in der Sammlung der Materialien, theils auch in ihrer Stellung und Bearbeitung. Rec., der die Schwierigkeiten eines Vortrags über den Stil kennt, und aus Erfahrung weiß, wie wenig anpassend für jetzigen Gebrauch im Schreiben das Meiste von den Lehren der Alten von der Beredsamkeit ist, und daher auch noch kein Handbuch kennet, das zum Vortrag über den Stil zu gebrauchen wäre, wenn man selbst dabey denken will, freuete sich, den Verf. in vielen Fällen auf einerley oder ähnliche Bemerkungen treffen zu sehen. So bemerkt Hr. S. den Hauptunterschied im Vortrag, da bey den Alten alles auf Reden, bey uns hauptsächlich auf das Schreiben geht; daß Schreiben und Denken in der genauesten Verbindung stehet, und daß alle Vorschriften über den Ausdruck nichts helfen, wenn einer nichts im Kopf hat, was er vorbringen kan; ein guter Stil hingegen bey der Fertigkeit gut zu denken sich selbst findet. Auf einen andern Punkt war der Rec. aufmerksam, der sich aber aus diesem ersten Theile

nicht völlig übersehen läßt, was für einen Umfang Hr. S. der Lehre vom lateinischen Stil giebt. Soll, wenn die Rede vom Lateinischschreiben ist, in diesen Unterricht der ganze gute Vortrag überhaupt hineingezogen werden? Aber wie vieles muß nun beygebracht werden, das nicht auf Lateinischschreiben, sondern auf Gutschreiben überhaupt gehet! Wir würden glauben, es müßte dasjenige, was dem Ausdruck der Gedanken, und noch genauer, dem richtigem Ausdruck richtiger Gedanken überhaupt und in jeder Sprache gemein ist, abgesondert, und nur dasjenige beygebracht werden, was ein guter Vortrag im Lateinischen Eigenes hat; eine eigene Stellung, Wendung und Einkleidung der Gedanken, mit den angemessenen, in dem guten Sprachgebrauch üblichen, Ausdrücken und Formen. Da gleichwohl diejenigen, welche im lateinischen Stil Unterricht verlangen, vom guten Vortrag und Ausdruck überhaupt noch keinen Begriff zu haben pflegen, den man voraussetzen könnte: so muß freylich vieles aus dem Allgemeinen hier beygebracht werden. Als Eigenschaften eines guten Vortrags setzt Hr. S. fest: perspicuitatem, suavitatem, gravitatem: dagegen findet er den Gebrauch des Worts elegantia ganz unbequem. Vom letztern nachher. Aber in Ansehung des erstern, ist es einmal deutlich, diese drey Eigenschaften passen nicht auf jeden Vortrag alle; und dann laufen sie in einander; denn die Deutlichkeit macht einen grossen Theil der Anmuth aus u. s. w. und endlich was ist eigentlich gravitas? Hr. S. braucht die alte Erklärung: graviter dicere, ut rei, quam tractas, magnitudo sentiatur. Wie schwankend ist der Begriff! so sehr als elegantia. Bald ist es nachdrücklich, bald angemessen, lebhaft, eindrin-

gend,

gend, auffallend s. w. Uns deucht, seine drey Eigenschaften zusammen gehörten unter einen allgemeinern Begriff: schicklich, anpassend; und die Eigenschaften eines guten Ausdrucks und Vortrags werden eigentlich seyn: **Deutlichkeit und Schicklichkeit:** so daß die Begriffe des Schreibenden 1) dem Lesenden faßlich, und 2) **dem Verhältniß von beyden und zugleich den Umständen und der Absicht gemäß ausgedruckt sind.** Aus diesem Gesichtspuncte der Schicklichkeit kan ein Vortrag bald einfältig und ungeschmückt, bald blühend und geschmückt, wiederum bald lebhaft, zum Vergnügen und zur Unterhaltung, bald nachdrücklich und eindringend, zur Erregung der Gemüther s. w. abgefaßt seyn müssen; bald wird Kürze und Subtilitas (Feinheit, wobey Correctheit und Richtigkeit vornehmlich erfordert wird) bald copia erforderlich seyn. Schon in diesem Bande scheint es uns oft, daß das Wort gravitas dem Hrn. S. unbequem wird, und daß er Mühe hat, den Begriff recht zu bestimmen. Doch hierüber muß der folgende Band mehr Licht geben. Daß er das Wort elegantia nicht braucht, würden wir so fern uns gefallen lassen, weil es zu viel, und oft zu unbestimmt, bedeutet. Im Uebrigen aber denken wir verschieden. Hr. S. bestimmt die Bedeutng des Worts ganz nach der Etymologie, und schränkt alles auf Auswahl ein. Aber elegans hat durch den Sprachgebrauch eine ganz verschiedene Bestimmung bekommen: elegans ist ein Mann von guter Erziehung und von guter Lebensart, wie man sie in Rom antraf; im Gegensatz zu den Landstädten s. w. Solche Leute hatten feine Kenntnisse, griechische Lecture, Geschmack, feinere Sprache, Ausdrücke, Sitten, Art zu scherzen s. w. Alles ist daher elegans, was sol-

solche Leute charakterisirte; und nun auch elegans verbum, oratio, wie solche Leute sie im Munde zu führen oder in Schriften zu brauchen pflegen. Der weitere Grund, warum etwas elegans ist, muß freylich erst aufgesucht werden. Deßwegen läßt sich aber das Wort nicht verdammen. bonum vocab. braucht Hr. S., muß nicht aber eben das auch erst **durch den Gebrauch guter Schriftsteller bestimmt werden?** — Indessen baut Hr. S. alles auf den Sinn, den er dem Worte elegans giebt. — Das probare oder persuadere, delectare, flectere, sucht Hr. S. mit seiner Eintheilung zu vergleichen. Recht passen will es wieder nicht; es ist dieses aber auch eine verschiedene Eintheilung, **von der Wirkung** hergenommen, die der Vortrag haben soll. Wir können nun, nach einer so langen Anmerkung über die Grundbegriffe, den Inhalt nur allgemein angeben. Anfangs über die Aussprache: Er zieht zur Regel die Wortableitung und Analogie vor. Vom richtigen Gebrauch der Worte: Hr. S. ist ganz wider die sogenannte Elegantia verborum: kein Wort sey schön für sich, sondern bloß im Context, oder wenn es eine schöne Idee bezeichnet. Alles läuft eigentlich auf Wortstreit hinaus. Hr. S. nimmt an, elegans sey eben das, was pulcher: Schönheit entsteht aber durch Verhältniß der Theile s. w. Alles gut: aber im gemeinen Leben heißt schön, was gefällt; die Gründe, warum es gefällt, sucht nur der Philosoph auf. Also sind gute lateinische Ausdrücke schön; sie gefielen dem feingebildeten Römer mehr, sie waren und sind elegant. Eben so: ein tropischer Ausdruck gefällt; warum soll er nicht schön heissen! — Wenn nun aber eleganter nicht einmal pulchre heisset und heissen soll, sondern sich auf den Sprachgebrauch feiner

ner Römer bezieht, so fällt vollends alles dieß weg. Indessen eifert Hr. S. mit Recht gegen die vermeynten Elegantias des Heineccius u. a. Auch sehr richtig, daß die Schicklichkeit des Ausdrucks durch den Context bestimmt werden muß. Die Ordnung im Vortrag ist: erst vom richtigen Gebrauche der Wörter, (unter welchen alles, was sonst von dem Eigenthümlichen, der Reinigkeit gesagt wird, selbst ein Theil der Eleganz, gezogen ist; auch die Lehre von den Tropen; sehr vieles aber aus dem grammatischen Syntax;) dann von der richtigen Stellung erst der einzelnen Wörter, dann der Sätze. Nun von den Perioden. Endlich vom Numerus. Erst hier rückt Hr. S. die Lehre von den Verbindungsformeln ein, dann ist die Stelle aufbewahrt für die Variatio, (die bey ihm eine grossen Theil dessen in sich faßt, was andere zur Eleganz rechnen; selbst die Tropen und die figürlichen Ausdrücke;) copia, hier kömmt wieder vieles vor, was in der Veränderung und Abwechselung des Ausdrucks begriffen war, brevitas dicendi. Alles Einzelne müssen wir vermeiden: aber doch müssen wir sagen: der scharfsinnigen Bemerkungen giebt es viele. Daß einige darunter seyn müssen, die uns und andern zu subtil vorkommen, ist kein Wunder: so ist das memini me dicere, daß dicere ein Imperfectum seyn soll. Warum sollte nicht der Ausdruck: ad cineres, invita Minerva, gebraucht werden? man ist einmal einverstanden, daß er so gut, als die Muse, uneigentlich ist. Also dürfte ich auch nicht sagen, me in tuo aere esse, sondern argento. Bey der Stellung der Worte und der ganzen Wortfügung ist der Verf. bey vielem sehr verlegen, was daher abzuleiten war, daß man sich in dem feinern Vortrag vom niedrigen, pöbelhaften, auch

vom alltäglichen Ausdruck zu entfernen sucht: Unendlich viele Formen, Arten und Wortstellungen, erhalten dadurch Licht und Grund. Beym Perioden ist der Hauptbegriff nicht das dissecare, sondern das Einschalten von den enuntiationibus *determinantibus*, das Wesentliche. Vom Numerus, mit Deutlichkeit. Die leichteste Erklärung ist eine bestimmte Abmessung im Verhältniß zur rednerischen Declamation, wie in der Poesie zum Singen, und zur poetischen Declamation: Bey den Verbindungsarten kommen viel feine Bemerkungen hervor, welche die Aufmerksamkeit des Hrn. Rectors bey dem Uebersetzen aus einer Sprache in die andere erzeugt zu haben scheint. — Aber nun nach dem allem, für wie viele Leser wird das Buch seyn, dem vielleicht seine gar zu grosse Ausführlichkeit und ängstliche Genauigkeit nachtheilig seyn muß! So wie es ist, kan es nur Lehrern, und auch nur solchen, welche in das Feinere der Latinität hineindringen, und zumal selbst darüber philosophiren wollen, brauchbar seyn. Kein Lesebuch noch Handbuch kan es nicht seyn. Aber der Hr. Rector selbst verspricht künftig einen Auszug zu liefern, welcher jene Absichten erfüllen kan.

Paris.

Le parfait Boulanger ou traité complet sur la fabrication et le commerce du pain; par M. *Parmentier*, ist noch in vorigem Jahre in Octav gedruckt worden, und enthält, ohne die weitläufige Vorrede, 639 Seiten. Der Verf. hat über diesen Gegenstand schon einige kleinere Aufsätze drucken lassen, die auch in unsern Anzeigen angezeigt sind. Wer diese und das ausführliche

Werk

Werk des Malouin gelesen hat, wird hier nichts Neues finden. Die Absicht des Verf. ist, nicht sowohl Gelehrte, als vielmehr Bäcker zu belehren, und dadurch läßt sich die fast unausstehliche Weitschweifigkeit und Anhäufung der Worte etwas entschuldigen, wiewohl durch solche Fehler sowohl gelehrte als ungelehrte Leser ermüdet werden. Der Verf. hat alles zusammen gesammlet, was in Frankreich über die Krankheiten des Getraides, über die Kornwürmer, über die Anlage der Kornmagazine gesagt ist. Auch hier wird eine grosse Freude über die Verbesserung der Müllerkunst bezeugt, und Parmentier zürnt voll Nationalstolz auf die Schweizer, die den Franzosen haben sagen mögen, daß noch jetzt die Deutschen die Kunst zu malen besser, als die Franzosen verstünden. Auf die bekannt gemachten Berechnungen antwortet P., die Deutschen äßen Kleyen statt Mehl. Wider die unvermeidlichen Dieberenen der Müller wird auch hier der Handel mit Mehl vorgeschlagen, der allerdings viel Gutes stiften würde. Der Gebrauch der Hefen wird getadelt, und nur als ein Hülfsmittel bey einer gestöhrten Gährung erlaubt. Die vielen Fehler, die bey Bereitung des Teigs begangen werden, sind deutlich vorgestellt worden. Die Trüglichkeit aller Bäckertaxen ist hier, so wie von Malouin, erwiesen worden. Auch P. empfiehlt die Einrichtung, das Brod pfundweise oder nach dem Gewichte verkaufen zu lassen, so wie Lichter und andere Waaren nicht stückweise, sondern nach dem Gewichte verkauft werden. Eigentlich ist hier die Rede überall vom Weizenbrode, und nur zuletzt ist auch vom Brode aus den übrigen Getraidearten etwas gesagt. Bey dem grossen Lobe, was einige dem Tartuffelbrode ertheilt haben, bleibt doch wahr, daß es ohne beträchtlichen Zusatz von Mehl nie

nie gut geräth. Anweisung, das Mehl des Mais oder türkischen Weizens zu verbacken, so wie es in Bearn üblich ist.

Viviers.

Hr. D. Lavade, der die Apothekerkunst gelernt und nunmehr, wie wir sehen als Arzt sich zu Vevai niedergelassen hat, ließ A. 1777. bey Chenebier und Lörkscher in klein Duodez abdrucken: Observations et reflexions sur quelques matières de medecine, auf 182 S. Es sind in der That ganz vermischte Gedanken und Abhandlungen von der Schwangerschaft und der Nutzbarkeit einer Aderlässe im Laufe des dritten Monats. Wider den Gebrauch der Ammen: unter den Kindern, die man ihnen anvertraut, sterben weit mehrere, als von denen, die von ihren Müttern gestillt werden. Wider das Wickeln. Die Kinderkrankheiten. Die Würmer. Unerhört ists, daß Hr. L. räth, man solle oft unter ihre Speise Essig mischen: in der That herrscht doch in der Kinder Magen beständig die Säure, und der Essig scheint nicht anzurathen zu seyn. Die Gelbsucht ist zweyerley, die eine ist die natürliche Ausgiessung der Galle unter der Haut der neugebohrnen Kinder, die andere von der Anfüllung der Lunge mit Blut: selten sieht man diese Krankheit an den Kindern, die ihre Mütter stillen, oft aber bey den Ammen. Das Einimpfen der Kinderpocken wird empfohlen, auch das Pulver aus süssem Queckfilber und Spießglasschwefel. Es sey nicht andem, daß das Einimpfen die Pocken beständig in der Herrschaft erhalte. Zuerst solle man die Kinder ihren Leib sich bewegen und stärken lassen, und alsdann erst sie zu den Studien anweisen; das Studiren wird aber immer

mer schwerer, je mehr die Kinder an die Zerstreuung und an sinnliche Vergnügen gewöhnt sind. Vom Getränke, auch vom Thee, Caffee u. s. f. Hr. L. habe in Rußland in Ansehung der Afterärzte eine weit bessere Policey gefunden, als in Helvetien. Niemand dürfe in diesem grossen Reiche Arzneyen austheilen oder verschreiben, als wer geprüft worden sey: (uns fiel gleich Gmelins Cosackenobrister bey, der doch vermuthlich keinen Doctorhut besaß.) Ailhauds Pulver und andere solche fremde Quacksalbereyen seyen verboten. Die Apotheken haben doch in Deutschland den Fehler, allzuviele Arzneyen zu halten. Dieser Fehler sey in Holland kleiner, am kleinsten aber in Engelland. Von der Schädlichkeit vieler Geschirre, wenn Speisen in denselben aufbehalten werden. Viviers: etwas zu der natürlichen und bürgerlichen Geschichte dieser schönen und angenehm gelegenen Stadt: sie hat 392 Feuerstellen und 3350 Einwohner. Die kranken Armen geniessen von den Obern die Hülfe, daß der Arzt ihnen Arzneyen und auch Speisen unentgeltlich reichen darf. In Holland verursacht das Begraben in die Kirchen, oft mitten im Gottesdienste, Krankheiten. Lausanne habe eben deswegen so viel herrschende bösartige Seuchen auszustehen gehabt, weil es Kirchhöfe in der Stadt habe. Die allzuvielen und schlechten Apotheken daselbst. Proben mit den verschiedenen Quellen zu Vevai gemacht: alle diese Wasser seyen gipsicht. (Hr. L. sagt auch, tosicht, aber gipsicht und tosicht ist doch nicht einerley.) Ein solches Gipssalz und einen Salpeter mit allzuhäufiger Grunderde finde man überall; das beste Wasser sey noch im See zu finden.

Altenburg.

Des Mariti Viaggi sind zu seiner Zeit in diesen Blättern angezeigt worden. Seitdem hat die Richtersche Buchhandlung einen Auszug geliefert, welcher vom Hrn. M. C. H. Hase, Herzogl. Sachsen-Weimarischen Consistorialrath und Pastor zu Stadt Sulza, aus dem Italiänischen deutsch verfertigt ist. In groß Octav 572 Seiten. Da Mariti so vieles, was er bloß aus andern Büchern zusammengetragen hat, und darunter sehr viel gemein Bekanntes einschaltet, so war dieß die einzige anzurathende Art der Uebersetzung, daß bloß (Hr. H. sagt, hauptsächlich) das, was Mariti als Augenzeuge berichtet, ausgezogen ward. Und auf diesen Fuß ist es unter den Händen eines Mannes, der das Wichtige in Reisenachrichten so gut zu beurtheilen weiß, eine sehr lehrreiche Reisebeschreibung geworden, die in Ansehung der Insel Cypern von guter Brauchbarkeit ist. Die Küste von Syrien und Palästina verdient wenigstens, mit den Nachrichten von andern verglichen zu werden. Der Hr. Consistorialrath hat nur die ersten fünf Bände der Viaggi vor sich gehabt. Wir haben das Werk bis zum neunten Bande in Händen, welcher 1776. abgedruckt ist. Aber die letztern vier Bände enthalten die Geschichte der Kreuzzüge, und insonderheit das, was die Eroberung und die Behauptung von Jerusalem bis auf den gänzlichen Verlust von Syrien und Palästina im Jahre 1291. betrifft, aber nichts von Reisenachrichten.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

6tes Stück.

Den 6. Februar 1779.

London.

Edward und Charles Dilly haben verlegt: A complete Treatise of Electricity in theory and practice with original experiments by Tiberius Cavallo. 1777. 440 S. in Octav, ohne die Vorrede, die Einleitung und das Register, nebst 3 sauber gestochenen Kupfertafeln. Der Verf. dieses in England mit vielem Beyfall aufgenommenen Werks ist ein gelehrter Neapolitaner, der sich in London aufhält. Vollständig, wie der Titel verspricht, selbst in dem Verstand, in welchem jeder billigdenkende Kenner das Wort hier nehmen muß, ist das Buch doch nicht. Es enthält (der freylich in der Vorrede erst näher bestimmten Absicht des Verf. gemäß) zu wenig Geschichte, und von der Theorie nur allein die von der positiven und negativen Elektricität, und dem ungeachtet fast zu bittere Ausfälle auf einige der übrigen, die doch nicht in ihr gehöriges Licht gesetzt worden sind. Hingegen ist der praktische Theil, der auch daher drey

Viertel des Ganzen einnimmt, ungleich vollständiger, die Beschreibung des Apparats deutlich und die Auswahl der Versuche durchaus zweckmässig. Schon hier würde man den Mann erkennen, der überall selbst gedacht und selbst Hand angelegt hat, allein die vierte Abtheilung zeigt dieses deutlich, sie besteht ganz aus eigenen Versuchen. (Schade, daß der Verf. einige vorzügliche Schriften der Ausländer, hauptsächlich der Deutschen und Schweden, nicht gekannt hat. Es ist dieses der Fehler der Naturforscher des Landes, worinn er lebt überhaupt, aber bey ihm desto mehr zu beklagen, da es ihm nicht an Willen gefehlt hat, sich diese nöthigen Kenntnisse zu erwerben, denn, wie wir wissen, so versteht der gelehrte Verfasser mehrere Sprachen, und sogar Deutsch.) Erster Theil. Wahrheiten, über welche alle Partheyen eins sind; Fundamentalgesetze der Elektricität nennt sie der Verf. Eine Tafel, welche die Elektricitäten an einander geriebener idioelektrischer Körper enthält, und zwar mit Worten ausgedruckt. (Rec. hat einer solchen Tafel die Einrichtung der Multiplicationstafel gegeben. Die Stellen der Factoren nehmen die abgekürzten Namen der an einander geriebenen Körper ein, und an der Stelle des Products steht die Art der hervorgebrachten Elektricität bloß durch + oder — ausgedruckt. Es ist nur Ein Zeichen nöthig, das z. E. für den Körper in der horizontalen Reihe gelten kan, weil der zugehörige in der verticalen die entgegengesetzte Elektricität erhält; auch o kömmt vor, wie z. B. bey Glas mit Glas.) Hier steht der Pelz der lebendigen Katze mit in der Liste. William Canton habe endlich den Turmalin leuchten gesehen, auch den Brasilianischen Smaragd, das Feuer war lebhaft, und aus dessen Form ließ sich schon die

Art

Art der Elektricität erkennen. Aschentrickker schreibt Hr. C. mit Hrn. Priestley; die Holländer schreiben Aschentrekker. Die Platte entlade sich durch den Schlag völlig: (so dachte Fränklin, nun weiß man, daß sie ein geladener Elektrophor wird. Bey Leiden und Musschenbroeck hätte doch Camin und Kleist genannt werden sollen, es steht schon im Priestley so.) Hr. Swift in Greenwich, dessen Scharfsinn uns schon gerühmt worden ist, räth, den Gewitterstangen nicht conische, sondern pyramidalische Spitzen zu geben, und die Ecken so scharf als möglich, zu machen. Die Ableitungsketten habe man von den Schiffen verbannt; sie würden oft vom Blitz zerrissen: man brauche jetzt Kupferdrath von der Dicke eines Gänsekiels. Warum schweigt Hr. C. wohl so ganz von dem Gymnotus? Ist es denn immer noch nicht ausgemacht, daß der Fisch elektrisch ist? Hrn. C. Stillschweigen kommt Rec. bedenklich vor. Zwote Abtheilung. Die positive und negative Elektricität. Hier ist Hr. C. wenigstens nicht sehr zudringend mit seinem Lob; er dedicirt sein Werk dem Dr. Watson, und nennt ihn hier nicht einmal als den ersten Erfinder dieser Hypothese, welches doch sogar der durchaus Fränklinische Priestley thut. Viel zu hart gegen die Hypothese vom Aether, weil Hr. C. die Schriften der beyden Herren Euler nicht kennt. Priestley's Gedanke: das brennbare Wesen mache eigentlich die Körper ableitend; Schwierigkeit macht doch das Wasser hiebey. Dritter Theil. Zuerst vom elektrischen Apparat. Die hintere Seite des schwarzen Wachstuchs findet Hr. C. vorzüglich gut Röhren zu reiben, es muß aber auch Amalgama aufgetragen werden. Mit Recht zieht er einzelne grosse Cylinder Verbindungen mehrerer Kugeln vor. Die Schwierigkeit, die letztern zweck-

mässig zu treiben, wächst mit ihrer Zahl, die Wirkung hingegen weit langsamer. Die Ingenhousische Scheibe: man könne das Reibzeug bey ihr nicht gut isoliren. (Rec. hat eine solche gesehen, wo das Reibzeug vollkommen isolirt war, und die eine vortreffliche Wirkung that.) Die Elektrometer: das Magnetnadelförmige fehlt. Auch wird künftig Hr. C. des Achardischen Erwähnung thun, des einzigen, das unter den jetzt bekannten den Namen eines Elektrometers verdient. Hrn. Henley's Tischgen zu Versuchen mit dem Schlag (universal discharger.) (Freylich bequem: allein Recens. dünkt doch, die Englischen Künstler, vermuthlich von reichen Instrumentensammlern aufgemuntert, überhäuften jetzt den physikalischen Apparat zu sehr mit Werkzeugen dieser Art, die am Ende nicht sehr schwer zu erfinden sind, und ohne daß die Wissenschaft dadurch einen Schritt weiter gebracht würde, ins Unendliche vervielfältigt werden könnten. Das Paar Minuten, das dadurch gewonnen, oder die Ruhe, welche damit einer Hand oder einem Paar Finger erkauft wird, wird viel zu theuer bezahlt. Weit nützlicher, und der eben gerügten Bemühung wegen, auch nicht mehr sehr schwer, wäre es vielleicht, einen Apparat anzugeben, wobey die Hälfte der bereits gangbaren Instrumente entbehrlich gemacht würde.) Gebrauch des Apparats: mit Recht wird angemerkt, des Hrn. Nairne's Verfahren das Zerbrechen der Flaschen zu hindern, schwäche die Explosion. Ueber das Anziehen und Abstossen. Beym vierten Versuch scheint die Distinction unnöthig, denn wenn bey einer sehr schwachen Elektricität sich manche Erscheinungen nicht zeigen, die sich bey der stärkern gezeigt hatten, so ist dieses nicht als ein besonderer Fall anzusehen,

hen, sondern die natürliche Folge aus der Voraussetzung. Versuche über das Licht. Die schönen Versuche mit dem Cantonschen Phosphorus aus drey Theilen calcinirter Austerschalen und einem Theile Schwefelblumen, die gemischt in einem Tiegel eine Stunde geglüht werden. Henley's leuchtender Conductor: es ist eine luftleere Glasröhre, die man an beyden Enden mit messingenen Kappen versieht. Beccaria's Versuche im luftleeren Raum, wodurch die Atmosphäre sichtbar gemacht und zugleich gezeigt wird, daß es nur Ein elektrisches Fluidum gebe. (Hiergegen könnte ein Vertheidiger der zwey verschiedenen Materien einwenden: die untere Kugel werde, ob sie gleich keine Lichtatmosphäre zeige, dennoch einen negativ-elektrischen Kork abstossen; daß man keine Atmosphäre sehe, sey kein Beweis ihres Nichtdaseyns, man sehe die harzige Elektricität *schon* an den Spitzen nur wenig leuchten, und *folglich* an Kugeln noch weniger oder gar nicht.) Die Versuche mit der Leidenschen Flasche; es sind ihrer zwanzig. Die gewöhnlichen Lehren, alle sehr nett und deutlich vorgetragen, mit Anwendung von Fränklins Hypothese, die freylich hier in ihrem schönsten Licht erscheint, auch vermuthlich der durch sie so glücklich gegebenen Erklärung der Haupterscheinungen bey der Flasche ihre grosse Aufnahme zu danken hat. Versuch 7, 8, 9, sind von dem schon erwähnten Hrn. Henley, einem sehr gelehrten Southwarkischen Linnenhändler, den die Londonsche Societät seiner grossen Kenntnisse wegen zum Mitglied aufgenommen hat. Mit Recht zieht Hr. C. die Versuche dieses unpartheyischen Denkers überall vor. Sie sollen die Richtung des elektrischen Flüssigen, und zwar eines

Einzigen, beweisen; unwiderleglich nach Hr. C. (Rec., der hierinn völlig unpartheyisch ist, glaubt doch, sie beweisen weiter nichts, als daß die zwey elektrischen Materien, deren Daseyn sie bestreiten sollen, etwa ausser der Eigenschaft, daß sie sich, vereinigt, in Absicht auf Licht, Anziehen und Abstossen einander zerstören, getrennt noch eigene Wirkungen äussern. An ähnlichen Erscheinungen aber in der Natur fehlt es ja gar nicht. Die Wirkungen der Mittelsalze z. E. auf den Violensyrup, sind ja gänzlich von denen verschieden, die ihre Bestandtheile auf ihn äussern. Auch fühlt die Zunge im pulverisirten Schwefel nicht die fressende Vitriolsäure, die sich bey der Trennung in ihren Wirkungen so sehr von dem mit ihr vereinten Brennbaren unterscheidet.) Die Karten, durch die der Schlag geschehen, erhalten, nach Hrn. C. Beobachtung, einen phosphorischen Geruch. Hrn. Lullin's zu Genf nettes Experiment mit Drahten auf beyden Seiten der Karte, über welche man den Schlag gehen lassen will. Weichen Thon schwellt der Schlag auf. (Vermuthlich ist dieses die ausgedehnte Luft, wie beym Kinnersleyschen Versuch.) Das elektrische Feuer unter dem Wasser sichtbar zu machen: man bringt zwey Kugeln, deren eine mit der negativen Seite der Flasche in Verbindung ist, unter dem Wasser etwas nahe an eine andere, die man leicht mit der positiven verbinden kan. Die Flasche muß nicht stark geladen seyn, sonst zerspringt das gläserne Gefäß, in welchen die Kugeln hängen, mit grosser Gewalt. Pulver zündet Hr. C. geschwind, indem er etwas Eisenfeile damit in der Patrone oder dem Federkiel vermischt. Wiederum sechs Versuche über die Ladungen anderer Körper ausser

dem

dem Glas. Erstlich: die geladene Luftschicht, a noble experiment nennt es Hr. C., sehr billig. Doch erwähnt er hierbey Hrn. Beckets ganz leichte Zusätze, und verschweigt die vortrefflichen Erfinder des Ganzen, Hrn. Wilke und Aepin, die doch schon in Englischen Schriften genennt werden, oder setzt vielleicht Hr. C. die Bekanntschaft mit jenen Werken voraus? Da hätte er aber durchaus kürzer seyn müssen. Hrn. Georg Forsters Beobachtung in der Südsee, der eine Wasserhose durch einen entstandenen Blitz auf einmal verschwinden sah. Von der Wirkung der Spitzen und den Gewitterableitern. Das Z aus Draht drehe sich nicht im luftleeren Raum, stehe auch bald unter einen engen mit Luft angefüllten Recipienten stille. Das Donnerhaus. Ein sinnreich eingerichtetes Model, den Nutzen und die Einrichtung der Blitzableiter zu zeigen. Nutzen der Elektricität in der Medicin. Ein neues Instrument, das Zahnweh bequem durch Elektricität zu heilen: es ist eine Zange, mit welcher man den schmerzhaften Zahn packt, und so den Stoß durch beyde Arme derselben gehen läßt. Sie habe oft augenblicklich Linderung verschafft. Die Batterie: die so schwerflüssige Platina floß in einem Augenblick. Wenn der Draht bloß glühend wird, so geschehe der Anfang immer am positiven Ende. (Wird vermuthlich wieder zu Bestreitung der zwey verschiedenen Materien angemerkt, kan aber leicht durch das bereits Beygebrachte beantwortet werden.) Die Hexenkreise auf den Wiesen: sie sollen nicht vom Blitz, sondern von einer Art Schwämme entstehen. — Hr. C. vermuthet mit gutem Grund, daß Körper, die wir jetzt unter die ableitenden zählen, bey einer stärkern Kälte idioelektrisch werden könnten. (Vom Eis bestäti-

gen dieses bereits des Hrn. Achards Versuche.) Hier folgen noch einige lehrreiche Versuche, die wir übergehen müssen. Fernere Eigenschaften geladener elektrischer Körper. Schwierigkeiten bey der Erklärung. (Allerdings ist hier noch vieles dunkel, wäre es auch gleich nicht allemal das hier angeführte. Was Hr. C. hier von Hr. Canton und Henley beybringt, kennt man bey uns schon viel allgemeiner; und paradoxer als alles dieses ist, daß zuweilen eine Glasplatte, die auf beyden Seiten negativ elektrisch befunden worden ist, nach geschehener Belegung einen heftigen Stoß giebt. (S. Schwedische Abhandlungen 1762.)) Vierte Abtheilung. Neue Versuche: die Drachen. Hier ist Hr. C. ziemlich umständlich. Seine Wohnung zu Islington gab ihm Gelegenheit, die Versuche häufig und bequem anzustellen. Er räth, die Drachen nicht über 4 Fuß lang und 2 breit zu machen, in die Schnur flechtet er Kupferdraht ein. (Ohne Bindfaden ist geglühter Eisendraht 350 Fuß zum Pfund nach Rec. Erfahruug sehr gut. Ein Drache 6 Fuß lang und 4½ breit, zog bey nicht sehr heftigem Wind 1446 Fuß solchen Drahts aus, und stieg gegen 1000 Fuß hoch, auch bricht er nicht leicht, wenn der Helfer nicht zu viele sind.) Wenn kein Gewitter in der Luft ist, sagt Hr. C., so sey keine Gefahr bey diesen Versuchen, ist eines da, so schütze auch oft die größte Vorsicht nicht. Ein Verfahren, die Elektricität des Drachen bey Nacht zu erforschen: er ladet eine sehr sinnreich eingerichtete Flasche damit und trägt sie nach Haus. Diese Flasche hat die mitgetheilte Elektricität oft sechs Wochen lang gehalten. Viele Versuche mit Drachen und eingestreuten praktischen Bemerkungen. Die Luft fand er allezeit elektrisch, bey allen Temperaturen

von

von + 15 bis 80 der Fahrenheitischen Skale und allezeit positiv; wenn sie rein war; wenn es aber regnete, gemeiniglich negativ. Das Nordlicht vermehre die Luftelektricität nicht. (Dieses läßt sich wohl so schlechtweg unter den Umständen nicht behaupten, in welchen wir es gemeiniglich sehen; nahe am Horizont. In dieser Lage mögten wohl selbst Gewitter sie nicht merklich vermehren. Es verdient immer, untersucht zu werden, ob Nordlichter im Zenith oder nahe dabey die Luft nicht merklich elektrisiren.) Die Elektricität des Drachen sey desto stärker, je länger der Draht sey, (bestimmter, je höher der Drache steht,) doch nicht in derselben Verhältniß. Der Funke sey bey heiterm Wetter selten über $\frac{1}{4}$ Zoll lang, aber sehr erschütternd. (Eben dieses haben wir erfahren. Sonst ist zu merken, daß der V. seine Versuche alle bey Islington, wo das Land schon merklich hoch ist, angestellt hat; in Maschländern mögte manches anders ausfallen.) Des Verf. beyde Elektrometer, die auch in den Transactionen von ihm beschrieben stehen. Der Elektrophor. (Für das Jahr 1777. immer vollständig genug. Bey einer neuen Auflage wird dieses Capitel freylich sehr beträchtliche Zusätze und überhaupt im System eine andere Stelle erhalten müssen, nemlich unmittelbar nach der Leidenschen Flasche, von welcher dieses Werkzeug bloß durch die Beweglichkeit der Belegungen und der Art der Ladung verschieden ist.) Versuche mit gefärbten Körpern. Hr. C. ließ den Schlag über bemahlte Kartenblätter gehen und bemerkte die Veränderungen in den Farben. Auf Zinnober zeichnete sich ein $\frac{1}{10}$ Linie breiter schwarzer Streifen; beym Carmin war er schmäler und bleichpurpurfarben; der Grünspan wurde abgeschlagen; mit starkem Gum-

miwasser angemacht aber erschien ebenfalls ein matter Streifen. Beym Bleyweiß war der Strich schwarz, aber nicht so breit als beym Zinnober; beym Mennig fast wie beym Carmin. Aehnliche Versuche mit Oelfarben. Merkwürdig ist hier die aus Bleyweiß. Der Strich war hier anfangs schwarz, wie bey der Wasserfarbe, verschwand aber nach wenigen Stunden. Vermischte Versuche. Vermittelst isolirter Metallscheiben, davon die kleinste nicht grösser war als ein Rockknopf, erhielt er, wenn er sie wie den Schild eines Electrophors applicirte, oft eine starke Electricität aus Körpern, bey welchen man sie kaum, wenigstens so stark nicht, vermuthet hätte, auch aus den Haaren an seinen Beinen. Eine mässig geriebene Katze, ein Stück Flanell oder ein Hasenpelz gaben ihm so starke Funken, daß er Flaschen geschwind damit laden konnte. Dieses Capitel enthält, so wie die meisten der übrigen, noch sehr viel Merkwürdiges, das sich nicht gut in einen Auszug bringen läßt. Ueberhaupt versichert Rec., daß das, was er wider dieses Werk erinnert hat, leicht alles seyn mögte, was sich dagegen sagen läßt, daß hingegen der Raum dieser Blätter nicht verstattet, alles das Vortreffliche anzuzeigen, was es enthält. Den Beschluß macht eine kurze Nachricht von Hrn. Köstlins Versuchen von der Wirkung der negativen Electricität auf die organischen Körper, und Hrn. Achards Versuch von der Elektricität des Eises.

Wien.

Kaisers Leo des Philosophen Strategie und Tactik, aus dem in der Kais. Königl. Bibliothek befindlichen Original übersetzt durch J. W. v. Bour-

scheid.

scheid. Vier Theile in Octav, mit 38 Kupfertafeln. Von diesen vier Theilen, aus denen das Buch bestehen wird, haben wir die im vorigen Jahre herausgekommenen zwey ersten Theile von 373 und 349 S. vor uns. Sie enthalten die acht ersten Capitel oder Institute, das übrige sind Einleitungen, Anmerkungen und ganze beträchtige, lesenswürdige Abhandlungen des Uebersetzers. Von der Uebersetzung selbst sagen wir nur ein Paar Worte. Sie läßt sich gut lesen: ist dem Französischen des Hrn. von Maizeroy ähnlicher, als dem Grundtexte; aber auch jenem nicht immer getreu. Wir haben uns das Vergnügen gemacht, auch die lateinische Uebersetzung in des Meursius Ausgabe damit zu vergleichen, und das fünfte und sechste Capitel zur Probe gewählt. Ein einziges Beyspiel mag das, was wir vorhin sagten, erläutern. Der Grieche sagt *ἁμάξας λόγῳ ἁρμαμέντου*; der Lateiner sorgt, daß wohl geladen werde, armamenti plenos; der Franzose gebraucht sie, wo wir ihn recht verstehen, bloß zur Wagenburg, pour se remparer (denn das Schanzgeräthe lag wieder auf andern Wägen;) und der Teutsche läßt sie in der Stille hinfahren. Im folgenden Capitel beladen die letztere zwey eben diese Wagen mit Mehl und Lebenswaaren nach dem Verhältnisse der Zahl der Kriegsleute (*ἑκάστου ἀριθμοῦ*, für jede Bande oder bestimmte Anzahl Soldaten einen Wagen;) und unser Verf. fügt noch die Ursache hinzu: daß sie keine Noth leiden. Doch wir enthalten uns aller weitern Kritik; sie könnte unbillig seyn, da wir die gebrauchten Handschriften nicht haben.

Das Titelkupfer im ersten Theile ist ein Medaillon aus dem Wiener Cabinet, mit des K. Leo Brustbilde. Die Vorrede handelt in einer etwas

pomp=

pomphaften, aber körnichten und originellen, Schreibart von den Veränderungen, die das Schießpulver, oder, mit dem Verf. zu reden, die Nachahmung des elektrischen Donners, der von nitrösen, schweflichten und brennbaren Wesen in unserer Atmosphäre sich entzündend, den Thieren der Erde den Tod drohet, in der Tactik der Alten nothwendig gemacht hat. Man mußte der nun von allen Schutzwaffen enblößten Tapferkeit zu Hülfe kommen. Männer von mittelmässigem Talent setzten Kanonen von gröberer Stimme den feindlichen entgegen, früheres Musketenfeuer, kreuzende, gebrochene, abwechselnde, schnell einander sich folgende Feuerarten. Selbst erhabenere Feldherren wußten dagegen kein anderes Mittel, als daß sie auf den Flächen den Angriff nur auf gewisse Standpucte hefteten. Dieses führte auf die einfache Regel, zwey Drittel seines Heeres dem Feind zu versagen. Allein die Ausführung dieser Regel erforderte jene künstliche Fassungen, Entwickelungen und Bewegungen der griechischen Tactik, die man längst vergessen hatte. Der König von Preussen war der erste, sein Heer dariun zu üben; und erschuf sich ein eigenes System der Feldschlachten. Der letzte Krieg wurde die Epoche der Wiedererstehung der Tactik. Die Vorsicht erschuf einen **Daun**, **Lacy**, **Haddick**, **Loudon**: unter ihren Händen entstand die Lagerkunst, die Kunst der Heerzüge, und jener Theil der Tactik, welcher der Kunst der Feldschlachten dienstbar ist. Auch die Franzosen schryen endlich einstimmig: Disciplin und Tactik! Sie schufen eine grosse und eine kleine; beyde zusammen waren ihnen die ganze Kriegskunst. Ursachen, warum unsere Zeiten nicht mehr so viele grosse Kriegsmänner hervorbringen, als bey den Griechen und Römern.

Sie

Sie wurden durch systematischen Unterricht gebildet; von unsern Beamten des Kriegsheeres fordert man bloß Uebung im Mechanismus. Der griechische Heerführer war sicher, tausend Subjecte zu finden, denen er einen abgesonderten Theil der Armee anvertrauen durfte; aber in welcher Verlegenheit sind die unserigen nach einigen Jahren Friede. Exempel davon bey den Oesterreichern, Preussen, Franzosen, Russen und Türken in den letzten Kriegen. Diesem Mangel kan der systematische Unterricht in der Strategie allein abhelfen. In der Absicht legt der Verf. die Uebersetzung eines didactischen Werks der Strategie vor; jedem Institut schiebet er eine Anmerkung nach, worinn er sowohl die unveränderlichen Grundsätze, als den Unterschied zwischen den ältern, mittlern und unsern Zeiten zeigt, und jeden Satz durch Thaten des letzten Kriegs beweiset. Von diesen Anmerkungen verstattet uns der Raum bloß die Ueberschriften hier anzuführen: Nothwendigkeit der Kriegsdisciplin; Abtheilung und Zusammenhang der verschiedenen Künste der Kriegswissenschaft; Feldherrnamt; persönliche Eigenschaften eines Heerführers; erste Pflicht der Strategie, Entwürfe zu bilden; erste Pflicht der Logistik (Rechnungskunde der Zeiten, der Kräfte, der Abstände, der Bedürfnisse,) ein Kriegsheer zu errichten und zu untertheilen; griechische Phalanx; Legion der Römer; Verfassung des Fußvolkes nach den Grundsätzen Kais. Leo; Vorschlag des Gr. von Sachsen, das Fußvolk in Legionen zu verfassen.

Wir schreiten zum zweyten Theil. Vorläufige Betrachtungen, zur Einleitung. Die Tactiker aller Jahrhunderte hatten den Fehler, daß sie ihre Systeme aus dem Gesichtspuncte ihrer Waffen erschu-

schufen. Hätten sie ihrem Geist einen höhern Schwung erlaubt, so würden sie erkannt haben, daß die Logistik desjenigen Systems die beste sey, welches für alle Aenderungen der Waffen sich am gleichgültigsten verhält. Wir lernen dem Kleide den Körper anpassen, nicht das Kleid nach dem Körper zuschneiden. Beyspiele solcher von den Waffen unabhängiger Systeme kan Europa nicht liefern: denn wir sind allzunahe bey dem Reichthume der Waffen. Aber Amerika liefert sie in den Zeiten der ersten Eroberung und bey dem jetzigen Aufstande der Colonien. Doch gesteht der Verf., daß der letztern ihre Armuth an Waffen gleich anfänglich nicht so trostlos war, als der alten Einwohner von Chili. Das Recht, welches wir haben, auf die Vortrefflichkeit unserer Muskete stolz zu seyn, gab uns allzugrosse Zuversicht zu ihr, verleitete uns, die andern Waffen abzuschaffen, und verhinderte uns, die rechte Bestimmung ihres Feuers kennen zu lernen: und so entsagten wir der Kenntniß der eigenthümlichen Stärke der Schlachtordnung. Vergleichung des Systems des Priscus mit der Römer ihrer Legion, oder mit der Phalanx mit eingebogenen Winkeln. In seinen Fingern war das **Kriegsheer wie ein Fächer, der sich öffnet und zusammenlegt, nach welcher Seite man will.** Sein System gründet sich auf Zeitgewinn und Gewinn des Bodens, und zeigt sich also allen Waffen günstig. Die meisten Vorurtheile in Wissenschaften entspringen aus der Oberfläche der Ausdrücke. Was für nachtheilige Wirkung hat nicht der einzige Ausdruck: **Gemische der Waffen,** hervorgebracht! Um den rechten Begriff von der Reuterey zu haben, muß man ganz auf ihren Ursprung zurückgehen. Ihr Endzweck war, eine geschwinde Dienstleistung. Man ließ sich bewegen, sie

sie zu bepanzern, weil man die durch sie erlangte Berichte nicht verliehren wollte: und dieser Verlust hieng von dem Verlust des Mannes oder Pferdes ab. Nun wurden die Pferde der Reuter keine geschwinde Dienstleister, sondern kräftige Lastthiere. Der Fußgänger wollte nicht schlechter bedeckt seyn, und ruhete nicht eher, bis man ihn von Kopf bis auf die Füsse bepanzerte. Wollte man Leute ohne Panzer haben; so mußte man sie bey fremden Nationen dingen, und bey der eigenen es zum Ehrenpunct machen, sich ohne Schutzwaffen dem Feind zu zeigen. Weniger nicht als ein Phänomen aus dem Schoosse der Natur, das Schießpulver, war nöthig, die Liebe für eiserne Kleider zu überwinden.

Die Anmerkungen in diesem Theile handeln folgende Materien ab: Vom Gesichtspuncte des Waffenunterschiedes und dem daher geleiteten Satze der Unterstützung derselben. Von der Aenderung der Waffen bey den Deutschen, bis zur Erfindung des Pulvers. (Eigentlich vom ganzen Militärstande; bis auf die Zeiten des Montecuculi.) Bestimmung der Waffen, und System der Tactik des F. Montecuculi. Erschaffung des Bajonets und Abschaffung der Pike. Einführung einstimmiger Evolutionen, und vom Feldschlachtsystem des jetzregierenden Königs von Preussen. Endlich noch ein Paar den Leonschen Instituten nachgeschobene Anmerkungen von den Exercizien und von Verbrechen und Strafen. Damit endigt sich der zweyte Theil eines Werks, dessen gründlichdenkender, patriotischgesinnter, unpartheyisch und männlich schreibender Verfasser unsern ganzen Beyfall hat.

Eben:

Ebendaselbst.

In August Bernards Verlag ist 1778. 169 Seiten in Octav herausgekommen: *Wenc lai Trnka de Kr'zowitz*, S. R. I. equ. Mec Doct. in Univerſ. reg. Budens. anatom. Pr Publ. Ord., *de Diabete commentarius:* unſe Hrn. Professor Baldinger zugeeignet. Obſc der Verfasser weder Eigenes noch Neues über nen Gegenstand sagt, verdient er doch Dank, a in einer guten Ordnung, aus bewährten Schr stellern alter und neuer Zeit so zusammenge gen und geordnet zu haben, daß man di Werkchen als einen ziemlich brauchbaren C mentarium über die Harnruhr ansehen kan.

Sorau.

Bey Johann Gottlieb Hebold sind 1778. 95 Seiten in klein Octav erschienen: *M ſpaſmodici aliquot hiſtoriae. Auctore Jo Siegfried Koehler*, Med. Doct. Phyſico S merfeldenſi. Eine krampfhafte Krankheit, d Grundursache der Verfasser weder in der Ei schaft der Luft, noch den Nahrungsmitteln den konnte, ergriff im Sommerfeldischen in Lausitz mehrere Personen. Das über drey Kr dieser Art gehaltene vollständige Tagebuch li hier der Verfasser, nebst angehängten, aus selben gezogenen Porismen. Aller, zum wunderbarer, Aenderungen der Zufälle ohng tet, hatte die Krankheit doch eine und diese Ursache: Schleim und Würmer in den G men, nach deren Fortschaffung die Krankheit verlohr.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

7tes Stück.

Den 13. Februar 1779.

London.

Disquisitions relating to Matter and Spirit. by J. Priestley, ohne Dedication und Vorrede 356 S. in Octav. Er sey (sagt der Verf. in der letztern) von seiner Jugend an stets der Meynung zugethan gewesen, daß der Mensch eine vom Körper verschiedene Seele besitze, habe aber zuerst bey seiner Ausgabe des Hartley über diesen Punct Zweifel in sich wahrgenommen, und da diese freymüthig geäusserten Zweifel wider sein Erwarten eine Veranlassung zu vielen ungerechten Vorwürfen geworden, habe er nach einer abermaligen reifen Ueberlegung der Sache sich völlig überzeugt, daß der Mensch nichts als Körper sey. Er trage auch diese seine Meynung jetzt ohne alle Zurückhaltung vor, und erwarte es nicht allein, sondern wünsche es auch, daß man sie von allen Seiten angreifen möge, weil er auf dergleichen Angriffe gefaßt sey. Die Schrift selbst fängt P. mit einer Untersuchung des Begriffs der Materie

terie an. Fälschlich habe man sich die Materie als ein von allen Kräften entblößtes, und gegen Ruhe und Bewegung völlig gleichgültiges Wesen vorgestellt. Anziehungskraft sey nicht eine der Materie fremde, sondern eine jedem Körper wesentliche Kraft, weil sonst die Theile nicht vereinigt seyn, und der Körper selbst keine Figur haben könnte. Den Begriff der Undurchdringlichkeit, fährt er fort, erhalten wir allein aus dem wahrgenommenen Widerstande, den Körper z. B. gegen unsere drückende Hand ausüben; und dieser Widerstand ist, wie viele Erfahrungen, besonders die Erscheinungen des Lichts, beweisen, die Wirkung einer zurückstossenden Kraft. Er hält daher die Undurchdringlichkeit, wenn man darunter eine Eigenschaft der Materie versteht, für ein Unding, und die Materie selbst für einen Inbegriff physischer Puncte, die in gewissen Entfernungen von einander abstehen, und mit verschiedenen Kreisen anziehender und zurückstossender Kräfte begabt oder umgeben sind. (Eine Hypothese, die den meisten Lesern nicht allein auffallen, sondern ihnen auch kein günstiges Vorurtheil für das, was er darauf bauen will, erregen wird.) Wenn man sich nun die Materie nicht mehr als eine träge, durchaus unthätige, aller Kräfte beraubte, undurchdringliche Substanz denke; so werde man sie auch nicht mehr mit so verachtenden Augen ansehen, als man bisher gethan habe. Fände sichs nun, daß mit einem solchen ausgedehnten, und mit den vorher genannten Kräften ausgerüsteten Wesen, als ihm die Materie zu seyn scheint, auch die übrigen Kräfte des Menschen, Empfindlichkeit und Denkkraft, vereinbar wären; so sey es den Gesetzen einer gesunden Vernunft gemäß, im Menschen nicht noch eine andere unnöthige Substanz anzunehmen. Um

 die-

diese Vereinbarkeit des Empfindens und Denkens mit der Materie, wie er sie sich denkt, zu beweisen, bemerkt er erstlich, daß beyde Vermögen oder Kräfte, in so ferne wir sie im Menschen wahrnehmen, niemals anders, als in der Verbindung mit einem organisirten System von Materie gefunden würden. Wir hätten zwar einen sehr unvollständigen Begriff vom Wahrnehmungsvermögen; allein eben dieß müßte uns vorsichtig in unsern Entscheidungen der Frage machen, ob und mit welchen andern Eigenschaften es vereinbar, oder nicht vereinbar sey? Nur eine ganz vollkommene Kenntniß der Empfindlichkeit und Denkkraft könne jemand berechtigen, einen Ausspruch darüber zu wagen, ob sie mit einem ausgedehnten Wesen, das andere Kräfte habe, bestehen könne oder nicht; er finde in diesen verschiedenen Eigenschaften keinen Widerspruch, und lasse sich daher durch Erscheinungen in seinen Urtheilen über den eigentlichen Sitz des Empfindens und Denkens leiten. Wenn man von jeher auf alle, diese Kraftäusserungen des Menschen begleitende, Umstände Acht gegeben hätte, so hätte man, glaubt er, nothwendig schliessen müssen, daß sie Eigenschaften des Nervensystems, oder vielmehr des Gehirns, seyen. So viel wir bemerken könnten, entsprächen die Denkkraft und ein gewisser Zustand des Gehirns stets einander, und dieß sey in allen übrigen Fällen der Grund, warum wir glaubten, daß eine gewisse Eigenschaft irgend einer Substanz zukomme oder eigenthümlich sey. Noch nie habe ein Mensch das Vermögen zu denken übrig behalten, wenn sein Gehirn zerstört worden; auch könne man mit hinlänglichem Grunde aus einem in Unordnung gebrachten oder verwirrten Verstande auf eine Verletzung oder Verwüstung des Gehirns

schliessen, und man müsse das letztere daher nothwendig für den Sitz des erstern halten. Die sogenannten Seelenkräfte nähmen mit denen des Körpers zu und ab, und wenn dieß in einigen Fällen nicht geschehe, so komme es daher, daß das Gehirn nicht gleich stark mit den übrigen kranken Theilen afficirt werde. Unmittelbare Verletzungen des Gehirns hingegen durch Schläge oder Entzündungen, griffen die Seelenfähigkeiten in gleichem Maasse an. Eben so unläugbar sey die Einwirkung gewisser Seelenveränderungen (heftiger Leidenschaften) auf den Körper; und es sey daher eben so natürlich zu schliessen, daß Empfindung und Denken die Resultate einer gewissen Organisation seyn müssen, als es natürlich ist, zu glauben, daß der Ton eine nothwendige Wirkung einer gewissen Erschütterung der Luft sey. Da also die Vollkommenheit der Denkkraft und ihrer Ausübung von der Gesundheit des Körpers und Gehirns in diesem Leben so sehr abhänge, daß wir ohne sie gar nicht zu denken im Stande sind; so scheint ihm nichts unphilosophischer, als die Voraussetzung, daß der Mensch alsdann, wenn der Tod beyde zerstört habe, besser, freyer und ungehinderter, als in diesem Leben, denken sollte. Wenn der Tod auf eine Vervollkommnung der Denkkraft einen günstigen Einfluß hätte; so müßte man dergleichen bey Krankheiten, als Annäherungen zum Tode, gleichfalls bemerken. (Fast alle bisherigen Gedanken stimmen mit den schon oft geprüften Raisonnements des Lucrez überein, den aber Priestley nicht gelesen zu haben scheint.) Fernere Bestätigung seiner Meynung findet er in den Erfahrungen, daß wir alle unsere Empfindungen durch die Sinne erhalten, und alle Gedanken aus vorhergehenden sinnlichen Eindrücken ent-

entstehen; (was, sagt er, nicht geschehen würde, wenn die Seele ohne körperliche Organen denken und Vorstellungen erlangen könnte;) daß ferner eine jede einzelne Kraft der Seele der Verschlimmerung und dem gänzlichen Untergange unterworfen ist; daß viele von unsern Begriffen theilbar und folglich auch gleich den Gegenständen, wodurch sie hervorgebracht worden, ausgedehnt sind: (eine höchst sinnliche Vorstellung der sogenanten zusammengesetzten Ideen, die aber ganz im Geschmack der ältern Stoiker ist. Wir sehen übrigens nicht ein, wie P. einfache Ideen behaupten könne, da er alle, durch ausgedehnte Gegenstände hervorgebrachte, Seelenveränderungen für wirklich ausgedehnt hält, und keine einzige der einfachen und zusammengesetzten Empfindungen und Begriffe, die durch die äussern Sinne in die Seele kommen, durch unzusammengesetzte, untheilbare Objecte erzeugt wird.) Endlich weiß der Verf. nicht zu begreifen, wie man ein einfaches, untheilbares, und seiner Natur nach unveränderliches, Wesen der Vervollkommnung sowohl, als Verschlimmerung, fähig halten könne. (Leibnitzens System scheint dem Verf. gänzlich unbekannt gewesen zu seyn.) Ein grosser Vortheil des Materialismus sey dieser, daß er uns auf einmal von einer zahllosen Menge beschwerlicher Fragen: über die Zustände der Seele im Schlaf, in Ohnmachten, nach dem Tode, vor ihrer Vereinigung mit dem Leibe, und über die Zeit dieser Vereinigung befreye. Er hebe alle Schwierigkeiten auf, denen die Vertheidiger der Einfachheit menschlicher Seelen ausgesetzt sind, wenn sie die Ursachen, warum reine körperlose Geister in solche drückende irdische Hüllen eingeschlossen, und mit den Fesseln der Materie bela-

den worden, beantworten sollen. Die Lehre vom Fegefeuer und die Verehrung der Todten würden, glaubt er, niemals entstanden seyn, wenn man der reinen christlichen Lehre von der Auferstehung und dem letzten Gerichte getreu geblieben wäre, und sie nicht durch die heidnischen Vorstellungen von entkörperten, für sich bestehenden, Seelen verdorben hätte. Der Begriff von einem einfachen Wesen, wie er jetzo erklärt werde, sey eine Erfindung der neuern Zeit, und dem Alterthume eben so unbekannt gewesen, als er noch jetzo dem größten Theile der Menschen sey. Unter einfacher Substanz oder einem Geiste verstehe man nämlich ein schlechterdings unausgedehntes und untheilbares Wesen, das gar keine Beziehung oder Verhältnisse zum Raume habe, von dem man also nicht sagen könne, daß es irgendwo existire, oder einer Localbewegung fähig sey, das endlich nur in einer willkührlichen Verbindung mit dem Gehirne stehe. Daß nun ein solches Wesen, das überdem nicht die geringste Eigenschaft mit der Materie gemeinschaftlich besitze, und dann der ihr in allen Puncten entgegengesetzte Körper doch auf einander wirken und von einander leiden sollten, scheint ihm nicht bloß ein unerklärliches Geheimniß, sondern eine völlige Unmöglichkeit. Er prüft, aber nur sehr flüchtig, die verschiedenen Hypothesen über die Vereinigung des Leibes und der Seele, die er aber nicht einmal recht gefaßt hat. (Er glaubt, daß des-Cartes den Einfluß der Seele auf den Leib, und des Leibes auf die Seele geläugnet, und die Gottheit als die wirkende Ursache, die äussern Gegenstände aber nur als die Veranlassungen der in uns entstehenden Empfindungen angesehen habe.) Die Seelenvehikel oder feinen Geisterhüllen, die man als die Bande oder Mitt-

Mittler zwischen dem Körperlichen und Unkörperlichen angesehen hat, hält er für eben so grundlose als unnöthige und nichts aufklärende Erdichtungen. Nach diesen auf seine Widersacher gewagten Ausfällen nimmt er die Vertheidigungswaffen wieder zur Hand, und sucht die Einwürfe zu beantworten, die man gegen den Materialismus vorgetragen hat. Er bringt ihrer funfzehn zusammen, unter welchen freylich die meisten sich auf die eigenthümlichen Vorstellungsarten gewisser Schriftsteller gründen, und nur deswegen hier wiederholt zu seyn scheinen, weil sie wirklich lächerlich sind, oder doch sehr leicht widerlegt werden konnten. Wir können aber nicht einmal seine Beantwortungen der gründlichsten und allgemein anerkannten Einwürfe wider den Materialismus auszeichnen, viel weniger ihnen hier eine Duplik entgegensetzen. Mit der größten Kunst und Behutsamkeit drückt sich der Verf. über die Substanz der Gottheit aus. Wir haben, sagt er, vom Wesen überhaupt, oder dem Etwas (Substrato) das die uns allein bekannten Kräfte der Dinge in sich vereinigt, keine deutliche, hinlängliche Begriffe, am allerwenigsten also von der göttlichen Substanz. Wir müssen uns begnügen, die Eigenschaften der Gottheit, in so ferne es uns möglich ist, zu erkennen, ohne das Wesen, oder, wenn man so reden dürfte, die Unterlage, die Stütze, die diese Vollkommenheiten alle trägt, ergründen zu wollen. Er ist bereit, die göttliche Substanz für immateriell zu erkennen, wenn man unter diesem Wort ein Wesen verstünde, dessen Kräfte und Eigenschaften von denen der erschaffenen Materie wesentlich verschieden wären. Denke man sich hingegen unter immaterieller Substanz eine solche, die mit der Materie gar nichts gemein

mein habe; so müsse er aufrichtig erklären, daß er an eine solche gar nicht glaube, und sie also auch der Gottheit nicht zuschreiben könne. (Wir möchten wissen, durch welche Merkmale der Verf. **hier das wesentlich verschieden seyn, und das nichts mit einander gemein haben,** von einander unterscheidet.) Nur der falsche Begriff von träger, todter Materie habe den Gedanken einer körperlichen Gottheit vielen so fürchterlich gemacht, nach der Vertilgung dieses Vorwurfs aber müsse die Gottheit, man mögte sie materiell oder immateriell nennen wollen, doch immer gleich verehrungswürdig seyn, weil wir in ihr nicht die Substanz, sondern ihre Kräfte und Vollkommenheiten anbeten. Im zehnten und eilften Abschnitt sucht er zu zeigen, daß seine Begriffe von der menschlichen sowohl als göttlichen Natur mit der heiligen Schrift mehr übereinstimmen, als die gewöhnlichen, und fällt darüber in Auslegungen, deren Gewaltsamkeit selbst ein Laye fühlen kann. Unsere ganze praktische Kenntniß der Gottheit sey zwar von den Begriffen, die man von ihrem Wesen hege, unabhängig; wenn aber die Vorstellung von einer körperlichen Gottheit gefährlich wäre, so müßten die meisten Menschen, die die Gottheit sich nicht als eine ganz unzusammengesetzte Substanz denken, die traurigen Folgen eines solchen schädlichen Irrthums schon lange auf eine sehr merkliche Art empfunden haben. Er stimmt endlich seinen gelehrten Landsleuten, dem Bischof von Carlisle und Blackburne, bey, welche behaupteten, daß der ganze Mensch bis an den Tag der Auferstehung des Leibes schlummern werde. Er glaubt zwar, daß die Menschen bey der Auferstehung völlig dieselbigen seyn werden, die sie hier auf Erden waren; (denn der Leib werde nur auf=

aufgelöst, und alles, was aufgelöst werde, könne auch wieder zusammengesetzt werden,) allein wenn ein jeder Mensch auch nicht alle ihm zugehörige Theile wieder empfienge; so leide darunter die persönliche Einerleyheit nichts, weil eine gänzliche Veränderung des Menschen ohne irgend eine Veränderung der Person möglich sey. (Eine Distinction, die schon Locke, wiewohl doch auch mit einiger Verwirrung und Unbestimmtheit, machte, die aber P., der den ganzen Menschen für weiter nichts als Körper hält, unmöglich auf gleiche Art behaupten kann, und die er auch auf eine solche Art anwendet, daß man ihn leicht eines Widerspruchs überführen könnte.) Der Verf. glaubt, daß der ganze Mensch auferstehen werde, aber nicht mit allen hinzugekommenen fremden unwesentlichen Theilen (dergleichen diejenigen sind, die wir durch die Nutrition empfangen,) sondern nur mit den Staminibus, oder dem Keime des organischen Körpers, von dessen Bestandtheilen man nicht zeigen könne, daß sie zerstört und mit denen anderer Körper vermischt und ausgetauscht worden. Er hält weder diesen Gedanken von Watt, noch Bonnets Hypothese von der Entwickelung für unphilosophisch. (Auch wir glauben mit P., daß es sehr übereilt geschlossen sey, wenn man alles, was aus Theilen besteht, deswegen für auflöslich, oder durch die lebendigen Kräfte der Natur für zerstörbar hält. Aus Theilen bestehende und doch unzerstörbare Wesen waren vielen Alten sehr gewöhnliche Begriffe, und Demokrit sowohl als Epikur, hielten ihre Atomen zwar für nichts weniger als einfach, in der neuern Bedeutung dieses Worts, aber doch für vollkommen solide, d. h. für so unzertrennlich, daß ihre Bestandtheile durch keine Gewalt aus einander gerissen werden könnten.

Wenn wir aber auch P. die Unzerstörbarkeit derjenigen Grundtheile zugäben, die er als die Stamina oder den Keim eines jeden Menschen ansieht; so begreifen wir doch nicht, wie der Verf., der alle durch Nutrition zu diesem Keime hinzugekommenen Theile für fremd erklärt, aus den übrigbleibenden Staminibus eine so grosse Masse organisirter Materie herausbringen will, als er zum Empfinden und Denken für ganz unentbehrlich ansieht.) Der ganze übrige Theil des Buchs, von S. 166 bis ans Ende, enthält eine seyn sollende Geschichte der Meynungen und Begriffe von der Seele, die er als Irrthümer widerlegt zu haben glaubt, bey der wir uns aber weniger aufhalten, weil sie nicht aus den Quellen, sondern aus neuern, oft sich selbst widersprechenden, Schriftstellern genommen, und überdem an vielen Stellen so mangelhaft und unrichtig ist, daß wir es nicht der Mühe werth halten, sie zu ergänzen oder zu berichtigen. Er glaubt, daß die Begriffe von für sich bestehenden, und nach dem Tode des Körpers auch ausser aller Verbindung mit ihm fortdaurenden, Seelen heidnischen Ursprungs sey; daß man bis auf die Zeiten des Descartes Geister für ausgedehnt, Geist und Ausdehnung nicht für widersprechende Dinge gehalten habe, und daß die Idee einer immateriellen Substanz im Sinn der neuern Philosophen den Alten gänzlich unbekannt gewesen sey. (Dieser Ausspruch hat die unläugbarsten Zeugnisse, und unverwerfliche Stellen der Alten wider sich. Ungeachtet Plato (um nicht höher hinaufzusteigen) über die Natur der Seele sehr oft auf eine sonderbare und zweydeutige Art redet, so gründet sich doch sein ganzes System auf die Eintheilung der Dinge in sichtbare, körperliche, veränderliche, zusammengesetzte, und eben deswegen

gen theilbare, und wiederum in unkörperliche, unwandelbare, sich stets gleiche, unzusammengesetzte, und eben deswegen untheilbare. (Phaedo §. 20.) Er rechnet die Seelen der Menschen zu den letztern, oder sagt wenigstens, daß sie diesen viel ähnlicher, als jenen erstern sind, und nimt aus dieser Betrachtung einen seiner Beweise für ihre Unsterblichkeit her. Man sehe in der angeführten Stelle besonders die Worte an: Αρ' ουν τω μεν συντεθεντι και συνθετω οντι φυσει προσηκει τουτο πασχειν διαιρεθηναι u. s. w. Weil aber Plato sich im Timäus über die Mischung der Bestandtheile der Seele auf eine sich selbst widersprechende, oder doch so scheinende, Art ausdrückt; so fand Cicero den Begriff einer unzusammengesetzten Seele nicht in den Werken dieses Philosophen, oder dachte wenigstens nicht daran. (Daß er die Gottheit für unkörperlich hielt, wußte er De Nat. Deor. I. c. 12.) Er sagt daher (Ac. Quaest. IV. 39.) daß Xenokrates zuerst die Seele als eine mens nullo corpore erklärt habe, quod, setzt er hinzu, intelligi, quale sit, vix potest. Auch Aristoteles hielt seinen Ersten Beweger für untheilbar. Phys. Ausc. VIII. 15. Endlich nahmen die mittlern Pythagoräer unkörperliche Elemente von Körpern an, die den Leibnitzischen Monaden gleich oder doch höchst ähnlich sind. (Sextus, x. adv. Math. 248-58.) In den neuern Platonikern kommt der Begriff des unausgedehnten und unkörperlichen auf allen Seiten vor.) Eben so irrig ist es, daß man vor der Entstehung des Christenthums die Seelen der Thiere und Menschen als gleichen Ursprungs und Wesens angesehen, und daß erst die christliche Religion einen so grossen Unterschied unter beyden gemacht habe. (Wir ver-

verweisen hier nur auf den Porphyr und Plutarch, die die Meynungen der Alten gesammlet haben.) Er hält es nicht für unwahrscheinlich, daß auch die Thiere bey einer künftigen Auferstehung des Fleisches werden wieder erweckt, und für ihre vielen unverdienten Leiden angemessene Vergeltungen empfangen werden. Die Schrift wisse nichts von einem körperlosen Zustande des Menschen; sie sehe den Tod als einen Zustand von Unempfindlichkeit, und die allgemeine Auferstehung als den Anfang künftiger Belohnungen und Strafen an. Er glaubt, daß die Lehre von der Auferstehung der Todten einen Glaubensartikel der ältesten Persischen und Chaldäischen Religion ausgemacht habe, hält hingegen die Begriffe von präexistirenden und aus der Gottheit ausfliessenden Seelen für Indischen Ursprungs. (Behauptungen, deren Grundlosigkeit eine unpartheyische kritische Prüfung der Religionen und Denkarten dieser Völker zeigt.) Einer der größten Vortheile des Materialismus scheint ihm dieser, daß er die Irrlehre der Arianer von der Präexistenz Christi übern Haufen wirft. Er ist überzeugt, daß die Verachtung der Materie, und der Glaube, daß sie ein Kerker des Geistes sey, die Hauptursache von Fasten, Casteyungen, Enthaltsamkeit u. s. w. gewesen ist. (Creuzigungen des Fleisches u. s. w. sind und waren unter vielen Völkern gewöhnlich, die niemals an träge, den Geist niederdrückende, Materie, und an entkörperte unzusammengesetzte Seelen gedacht hatten. Sie waren meistens Opfer, womit man den Zorn feindseliger Gottheiten zu versöhnen, und sich selbst zu reinigen glaubte.)

Leipzig.

Leipzig.

Bey Fr. G. Jacobäer: M. K. E. Mangelsdorfs Versuch einer Darstellung dessen, was seit Jahrtausenden im Betreff des Erziehungswesens gesagt und gethan worden ist. Nebst einer freyen Beurtheilung der Basedowschen Anstalten und anderer dahin gehörigen Materien. 442 S. Octav. Von dem, was in der Erziehung bey den Egyptiern, Persern, Griechen, Römern und Deutschen, seit Karl Gr. gethan worden ist, handelt der Erste Abschnitt bis S. 208. Der Verfasser schreibt von den Egyptiern nach dem Diodor, und von den Persern nach Xenophons Cyropädie; vortheilhafter also, als andere von ihnen denken. In einem desto nachtheiligern Lichte sieht er die Griechen, sonderlich die Athener; freylich nach Zeugnissen und Thaten; dergleichen man aber von einem jeden sehr cultivirten Volke, dessen Geschichte man einigermassen hat, aufweisen kann. Die vielen weisen und tugendhaften Männer, die Griechenland besaß, beweisen, man mag sie als Wirkungen oder als Ursachen betrachten, daß mehrere ihres gleichen, die die Geschichte nicht nennt, und also überhaupt, viel moralisch Gutes da gewesen seyn müssen. Sokrates, dem der Verf. Gerechtigkeit widerfahren läßt, macht einen eigenen Artikel aus; und zur Probe seiner Pädagogik sind einige seiner Unterredungen aus dem Xenophon eingerückt. Allerhand Merkwürdiges von der Erziehung der Römer aus verschiedenen Schriftstellern; ausführlich von der Gedächtnißkunst nach dem Quinctilian und Cicero. Unter den Nachrichten die Deutsche Erziehung betreffend, werden Ratich und Comenius nicht vergessen. Im

zwey=

zweyten Abschnitt, der mit dem sich beschäftigt, was über die Erziehung Merkwürdiges geschrieben worden ist, stehen erstlich einige Aussprüche des Plato, Aristoteles und Quinctilians. Dann folgen weitläuftigere Auszüge aus den Erziehungsschriften **Lockes**, **Rousseaus**, **Feders**, **Basedows**, des **Pädagogen von Barby** und **Grivell**; nach den Artikeln, körperliche Erziehung, Sittenbildung, und Bildung des Verstandes durch Unterricht, geordnet. Der Verf. hat nicht aus jedem alles unter diese Artikel passende, sondern, was ihm das Eigenste eines jeden zu seyn schien, ausgezogen; und dadurch insbesondere denen, die den ganzen Emil nicht lesen wollen oder dörfen, einen guten Dienst geleistet. Denn ausserdem, daß das Glaubensbekenntniß ganz weggelassen ist; bestimmen auch die Grundsätze in dieser nähern Zusammenrückung einander leichter. Nur scheint der Sinn des Originals in einigen Stellen nicht völlig richtig ausgedruckt zu seyn; z. E. S. 272 in der untersten Zeile; wo es heissen sollte: man schreibt **physischen Ursachen** zu, was **moralischen** rc. Von Basedow urtheilt der Verfasser überall, und so auch in dem dritten Abschnitt, der besonders dazu bestimmt ist, freymüthig, aber, wie es dem Recens. scheint, ganz kaltblütig und billig. Er hat in seinem Elementarwerke für das, was er versprach, (und was es dem Publico gekostet hat,) viel zu wenig geleistet. Aber seine meisten Absichten und Grundsätze sind vortrefflich. Der Verf. vertheidigt insbesondere auch das Lateinischreden als eine Vorübung, um nur Wörter in den Kopf zu bringen, und Fragmente der Grammatik. Zuletzt Gedanken über den Patriotismus, als einen Gegenstand der öffentlichen Erziehung.

Bützow

Bützow und Wismar.

In der Berger und Boednerischen Buchhandlung ist auf 15 Bogen in Octav herausgekommen: Neue Apologie des Christenthums und der christlichen Kirche, oder Prüfung der vornehmsten und neuesten Streitfragen über die Religion und das Kirchenrecht, eine sehr wolgemeynte Schrift eines Mannes, der nicht Theolog ist, seine Nebenstunden aber den Beschäftigungen mit der Religion und Lesung theologischer Schriften widmet, und uns hier seine Gedanken über allerley Materien mittheilet. Aus diesem Gesichtspuncte muß man ihn und seine Aufsätze beurtheilen. So wird man ihm gern einige Fehltritte, selbst in historischen Dingen, verzeihen. Z. E. S. 40 soll Arias Montanus die Complutische Bibel herausgegeben haben, der zu der Zeit, da diese gedruckt worden, noch nicht gebohren war. Nach S. 112 soll in den 39 Artikeln der Englischen Kirche die Gottheit und Genugthuung Christi geläugnet werden, wovon doch gerade das Gegentheil die neuern Bewegungen veranlasset. S. 178 Jablonski Bischöfliche Würde, bezog sich gar nicht auf das, was im Anfang dieses Jahrhunderts vorgieng, sondern allein auf die Böhmischen Brüder in Pohlen. Man darf es ihm daher auch nicht übel nehmen, wenn er zuweilen die eigentliche Beschaffenheit neuerer Streitigkeiten, zumal die kritischen über Lesarten des alten Testaments, nicht genau kennet, und denen, welchen er widerspricht, Gründe entgegensezet, die sie nicht überzeugen dürften. In den dogmatischen Lehrsäzen vertheidigt der Hr. Verf. gegen die Freygeister das göttliche Ansehen der hei-

heiligen Schrift und gegen Arianer und Socinianer die Geheimnisse mit warmen Eifer, der von seiner eigenen Ueberzeugung ein sicherer Beweis ist. Gegen andere Religionspartheyen ist er sehr tolerant: er wünscht eine wechselsweise Dultung, nur mit Einschränkungen, welche anderer Rechte oder Verträge erfordern: siehet die Vereinigung zwischen den beyden protestantischen Partheyen vor sehr leicht an, und thut Vorschläge, die vielleicht, zusammengenommen, keinem Theile annehmlich seyn dürften, weil am Ende menschlichem Ansehen zu viel eingeräumt wird: äussert auch Hofnungen, daß sich die Römische Kirche den Protestanten mehr nähern werde. Doch wünscht er auch Verbesserungen, besonders des Ansehens und Versorgung der gottesdienstlichen Lehrer, und, wenn wir ihn recht verstehen, Wiederherstellung der Bischöffe und Synoden. Im Kirchenrecht ist er dem Collegialsystem ergeben, und sucht die Gränzen zwischen den Majestätsrechten der Fürsten und den Collegialrechten festzusezen. Ueberall siehet man eine grosse Neigung zur Philosophie, die ihn zum öftern Klagen über Verwirrung der Begriffe bewegt; diese Klagen leiten ihn denn wiederum auf Fragen, die man eben in diesem Buche nicht erwartet, wie die vom iure eundi in partes, und vom Recurs an den Reichstag, über deren hier mitgetheilte Entscheidung der Recensent zu urtheilen sich nicht vor befugt hält.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

8tes Stück.

Den 20. Februar 1779.

Göttingen.

Es sind von einigen juristischen Streitschriften die Anzeigen zurückgeblieben, die wir nach und nach noch beybringen wollen. Bereits im Jahre 1776. vertheidigte Hr. Johann Carl von der Beck, aus Iserlohe, seine Inauguraldissertation de die decretorio maxime ad §. 25 et 26 Instr. Osnabr. (S. 81 in Quart.) Nachdem der Hr. Verf. die bey diesem Frieden gepflogenen Unterhandlungen über die Beylegung der Religionsbeschwerden, und das Allgemeine vom Entscheidungsjahre angeführt; so erörtert er in dem Verfolge dieses Abschnitts dasjenige, was besonders in Rücksicht der Kirchengüter von demselben geordnet ist. Gleich beym Anfange der Reformation fand die evangelische Religion auch unter Erz- und Bischöfen ihre Freunde, und wahrscheinlich würde der größte Theil der unmittelbaren Stifter in evangelische Hände gefallen seyn, wenn nicht die catholischen Stände diesem vorzubeugen wären be-

müht gewesen. Der von Ferdinand dem II. eigenmächtig geordnete geistliche Vorbehalt zeigte zwar am Gebhard von Cölln seine nachtheilige Wirkung; doch konnte man von Seiten der Evangelischen diesen Vorbehalt nicht als verbindlich anerkennen, und so fehlte es zur Zeit des Westphäl. Friedens nicht an unmittelbaren Stiftern, die theils vor, theils während dem Kriege in den Besitz evangelischer Bischöfe gekommen waren. Hier kam nun das Schicksal dieser Stifter sowohl, als die künftige Verbindlichkeit des geistlichen Vorbehalts in Frage; und jenes erhielt seine Bestimmung durch den §. 14, so wie dieser die Kraft eines Reichsgesetzes durch den §. 15. des V. Artikels. Nach diesen vorangeschickten Thatsachen setzt der Hr. Verf. die in diesen §§. enthaltene Verfügungen aus einander. Jedes Stift bleibt auf ewig in dem Besitz desjenigen Religionstheils, der am 1. Jenner des Jahrs 1624. in dem reellen Besitz desselben gewesen ist; und die von einem Bischof oder andern Reichsprälaten vorgenommene Religionsveränderung hat nunmehr die ohnbestrittene Wirkung, daß er seine Prälatur mit allem, was dazu gehört, verliehrt. Im 3. Capitel dieses Abschnitts folgt die Erörterung der §§. 24. und 25. des V. Artikels. Dem Beyspiele des Churfürsten von Sachsen, der bereits im Jahre 1525. anfieng, Klöster und andere Kirchengüter einzuziehen, folgten gar bald andere evangelische Reichsstände. Dieses veranlassete den §. 19. des Religionsfriedens; dessen Erklärung, (die der Hr. Verf. genau entwickelt,) bald nachher zwischen beyden Religionstheilen ein Gegenstand neuer Streitigkeiten wurde, die bey dem Westphäl. Frieden um desto grösser waren, da die evangelischen Stände mit allen Kräften darauf bestanden, daß ihnen alle im Kriege ent-

entrissene Kirchengüter ohne Rücksicht, ob sie vor oder nach dem Passauer Vertrage eingezogen worden, restituirt würden. Endlich bequemten sich beyde Religionstheile zu den in angezogenen §§. enthaltenen Bestimmungen, und so wurde der im Jahre 1624. am 1. Jenner gehabte Besitzstand die einzige Norm, nach welcher die Restitution zu bewerkstelligen ist. Hier sieht man nicht auf die Recht- oder Unrechtmässigkeit des erworbenen Besitzes, nicht darauf, ob die Güter in des Besitzers Lande gelegen, oder einem andern catholischen Reichsstande incorporirt gewesen: genug, wenn der Besitz kann dargethan werden. Von Seiten eines evangelischen Reichsstandes ist derselbe bereits dadurch bewiesen, wenn gezeigt werden kann, daß Catholische nicht im Besitze gewesen sind. Diese hingegen haben einen reellen Besitzstand, d. i. die wirkliche Ausübung des Besitzes zu erweisen. §. 26. Art. V. Daß dieser durch einen andern geführt worden, thut nichts zur Sache, wenn anders dieser dritter nur nicht in seinem eigenen Namen in dem Besitze gewesen ist. Bezieht sich daher ein catholischer Reichsstand auf einen im Entscheidungsjahre durch einen andern geführten Besitz, und es kann gezeigt werden, daß dieser das in Frage stehende Gut zu der Zeit nicht als ein dem catholischen Religionstheile zugehöriges Gut besessen, so fällt das behauptete Recht über den Haufen; indem alsdenn von catholischer Seite kein reeller Besitz weiter vorhanden gewesen ist. Wie ein solcher Beweis zu führen sey, und in welchen Fällen diese Anmerkung von Nutzen seyn könne, ist vom Hrn. Verf. durch Beyspiele erörtert, so wie diese ganze subtile Materie sehr gründlich aus einander gesetzt worden. Daß mittelbaren sowohl, als unmittelbaren Reichsgliedern

der im Entscheidungsjahre gehabte Besitzstand zu Statten komme, behauptet der Hr. V. mit Grunde gegen Henniges, und zwar vermöge des §. 35. des V. Art. Die in Ansehung der Gülten, Renten und Zehnten getroffene Verfügungen des W. F. machen den Inhalt des 4. Capitels aus. Auch die Frage, in wie fern ein catholischer Stand solche aus dem eines evangelischen Reichsstandes Lande zu erheben habe, muß, ohngeachtet der W. F. sich hier bloß auf den Religionsfrieden bezieht, nach dem Entscheidungsjahre beurtheilt werden. Dies erfordert sowohl die festgesetzte Gleichheit beyder Religionstheile, als die im §. 2. Art. V. enthaltene Verfügungen. Will ein evangel. Reichsstand solche Gülten und Zehnten aus einem catholischen Lande erheben; so ist nach dem §. 46. nothwendig, daß dieselben Pertinenzen einer solchen Stiftung gewesen sind, welche dieser im J. 1624. besessen gehabt. Renten, welche Pertinenzen eines destruirten Stifts gewesen, gehören respective dem Landesherrn, oder demjenigen, der im J. 1624. am 1. Jenner in dem Besitze, sie zu erheben, gewesen ist, §. 47. In dem zweyten Abschnitte werden die Wirkungen des Entscheidungszieles vorgetragen. Alle hiergegen laufende alte und neue Litispendenzen, rechtskräftige Urtheile und Verträge sind hierdurch aufgehoben. Hat also ein Evangelischer gegen ein reichsgerichtliches Urtheil, wodurch ihm die Restitution solcher Güter, die er im Jahre 1624. im Besitz gehabt, auferlegt worden, die Revision eingewandt; so ist das Urtheil durch die Entscheidung des Friedens von selbsten reformirt, mithin findet keine weitere Reassumtion des Processes Statt, sondern es steht dem Reassumenten die Einrede des geendigten Rechtsstreites entgegen. Eben so begründet der Besitz-

stand

stand im Entscheidungsjahre eine auf die Wiederherstellung desselben gerichtete Klage. Diese ist in demjenigen Gerichte, dem der zur Restitution verpflichtete unterworfen ist, anzubringen, und bey der Untersuchung selbst nur auf den Besitzstand Rücksicht zu nehmen.

Leiden.

Ein beträchtliches Werk für die gelehrte Kritik ist bey den Sam. und Joh. Luchtmans 1779. erschienen: C. Velleji Paterculi quae supersunt Historiae Romanae, Voluminibus duobus, cum integris animadversionibus doctorum curante Davide Ruhnkenio. To. I. II. groß Octav. Der zweyte Band bestehet aus den Variorum interpretum notae, deren neuen Abdruck vermuthlich der Holländische Buchhandel erfordert; der aber für den Herausgeber den Vortheil hat, daß er viele Dinge übergehen kan, die in jenen Noten abgehandelt sind, dagegen auch manches in Beziehung auf dieselbe beybringen kan. Der erste Band ist ganz die Arbeit des Hrn. Herausgebers, und wir können sie als ein klassisches Werk und als eine Schule für die Kritik ankündigen: denn ist ein Schriftsteller, wo sich alle Feinheiten und Kunstgriffe des kritischen Scharfsinns anbringen lassen, so ist es Vellejus, einmal weil sich von ihm eine einzige, nicht nur fehlervolle, sondern auch sehr verstümmelte, Handschrift in dem Kloster Murbach, und die sich jetzt nirgends mehr findet, erhalten hat; und zweytens, weil Vellejus sich ganz nach Sallusts Muster zu einem gedrungenen, sinnreichen, oft witzvollen, Ausdruck gebildet, zu dem Ende vieles aus der Dichtersprache aufgenommen, oder nach ihrem Beyspiel griechisch modellirt hat.

Hr. Prof. R. hat sich hier als einen Meister au
in der lateinischen Kritik insonderheit bewiese
Seine Noten verdienen von einem Humanisten ga
studirt zu werden. Es äussert sich darinn etw
so Reifes, so sorgfältig Ausgearbeitetes, daß m
die gutthätigen Einflüsse einer gelehrten und a
einerley Gegenstand anhaltend angewandten Mu
wohl erkennt. Die Verbesserungen, die er be
bringt, sind zahlreich; und immer hat man l
sache, die Leichtigkeit und das Natürliche dari
zu bewundern, Vorzüge, die durch die fein
Sprachkunde und Belesenheit unterstützt werd
In Ansehung des Textes mußte sich der Hr. Pr
in einiger Verlegenheit befinden. Da die vorl
gedachte Handschrift so sehr verdorben war,
haben die Gelehrten um die Wette den Velle
leserlich zu machen gesucht: dieß thaten sogle
Beatus Rhenanus und Burer in der ersten A
gabe, deren Noten auch allein der Hr. Prof.
ter die seinigen aufgenommen hat; noch m
der Baseler Herausgeber (Vitae Caesarum — 154
dem die nachherigen Ausgaben gefolgt sind.
Hr. Prof. nahm sich, seinen eigenen Worten n
vor, den Text auf die erste Ausgabe (die a
doch selbst zu grossem Theil aus Verbesserun
des Rhenanus bestehet,) wieder zurückzubring
doch so, daß er offenbare Verbesserungen,
sich oder andern, in den Text aufnähme. Dieß
auch in vielen Fällen geschehen; und in di
Betrachtung ist es allerdings eine nova rece
geworden; so bald aber nur der geringste Z
fel eintrat, ist es von ihm unterlassen wor
in verschiedenen Fällen war es uns nicht so d
lich, was für Bedenklichkeiten ihn zurückgeha
haben: sagt er z. E. selbst I, 8, 5. Verisi
Lipsius: *legionibus Latinis avi sui.* II, 4

Aldus et Sigon. rectissime legant: *sed a M'A.* und so sehr oft; und doch stehet die fehlerhafte Lesart im Texte; da andere Verbesserungen dagegen aufgenommen sind, welche verhältnißmässig bey weitem nicht so dringend scheinen möchten, als I, 9, 5. agentis: II, 6, 3. dare. so S. 43 f. w. Doch ein Herausgeber hat eine genauere Uebersicht der Verhältnisse, als ein Leser. — Gern gäben wir Beyspiele glücklicher Emendationen: wenn es nicht mehr Raum erforderte, als die Einrichtung unserer Blätter erlaubte. I, 10, 3. magnae victoriae: Hr. R. Macedonicae. I, 16, 2. II, 11, 1. natus *extremo* loco. II, 17, 1. quam *integri* integris. II, 23, 6. parentem *ad* omnia. Man f. S. 150, 155, 157, 274, 288 continua rabie: Hr. R. *canina.* 301, 320, 346 corona velatus aurea: Hr. R. *crocota.* 351, (hier rathen wir: navium haec magnitudo modica, *immani* celeritate, des Vellejus Lieblingswort,) 429, 467, 468, 478, 480. Und Stellen, wo wenigstens der Text verschönert wird, S. 81, 88, 101, 120, 159, 171. Nur I, 6, 3. geben wir neque imitanda reliquere nicht auf: imitari ist, nachahmen und erreichen, wie I, 5, 2. vom Homer: neque post illum, qui eum *imitari* possit, inventus est. I, 17, 4. in eminentia cujusque *operis* ist das letzte Wort vermuthlich aus dem vorhergehergehenden wiederholt, und es stand vorhin *generis.* Sollte II, 27, 5. tanta patris *imagine* nicht für gloria, claritate, gelten können? giebt das harte II, 47, 1. vix ulla non (aestate) einen wichtigern Sinn als vix ullus? Wieder von einer andern Seite werden die Anmerkungen lehrreich durch die beurtheilten, gebilligten und erläuterten Verbesserungen anderer Gelehrten, samt den beygefügten Gründen. Einige Hauptstellen findet

der Leser S. 353, 358. So auch S. 381, 382, 376, 377. Die Verbesserungen im Vellejus sind von den größten Kritikern: keiner hat doch mehr geleistet, als der unbekannte Baseler Gelehrte, welcher einer der kritischsten Köpfe gewesen seyn muß. Sonst sind des Hrn. Professors Verbesserungen überhaupt auf die Sprache eingeschränkt. Die unrichtigen Zahlen, z. E. der Zeitbestimmung, läßt er unberührt; läßt sie auch im Text stehen, selbst wo die Verfälschung und die Verbesserung beydes offenbar ist: z. E. I, 8, 1. I, 12, 5. 6. So von den Sestertien S. 96, 175. Von historischen Schwierigkeiten und Widersprüchen werden einige berührt; von den chronologischen, insonderheit bey den Colonien, nicht leicht. An verschiedenen Stellen hat der Hr. Prof. eingeschobene Worte bemerkt, und hie und da in Klammern, selbst im Texte, bemerklich gemacht. Der Rec. fand immer in einer Anzahl anderer Stellen, die man durch Emendation retten will, nichts mehr und nichts weniger, als Interpolation. So I, 6, 3. scheint ihm vir vom Rande oder vom Inter Lineas in den Text gekommen zu seyn; ferner I, 8, 4. Id actum post Tr. c. annis 437. II, 1, 5. quippe non recusando. II, 7, 6. das Wort ultio. II, 33. 3. animo. II, 56, 1. vielleicht replevit eam: so daß es vorhin hieß: ignovit: Magnificentissimis — celebratione quinque egit triumphos. II, 82, 1. die Worte Libium und in Caesare et rep. Vielleicht ist II, 90, 1. das unerklärliche et coram alieno mehr nicht, als et eo jam altero, ein Stück von einer Glosse zu bellis civilibus. II, 92, 2. vetere consulum more ac severitate. II, 99, 2. cujus caussae mox detectae sunt, scheinen die schlaue Anmerkung eines Lesers, der den Schmeichler bezeichnen

nen wollte, am Rande zu seyn, so wie II, 121, 1. die Worte ingressa animum. II, 111, 3. etiam designatis tribb. pl. II, 114, 3. inerat. es müßte denn interdum et gestanden haben. Verschiedene schöne Erläuterungen von seltenern, besonders dem Vellej eigenen, Worten und Redensarten, oder von alter grammatischer Gelehrsamkeit, zum Theil aus dem Vorrath von Ineditis, die der Hr. Prof. besitzt, kan der Leser auch erwarten; so vom Aletes, K. zu Korinth. Die Ceres Achäa. Archilochus und die Verwechselung der ähnlichen Namen. Hesiods Διου γενος, nicht διον. tumescens bellum, will Hr. R. lieber von Knospen, als von der aufschwellenden See, die doch näher damit verwandt scheint, ableiten. Auch potestati se *committere* wird gesagt, nicht nur permittere. redigi ad quaestorem, und nicht redigi in quaestoris potestatem. longum *est* narrare, nicht longum *esset*. Ueber statuo. funebris für funestus. emolumentum. adjutorium. Aber refrigeratus ab A. S. 349, läßt sich, nach der Analogie des Worts, nicht wohl trennen. Zu verschiedenen beyläufigen Verbesserungen gab der Inhalt des Vell. oft Gelegenheit: so S. 3. die Ἀθήνη ἐλλεσία für ἐλληνία (aber daß Vellejus vom Epeus soll gesprochen haben, scheint uns bey dem a duce suo Nestore noch nicht so ausgemacht zu seyn; es ist nicht wohl begreiflich, wie der Phocenser Epeus unter dem Nestor gestanden haben könne.) S. 127. Ein Epigramm aus der lateinischen Anthologie verbessert (nur die Hauptschwierigkeit e patria, wenn es auf Mithridat gedeutet wird, ist nicht gehoben.) Wichtig sind die Bemerkungen der Nachahmungen des Sallusts beym Vellejus; so wie wieder Lucan die Wendungen des Vell. nachgeahmt habe. Freylich sind dieß oft blosse Aehnlichkeiten,

die nur dann erst jenes zu beweisen dienen, wenn man einmal auf der Spur ist. Die witzigen und sinnreichen Gedanken und Wendungen Vellejs durch Parallelen zu erläutern, hat sich Hr. R. nicht weniger angelegen seyn lassen. Zuweilen kan man auf diesem Weg den ersten Keim des Witzes, und weiter hin bey andern die Entwickelung wahrnehmen, z. E. vom Cato sagt Sallust esse quam videri bonus malebat. Nun kömmt Vellejus: qui nunquam recte fecit, ut facere videretur s. w. Meistens geschieht es durch Uebertreibung des Natürlichen, Einfachen und Wahren, auch sonst, indem ein individueller Satz in einen generellen, das Concrete ins Abstracte verwandelt wird. Des Vell. Geschichte bleibt allerdings ein Muster von einem Abregé; er versteht die Kunst, die Trockenheit kurz angeführter Hauptbegebenheiten durch scharfsinnige Bemerkungen, eingemischte Charaktere und kleine Anecdoten aufzustutzen. In dieser Absicht bemüht er sich, sinnreich zu werden, und fällt dadurch ins Witzelnde: hört auf, Geschichtschreiber zu seyn, wird glänzend, und schreibt Lügen; doch am meisten dann, wenn er als Hofmann verschönern oder bemänteln will. Noch müssen wir die Richtigkeit des Drucks rühmen. Im ganzen Bande sind uns nur vier Druckfehler aufgestossen, S. 129, 134, 349, 439. Der lehrreichen Vorrede können wir nur noch mit einem Worte gedenken.

Paris.

Histoire naturelle, civile et politique du Tonquin. Par Mr. l'Abbé Richard, Chanoine de l'Eglise Roiale de Vezelai. Bey Moutard. Octav. 2 Bände. Das Beste, was wir zu Zeit von Tonkin

lin hatten, war vom Engländer Baron, der bis 1685. daselbst gelebt hatte. Das übrige bestand, Taverniers Lügen nicht gerechnet, aus den Nachrichten der Missionarien. Leider gehört gegenwärtiges Werk in keine andere Klasse; denn eigentlich sind es die Nachrichten, die der im J. 1766. zu Paris gestorbene Abbt de Sainte-Phalle hinterlassen hat; er war zwölf Jahr Missionar in Tonkin gewesen; sie sind nun gesammlet von einem Mann, dessen Einsichten durch Religionseifer eben so eingeschränkt sind, als sie ein Missionar selbst haben kan. Noch hat der wunderliche Mann alles mit den Nachrichten von Baron und den Lettres edifiantes verglichen, und daraus verändert und ergänzt, also eine Art von Histoire, wie er es nennt, oder Erzählung zusammengesetzt, und noch dazu Anmerkungen aus du Halde und andern, und insonderheit aus Montesquieu beygefügt. Eine lange Einleitung von ihm über die Heidenbekehrung, die wir ihm schenken. Tonkin machte ehemals eine östsüdliche Provinz von Schina aus, daher ist auch sein Name gekommen, der im Schinesischen der östliche Hof bedeutet; in der Landsprache heißt das Land An-nam, Ruhe des Mittags. Ein gesundes Land, gemässigte Witterung. Die Regenzeit ist vom May bis August, aber mit der größten Hitze verbunden; im August und September ist das Land den fürchterlichsten Orkanen unterworfen. Der Zoll am Eingang der Bay bringt doch jährlich eine Million Reichsthaler ein; und daraus läßt sich auf den Handel schliessen. Das Meer nimmt merklich ab, und folglich die Küste zu. Der Hauptstrom heißt hier Songkoy; er muß viel Erdreich durch seine Austretung mit sich wegführen und ansetzen. Die Hauptstadt, sie liegt am Hauptstrom, ist hier

Kéchò

Kéchò geschrieben; sie wird an Grösse mit Paris verglichen; aber an den Markttägen komme noch eine Million Menschen dazu. Und doch herrscht die gröszte Ordnung nach einer vortrefflichen Polizey. Sonst enthält das Land blosse Flecken. Das Niederland ist der Ueberschwemmung der Ströme jährlich ausgesetzt: daher die grosse Leichtigkeit des Unterhalts durch Reisbau und durch Fischerey; beydes giebt die reichlichsten Nahrungsmittel in der Welt. Vom Reisbau. Kein Getraide noch Weinbau; aber wohl Hülsenfrüchte. Die Fruchtarten in Tonkin; aber ohne Naturkunde. Bergeinwohner, die ganz verschiedener Lebensart sind (und seyn müssen.) Die vielen Ströme und Kanäle sind mit Fahrzeugen bedeckt, und alles Gewerbe wird zu Wasser betrieben. Die Einwohner dürfen nicht aus dem Lande gehen. Stand und Rang erkennt man hier an den Füssen: nur die Mandarinen dürfen Schuhe tragen, die Prinzen haben ihre eigenen runden Schuhe. Die politische Verfassung: das, was man den Despotismus nennt. Der Verf. ist kein Philosoph; er weiß nicht das Eigene des Landes von dem, was dem ganzen Orient gemein ist, noch Mißbräuche von dem, was Sitte oder gesetzmässig ist, zu unterscheiden; hat selbst nicht betrachtet, sondern bloß die Reden des gemeinen Mannes gesammlet, und davon widerspricht sich und hebt eine die andere auf. Für ihn muß also der Leser denken; und das ist bey unsichern Datis etwas Mißliches. Man sieht wohl so viel: die Abgaben werden in Natur entrichtet; dabey giebt es Frohndienste. Wenn immer erzählt wird: wo ein geschickter Handwerker sich zeige, so zwinge man ihn, für den Hof umsonst zu arbeiten, so scheint dieß darauf zu gehen: sechs Monate Arbeit ist Frohndienst; in der

der Zeit bekömmt er bloß die Kost. Sonst ist das Eigenthum ungekränkt, und es giebt eine Freyheit der Person. Die meisten Sitten, Gebräuche, Künste, sind Schinesisch. Eigen scheint ihnen zu seyn, bey der von Schinesen angenommenen Trauer von 27 Monaten über der Eltern Tod, innerhalb welcher Zeit keine Verheyrathung Statt findet, sind doch (weislich) die ersten drey Tage zum Heyrathen freygestellt. Die Aufnehmung an Kindes Statt ist sehr üblich. Der Geldzins steht hoch, der Wucher geht folglich sehr weit; der Gläubiger hat selbst über die Kinder, Frau und Person des Schuldners Gewalt, und kan alle verkaufen. Doch ist keine Sklaverey, sagt der Verf., auf Zeitlebens; aber wie so? Die Communication im Lande ist durch die Ströme leicht; in jedem Flecken ist ein Haus, wo einige Bürger als öffentliche Boten fertig stehen, die vom Hofe einlangenden Befehle weiter zu bringen. Ihre Feyer des ersten Monats im Jahre, ihre Schauspiele, und tausend andere Dinge, wie in Schina. Die Hahnengefechte. Die Producte des Landes: darunter die Vogelnester. Die Krankheiten: die gemeinsten sind Fieber, Durchlauf, Gelbsucht und Kinderpocken; hingegen von Schlag, Seitenstich, Pest, rachitischen Zufällen weiß man dort nichts. Die Religion, wie in Schina. Die Bonzen betragen sich sehr billig und dultend gegen die Christen, gestehet unser Missionär selbst ein; und nach Anführung aller ihrer abgeschmackten Religionsgebräuche fügt er doch hinzu, es herrsche in Tonkin eine sittliche Rechtschaffenheit, und eine edle Denkungsart. Auf die Ehre des Begräbnisses rechnet man auch in Tonkin viel; sogar glaubt man, daß sie auf den glücklichen Zustand der Familie Einfluß habe. Die Verschiedenheit der

der Religionssecten verursache in den Familien nicht das geringste Mißverständniß, und im Staate nie Unruhe (und doch erzählt der Verf. weiterhin so viel von Verfolgungen der Christen.) Die Gelehrsamkeit, auch auf Schinesischen Fuß; die Arzneykunst gehört auch hier nicht zu derselben. Den besten Handel macht man in Tonkin mit gemeinen Waaren; kostbare zu bezahlen, ist nicht Geld genug vorhanden; alles Geld wird in den Koffern des Hofes verschlossen; keine andere als Kupfermünze kennt man ohnedem nicht; andere Metalle gehen als Waare. Grosse Einschränkungen des Handels. Die verschiedenen Handelsartikel. Dieser erste Band hat 366 S.

Koppenhagen.

Hier und zu Leipzig ist 1778. bey Proft erschienen: **Eigene Erfahrung und Wahrnehmungen vom Scharbocke. Nebst einem Schreiben von der Reinigung der Grönländerinnen; und etwas von der Kriebelkrankheit, von Joh. Gottlieb Hempel,** Königl. Dänischen Regimentschirurgus zu Bergen in Norwegen. Eine kleine Schrift, nur von drey Bogen, aber voller Sachen und merkwürdiger Erfahrungen. Nach den Beobachtungen des Verf. hat weder Luft, noch Wasser, noch Himmelsgegend, noch Unreinlichkeit, noch irgend etwas anders Theil an der Hervorbringung des Scharbocks, sondern schlechte Speisen allein seyen die einige Ursache desselben, so oft er vorkommt. Daher falle man auf dem Lande so gut, wie auf der See die Matrosen, in diese Krankheit, wenn man von faulen Fischen und halbverdorbenen Pöckelfleische lebe, wie der Verfasser oft sieht; dahingegen diejenigen, welche

che auf dem Schiffe in der Cajüte essen, frey bleiben, so lange ihre Speisen gut sind. Frische Speisen, sonderlich aus dem Pflanzenreiche, sind immer das zuverlässige Heilmittel, wenn es nur noch nicht zum Aeussersten gekommen ist. Die Complication des Scharbocks mit der geilen Seuche ist erschrecklich, und alsdenn der Gebrauch des Quecksilbers, in den kleinsten Gewichten, höchst gefährlich, wie die erzählten Fälle weisen; er wirkt unermeßlich heftig. Eine ganze Familie, auch die Kinder, wurde unschuldiger Weise mit der geilen Seuche behaftet, bloß durch den gemeinsamen Gebrauch mancher Geräthe mit einer lüderlichen Magd. Die geile Seuche sey sonst in Norden nicht vorzüglich gefährlich. Der Scharbock steckt nicht an. Aus dem hier eingerückten Schreiben des Predigers Glahn, der in Grönland Missionär gewesen ist, erhellet, daß die Grönländerinnen allerdings ihre Reinigung haben, wie andere Weiber, und der Mangel derselben hat eben auch böse Folgen, auch ihre Geburten sind zuweilen schwer, doch schreyen sie nicht leicht, theils aus Aberglauben. In einem Hause auf dem Lande wurden sieben Personen mit allen Zufällen der Kriebelkrankheit befallen, sagt der Verfasser, und zwar nach dem Genusse von Habermehlbrey. Aber folgenden Morgens waren alle auf Ausführungen wieder gut. Man kann, nach unserm Sinne, doch dieses nicht Kriebelkrankheit nennen, nicht mehr, als was einer Gesellschaft widerfährt, die Schierling gegessen hätte; unter dem Haber war viel Trespe; etwas Aehnliches hat man in Norwegen weiter nicht beobachtet. Verdienste hat der Verfasser, aber er ist allzudreist, positiv entscheidend und dictatorisch, und setzt einen grossen Preiß auf sich.

Ge-

Geradezu sagt er, **Störk** sey nicht mehr und nicht weniger, als ein Scharlatan, und mit allen seinen giftigen Pflanzen sey es nur **Windbeuteley**. In der Vorrede ist er sehr ungehalten auf den Hrn. Hofrath Zimmermann zu Hannover, dem er Glahns Brief zugeschickt hatte, und der ihm auf zwey Schreiben nicht geantwortet habe; dieses findet er sehr unziemlich, denn, setzt er seltsam genug hinzu, es sey ja doch zwischen einem Königl. Dänischen Regimentsfeldscherer und einem Churhannöverischen Leibarzte kein merklicher Unterschied.

Seitdem diese Anzeige abgefaßt war, kam uns ein zu

Hannover

gedruckter Brief des Hrn. Hofrath Zimmermann an Hrn. Hempel zu Handen, in welchem auf die vorstehende Schrift, zumal auf die Vorrede, in einem zuweilen sehr satyrischen Tone geantwortet wird, wozu der Anlaß freylich da ist. Hr. Z. läßt dem Wundarzte Gerechtigkeit widerfahren, aber es sey doch nach des Sangrado Lehren, das Blut (beym Scharbock) wegzulassen, damit der zu verbessernden Säfte weniger bleiben. Die vom Hrn. H. gegen Boerhaave behauptete Unschädlichkeit der Venusseuche in Norden erhelle aus den zu Bergen in Norwegen, nach seiner eigenen Beschreibung, so bald lebendig daran verfaulten Kranken eben nicht. Mit Mitleid müssen sonst jeden Leser die Umstände erfüllen, die Hr. Z. von seiner Gesundheit erzählt.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

9tes Stück.

Den 27. Februar 1779.

Göttingen.

Noch im Jahre 1777. ist von dem Hrn. D. von der Beck eine kleine Abhandlung "von der allgemeinen Brauchbarkeit mehrerer Theile der positiven Rechtsgelehrsamkeit, nebst einer Anzeige seiner Sommervorlesungen und einem Plane von einem Handlungs- Wechsel- und Seerechte" erschienen. (S. 42 in Octav.) Die Absicht dieser Abhandlung geht dahin, den Vorwurf, als wenn unsere teutsche Rechtsgelehrsamkeit einem Ausländer völlig unbrauchbar sey, in etwas zu mildern. Nach einigen Reflexionen über die Gründe, worauf die Verschiedenheit der Rechte unter den Europäischen Völkern beruhet, zeigt der Hr. Verf., daß demohngeachtet mehrere Theile der Rechtsgelehrsamkeit, die auf unsern Akademien vorgetragen werden, namentlich das Römische, canonische und Longobardische Lehnrecht, im Ganzen betrachtet, auch dem Ausländer von Nutzen sind. Wer noch von jenen Vorurtheilen eingenom-

men ist, wird durch diese Abhandlung seines Irrthums gewiß überzeugt, und vielleicht zu einer nähern Bekanntschaft mit diesen ihm bisher unnütz und trocken geschienenen Wissenschaften aufgemuntert werden. Der angezeigte Plan vom Handlungs = Wechsel = und Seerechte hat das Neue, daß auf solche Art diese drey Rechte, die mit einander in der genauesten Verbindung stehen, in einem gewissen Zusammenhange vorgetragen werden. Wir glauben, daß die Ausführung dieses Plans nicht ohne Nutzen seyn werde.

Mittelst Rescripts vom November 1778. ist der Hr. D. von der Beck zum ausserordentlichen Beysitzer der hiesigen Juristenfacultät ernannt worden.

Dijon.

Elémens de chymie théorique et pratique, redigés dans un nouvel ordre d'après les découvertes modernes, pour servir aux cours publics de l'académie de Dijon. Tom. I. chez Frantin. 1777. klein Octav. S. 394, ohne Zueignung, Vorerinnerung und Tabelle. T. II. 1777. S. 382, nebst einer Vorerinnerung, einer Tabelle über den Inhalt, einer andern über die Auflösungen und noch einer über die Zeichen. T. III. 1778. S. 448, ohne Tabelle über den Inhalt. Die Herren de Morveau, Maret und Durande hatten sich anheischig gemacht, bey der Akademie zu Dijon das Fach der Chemie zu übernehmen; sie folgten bey ihrem öffentlichen Unterricht einem eigenen Plan, der sich auf die Entdeckungen der Neuern stützte, und das Verlangen ihrer Zuhörer, diesen Plan gedruckt zu sehen, veranlaßte sie, dieses Lehrbuch herauszugeben. Die ganze Theorie der Chemie gründen sie auf An-

Anziehung und Gleichgewicht, und die ganze Ausübung auf Auflösung und Krystallisation; sie richten die ganze Ordnung nach den Auflösungsmitteln ein, und gehen von den einfachen unter diesen zu den zusammengesetzten über; verliehren aber dabey die Naturgeschichte niemalen aus dem Gesichte. Die Bestimmung der Chemie, die doch gewiß nicht alle Eigenschaften der Körper zu ihrem Gegenstande hat, könnte doch etwas kürzer gefaßt werden. Es giebt einen Unterschied zwischen **natürlichen** und **chymischen**, nemlich solchen Elementen, die nur für die Chymie einfache Körper sind. Die Modification einer gleichartigen Materie macht alle die verschiedenen Körper, und selbst die Elemente aus, die unsern Verff. auch schon zusammengesetzt zu seyn scheinen. Zwischen Zusammensetzung und Anhäufung ist ein Unterschied; jene findet bey Theilchen von verschiedener Art, diese bey Theilchen von einerley Art statt. Von 16-42 ein Verzeichniß von Kunstwörtern und von Zeichen, mit ihrer Erklärung: Aigre, fragile, friable würde Rec. doch nicht für gleichlautende Worte halten. Den Namen Krystall geben sie mehrern Körpern, die aus dem flüssigen in den festen Zustand übergehen, selbst undurchsichtigen, und solchen, deren äussere Gestalt eben nicht sehr regelmässig ist. Ausführlich von den mancherley Arten der Anziehung, aus welchen die Verff. die Auflösung erklären, vornehmlich nach dem Grafen von Buffon. Eine Tabelle über die verschiedene Stärke des Zusammenhangs der festen Metalle mit dem Quecksilber, nebst einer genauen Beschreibung der Vorsichtsregeln, die man bey diesen Versuchen beobachten muß (S. 63 u. f.) und der schönen Bemerkung, daß sich diese Stärke ganz nach dem Grade der Verwandtschaft richtet, in welchem das Metall

mit dem Quecksilber steht. Eine jede Krystallisation setzt eine vorhergehende Auflösung zum voraus, und beruht dann nur auf dem Verlust der überflüssigen Flüssigkeit; das zeigt sich selbst bey den Krystallen, die durch die Hülfe des Feuers entstehen, wenn sie etwas von ihren Feuertheilchen verliehren; die Theilchen solcher Körper müssen also eine Kraft haben, die Gestalt zu erzeugen, die aus ihrer Vereinigung entspringt. (S. 78-98.) Von der Verwandtschaft, die immer eine eigene Art der Anziehung bleibt und wieder ihre Unterarten hat, nach Macquer oder vielmehr nach Gaub. Einige Körper müssen, wenn sie eine Verwandtschaft gegen andere äussern sollen, dazu vorbereitet werden, wie z. B. Silber, wenn es sich mit Salzsäure verbinden soll; diese Verwandtschaft nennen die Verff. disposée. Das Feuer ist die einige Flüssigkeit; nur durch dieses sind es die übrigen. Von S. 98-156 ein kurzes System der Naturgeschichte (oder vielmehr der Mineralogie und Hydrologie) die Verff. zweifeln noch daran, ob die Kieselerde, auf irgend eine Art zubereitet, mit Vitriolsäure Alaun mache. Auch hier stehen Speckstein, Topfstein, Talk, unter den thonigen Steinen, ob sie gleich keine Alaunerde (terre argilleuse) haben. Die Verff. vermuthen, die Erde des Bittersalzes sey ein Gemenge aus Alaun- und Kalkerde (Rec. kennt Gründe, die ihm diese Vermuthung höchst unwahrscheinlich machen) sie soll sich selbst in der Asche von Pflanzen finden: (in aller doch nicht?) Die Metalle haben ihren metallischen Zustand der Verbindung mit einem festen Feuer, den Zustand eines Kalkes der Vereinigung mit fester Luft zu danken. Quecksilber würde Rec. nicht unter die vollkommene Metalle zählen. Die Ungarischen Goldkiese belohnen doch die Mühe

reich-

reichlich, daß man sie auf Gold benutzt, so wenig sich auch die Verff. daraus zu machen scheinen. Die Verf. scheinen auch die Woulfischen Versuche nicht zu kennen, die wohl ausser Zweifel setzen, daß das Silber in dem Hornerze durch Salzsäure und Vitriolsäure vererzt ist; überhaupt setzen sie ein gerechtes Mißtrauen in die Erfahrungen eines Sage, der in allen Erzen Salzsäure gesehen haben wollte. Was für gediegenes Eisen ausgegeben wird, halten sie für ausgeschmolzen; die Anzahl der Eisenerze, selbst der guten, die hier angegeben wird, würde sich sehr vermehren lassen; der Eisenspat enthält doch, nach allen Untersuchungen, immer Kalkerde und sehr selten Zink; Kies, Mispickel, Blende hätte Rec. nicht unter den Eisenerzen, und Braunstein nicht unter dem Blutstein gesucht. S. 123 ein gediegener Goldschwefel des Spießglases aus Auvergne; die Zaffara ist doch nicht bloß geröstetes KoboltErz. Die Verff. vermuthen, daß das, was Baldassari für reine Vitriolsäure gehalten hat, eine Art eines gediegenen Bittersalzes sey: (aber dieses läßt doch auch nach dem Ausdünsten seiner Auflösung in Wasser keinen schwarzen, noch viel weniger sauren, Rückstand nach.) Von gediegenem Alaun liessen sich wohl noch mehrere Beyspiele anführen. Alle erdhafte Salze, welche Vitriolsäure enthalten, nennen die Verff. Vitriole. Marggraf soll bemerkt haben, daß die Gipsspate (vielleicht die schweren) über den sechsten Theil ihres Gewichts an Alaunerde enthalten. (Diese Bemerkung kennt Rec. nicht, und eben so wenig sieht er ein, warum sie unter die Lebern gezählt werden sollen, denn daß sie zwischen Kohlen gebrannt Schwefelleber geben, haben sie mit allen Gips- und Selenitarten gemein.) Ob das Salz, was die Verff.

in Kellern gesammlet haben, wahrer Salpeter gewesen sey, muß Rec. noch zweifeln. Den Schörl halten die Verff. nach Pasumot für ein zerstörtes vulkanisches Glas. Der Wein von der Insel Rhe' ist gesalzen. Die Hülsengewächse geben manchmalen etwas von Sylvischem Salze. Das Wasser zieht doch nicht bloß Schleim, sondern auch Salz aus den Pflanzen, und daher mag es wohl kommen, daß Pflanzen, die man schon mit Wasser ausgezogen hat, wenig Salz mehr in ihrer Asche haben. Nun der erste Abschnitt von der Auflösung durch das Feuer, von S. 157 = 296. Der Unterschied zwischen flüchtigem und festem Feuer, oder dem brennbaren Grundstoff anderer Schriftsteller, den die Verff. für das Element des Feuers halten, in so ferne es zur Zusammensetzung der Körper kommt, weil die Hitze eines Brennspiegels alle metallische Kalke wieder herstellt. Das Feuer kann nicht ohne Luft bestehen (allerdings, das Flammenfeuer nicht) und soll nu[r] eine mittelbare Ursache der Farben seyn. Da[s] Englische Steingut soll seine Glasur vom Salpe[ter] bekommen (nach einstimmigen Nachrichten vo[m] Kochsalze, das man in den Ofen wirft.) D[ie] Erde des Bittersalzes schmelzt in dem Macque[r]schen Ofen zu einem schönen Glase, welches si[ch] aus dem Grünen ein wenig in das Gelbe zieh[t]. S. 210 eine Tabelle über die Stufen der Schmel[z]barkeit bey den Metallen: die meisten Meta[lle] zeigen im Bruche eine regelmässige Bildung, we[nn] sie langsam erkalten. Hier kommen die ers[ten] Grundsätze der Metallurgie ausführlich vor: [den] Unterschied zwischen dem Metalle in seiner V[oll]kommenheit und zwischen seinem Kalke finden [die] Verff. darinn, daß in jenem Feuer, in die[sem] feste Luft mit Erde vereinigt ist. Die Flü[...]

wodurch man die Metalle wieder herstellt, müssen also nach Luft begierig und mit brennbarem Grundstoff versehen seyn. Die Behandlung der Eisenerze muß nach der Art des Erzes und der beygemischten fremden Bestandtheile eingerichtet werden. Wider die Meynung, daß es eigene Stahlerze giebt. Die Oele, die man durch die Destillation mit den Erdharzen erhält, sind (nach den Verff.) nur veränderte Pflanzenöle. An Pflanzen und Thieren zeigt das Feuer seine auflösende Kraft bey der Destillation, bey dem Verbrennen und bey der Einäscherung. Zur erstern, so wie zu jeder Flüchtigmachung, ist die Luft durchaus nöthig; die Auflösung in Dünste ist nichts anders, als die Auflösung einer Flüssigkeit in einem Gemenge aus Feuer und Luft. Alle Pflanzen geben etwas flüchtiges Laugensalz, vornehmlich die stinkenden und giftigen. Der zweyte Abschnitt: von der Auflösung durch die Luft. Ein genaues Maaß der Luft, die bey mancherley Gelegenheit aus verschiedenen Körpern tritt (S. 299.) Schon im Jahre 1630. hatte ein Französischer Arzt, Rey, behauptet, die Zunahme an Gewicht bey den metallischen Kalken komme von Luft her, die sich auf irgend eine Art angehängt hätte. S. 301 f. die mancherley Arten der unreinen Luft, sehr gut beschrieben, nach Priestley, Lavoisier und Fontana. Der dritte Abschnitt: von den Auflösungen durch Wasser. Wasser löst Thonerde und Kalkerde (sollte man dieß wahre Auflösung nennen können?) vielleicht auch (nach den Verff.) Kieselerde, auf. S. 356. Ein genaues Verzeichniß von den Stufen der Auflöslichkeit der Salze in Wasser, das aus Wenzeln vermehrt werden könnte. Warmes Wasser zieht bey einer fortgesetzten Wärme aus zart geriebenem Bernstein sein flüchtiges Salz aus.

Oel zieht das Wasser an, ob es gleich nicht damit verwandt ist, durch die Vermittelung eines Salzes. Abführende Mittel und Säuren verliehren durch das Abkochen ihre Eigenschaften (das läßt sich doch nicht allgemein behaupten.) Der kalte Aufguß ist allerdings (bey Körpern vornehmlich, deren Heilskräfte auf flüchtigen Theilchen beruhen,) besser, als der warme, und weit besser, als das Decoct. Das Wasser vermischt sich mit allen thierischen Feuchtigkeiten, nur nicht mit dem Fett. Die Kraftbrühe würde Rec. doch nicht eine wässerichte Auflösung des **wesentlichen Salzes** in dem Fleische nennen. S. 379 u. f. viel Gutes von der auflösenden Kraft des Wassers auf den färbenden Grundstoff, und den chemischen Grundsätzen der Färberey. Bey den übrigen Auflösungsmitteln haben die Verff. die neuern Wahrnehmungen ihrer Landsleute und ihrer Nachbarn, der Engländer und Teutschen, häufig auch der Schweden, trefflich benutzt, aber auch mehrere eigene Bemerkungen und Versuche eingestreut, die beste Art, wie man diese Auflösungsmittel erhalten und reinigen solle, ihre mancherley Wirkungen, Verbindungen und Veränderungen genau beschrieben. In der Vorrede zum II. Theile Bergmanns Attractionstabelle, mit Beyfall angeführt. Die Säuren sind zwar die einfachsten unter den Salzen, aber keine ganz einfachen Körper; die Gestalt der kleinsten Theilchen hat allerdings Einfluß auf die Wirkung der Anziehungskraft, weil sie die Entfernung der Theilchen von einander ändert. Ob Flußspatsäure eine eigene bestimmte Art von Säure sey, zweifeln die Verff. mit Recht; sie vermuthen, daß die Ameisensäure nur aus fester Luft und einem geringen Antheil thierischen Oels zusammengesetzt sey. Das Vitriolöl kann so concen-

centrirt werden, daß in eine Flasche, welche nur acht Quentchen destillirten Wassers halten kann, siebenzehn Quentchen davon gehen (also ist seine eigenthümliche Schwere grösser, als man gemeiniglich angiebt.) Fein zerriebener mineralischer Mohr aus vier Fünfteln Quecksilber und einem Fünftel Schwefelblumen giebt mit flüchtiger Schwefelleber in Zeit von einer halben Stunde den schönsten Zinnober. S. 59 u. f. mehrere mit Genauigkeit angestellte Versuche, welche es wahrscheinlich machen, daß die Kieselerde, wenn sie mit Laugensalz geschmolzen wird, dadurch eine Veränderung zu erleiden hat, welche sie der Thon- und Alaunerde nahe bringt; den Thon halten die Verff. mit Pörnern und Baume' für ein Salz, das aus Vitriolsäure und glasachtiger Erde besteht; Zink- und Eisenkalke geben bey ihrer Auflösung Luft, die weder entzündbar ist, noch vom Wasser eingesogen wird. Zwey Loth Eisenspat, fein zerrieben, geben mit recht starkem Vitriolöle 32 Cubiczoll Luft. Salpeter greift, wenn er schmelzt, die besten Tiegel an, und dringt durch; auf Silber äussert er keine Wirkung, und verpufft auch nicht damit; aber Kupfer verwandelt er, ohne stark damit zu verpuffen, in Kalk. Die Auflösung der Krystallen, die aus der Spanischen Potasche gewonnen werden, in mässig concentrirter Salpetersäure, bringt eine ziemlich beträchtliche Kälte hervor. Durch die Auflösung der Galläpfel in Wasser wird das Gold als ein glänzendes metallisches Häutchen aus seiner Auflösung ausgestossen; die Auflösung des Quecksilbers in Salpetersäure färbt sich blau, so bald brennbares Wesen dazu kommt. Spießglaskönig fällt aus Vitriol- und Salpetersäure blau nieder, wenn ge-

sättigte Blutlauge dazu gegossen wird. Daß Salzsäure auf Oele wirke, sollten doch Achards Versuche beweisen können. S. 263 sollten wir fast glauben, daß die Verff. zwischen phlogistisirter und brennbarer Luft nicht genug Unterschied machen. Die Platina haben die Verff. (wider die Erfahrung Marggrafs und Wenzels, dessen neuere Versuche manches in diesem Buche berichtigen und ergänzen könnten) durch mineralisches Laugensalz als Kalk aus Königswasser niedergeschlagen. Feuchte Wärme bringt die mit Kobolt geschriebene Buchstaben nicht wieder zum Vorschein. Der Arsenik verkalkt im trockenen Feuer, die Platina nur bis auf einen gewissen Grad. Die Auflösung des weissen Arseniks in Wasser mit nichtbrausendem Salmiakgeiste vermischt, und so lange an der freyen Luft gelassen, bis sie nicht mehr aufbraust, wirft das Silber aus der Salpetersäure als einen citronengelben Kalk nieder, und Arseniksäure, mit flüchtigem Laugensalze gesättigt, als einen violetten. Weisser Arsenik giebt, wie eine hier angeführte Erfahrung deutlich zeigt, mit Quecksilber sublimirt, keinen etzenden Sublimat; der Irrthum kam vielleicht vom Arsenik, der, wie es in einigen Hütten nothwendig geschehen muß, Salzsäure enthält; das Quecksilber vereinigt sich aber mit dem Arsenik, wenn man die Auflösung eines arsenikalischen Mittelsalzes zur Auflösung des Quecksilbers in Salpetersäure gießt; wenn man die Auflösung des Bleyes in Salpetersäure mit feinem Arsenikstaube kochen läßt, so steigen Dämpfe auf, die nach rauchendem Salpetergeiste riechen, und das ganze Gemenge nimmt, so lange es flüssig ist, eine sehr lebhafte Weinfarbe an. Selbst auf dem feuchten Weg löst der Arsenik die meisten me=

metallischen Körper auf. Arsenik widersteht der Fäulniß mächtig (ausser dem lebendigen Körper.) S. 346 eine Nachricht aus de Machy, von einer weissen Halberstädtischen Erde, aus der man Hombergisches Salz gewonnen habe, (an deren Richtigkeit wir noch zu zweifeln Ursache finden.) Die Verwandtschaften dieses Salzes hat nun auch Wenzel aus einander gesetzt. Die Harze greift es nicht an, die Auflösung der Gummiresinen scheint es zu befördern, aber das Gerinnen der Milch eher zu verhindern. III. Theil S. 21. Kaysers Quecksilbersalz, eine Auflösung des ohne Zusatz verkalkten Quecksilbers in Essig. S. 29 ist doch noch Vitriolsäure als eine Weinprobe angeführt. S. 35 wird den Färbern angerathen, zu ihrer schwarzen Farbe das Eisen aus seiner Auflösung in Essig durch Galläpfel zu fällen. Auch die Verff. haben aus weissem Arsenik, den sie mit geblätterter Weinsteinerde destillirten, eine rauchende Flüssigkeit erhalten, die sich bey dem Uebergiessen in ein anderes Gefäß auf das Annähern einer Flamme, und, was wenigstens den untern dickern Theil betrifft, von selbst entzündet. S. 53 von der Erde von Merveil, die man zu Montpellier zur Reinigung des Weinsteins gebraucht; schon Junker hatte die Gegenwart eines Laugensalzes vor dem Verbrennen in dem Weinstein anerkannt. Die Verff. zweifeln noch sehr an der Uebereinstimmung der Weinsteinsäure mit der Salzsäure. Gereinigter Weinstein und Hombergisches Salz schlagen, mit einander verbunden, Silber und Bley aus der Salpetersäure nieder, was sie einzeln nicht thun; sie schmecken nach ihrer Vereinigung immer noch sauer, und ihre Auflösung erhält sich nicht lange. Allerdings

hängt

hängt die Ungleichheit in der Wirkung des Brechweinsteins sehr viel davon ab, ob man Spießglaskönig, oder Safran, oder Glas (oder Algaroths Pulver) dazu nimmt, und ob beyde letztere mehr oder weniger von ihrem brennbaren Grundstoff verlohren haben. S. 127 ein unläugbarer Beweis, daß gebrannte thierische Knochen Phosphorsäure mit der Kalkerde verbunden haben, und daß davon ihr Unterschied von der reinen Kalkerde abhängt. S. 149 von der Gegenwart des Laugensalzes in den Pflanzen vor ihrer Einäscherung. S. 160 Fällungen der Metalle durch Lauge mit dem Farbewesen des Berlinerblaues gesättigt; etwas verschieden von andern Erfahrungen; eben so S. 163 die Fällungen des Quecksilbers durch Laugensalze; sollte der Unterschied nicht zuweilen in der grössern oder geringern Stärke der Laugen und der Auflösungen, oder in andern gering geachteten Nebenumständen liegen? Auch die feste Luft zerstört die Seife; ein neuer Beweis ihrer sauern Natur. Sylvius war es eigentlich, nicht Boerhaave, der aus dem Rothwerden der mit Laugensalz gekochten Milch die Verwandlung der Milch in Blut zu erklären suchte. Vitriolische Mittelsalze schlagen Kalk- und Bittersalzerde aus allen ihren Auflösungen in andern mineralischen Säuren nieder; werden aber dabey zerstört. Aus der mit feuerfestem Laugensalz gekochten Milch erhält man durch die Destillation eine laugenhafte Feuchtigkeit, die, mit Salzsäure gesättigt, und dann mit feuerfestem Laugensalze vermischt, unverkenntliche Spuren eines flüchtigen Laugensalzes giebt. Bey der Vermischung des Schwefels mit Eisenfeile erzeugt sich kein flüchtiges Laugensalz, wie Sage behauptete. Der Geist der Zwiebeln

schlägt

schlägt das Gold als Metall, das Silber aber mit schwarzer Farbe aus seiner Auflösung nieder. Bey der Gährung nehmen die Verff. mit Rozier einen schleimigen Körper (corps muqueux) an, dessen Bestandtheile aber in einem Zustande seyn müssen, wo sie frey auf einander wirken können, wenn der Körper in Gährung gerathen soll; in dem Weingeiste nehmen sie eine Säure an, weil er das blaue Papier roth färbt. S. 279 mehrere Beweise, daß der ölichte Grundstoff sehr viel zu seiner Erzeugung beytrage. S. 301 u. f. viel vom Aether und den versüßten Säuren. Der Aether erregt Kälte, wie alle Flüssigkeiten, welche ausdünsten, wenn die Wirkung nicht durch andere zufällige Ursachen der Wärme aufgehoben wird. Die Lamottischen Tropfen haben ihre Farbe vom Golde. Aether löst alle Gallensteine auf, vornehmlich wenn er mit Terpentinöl vermischt wird. S. 329 verschiedene Methoden, den Kochsalzäther zu gewinnen; Wenzel hat noch einige angegeben, die hier nicht genannt sind; daraus, daß die ganze Säure des Weinsteins auf fester Luft beruht, leiten es die Verff. her, daß die Zubereitung des Weinsteinäthers so äusserst schwer sey. S. 339 die Eigenschaften des Phosphoräthers. Bey den Verfälschungen der wohlriechenden Oele fehlt die mit Copaivabalsam und Weinöl, und die feinere mit Terpentinöl, wenn Terpentin mit den Pflanzen destillirt wird. S. 354 Ein Todtesfall von dem Bilsenkrautdunste. Kampfer giebt doch dem Wasser Geruch und Geschmack. Das Ranzigwerden des Oels komme von der Entweichung der festen Luft; ranziges Oel greift Eisen und Kupfer nicht mehr an; Weingeist mache es wieder gut. Der anziehende Grundstoff der Pflanzen gehe in das destil-

destillirte Wasser über. S. 407 Eigenschaften und Wirkungen desselbigen auf metallische Auflösungen. S. 417 Versuche mit der gemeinen Dinte, welche die Pflanzensäure nicht entfärben solle. Sollte Märet die Entdeckung S. 423 vor Rosen gemacht haben?

Von diesem wichtigen Werke hat bereits der schon durch mehrere eigene Arbeiten um die Chemie höchst verdiente Hr. Prof. Weigel zu

Leipzig

bey Crusius 1779. Octav 316 S. eine sehr getreue teutsche Uebersetzung geliefert, die er mit vielen lehrreichen, theils erklärenden, theils berichtigenden und auf andere Schriften verweisenden, theils zweifelnden Anmerkungen bereichert hat. Diesem ersten Bande wird, nach dem Versprechen des Hrn. Prof., der zweyte bald nachfolgen, und diesem die hier fehlende Tabelle beygefügt werden.

Paris.

Der zweyte Band der Histoire du Tonquin ist 366 S. Die erste Hälfte besteht aus dem, was noch von der ersten Abtheilung übrig war. Das Volk gehört zum Stamm der Inder; aber es ist zweymal von den Schinesen unterjocht worden. Jährlich geht eine Gesandtschaft nach Schina mit Geschenken, als Tribut, und der König erhält sein Siegel vom Kayser. Die Familie des Befreyers Li behauptete den Thron zweyhundert Jahre über, und verfiel, wie gewöhnlich, in Unthätigkeit: ein Tring, der einen Rebellen einschränkte, setzte

einen Prinzen vom Stamm Li wieder auf den Thron, behielt aber die Gewalt in seinen Händen; und so sind seit fast 300 Jahren in Tonkin ein König (Dova) mit allem Aeusserlichen der Königlichen Würde, und ein General (Chova) der die wirkliche Gewalt, und zwar erblich, hat (fast wie in Japan.) Dieser wählt unter den Königl. Prinzen den Nachfolger; aber die Wahl muß vom höchsten Collegio bestätigt werden. Die jetzige Familie der Chova soll von dem ersten an, welcher um 1682. Chova ward, Anfällen von Wahnsinn unterworfen seyn: und doch soll alles im Reiche so gut, als sonst, vor sich gehen. An beyden Höfen sind die Stellen mit Verschnittenen besetzt; diese unterhalten starke Serails; denn viele Frauen haben, gehört hier zum Staat und zur Pracht. Seit 1748. soll sich durch eine Revolution der König wieder unabhängig gemacht haben. Auch die Stellen bey den Kriegsvölkern sind mit Verschnittenen besetzt, und um Officier zu werden, läßt man sich castriren: doch soll es Beyspiele von seltenem Muthe geben, und die Soldaten werden für die besten in Indien gehalten. Die Einkünfte des Reichs und ihre Verwaltung: alles nach dem Grundsatze der Despoten: die Abgaben eines Landes sind, wie die Einkünfte eines Landgutes, bloß für den Hof bestimmt. Nie fällt es dem Hofe ein, etwas davon für das Land aufzuwenden; alles wird am Hofe durchgebracht, oder wird aufgehäuft: folglich ist das Land arm, ohne Industrie und Circulation des Geldes s. w. so gut, wie in vielen Ländern in Europa. Die Gesetze und Staatseinrichtungen wie in Schina; aber doch vermischt mit einheimischen Herkommen. Die Rechtspflege soll durchaus verdorben seyn; alles ist

ist käuflich, die Stellen der Richter, und folglich auch das Recht. Peinliche Sachen werden für den König selbst gebracht. Sonderbar ist es, daß die Lebensstrafen überaus selten, und nicht grausam sind. — Von der Religion spürte man durchaus keinen Einfluß auf die Sittlichkeit der Tonkiner; (die also durch gute Sitten und Erziehung bewirkt werden muß, und sich bewirken läßt!) und doch sey es überhaupt ein gutes, vernünftiges Volk. Hierunter widerspricht sich der Verfasser mehr als einmal. Die zweyte Abtheilung enthält den Zustand der Bekehrungsanstalten in Tonkin. Da alle dergleichen Nachrichten sich einander ähnlich sehen, immer wenig unterrichtend sind, und auf Zuverlässigkeit dabey sich so wenig rechnen läßt, so halten wir uns nicht dabey auf.

Hannover.

Vom Papier und von den Schreibmassen, derer man sich vor der Erfindung desselben bediente. Ein Schreiben von Hrn. G. F. Wehrs, der Rechte Candidat — Octav 50 Seiten. Diese kleine Schrift legt eine Probe ab, wie gut Herr Wehrs seine Zeit unter uns angewendet habe. Er hat dasjenige, was man von den verschiedenen Massen, die zum Schreiben jemals gedient haben, weiß, deutlich und ordentlich vorgetragen. Die Kleider, worauf die Parther schrieben, vestes beym Plinius, werden wohl nur Zeuge, Stoffe, Cattune, gewesen seyn, worauf sich mit Farbe wohl schreiben ließ. S. 27 In Europa, (nämlich in den neuern Zeiten) s. w.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

10tes Stück.
Den 6. März 1779.

Kiel und Hamburg.

Von den Beiträgen zur Beförderung theologischer und anderer wichtigen Kenntnisse, von Kielischen und auswärtigen Gelehrten, herausgegeben von Johann Andreas Cramer, sind der Erste Theil 1777., 420 S. in Octav, und der Zweite 1778., auf 432 S. herausgekommen. Der Vorsorge des Hrn. Prokanzlers haben wir dieses nüzliche Werk zu danken, welches sich das ganze weite Feld der theologischen Gelersamkeit zur Bearbeitung vorgesezt hat. Den Anfang macht ein Beitrag zur Aufklärung des Dankliedes Hiskiä, Jesaiä 38, 9-20., welcher im Zweiten Bande dieses Journals S. 273-416, geschlossen wird. Dies Gedicht hat, wie uns dünkt, nichts Vorzügliches; weder in Absicht des Inhalts, noch der Kunst und Pracht; aber desto mehr Schwierigkeiten, die auch durch die gelehrte Scheidische Abhandlung darüber nicht ganz gehoben worden. Der Hr. Verf. giebt eine

dreifache Uebersezung davon: die poetische in deutscher Sprache gehet an Fluß und Kraft des Ausdrucks und der Gedanken über das Original; die Lateinische in Hexameter und Pentameter sinkt, und ist etwas gezwungen; die in deutscher Prosa aber schwächt, wie es uns scheint, das Original; besonders dadurch, daß sie zuweilen Paraphrase wird, Bindeworte einschiebt, und den Bau der Worte verändert, wodurch manche pathetische Figur verlohren geht. Die dunkelsten Stellen des ganzen Liedes sind im 16. V.: und diese hat, nach unserer Einsicht, die Sprachgelersamkeit und der Geschmack des Hrn. Verf. sehr glücklich ins Licht gesezt. Aber, so lautet nun der Vers, **Gott**, (das Aber, steht nicht im Original,) **um dieser willen!** (wir würden sezen, "für diese!") **Laß sie leben!** (vielleicht dem Affekt angemessener: "Möchten sie glücklich seyn!") **Und um ihrentwillen bewahre meinen Odem.** Hier ändert der Hr. Verf. auf das Ansehen Jonathans und der *LXX*, (nämlich nach des Hrn. V. Erklärung) die Lesart in וּלְכֻלָּם הַחֲיֵה רוּחִי. Dies ist freilich das Erträglichste von allem bisher über diesen Abschnitt Gesagten: nur würden wir übersezen, ja, für sie alle belebe meinen Athem. Bei den andern Auslegungen des Hrn. Verf. finden wir uns nicht überzeugt. **Vers 10.** wält er von פקדתי die Bedeutung des **Abkürzens, Vermissens in der Rechnung**, und von יתר die Bedeutung, der Rest; und übersezt: "der Rest meiner Jahre wird mir abgekürzt." Der Dichter aber hatte in dem ersten Gliede sich beklagt, daß er im Mittage des Lebens an die Pforte des Unterreiches komme; (der Hr. V., ins Reich der Todten wandere.) Dafür ist, Rest,

zu

zu schwach, und müßte Hälfte, חצי, stehen: auch stellt er im 17 V. diesen frühen Tod als Strafe seiner Sünden vor. Deswegen würden wir die beiden Worte in den andern bekandten Bedeutungen nehmen: und den ganzen **Vers** so geben: "Ich, so klagte ich, im Mittage mei„nes Lebens stehe ich an den Pforten des Un„terreiches; gestraft werde ich um das Beste „meiner Jahre." Auch der 11 Vers scheint uns in des Hrn. Verf. Uebersezung zu verliehren. **Ich soll nicht mehr Gott, so klagte ich, im Lande der Lebendigen nicht mehr Gott sehen; keinen Menschen mehr unter den Bürgern der Vergänglichkeit erblicken.** Hebr.: "Ich klagte, „nicht sehen werde ich den Majestätischen:" (die verschiedenen Nahmen Gottes im Original, Adonai, Jah, Jehovah werden in dieser Uebersezung nicht unterschieden) "den Majestätischen im „Lande der Lebendigen. Nicht schauen werde ich „Menschen ferner, mit Bewohnern der Vergäng„lichkeit." — Im 12 Vers gesteht der Hr. Verf., daß דור auch Lebenszeit heisse; sucht aber eine andere Bedeutung aus dem Arabischen, Chaldäischen und Syrischen, wornach es ein **Nomaden**gezelt heissen soll. Aber aus den S. 44 angefürten Worten folgt das nicht, sondern nur die allgemeine Bedeutung, **Wohnung**: und wäre diese Bedeutung erweislich, so paßte sie doch nicht so gut, als jene andere. Die Uebersezung: "Meine Lebensdauer, abgerissen wird sie über mir, „und fortgetragen, wie ein Gezelt des Hirten," ist doch, dünkt uns, poetischer, als die vom Hrn. Verf.: **Mein Gezelt wird über mir abgebrochen und fortgerückt, wie das Gezelt eines Hirten.** Die Gränzen dieser Blätter gestatten nicht, mehr hinzuzusezen, besonders da das Ge-

sagte hinreicht, diese Arbeit zu charakterisiren. Zuweilen, wir bekennen es, verließ uns die Gedult bei den vielen Abwegen, auf welche der Sprachforschungsgeist des Hrn. Verf. leitet. In die Anmerkungen ist viel Sprachgelersamkeit eingeschlossen; nur mehr als 200 Seiten über ein anderthalb Duzend Zeilen dünkt uns fast zu viel. Daß der Hr. Verf. das schwere עגור V. 14 durch **Nachtigall** übersezt, müssen wir im Zweiten Bande, von S. 273-360, nachzulesen überlassen; um noch etwas von dem scharfsinnigen Gedanken zu sagen, daß der todtkranke **Hiskias** auf den Altan getragen, gegen Abend den Schatten bemerkte, der sich schon tief gesenkt hatte, dies auf seinen Zustand, da sein Leben ebenfalls tief gesunken war, anwendete, und dadurch zu dem bekandten Wunder, V. 7 f. Anlaß gab. Willkommener würde uns diese Vermuthung seyn, wenn sie etwas zur Erleichterung der Schwierigkeiten beitragen könnte. Aber diese liegen nicht darin, daß gerade **dieses** Wunder, nämlich an dem Schatten; sondern daß **überall ein Wunder** hier geschehen, wo der Zweck nicht wichtig genug zu seyn scheinet. Ueberdem findet sich keine Spuhr davon in dem Liede: denn V. 10, 12, 13, die als Anspielungen darauf angesehen werden, enthalten offenbahr ganz andere Bilder, die mit dem Schatten nichts gemein haben. — Das **Zweite Stück, Einige Gedanken über die Versuche neuer Uebersezungen, besonders des Neuen Testaments**, ist ein Wort zu seiner Zeit. Die rüstigen Jünglinge, die so viel Trieb und Thatkraft in sich fülen, die Auslegung und Religion zu reformiren, alles Alte zu verachten, und sich zu ganz neuen Dollmetschern der Bibel aufzuwerfen, würden wohl thun, diese Gedanken des

Verf.

Verf. zu beherzigen. Es sollen nur Einige Gedanken seyn; deswegen würde man mit Unrecht hier Vollständigkeit fordern. Aber etwas bestimmter hätten sie vielleicht seyn können, durch Anwendung der Regeln auf Exempel. So wie sie hier stehen, werden sie, so viel wir wissen, von niemand in Zweifel gezogen. Daß z. B. das Charakteristische des Originals in der Uebersezung immer durchscheinen müsse, worauf der Hr. Verf. mit Recht dringt, leugnen selbst diejenigen nicht, welche sogar alle Tropen und Figuren des Originals weg übersezen. — **Der Versuch einer verbesserten Uebersezung des Briefs an die Galater, im Dritten Stück, S. 112 f.** nebst den Anmerkungen dazu, empfehlen sich durch genaue Vergleichung der Apostelgeschichte; die Beibehaltung der Tropen, Figuren und Eigentümlichkeiten des Originals, welche viele übertragen, und dadurch das Original unkentlich machen; und die religiöseste Sorgfalt, den Text so treu als verständlich zu geben. Aber in vielen Auslegungen, die selbst wider den Willen des Hrn. Verf. in die Uebersezung gekommen, können wir dem gelehrten Manne nicht beypflichten. Kap. 1, 6 die gewönliche misdeutige Uebersezung des καλειν durch, **berufen**, wird hier dadurch vertheidigt, es sey ein Idiotismus (soll heissen Idioma, eine Eigentümlichkeit; denn Idiotismus ist ein niedriger pöbelhafter Ausdruck,) der christlichen Religion. Es ist aber καλειν das von Einladungen zu einem Gastmahle gebräuchliche Wort; heißt, einladen; ist von dem Bilde eines Gastmahls genommen, womit das Christenthum von Jesu häufig verglichen wird, und ist folglich eine in allen Sprachen übliche Metapher. Kap. 1, 10 dünkt uns die Metonymie, θεος, für göttliche

Lehren; und ἀνθρωπος für, menschliche Lehren, so hart, als leicht die von andern angenommene Uebersezung ist: Suche ich jezo, Menschen zu gewinnen, oder Gott? Das ganze Zweite Kapitel übersezt und erklärt der Hr. V. immer noch nach alter Art, von der Rechtfertigung bloß durch den Glauben, und nicht durch Tugendwerke; ob er gleich die neuern Auslegungen kennt: doch ohne diese durch Gründe aus der Sprache zu widerlegen. Die gemeine Lesart Kap. 2, 5. οἱς ὀδε, wird hier vertheidigt; aber nach derjenigen Kritik, welche die Menge und das Alter der Zeugen zum Entscheidungsgrunde annimt. Beide ältesten Recensionen lassen die genanten Worte aus; auch der Zusammenhang, V. 4, und Apostelgesch. 16, 1-4 scheinen das zu fordern; die gemeine Lesart entstand durch die Glosse eines Abschreibers, welcher sich in dieses Betragen Pauli nicht finden konte. Ausser diesen, wie uns dünkt, nicht erweislichen, Auslegungen finden wir in der Uebersezung zuweilen Worte eingeschoben, die uns überflüssig oder unerweislich scheinen; als Kap. 1, 23. , das, herzlich; V. 1, ein besonders angesehener Mensch; Kap. 3, 10. 24. das, nur. Zuweilen sind auch da, wo der Hr. Verf. den richtigen Sinn giebt, nicht die bequemsten Worte gewält: als Kap. 1, 8. 9. "der sey verflucht;" (anstatt, verbannt, חרם, ἀποσυναγωγος) Kap. 4, 3. 7. wird ϛοιχεια (die Anfangsgründe, der Elementarunterricht) durch, vorläufige Anordnungen, gegeben. Gar zu oft wird, zum Schaden der Kraft des Originals, der Bau der Worte geändert: als Kap. 4, 12-21 in der überaus zärtlichen Stelle, die hier viel verliehrt. Auch hat die Uebersezung nicht immer das Fliessende. Bei dem allem aber verrät sie gute Be-

kandt-

kandtschaft mit der Sprache und dem Styl **Pauli**, so wie grosse Treue im Uebersezen. — Wir haben uns so lange bei den ersten Abhandlungen dieser nüzlichen Samlung aufgehalten, daß wir bei den übrigen uns fast mit blosser Anzeige begnügen müssen. Hr. Abbt **Velthusen**, von dem Alter der Askewschen Handschrift des Neuen Testaments, S. 169 f. ist gegen Hrn. Prof. **Kulenkamp** Abhandlung davon in dem deutschen Museo gerichtet. — Ueber **Johannis** 1, 1-14. S. 213 f. trägt eine ganz neue Auslegung des Nahmens ὁ λογος vor. Gerne möchten wir sie annehmen, da uns alle die gewönlichen immer zu gezwungen scheinen. Es heißt nach dem ungenanten Hr. Verf., **der Verheissene**, welches, wie man sieht, sehr gut in den Zusammenhang paßt. Seine Gründe sind: 1) λογος, wie דבר, heißt auch, **Verheissung**; und dann durch eine Metonymie, **der Verheissene**. (Hieran zweifeln wir, es heißt erweislich nie etwas anders, als Wort, Rede, Spruch, Lehre, Sache. Verheissungen und Drohungen werden freilich λογος genant; aber darum, weil es Reden oder Aussprüche sind. Verheissung nennt der **Hebräer** דבר הטוב, und Drohung דבר הרע.) 2) Der Zweck des Evangelii Johannis, die Messiaswürde Jesu zu beweisen, Kap. 20, 31, stimt damit sehr wohl überein. Aber dies war auch der übrigen Evangelisten Zweck; und nach dieser Stelle hätte er **Jesum** anstatt ὁ λογος, ὁ χριςος nennen müssen. Noch kommt hinzu, daß **Johannes** diesen Nahmen im ganzen Evangelio, wo er doch öfter von der Verheissung des Messias redet, nicht ein einziges mahl, auch nicht Kap. 20, 31 braucht. Ohne Zweifel würde er in dieser Stelle gesagt haben, ἱνα πιςευσητε ὁτι Ιηςους ἐςιν ὁ λογος, wenn er mit diesem Worte den

Gegenstand der höchsten Verheissung Gottes andeutete. Ueberhaupt zeigen sich immer unauflösliche Schwierigkeiten, wenn man nicht annimt, daß der Eingang des Evangelii, V. 1-14, eine Widerlegung alter, uns unbekandter, Irrlehren enthalte. — Noch finden wir in diesem Ersten Theile eine Uebersezung der schönen Abhandlung von **Beausobre** über die apokryphischen Schriften des christlichen Alterthums; und des Hrn. Prof. **Ehlers** lehrreiche Darstellung, wie sich die menschlichen Seelenfähigkeiten entwickeln. — Der Zweite giebt, ausser der Fortsezung über Hiskiä Lied, wovon wir schon geredet haben; gleich anfangs Zwei Stücke über die **Einheit Gottes**, die sich wohl lesen lassen; obgleich bei dem Beweise die Einheit der Welt und **Leibnizens** Optimismus, vorausgesezt werden. Auch scheint uns nicht erweislich, daß die Bibel alle Vielgötterei als eine Sache verdamme, deren Ungrund und Strafbahrkeit schon der gesunde Menschenverstand lehre: sie spricht nur von der groben Ab- und Vielgötterei, welche Steine, Holz und Thiere anbetete, wie man aus den Psalmen, **Röm.** 1, Apostelgesch. 17, u. a. sehen kan. — Sehr viel Vergnügen machte uns der **Versuch über die Geseze des Naturreichs**, S. 72 f. Es sind allgemeine Betrachtungen über die Naturgeschichte. Hin und wieder fanden wir kleine Unrichtigkeiten; als wenn S. 93 die Ameisen unter die Wintersamler gerechnet werden; S. 95 von der menschlichen Küche gesagt wird, daß sie sich über alle drei Reiche der Natur ausbreite u. d. g. Ungerne lasen wir auch hier den gemeinen Saz, der neben etwas Wahrem sehr viel Falsches in sich hat, auch äusserst unbequem und misdeutig in Absicht des Ausdrucks ist, S. 113 f., daß in der Natur alles

in

in beständigem Kriege wider einander sey, und jedes Geschöpf seinen Feind habe. Zuerst ist dies so allgemein nicht: und dann, warum nennt man eine Einrichtung, welche offenbahr dahin abzweckt, Leben und Freude zu vervielfältigen, Feindschaft und Krieg? Eben so unbequem werden S. 119 f. die Kriege der Menschen unter die Geseze der **Natur** gestellt, wodurch der Schöpfer die Welt regiert. Auch liesse sich manches gegen den gelehrten Hrn. Verf. einwenden, wenn er S. 125 dem Menschen die allgemeine Herrschaft über die Erde streitig macht; u. f. Aber im Ganzen sind die Wunder der Erde hier so concentrirt und ins Licht gestellt, daß man die Abhandlung nicht lesen kan, ohne die frohesten Erhebungen der Seele zu Anbetung und Dank gegen den grossen Urheber der Natur zu fülen. — **Ueber die Realität unserer Begriffe von Gott**, S. 137 f., ist nur der Anfang dieser wichtigen Abhandlung, welche darthut, daß der Begriff von dem **All der Realitäten**, imgleichen die transcendenten Begriffe von Gott gesagt, reelle Begriffe sind. Das wichtigste, wie weit unsere Begriffe von den moralischen Eigenschaften Gottes richtig und sicher sind, wird der Verfolg lehren. — Die **Gedanken über den Charakter unserer Zeit, und der sich darauf beziehenden Pflichten**, S. 207 f., beschäftigen sich mit der Nothwendigkeit, Zeit und Welt, in der man lebt, kennen zu lernen, den Eigenschaften eines Reformators, den schädlichen Folgen der Irreligion u. f. Der Charakter unserer Zeit wird so beschrieben: es herrscht Irreligion, Materialismus, Genieseuche und Empfindsamkeit; und daraus folgt, daß eine gewisse Ueberspannung in allem hauptsächlich unsere Zeit charakterisirt. Solte dies aber

nicht eben sowohl der Charakter aller Zeiten, als der unserigen seyn? Dies ist, wie bekandt, der uralte Fehler der Menschen, daß sie immer von der Mittelstrasse in Extremitäten ausschweifen. — Noch folgen Gedanken über Hrn. Lessings Beiträge, S. 259 f. — Und zulezt, S. 417 f. Zweifel bei der gewönlichen Uebersezung und Erklärung einiger Stellen in den Psalmen. — Im 2 Ps. V. 11 hält der Hr. Verf., und, wie wir glauben, mit Recht, das Freuet euch mit Zittern, für gar unverständlich und unschicklich. Er schlägt vor, das גיל von einer religiösen Procession zu verstehen, und übersezt, voll tiefer Ergebenheit zeigt euch als seine Verehrer. (Wir würden das Wort lieber durch Festfeiern, πανηγυριζειν, siehe ὁ Jesaiä 66, 10; und das Ganze so geben, Feiret Feste ehrfurchtsvoll.) — Das Wort כבוד, Psalm 16, 9 u. a. kan nach des Hrn. Verf. Meinung weder Zunge, noch Seele heissen, weil eine solche Bedeutung aus der Sprache nicht könne bewiesen werden. In Absicht des erstern geben wir es zu: aber beim zweiten sind der Sentenzen Parallelismus, wo dem כבוד der Leib entgegengestellt wird; die Stelle 1 Mos. 49, 6; und das Arabische, wie uns dünkt, hinlängliche Beweise. Gleiche Erinnerungen werden über Psalm 18, 37; die Ueberschrift des 22; Ps. 23, 15, und 65, 2 beigefügt; die feine Bemerkungen enthalten.

Leipzig.

Im Weygandschen Verlag ist herausgekommen: Von den Ahndungen und Visionen. 496 Seiten in Octav, ohne Vorrede und Inhalt. Dieses ist eine sehr bescheidene Philosophie über wahre

und erdichtete Erscheinungen, die unter diesem Namen verstanden werden. Mit Fleiß und Aufmerksamkeit sind alle Arten derselben gesammlet und klassificirt: Vorhersehungen, Vorempfindungen zukünftiger Begebenheiten, oder doch durch den Ort entfernter Dinge, Träume, Nachtwandeln, Wahrsagereyen der Alten und Neuen, äussere Anzeigen des Zukünftigen, Gesichtersehen, selbst angebliche Wundercuren des Paris und Gaßners, und von allen diesen immer ausserordentlichen Phänomenen Beyspiele aus der alten und neuen Historie. Was ist die Ursache aller dieser Wirkungen, deren historische Wahrheit in sehr vielen Fällen so erweislich ist, als anderer Begebenheiten? Können sie aus natürlichen Gründen hergeleitet werden, und da die allermeisten (denn einige, wie das Nachtwandeln, hält der Hr. Verf. vor bloß körperliche Veränderungen) alsdenn in der Seele des Menschen liegen müssen, was hat die Seele vor Kräfte, und nach welchen Gesezen wirken diese, so daß es aus beyden zugleich erklärt werden kan? Das sind die Hauptfragen, deren Beantwortung diese Schrift bestimmt ist. Den Anfang machen allgemeine psychologische Grundsäze, aus welchen die Ahndungen, Anzeichen, Voraussehungen u. s. w. erklärbar sind. Diese gehen bis aufs erste Entstehen unserer Ideen zurück, und erklären besonders den Zusammenhang zwischen den Veränderungen der Nerven, und des Nervengeistes mit den Veränderungen unserer Ideen, beydes nach ihrem Daseyn, da sie bleiben, oder verlohren gehen, und nach den verschiedenen Stufen ihrer Deutlichkeit, ingleichen den Einfluß unsers körperlichen Zustandes, z. E. des Schlafes, auf die Werke der Einbildungskraft. Rec. würde gerade diese Theorie lieber am Ende, denn

denn im Anfang dieses Buchs gelesen haben, als die Summe der Resultate, die aus den Beobachtungen gefolgert werden kan. Jezt hat sie ein wenig zu viel die Hypothesengestalt, die wenigstens den Leser befürchten machet, daß in dem Folgenden der Hypothese zu viel nachgegeben werde. Doch der Verf. verlanget auch seine Erklärungen der Ahndungen u. d. g. vor nichts anders, als vor hypothetische anzugeben, und behauptet diesen Charakter zu seinem Ruhm durch die ganze Schrift. Da er seine Erscheinungen in Classen gebracht, (mit Ausschliessung der abergläubischen und ungegründeten Ahndungen und Anzeichen, die am Ende als solche vorgestellt werden,) so werden in jeder diejenigen Fälle, welche aus der gedachten Theorie sich erklären lassen, von denen abgesondert, deren Auflösung aus derselben nicht zu hebenden Schwierigkeiten unterworfen. Und hier verdienet der Verf. die Achtung aller Wahrheitsfreunde: es ist wahre Philosophie, nicht alles so gleich als unmöglich zu verwerfen, wovon wir die Entstehungsart nicht angeben können, und, wo sie eintritt, die Unzulänglichkeit unserer Hypothese freymüthig einzugestehen. Wie schon andere neuere Philosophen, ist der Hr. Verf. geneigt, alsdenn ausser den übernatürlichen, das ist, göttlichen, auch aussernatürliche; oder von Mittelgeistern hervorgebrachte Wirkungen in diesem Fall anzunehmen. Bey der ersten Gattung, der erklärbaren Phänomenen, sind dem Rec. noch einige Zweifel übrig geblieben, deren Anzeige einem so wahrheitsliebenden Verf. nicht entgegen seyn kan. Ihm kömmt es vor, daß der Hr. Verf. zu oft Vermuthungen, nicht in Ansehung der angegebenen Ursachen, denn diese sind keinem Tadel unterworfen, und können in solchen, wo unsere Untersuchungen nur hypothe-

tisch

tisch sind, nicht vermieden werden; sondern in Thatsachen, in Umständen einer Begebenheit, zu Hülfe nimmt. Solche Vermuthungen sagen in der Historie nur, was möglich ist, und beruhigen den, der historische Wahrheit sucht, zu wenig; er hat aber ein Recht, wenn Beobachtungen auf theoretische Grundsäze führen sollen, solche historische Wahrheit zu verlangen. Einige gegebene Erklärungen von Ahndungen, Träumen u. d. g. erhalten durch ihre Wahrscheinlichkeit und einleuchtende Uebereinstimmung mit den angenommenen Grundsäzen gar leicht den Beyfall des Lesers, erwecken aber den Zweifel, warum erfolgen diese Wirkungen nicht immer bey eben diesen Umständen, in denen sie ihren Grund haben sollen, und welche bey andern Personen häufig eintreten? Gerade der Mangel der Allgemeinheit scheint uns alsdenn die Erklärung unzureichend zu machen. Er zeigt uns eine Lücke, die wir nicht ausfüllen können, weil vielleicht der Stoff zur Ausfüllung in Individualbestimmungen liegen, deren Verschiedenheiten noch zu wenig bearbeitet worden. — Die gesammleten Erfahrungen sind überaus zahlreich, und da der Hr. Verf. seine Quelle überall nennet, so fällt es jedem Leser leicht, die historische Richtigkeit zu beurtheilen. Daß sich ihre Zahl noch hätte vermehren lassen, ist gewiß; aber zu dem Zweck vielleicht überflüssig. Nur würden wir den Rice Evans (s. Jortins Anmerk. zur K. H. Th. I. S. 370) und den verstorbenen Suedenborg hier gern angetroffen haben. Noch müssen wir den Fleiß rühmen, der auf Sammlung und Anzeigen der Schriftsteller gewandt worden, die diese Materien abgehandelt haben.

Helm=

Helmstädt.

Versuche über das Vermögen der Pflanzen und Thiere, Wärme zu erzeugen und zu vernichten. Aus dem Englischen übersetzt und mit einer eigenen Abhandlung über denselben Gegenstand vermehrt von D. L. Crell, Professor der Arzneygelahrtheit zu Helmstädt, bey Kühnlin 1778. 94 Octavseiten. Die englischen Versuche sind von Blagden, Hunter und andern. Sie stehen im 65. Bande der Transactionen. Sie sind grossentheils gegen Boerhaavs Satz, daß Thiere in einer Wärme, welche des Bluts seine übersteigt, nicht leben können. Eine Hündinn ward in ein geheitztes Zimmer gebracht, wo das Thermometer 210 Fahrenh. Grade stand, sie hielt, ohne grosse Beschwerlichkeit zu zeigen, darinnen ohngefähr eine halbe Stunde aus, da es auf 236 stieg; schien, als sie herauskam, vollkommen frisch, und befand sich einen Monat darauf noch wohl. Boerhaavens Hunde, der in einem Zimmer, wo Zuckerhüte getrocknet wurden, starb, haben, nach Hrn. Cr. Gedanken, hauptsächlich die Dünste des Zuckers geschadet. Uebrigens glaubt Hr. Cr., die Engelländer gehen zu weit, wenn sie auch Boerhaavens Theorie von Erzeugung der thierischen Wärme durch Reiben des Blutes verwerfen, solches einer unbekannten Lebenskraft zuschreiben, sogar der thierischen Maschine eine Kraft andichten, Wärme zu vernichten. Hr. Cr. beantwortet zuerst die Einwürfe, die man sonst gegen Boerhaavens Lehre gemacht, z.E. daß oft bey schnellerm Pulse weniger Wärme sey u. d. g. Hauptsächlich geht ihn jetzo an, was aus erwähnten neuern Versuchen dieser Lehre entgegengesetzt wird. Daß, dem Thermometer nach, menschliche Kör-

per

per in erhitzten Zimmern weniger Wärme gezeigt, als die Luft, daraus schliessen die Britten eine thierische Kraft, Wärme zu vernichten: Aber Wasser und andere leblose Körper verhielten sich eben so. Es ist also weiter nichts, als die bekannte Erfahrung, daß dichte Materien den Grad der Wärme langsamer bekommen, der weniger dichten eher mitgetheilt wird. Die Menschen hielten sich in den warmen Zimmern nur einige Minuten, höchstens eine halbe Stunde auf. In dieser Zeit konnte sich nicht so viel Wärme aus dem Mittel, das sie ihnen geben sollte, warmer Luft einnehmen. Daß, ohne sehr grosse Vermehrung der Wärme des Menschen, doch der Puls viel schneller ward, erklärt sich aus dem Reize, den die Nerven und Blutgefässe auf der Oberfläche und in den Lungen von den Feuertheilchen bekamen und fortpflanzten. Warme Dünste verdichteten sich auf dem menschlichen Körper, wie auf jedem, der nicht so geschwind warm werden konnte, als Luft, auch auf Glase. Die Hüften zeigten eine leichenähnliche Kälte, weil sie durch die Kleider vor dem Andringen der Feuertheilchen mehr geschützt waren, als die Hände, vielleicht auch wegen Krampfes. Die Hände zitterten, nicht wegen Aeusserung des Vermögens, Wärme zu vernichten, sondern wegen des Reizes, den die Nerven von der Wärme der Luft erlitten. So erklärt Hr. Cr. alle die Versuche, auch mit Pflanzen, ohne das von den Engelländern angenommene kaltmachende Vermögen, sehr deutlich und richtig, nur aus den bekannten Gesetzen des Ueberganges der Wärme aus einer Materie in die andere. (Der Recens., dem diese Erklärung gleich beym Durchlesen der eng-

englischen Versuche einfiel, wunderte sich, daß die brittischen Aerzte nicht daran gedacht haben. Daß an so was deutsche Aerzte, die etwa über einige Jahre Versuche anstellen möchten, nicht denken werden, erwartet er freylich aus der jetztmodigen Art, sich zu ihrer Wissenschaft ganz ohne eigentliche wahre Naturlehre, und Mathematik, die, so wie überhaupt den Verstand zu brauchen, insbesondere richtige und brauchbare Kenntniß der Natur zu erlangen, allein lehrete.)

Amsterdam und Harlingen.

Nieuwe algemene Beschryving van de Kap de goede Hoop. met Plaaten. Octav. 1777. bey P. Conradi und V. van der Plaats Deel I. Seiten 481, ohne Vorrede. Deel II. Seit. 329. ohne Register. Eigene Bemerkungen, oder Bemerkungen anderer durch Augenschein an Ort und Stelle bestätigt, muß man in diesem Werke nicht suchen; aber der Verfasser hat sich viele Mühe gegeben, alle schon bekannte Nachrichten, die die Naturgeschichte dieses Vorgebirgs, die politische Verfassung der Holländer, die Sitten, den Charakter, die Religionsgebräuche und Lebensart der eingebohrnen Hottentotten angehen, zu sammlen, und vieles davon in gut gestochenen Abbildungen vorzustellen; manchmalen scheint er freylich dem Recensenten, etwas zu leichtgläubig andern nachzuschreiben, auch in den Beschreibungen und Abbildungen hätte er hin und wieder mehr Genauigkeit und Vergleichung mit andern Schriftstellern gewünscht.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

11tes Stück.

Den 13. März 1779.

Zweybrücken.

Es ist allhier "die Vorlegung der fideicommissärischen Rechte des Chur- und Fürstlichen Hauses Pfalz auf die vom höchstseelig verstorbenen Herrn Churfürsten in Bayern verlassene sämtliche Lande und Leute samt Zugehörde" mit 64 Urkunden und einer Geschlechtstafel bey Peter Hallanzy, Herzogl. Hofbuchdrucker, 1778. Quart, zum Druck befördert. Die Vorlegung selbst macht 206 S. und der Anhang der Urkunden 222 S. aus. Zuerst liefert der Hr. V. die Geschichtserzählung von dem, was von dem Tode des letztverstorbenen Churfürsten von Bayern an bis auf die von der Kais. K. Gesandtschaft am Reichstage den 16. März 1778. geäusserte Erklärung in der Bayerschen Successionssache vorgefallen ist, welches aber bereits so bekannt ist, daß wir es nicht für nöthig erachten, etwas davon zu bemerken. Hierauf folgt die Ausführung der Rechte des Pfälzischen Hauses, bey welcher der Hr. Verf. bloß die im Zweybrückischen

Archive befindlichen nebst einigen bereits gedruckten Urkunden hat benutzen können; und wobey er von den Schriften, die gegen die Pfälzische Gerechtsame ans Licht getreten, besonders die so betitelten "unpartheyischen Gedanken" u. s. w. zum Gegenstande seiner Widerlegung nimmt. Das ganze Werk ist in 10 Abschnitte getheilt. In dem I. werden die Gründe ausgeführt, wodurch die Gerechtsame des Pfälzischen Hauses auf alle von dem letztverstorbenen Churfürsten in Bayern verlassene Lande beruhen. Das Haus Pfalz stammt, so wie das Haus Bayern, vom Otto illustris ab, und ist, kraft dieser gemeinsamen Abstammung, zur Succession in diejenigen Bayerischen Lande, so dieser inne gehabt, berechtigt. Auch Familienverträge begründen dieses Successionsrecht; indem nicht nur durch den Vertrag von Pavia ein wahres Fideicommiß in dem Pfalz-Bayerschen Hause auf die rechtsbeständigste Weise eingeführt ist, sondern auch alle nachfolgende Hausverträge vom Jahre 1349, 1353, 1392, 1487, 1490, 1524, 1559, 1724, 1761, 1766, 1771 und 1774, die alle dem Anhange von Urkunden beygefügt worden, die Pfälzischen Successionsrechte sichern und befestigen. Diese Successionsrechte sind nie durch eine Todtheilung aufgehoben, indem so wenig in dem Pfälzischen, als Bayerischen Hause jemals eine solche Theilung vorgefallen ist. Die im Jahre 1255. zwischen Ludwig dem Strengen und seinem Bruder Heinrich vorgefallene Theilung war keine Todtheilung. Es ist kein Lehnbrief aufzuweisen, worinn ein jeder dieser Brüder mit seinem Antheile besonders belehnt worden. Dieser aber müßte nothwendig vorhanden seyn, da nach einer Todtheilung jeder als erster Erwerber seines Antheils anzusehen ist, mithin einer Belehnung be-

durft hätte. Eben so wenig thun gleichzeitige Schriftsteller einer vorgenommenen Todtheilung Erwähnung. Besonders aber giebt der Erfolg das Gegentheil zu erkennen. Heinrich und dessen Descendenten führten nie einen andern Titel und Wappen als ihre Vettern. Kaiser Ludwig führte zu drey verschiedenenmalen als nächster Agnat und Lehnsfolger die Tutel über Heinrichs Descendenten. Und in dieser Qualität wurde derselbe nach dem Absterben Johannis von der Bayerischen Landschaft als "ihre rechte Herrschaft von rechter Erbschaft" anerkannt. (Urk. 44. 45.) Die Pfalzgrafen wurden bloß wegen näherer Sipschaft des Kaisers Ludwigs ausgeschlossen. Dies bezeuget Aventinus, und wird durch den im Jahre 1348. errichteten Vertrag, worinn sie mit 60000 Fl. abgefunden, ihnen aber ausdrücklich die Succession auf den Abgang des Ludwigischen Mannsstamms vorbehalten worden, (Urk. 23.) bestätigt. Eben so wenig sind die nach dem Pavischen Vertrage erfolgten Theilungen Todtheilungen gewesen. Herzog Stephan behielt sich nicht nur in dem Theilungsbriefe vom Jahre 1353. ausdrücklich den Rückfall von Niederbayern, das seinen Brüdern zu Theil worden, vor; sondern Albrecht, der Stifter der Straubingischen Linie, stellte noch besonders im Jahre 1363. den Söhnen Stephans einen Revers aus, worinn er sie nach dem Ausgang seiner Linie der Succession versichert (Urk. 23. und 48.) Das Pfälzische Successionsrecht erstreckt sich indessen nicht bloß auf die von Otto dem Erlauchten inne gehabten Länder, sondern ist auch in Ansehung aller nachher erworbenen gegründet. Bereits im Pavischen Vertrage werden die Erben beyder Linien zur wechselseitigen Erbfolge, mithin zur ganzen Verlassenschaft der ausgestorbenen Linie berufen.

Die Verträge von 1392., von 1534. und 1559. sagen ausdrücklich, daß nach dem Abgang einer Linie die andere die Land und Leute, die **wir jetzt mit einander getheilt haben, oder die ein jeder nach der Theilung gewunnen oder in seine Gewalt gebracht**, gleich erben solle. Und die Hausverträge von 1766. und 1771. erneuren es. Diese auf gewinnende und erwerbende Lande gerichtete Erbverträge sind ipso jure gültig, und bestehen ohne Kaiserl. Confirmation. Selbst in Ansehung der neu acquirirten Lehen bedurfte es derselben nicht; da alle im Herzogthum gelegene und als Lehen erworbene Graf- und Herrschaften ursprüngliche Bestandtheile von Bayern gewesen, und in Ansehung der übrigen neu acquirirten Reichslehen das dem Churfürsten zustehende Recht, ohne Kaiserl. Bewilligung solche zu erwerben, dem Hause Pfalz zu Statten kömmt. Der Mangel einer Sammtbelehnung kan das Pfälzische Haus nicht davon ausschliessen; denn diese ist in der Pfalz-Bayerischen Familie nicht hergebracht. Wie nun das Pfälzische Succeßionsrecht in alle Bayerische Länder sattsam in der gemeinsamen Abstammung und in den Familienverträgen gegründet ist; so wird dasselbe durch die Untheilbarkeit der Bayerischen Lande, als ursprünglicher und immer seyenden Churlande, befestigt. Auch die innere Verfassung von Bayern spricht für die Untheilbarkeit desselben. Alle Landstände machen ein Corpus aus, und haben Landesherrliche und von Kaisern confirmirte Privilegien, daß sie nicht getrennt werden sollen. So lange also noch ein von Otto dem Erlauchten abstammender Pfalzgraf und Herzog in Bayern vorhanden ist, kan kein anderer, nicht einmal eine Bayerische Prinzeßin, an Land und Leuten erben;

erben; indem alle Bayerische Lande die Qualität eines Lehns und Stammgutes haben. Nachdem der Hr. Verf. auf solche Art die Gerechtsame des Pfälzischen Hauses ausgeführt; so beleuchtet er in den folgenden Abschnitten die auf Bayern gemachten Ansprüche. Der II. Abschnitt hat die Ansprüche des Hauses Oesterreich auf die vom Herzog Johannes verlassenen Länder zum Gegenstande. Nach Kaiser Ludwigs Tode theilten seine Söhne, doch so, daß jeder sich und seinen Nachkommen den Rückfall vorbehielt, der von Albrecht, dem Stifter der Straubingischen Linie, seinen Vettern in dem obgedachten Reverse noch besonders versichert worden. Im Jahre 1425. erlosch dann diese Straubingische Linie mit dem Tode Johannis. Die Herzoge von Oberbayern traten, obgleich uneins über die Art der Erbfolge, als Erben derselben auf, und selbst Sigismund erklärte in einem im Jahre 1425. an sie abgelassenen Schreiben, daß **ihnen das Land zu rechter Erbschaft** angefallen sey. (Urk. 57.) Allein auch Herzog Albrecht von Oesterreich machte von Seiten seiner Mutter, die eine Schwester des letztverstorbenen Johannis gewesen, Ansprüche darauf. Nach fehlgeschlagenen gütlichen Versuchen kam dieser Successionsstreit an Kaiser Sigismund, der dann einen jeden Prätendenten, mithin auch Herzog Albrecht, **mit seinem Rechte, das er an den Niederland zu Bayern habe und haben sollte**, provisorisch belehnete. Weil aber auch Sigismund wegen angeblicher Vergehungen der Herzoge zur Einziehung von Bayern glaubte berechtigt zu seyn, und dafür hielt, daß er **in seiner eigenen Sache nicht Richter seyn könnte** (Urk. 54.); so trug er dem Churfürsten von Maynz auf, ein Reichsmannengericht niederzuse-

tzen. Ehe dieses zu Stande kam, machte Sigismund den sogenannten Vertrag mit dem Herzog von Oesterreich, der aber nichts weiter, als eine provisorische Verfügung ist, wie es solle gehalten seyn, wenn Bayern dem Kaiser als ein apert gewordenes Lehen würde zuerkannt werden. Endlich kam im Jahre 1429. ein solennes Gericht zu Stande. Allein hier geschah des Albrechtischen Anspruchs so wenig Erwähnung, als desselben bey irgend einer Handlung, welche diese Erbfolge betreffen, seit 1426. weiter gedacht wird; (woraus dann der Hr. Verf. eine grosse Vermuthung für die Richtigkeit der Verzichtsurkunde herzuleiten sucht.) Der Ausspruch dieses Gerichts fiel für die Herzoge von Bayern aus, und so kam Niederbayern weder an Sigismund, noch Albrecht, sondern es ward mit Oberbayern wieder vereinigt. Aus diesen angeführten Thatsachen ziehet nun der Hr. Verf. folgende Sätze: 1) die provisorische Belehnung des Herzogs Albrecht hat demselben kein neues Recht gegeben; sondern war bedingungsweise auf den Fall gerichtet, wenn ihm das noch streitige Recht zu dieser Erbschaft werde zugesprochen werden. Dieses aber ist durch ein seit 350 Jahren rechtskräftig gewordenes Urtheil als ungegründet verworfen, mithin läßt sich auch keine Reviviscenz desselben gedenken. 2) Die im sogenannten Vertrage festgesetzte Substitution des Hauses Oesterreich setzte den Fall voraus, daß Niederbayern dem Kaiser als ein verwirktes Lehen würde zuerkannt werden. Dieses ist aber nicht geschehen. Da nun die Einziehung vom Niederlande als das Principale des Vertrages cessirt; so fällt auch das Accessorium, nämlich die Substitution, über den Haufen. Die Ansprüche des Oesterreichischen Hauses auf Mindelheim, welche der

der Gegenstand des III. Abschnitts sind, gründen sich theils auf ein angebliches Testament des im Jahre 1586. verstorbenen Georgs von Freudenberg, worinn auf den Fall, da die von Maxelrein diese ererbte Herrschaft verkaufen würden, dem Hause Oesterreich ein Vorkaufsrecht gegeben, theils auf eine Expectanz, so diesem Hause im Jahre 1614. von Matthias ertheilt ist. Allein die Herren von Maxelrein haben diese Herrschaft im Jahre 1614. an Bayern verkauft. Und da selbst der Kaiser Matthias nicht nur diesen Kauf confirmirt, sondern auch die Herzoge von Bayern mit dieser Herrschaft ohne allen Vorbehalt belehnt hat; so ist sowohl dem Vorkaufsrechte, als dieser Expectanz, renunciirt worden. Pfalz hingegen ist kraft des in den Familienverträgen auch auf die gewinnende Lande erstreckten Successionrechts zu derselben berechtigt. Der IV. Abschnitt erörtert die Ansprüche der Krone Böhmen an die Böhmischen Lehen in der Oberpfalz; welche hierauf beruhen: Churfürst Friedrich der V. hatte diese Lehen verwirkt: da nun Churfürst Maximilian für sich und seine Erben damit belehnet worden; so hat diese Investitur ihre Endschaft erreicht. Hierauf erwiedert der Hr. Verf., diese Böhmische Lehen sind ursprüngliche Bestandtheile von Bayern gewesen, und bey Gelegenheit einer von Ruprecht dem I. vorgenommenen Veräusserung erst im Jahre 1465. in den Böhmischen Lehnsnexus gekommen. König Georg belehnete Pfalzgraf Otto für sich und seine Lehnserben für und für. Hierunter werden alle Pfalzgrafen und Herzoge in Bayern, welche in das Fürstenthum der Oberpfalz succediren würden, verstanden. Dieses erhellet daraus, daß Friedrich der III. aus der Simmerischen Linie, der kein Descendente vom Otto war, vom

Kaiser Ferdinand I. damit belehnt worden. Da also alle Pfälzische Agnaten ein Recht daran gehabt; so konnte die vom Friedrich dem V. begangene Felonie ihnen nicht präjudiciren. Die Rechte der Neuburgischen Linie sind nun zwar im Westphälischen Frieden bis auf den Abgang des Bayerischen Hauses suspendirt, nunmehr aber reviviscirt; zumal da der Westphälische Friede mit klaren Worten ordnet, daß alsdann die ganze Oberpfalz, folglich auch ihre Bestandtheile, an das Pfälzische Haus zurückfallen solle. Im V. Abschnitte werden die Gerechtsame des Pfälzischen Hauses auf die vom Kaiser als apert in Besitz genommene Reichslehen ausgeführt. Diese beruhen auf den im I. Abschnitt angezeigten Gründen. Der VI. Abschnitt handelt von den Chursächsischen Allodialforderungen. Nach der Bayerischen Hausverfassung kan eine Bayerische Prinzessin auf die nach dem Pavischen Vertrage sowohl, als vorher erworbenen Erblehen und Eigengüter keine Ansprüche machen. Auch die auf die Verbesserungen und Nutzung des letzten Jahrs in den Mannlehen gerichtete Forderung ist unstatthaft, da die Bayerischen Prinzessinnen mit ihrem Heyrathsgut und Ausstattung sich zu begnügen, in den Hausgesetzen angewiesen sind. Die 13 Millionen, wofür Maximilian der I. die Oberpfalz an sich gekauft hat, können von der Pfalz-Sulzbachischen und Zweybrückischen Linie nicht zurückgefordert werden. Uebrigens aber kömmt es in Ansehung der fahrenden Habe und ausstehenden Schulden auf die Berichtigung des Inventariums an. Man bezieht sich hier lediglich auf das bereits ans Licht getretene Pfälzische Promemoria, welches dem Anhange dieser Deduction beygefügt ist. Der Anspruch des Hauses Mecklenburg auf Leuchtenberg, wel-

welcher im VII. Abschnitte beleuchtet wird, gründet sich auf eine vom Kaiser Maximilian dem I. im Jahre 1502. erhaltene Expectanz. Allein da Mecklenburg ganz ruhig geschehen lassen, daß Churfürst Maximilian der I. die Grafschaft erworben, und daß das Haus Bayern 130 Jahre hindurch sie besessen hat; so ist der letztverstorbene Churfürst hinlänglich berechtigt gewesen, sie dem Hausfideicommisse einzuverleiben, so wie Churpfalz sie ohne Kaiserl. Einwilligung kraft der G. B. acquiriren können. Im VIII. Abschnitt widerspricht der Herr Herzog von Zweybrücken öffentlich, daß er an der vom 3. Jenner 1778. geschlossenen Convention jemalen Antheil gehabt. Hierauf wird die Illegalität dieser Convention gezeigt. Der Churfürst von der Pfalz ist nicht Herr der angefallenen Bayerischen Lande, kan also nicht ohne Zuziehung seiner Agnaten darüber disponiren. Es fehlt auch der geschlossenen Convention die Qualität eines Transacts; indem der Straubingische Landesantheil, als der eigentliche Gegenstand des Streits, ganz an Oesterreich abgetreten ist, und Pfalz nichts dafür bekommen hat. Der Herzog von Zweybrücken ist vermöge des durch den Erbvertrag von 1774. und durch die vom Churfürsten geschehene Besitzergreifung erlangten Mitbesitzes nicht schuldig, sich eigenmächtig daraus setzen zu lassen, und seine Gerechtsame nach dem Ableben des Churfürsten im Petitorio zu verfolgen. Vielmehr ist Oesterreich nach geschehener Wiedereinsetzung in den vorigen Stand verpflichtet, die Stelle eines Klägers zu vertreten; da es dann der teutschen Verfassung würde angemessen seyn, die Sache der Entscheidung des Reichstags zu überlassen. Bey solchen Umständen hofft der Herr Herzog, daß nicht nur sei-

seine Mitstände, sondern auch die Garants des Westphälischen Friedens seine Gerechtsame schützen werden. Das alles sind die Hauptsätze, wie sie in dieser Deduction vorgetragen werden, die übrigens ein vollständiger Anhang von Urkunden noch vorzüglich schätzbar macht.

Paris.

Abregé d'astronomie, pour l'usage des planisphères, dedié et presenté au Roy, par le Père Chrysologue de Gy, en Franche Comté, Capucin. Bey Merigot dem ältern, auch Perrier und Verrier, Eleven und Nachfolgern vom Geographen Julien, im Hôtel de Soubise. 148 Octavs. Das Buch kostet 2 Livr. die beyden Planisphären 10 L. Von diesen soll darnach geredet werden. Das Buch giebt zuerst eine kurze Geschichte der Astronomie und der Sternverzeichnisse, nebst der Art, wie P. Chr. sie zu Verzeichnung seiner Planisphären gebraucht hat, dann von den Sternbildern, bey den alten werden die Fabeln von ihrem Ursprunge und ihrer Bedeutung erzählt, aber auch eigentliche astronomische Nachrichten von jedem gegeben. Beym Schiffe ist Gestalt, Grösse, Abtheilung der Sterne u. s. w. verschiedentlich geändert worden. P. Chr. theilt eine Tafel dieser Varianten mit, der Sterne zusammen, die ihm von unterschiedenen Astronomen beygelegt werden, sind 205, aber keiner hat sie ihm alle gegeben, manche haben welche zu andern Sternbildern gezogen. Unter den Schaalen der Wage zeigt sich, auf Senex und Dheulland Thierkreisen, ein grosser leerer Raum; Hr. le Monnier hat aus kleinen Sternen von der 4. bis 9. Grösse, die sich da befinden, ein Sternbild gemacht, das er zum Andenken der Reise nach

Isle

Isse Rodrigue vom Vogel le Solitaire, benennt. Er hat es P. Chr. mitgetheilt, auf dessen Planisphären es zuerst erscheint. Hier sieht man auch von 22 Sternen, aus denen es besteht, Rectascension, Abweichung, Längen und Breiten für 1750 nach Hrn. le M. Beobachtungen; nur zwey von denselben sind vordem bestimmt gewesen. Sie können vom Monde bedeckt werden. Ueberhaupt rühmt P. Chr. Hrn. le M. mittheilende Gefälligkeit. Erzählung und Beurtheilung der Sterncharten. Auch Doppelmayers seine kennt P. Chr., hat aber vermuthlich die Planisphären nicht untersucht, wenn er sie projicirt nennt. Die seinigen stellen die Sternbilder vor, wie sie auf der Convexität der Sphäre erscheinen, wie man sie auf einer Himmelskugel sieht. Der bekannte Grund dafür, auf den auch Hevel gedrungen, ist, daß nur so, recht und link in jedem Sternbilde bleibt, was die Alten so nennen. Indessen hat er die Buchstaben beygefügt, und wenn ein Stern zwey Buchstaben bekömmt, solches angemerkt. Auch die Sternbilder in ihren Lagen gegen einander zeigen sich auf diesen Planisphären, wie auf der äussern Seite der Himmelskugel, wenn man z. E. den Widder vor sich hat, muß man den Stier rechter Hand suchen, am Himmel aber sieht man ihn linker Hand. P. Chr. erzählt unterschiedene Vorzüge dieser Vorstellung. (Daß sie die Sterne kennen zu lernen nicht bequem ist, erhellt daraus, daß man eben zu dieser Absicht die Kugeln unbequem gefunden hat, daher auf Sternkegel u. d. g. gekommen ist. Dazu ist gewiß die Vorstellung der hohlen Fläche, wie bey Hrn. Prof. Funks seiner, bequemer, und so in der That für jeden andern Gebrauch der Planisphäre; das Rechte und Linke in jedem Sternbilde,

den

den Alten gemäß, läßt sich leicht lernen) Anweisung, wie die Planisphäre in Rahmen gefaßt und darinn gebraucht werden. Das Buch ist zu seiner Absicht sehr gut verfaßt, hat auch die Billigung der pariser Akademie der Wissenschaften. Ein kurzer Begriff der Astrognosie wäre es eigentlicher, als der Astronomie; es enthält wenig mehr, als Astronomie der alten Dichter, die neuern kennen freylich nicht einmahl dieses Sinnliche und Dichterische der Natur.

Die Planisphären selbst sind Polarprojectionen. Der Durchmesser des innersten Kreises des Aequators, auf dessen Ebene die Projection gemacht ist, hält 21,5 pariser Zoll. Um ihn gehen unterschiedene Kreise, z. E. ein Ring von fünfen, auf denen Abtheilungen für drey Jahre und ein Schaltjahr sind, P. Chr. hat ihn von Hr. le Monnier. Ein Kreis in Stunden und Minuten getheilt, zweene für geographische Längen, vom ersten Meridian und vom Pariser. Auf den Charten findet man außer den Kreisen der Armillarsphäre, und Breitenkreisen von 10 zu 10 Grad, nebst der Anleitung, Breiten auf ihnen anzugeben, noch: Parallele mit dem Aequator, durch das Zenith von Paris, durch Süden und Norden für Paris. (In der Bedeutung der Alten, die **Polarkreise für Paris**.) Die Sterne, für 1800 verzeichnet. Daß man welche findet, die auf andern Charten noch nicht zu sehen sind, lehrt schon das Vorige. Durch ihre Verzeichnung sind Sterne von 10 Grössen unterschieden, dazu noch zwischen 1 . . 2 Gr. 2 . . 3 Gr. 3 . . 4 Gr. 4 . . 5 Gr. und nebelichte. Man kann daraus wenigstens auf die Menge der hier vorgestellten Sterne schliessen. Von den Bildern sind die Umrisse mit einfachen Stri-

Strichen kenntlich und selbst angenehm in das Auge fallend gemacht, die Sterne aber dadurch nicht verdeckt, wie auf mehrern Sterncharten und Kugeln geschicht. Eine Menge Sternchen der 9 und 10 Grösse stehen im südlichen Horne des Stiers, nordwärts desselben, und von des Fuhrmanns südlichen Fusse nach dem Wendekreise zu. Sie sind jeder mit M bezeichnet, einige auch mit To. Die letztern gehören dem göttingischen Tobias Mayer, die ersten Hr. Messier, wie man aus dem Buche sieht. Zifern oder Buchstaben bey den Sternen wären brauchbarer gewesen, und im Buche hätte können angezeigt werden, welchem Astronomen jeder gehöre. Ueberhaupt aber sind vom P. Chr. im Buche die Sterne in jedem Bilde nicht so deutlich erzählt, wie in Vaugondys Uranographie.) Neben den Planisphären findet man Charten von den Hyaden und Pleiaden, nach Hrn. le Monnier Beobachtungen, auch viel andere Zeichnungen, die zum Gebrauche der Planisphären gehören, und im Buche erläutert werden. In der That findet man immer noch viel Brauchbares in diesen Planisphären des P. Chr., auch wenn man schon mit andern versorgt ist. Die Zeichnung und Abtheilung der Kreise, und der Mittelpunct aller Sterne, ist von ihm auf die Kupferplatte selbst gemacht, Unrichtigkeiten beym Abtragen zu vermeiden.

Leipzig.

Bey Christian Gottlieb Hertel: Lehrbegriff der Naturgeschichte zum ersten Unterrichte entworfen von Joh. Dan. Titius, der Naturlehre odentlicher Professor zu Wittenberg, und Senior der philosophischen Facultät daselbst. 413 Octavs. 12 Kupfertafeln.

tafeln. Nach einer allgemeinen Einrichtung folgt I. Das Materialienreich, das aus flüssigen und festen besteht. Zu den ersten rechnet Hr. T. Licht, Feuer, Elektricität, magnetische Kraft, Luft, Wasser, zu den letzten vornehmlich die Dinge, welche aus der Erde gegraben werden. (Wem es anstössig seyn sollte, daß Hr. T. Quecksilber bey den festen Materialien nennen muß, der darf nur daran denken, daß Gold schmelzt, und Wasser gefriert, also die uns so nothwendige Eintheilung in feste und flüssige Materien, wie alle Methode in der Naturkunde, wesentliche Unvollkommenheiten hat.) Wegen der fixen Luft erinnert Hr. T. 25 §. Was man unter diesem Nahmen aus Kalk, Salz u. d. g. herausbringe, könnten wohl losgerissene feine Theilchen der Materie und Dämpfe seyn, dergleichen nun Luft zu nennen müsse man freylich jedem, der es thun will, frey stellen. Im Gewächsreiche erinnert Hr. T. §. 100. wäre es vielleicht besser, die Oberabtheilungen vom Pistille, und die untern von den Staubfäden herzunehmen. Jenes bleibt der Blume Haupttheil, weil sich aus dessen Gegenwart auf Fruchtbarkeit, aus den Staubfäden allein, auf ihre Unfruchtbarkeit schliessen lasse. Entwurf, die Pflanzen diesem gemäß zu ordnen. Doch behält er im Vortrage des Ritter von Linne' Anordnung, nur die Allegorie ins Natürliche übersetzt, er nennt Staubfäden und Stempel statt Männer und Weiber. Die Kunstwörter sucht er meist deutsch zu geben, fügt auch von den Pflanzen deutsche Nahmen den lateinischen bey. Die Thiere erzählt er in folgender Ordnung: Pflanzenthiere, Wurmartige, Insecten, Fische, Vögel, Vierfüssige. (Gewöhnlicher ist gerade die entgegengesetzte, da man von sehr bekannten Thieren

an=

anfängt. Zeigt man indessen etwas von den Sachen selbst, so ist jeder Anfang gleichgültig.) Wo Hr. Klein hie Anordnungen gegeben hat, folgt er denselben. (Vielleicht ist mehr Verdienst dabey, eines so grossen Naturkenners Methode im Andenken zu erhalten, als eine neue mit neuen Nahmen zu erfinden, die übers Jahr, wieder von einer neuen, mit andern neuen Nahmen, verdrängt wird.) In die Arten der Geschöpfe (Species) konnte natürlicher Weise ein kurzer Begriff sich nicht einlassen, nur die Genera werden genannt und kenntlich gemacht. Ausführlich sind auch die Nachrichten von gemeinschaftlichen Beschaffenheiten, Gebrauche u. s. f. der Einwohner jedes Reichs. Die Kupfer enthalten Merkmahle und andere zur Methode gehörige Abbildungen. Ein Verzeichniß der Figuren, nebst Anzeige, wo man jede von ihnen erklärt findet, wie es Reaumur bey den Insecten gemacht, wäre angenehm und nützlich gewesen, ohne das Buch merklich zu vergrössern. Wie Hr. T. sich mit der Naturgeschichte beschäftigt, ist schon längst so bekannt, daß man auch hie bey einem Werke, dessen Werth zuerst im Sammlen und Ordnen besteht, auch scharfsinnige eigene Bemerkungen zu finden sicher ist; Diese Vollkommenheiten, und Belesenheit, mit so viel Beurtheilung und Bescheidenheit angewandt, daß nur der Kenner wahrnimmt, wie weitläuftig sie ist, stellen dieses Buch den guten Einleitungen in die Naturgeschichte, die wir schon besitzen, an die Seite.

Lübeck.

Beschreibungen von vier bunten Taubentäuchern und der Eidergans nach der Natur abgefaßt von J. J. Walbaum, bey Donatius 1778.

Octav S. 46. Hr. W. beschreibt hier vier bunte, nicht bloß dem Geschlecht (Sexus) nach unterschiedene, Abarten der sogenannten Grönländischen Taube nach ihren äussern und innern Theilen sehr genau. Daß sie alle männlichen Geschlechts gewesen, belehrten ihn die Hoden, die er im Unterleib in der Gegend der Nieren fand, und daß sie bereits ihr Wachsthum erreicht hatten, sah er daraus, daß ihre Knochen keine knorpelichte Enden mehr hatten. Die erste und zweyte Abart hatte auch einen schwarzen Schnabel; bey der dritten war er hellgrau. Auch die Eidergans, welche Hr. W. sorgfältig zergliedert hat, ist sehr genau beschrieben, und dadurch die Geschichte dieses Vogels, die wir Hrn. Brünnich zu danken haben, vollständiger worden; die Füsse beschreibt Hr. W. bleygrau, den Schnabel an dem Nagel weißlicht, vornen schwarzgrün. Ueberhaupt, bemerkt Hr. W., sind bey den Wasservögeln die Hoden sehr klein, und der Zusammenhang mit den übrigen Zeugungsgliedern sehr schwer zu erkennen; auch sind die Eyerchen und der Eyerstock bey einigen Weibchen zu der Zeit noch nicht deutlich zu sehen; man findet bey ihnen an der Stelle, wo bey den Männchen die Hoden liegen, zween ablange Körper, die ihnen sehr ähnlich sind.

Leipzig.

Neues geographisches Handlexicon, herausgegeben von D. J. J. Volkmann. Im Schwickertschen Verlag 1778. Billig verlangt der Verf. für seine Arbeit Nachsicht, die in der That ohne Fehler nicht seyn kan. Indessen Bequemlichkeit verschafft sie doch für den Gebrauch, und dient zum ersten Anlauf oder in Ermangelung anderer Hülfsmittel.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

12tes Stück.

Den 20. März 1779.

Paris.

Sophyle ou de la philosophie. 1778. 99 S. Octav. Sophyle und Euthyphron unterreden sich mit einander über Materie und geistische Kräfte; jener ein Philosoph, dessen Begriffe und Beyfall nicht über seine fünf Sinne hinausgehen; der andere des Glaubens, daß, mittelst seiner Analyse seiner Begriffe und Empfindungen, der Menschenverstand sich einen Faden spinnen könne, auf dem er, gleich einer Spinne auf dem ihrigen, bey einem günstigen Winde das Ufer, das jenseits der Sinne liegt, zu erreichen vermögend sey. Vortrefflich zeigt Euthyphron, daß der Grund der Wahrheit unserer sinnlichen Erkenntnisse darinn bestehe, daß wir wirkliche Verhältnisse der Dinge ausser uns, nicht nur zu uns, sondern auch zu einander, erkennen. Vortrefflich auch dieß, daß es eine armselige und äusserst kurzsichtige Philosophie verrathe; wenn einer, vermittelst der bekannten vier Grundeigenschaften der Materie, das

m gan=

ganze System der Wesen eingesehen und ergründet zu haben vermeynt. Ein mässiges Nachdenken über den Grund dieser unserer Begriffe von Ausdehnung, Undurchdringlichkeit rc. setzt die Folge ausser allen Zweifel, daß unzählige andere Verhältnisse und Eigenschaften, ausser diesen unsern Sinnen sich offenbarenden, in den Wesen vorhanden seyn **können**. Daß sie aber **wirklich da seyn**; schließt Euthyphron theils aus den moralischen Empfindungen und Begriffen, theils daraus, daß es in der Welt Wirkungen giebt, die gegen die Gesetze der Bewegung zufolge der blossen Körperkraft streiten. Eine Last von vielen hundert Centnern setzt ein Mensch in Europa, durch etliche Zeilen, in Indien in Bewegung; wo ist hier das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung, wie solches bey Körperkräften seyn muß? (Gegen dieses letztere Argument, dünkt uns, hätte Sophyle sich länger halten können. Er hätte leicht Instanzen aus der Geschichte gemeiner Körperkräfte anbringen können, um zu zeigen, wie die erste entfernte Ursache unendlich kleiner seyn kann, als der Effect, der zuletzt entstand; z. B. bey Feuersbrünsten, Schneelauen. Dann hätte er leugnen können, daß jene gemeine Bewegungsgesetze in Ansehung aller Arten von Materie und Bewegung erwiesen seye, in Ansehung der organisirten Körper, der Reizbarkeit u. s. w.) — Rec. traut hierbey nur dem einzigen Argumente von der Untheilbarkeit eines einzigen (individuellen) Gewahrnehmens und Bewustseyns, vermöge deren solches nicht in einem aus mehrern Substanzen bestehenden Subjecte, folglich nicht in der Materie, subsistiren kann. Uebrigens ist die Abhandlung so geschrieben, daß, wer angefangen hat, nicht leicht aufhören wird, zu lesen.

Genf.

Bey Chirol ist noch 1777. in groß Octav auf 80 Seiten ein kleines Werk des würdigen Hrn. Abraham Trembley, des Verfassers der Entdeckungen am Vielarme des süssen Wassers, herausgekommen. Der Titel ist: Essai sur la verité, la liberté, le souverain, la patrie, la religion et le bonheur. Die Absicht dieses tugendhaften und erleuchteten Patrioten ist, seine Mitbürger zur Einigkeit und zum Vertrauen zurückzubringen, woraus sie durch feurige Demagogen verrückt worden; denn Hr. T. ist für diese Demagogen nicht eingenommen. Er schreibt diese seine Gedanken seinen drey Söhnen zu, die er aber dabey vermahnt hat, in den jetzigen Streitigkeiten nicht richten zu wollen. Die sechs wichtigen Materien, die Hr. T. behandelt, waren, sagt er, zu Genf nicht genug bekannt. Niemals wären die unglücklichen Zwistigkeiten entstanden, wenn man richtige Begriffe von denselben gehabt hätte. Dennoch sind alle Uneinigkeiten schädlich, und einem kleinen Staate schädlicher, als einem grossen; Hr. T. fügt scharfsinnig bey, diejenigen seyen schädlicher, die keine wichtigen Ursachen haben. Die Wahrheit: sie wird durch die Zwistigkeiten verdrängt: uneinige Gemüther sehen durch das Mittel ihrer Leidenschaften, und sehen die Sachen nicht, wie sie sind. Die heftigsten Demagogen gestehen dem Rathe persönlich gute Eigenschaften, Uneigennützigkeit und Redlichkeit, zu; und dennoch ist die ganze Klage über den Rath der Fünf und zwanzigen: (dieses hat nunmehr sich in etwas geändert; dieser Rath hat den Demagogen nachgeben wollen, aber die Zweyhundert haben dagegen gut gehalten, und die Verfassung des Staats, wie sie durch Genfs Beschützer A. 1738.

 fest-

festgesetzt worden, aufrecht bewahrt.) Es ist, sagt Hr. T., ein wahrer Widerspruch, wider die Eingriffe eben derjenigen Männer klagend aufzutreten, deren Tugenden man eingestehen muß. Die Freyheit und Unabhängigkeit: hierüber hat man die schädlichsten irrigen Begriffe (wovon Jean Jacques Rousseau vieles sich zur Schuld hat kommen lassen.) Niemand, sagt Hr. T. ist eigentlich in einer Gesellschaft unabhängend: ein Staat, wo Jederman unabhängend wäre, würde kein Staat und auch keine Gesellschaft mehr seyn; ein Staat, wo nur die einen unabhängend wären, wäre der Sitz der Ungerechtigkeit. Man mißbraucht hier die natürliche und angebohrne Gleichheit des Menschen: denn aus dieser Gleichheit folgt nicht, daß der gesellschaftliche Mensch unabhängend sey; sie beweiset bloß, daß kein Mitbürger das Recht ansprechen dürfe, minder abhängend zu seyn, als ein anderer; den Gesetzen müssen sich ja alle Bürger unterwerfen; und dann vertraut die Gesellschaft, und jedes Mitglied derselben, einen Theil seiner Kräfte der Verwaltung. Am schädlichsten ist aber die Meynung, (des J. J. Rousseau,) daß der Bürger, in Kraft seiner Freyheit, die Macht beständig behalte, die von ihm selber anvertraute Gewalt zurückzunehmen: die Gesetze selbst würden durch diesen Grundsatz wankelbar, wenn die Macht, die sie in Ausübung bringen soll, von einem jeden Bürger nach seiner Willkühr abgesetzt werden könnte. Der Mensch ist ja offenbar nicht zur Unabhängigkeit geschaffen: als ein Kind muß er ja, und vollkommen, abhängend seyn, und die väterliche Gewalt ist ein Gesetz der Natur. Der Bürger, dem eine Staatsverwaltung nicht gefällt, kan sich in eine andere begeben, die seinige aber nicht aufheben. Die

Ge=

Gesellschaft vertraut die vornehmsten Rechte dem Landesherrn (zu Genf hören die Bürger gar zu gern das Wort Souverain, weil jeder Bürger meynt, der einer der 1500 die höchste Gewalt besitzenden Bürger ist, er sey auch einigermassen ein Souverain) die minder wichtigen Rechte aber sind den Obrigkeiten anvertraut: man sieht nicht die ganze Gefahr ein, die bey einer Abrufung der Gewalt ist, die die Gesellschaft vertraut hat. Nicht allemal, sagt Hr. T., findet ein kleiner Staat solche Bundsgenossen, wie Genf gefunden hat, die nichts für sich selber, und bloß das Beste von Genf wünschen. Nichts ist der Freyheit mehr entgegen, als Partheylichkeit und Unterdrückung, und dennoch sind sie eine der ersten Folgen der Zwietracht, daß man für diese Ungerechtigkeiten unempfindlich wird, wenn sie die Gegenparthey treffen. Der Landesherr (Souverain): ursprünglich war es allemal nur einer; *sind ihrer* viele, so muß die Gewalt bey den mehrern seyn. Zu Genf ist der Landesherr eben das, was die mehrern Stimmen der Bürger: man hält es daselbst für ein Laster, wenn man gegen dieses Landesherrn Gewalt ein Mißtrauen bezeugt, als wenn die Freyheit nichts von ihm zu befürchten hätte: (und dennoch ist nichts despotischer, als die Parthey in einer Republik, die die Oberhand gewonnen hat. Tausend Stuarte haben nicht so viele despotische Thaten begangen, als der Congreß zu Philadelphia.) Der Landesherr (wie er zu Genf ist) kan wider die Grundgesetze Unternehmungen wagen, die allerdings ihm ein Mißtrauen zuziehen sollten. Niemals hat eine Gesellschaft selbst die ausführende Macht seyn wollen (ausser in Schweden vor Gustav dem III. und jetzt zu Genf) und alle Demokratien haben

doch die Behandlung der Geschäfte einem Rath anvertraut. Das Vaterland: es ist nicht mehr vorhanden, wenn es durch eine unterdrückende Parthey regiert wird. Die Liebe des Vaterlands sey eine die Seelen vereinigende Liebe: (sey keine Liebe zu einer Parthey, sondern zum Ganzen.) Die Leidenschaften, die das Vaterland innerlich durchwühlen, seyen eben so gefährliche Feinde desselben, als die äussern unterdrückenden. Ein getheiltes Vaterland ist die Schule aller Laster (weil die herrschende Parthey ihren Anhängern alles verzeiht, und an ihren Gegnern nichts belohnt.) Die Religion ist die Quelle der Tugend, und diese die einzige Quelle des Wohlstandes. Selbst das anscheinende Glück eines Staats, wenn es nicht auf die Tugend gegründet ist, wird dem Vaterlande schädlich: deswegen sollten auch tugendhafte Demagogen sich wohl vorsehen, ehe sie grosse Bewegungen in einem Staate verursachen. Die ersten tugendhaften Tribunen zu Rom (Hr. T. glaubt an solche) haben nicht eingesehen, daß künftige Tribunen ihre Macht bloß zur Erfüllung ihres Willens brauchen würden. Eine Vermahnung des würdigen Verfassers an seine Mitbürger, ihre Zwistigkeiten aufzuschieben, und indessen sich zur Tugend zu bilden; (hat aber T. nicht gefühlt, daß Tugend in den Augen eines Staatsklugen ein leerer Schall ist, dem er keinen Sinn beylegt, und daß er, wo er nicht wohl die Tugend verkennen kan, sie für Einfalt und Donquichotterie verschreyt?) Man solle alles thun, das Mißtrauen zu vermeiden, das nirgends heftiger herrsche, als in einem kleinen Staate. (Genf ist wirklich in der größten Unruhe, da die Mittler ein Gesetzbuch zu verfertigen angerathen, und der Rath dasselbe durch einen Ausschuß verfertigen las-

lassen wollte: so hat die grössere Parthey der Bürgerschaft das Recht angesprochen, selbst dieses Gesetzbuch aufzusetzen, und sich also zur ausführenden Gewalt zu machen gesucht; sie ist noch weiter gegangen, und hat, wider ihr vormals so eifrig gesuchtes Recht, vorzustellen, alle Vorstellungen verbieten wollen, bis dieses Gesetzbuch zu Ende gebracht wäre. Seit der Zeit hat die Unruhe sich in etwas gelegt, und das Gesetzbuch wird vom Ausschuß der Richter besorgt.)

Edinburg.

Murray und Conach haben auch noch 1777. in gr. Octav auf 417 S. sehr reinlich abgedruckt: First lines of the practice of physik for the use of Students by William Cullen. Vol. I. Dieser Band enthält die Fieber, und dann die heisse Gicht und das Podagra. Man weiß, daß Hr. Cullen sehr viel auf die Nomenclatur hält, oder auf die neuen griechischen Namen und botanischen Classen der Krankheiten. Er ist daneben sehr behutsam, so oft er nach einer angenommenen Meynung sprechen soll, wobey er noch den geringsten Zweifel hat. So ist seine Enthaltsamkeit von der nähern Bestimmung der Ursache des Fiebers. Aber, wie der Mensch oft ist, so hat Hr. Cullen hingegen kein Bedenken, einer Muthmassung sich zu überlassen, und auch wohl eine Theorie darauf zu gründen, wenn sie neu und die seine ist. Also ist die zusammenziehende Kraft und das Zucken (Spasmus) der kleinsten Gefässe, auf welches Hr. C. oft seine Curen baut, nicht nur eine Muthmassung, sie geht auch gerade gegen den Augenschein, da ein kleines Blutgefäß, wenn man eine kleine Ritze darein schneidet, diese Ritze nicht

 erwei-

erweitert, und also vom Zusammenziehen so weit entfernt ist, als es nur entfernt seyn kan. So wie der Spasmus dieser Gefässe unrichtig ist, so ist die Atonie, zwar noch unerwiesen, aber doch wahrscheinlich, nur daß das eigene die Gefässe ausmachende Gewebe nicht auf einmal, sondern langsamer, zum Zusammenziehen unvermögend wird, das doch auch im todten Gefässe übrig ist. Das Verderbniß in den Säften sey eher eine Folge, als eine Ursache des Fiebers. Die Wechselfieber entstehen mehrentheils aus den Ausdünstungen sumpfiger Gegenden. Ist hierinn etwas Beständiges, daß, nach Hr. Cullen, das alltägige Fieber am Morgen, das dreytägige Fieber um Mittag, das viertägige Nachmittag anfalle? wir können in unserer Erfahrung diese Regelmässigkeit nicht finden. Der sechste Tag sey nicht kritisch. (Wir haben ihn in einem höchst gefährlichen Falle kritisch gesehen.) Kritische Ausleerungen nimmt Hr. C. eben nicht an, und seine Crisis ist bloß eine Besserung. An einer andern Stelle hat Hr. C. doch die Reizung, die von der Schärfe der Säfte herkömmt. Die kühle Luft sey vortreflich, die Reaction zu mildern, denn Hr. C. nimmt in dem Körper eine Kraft an, eine Wärme zu erzeugen: warum ist denn der Fisch und der Frosch ohne Wärme, dieweil der Wallfisch in eben dem Ocean eben so warm ist, als der Hund? Der Schweiß komme doch oft den Anfällen der Fieber vor. Bey wirklich formirten Fiebern gebe man die Brechmittel in kleinern vertheilten Gewichten, so daß sie nur einen Eckel erwecken. Das Spießglas gebe doch die besten Brechmittel, und unter denselben zieht Hr. C. den Brechweinstein vor, weil die Wirkung des Calx nitrata antimonii zu ungewiß sey. Den Spasmus der kleinen

nen Gefässe nehme der Bisam und der Kampher weg. Nun der Kampher nimmt den Spasmus weg! er, der aufs heftigste die Bewegung vermehrt! Die Blasenpflaster: hier geräth der Verf. wieder in einen Zweifel, und weiß nicht, woher er die Kraft der spanischen Fliegen leiten soll. Endlich glaubt er, dieses etzende Mittel mache die kleinen Gefässe schlaff. Am besten wirken sonst die Blasenpflaster, wenn das Fieber schon ziemlich weit gekommen ist, und die Reaction nachgelassen hat. Warm Baden nehme auch die Reaction weg: das ist uns wahrscheinlicher, als bey den spanischen Fliegen. In ansteckenden Uebeln müsse man sehr auf den Ton sehen, und diesen Ton erhält die Kälte, folglich, wie das kalte Trinken den Magen stärkt, so wird es auch im Fieber den Körper stärken. Die Alten haben die Kälte an den ganzen Umfang des Leibes angebracht. Die Fieberrinde wirke auch auf den Ton; eben diese verhindere auch das Faulen der Säfte. Wider den error loci: es würde gar sehr leicht seyn, daß die verirrten Theile wieder zurückkämen. Daß die Entzündung nicht die Folge einer Obstruction sey. Die vis medicatrix materiae vermehre das Zusammenziehen der Gefässe, wie in andern Fiebern, und erwecke einen Spasmus, auf daß der Zusammenhäufung der Säfte geholfen werden möge. Das Eiter entstehe aus dem Blutwasser: gewiß ists doch, daß es in gewissen Umständen Feuer fängt. Die Ergiessung in das fadichte Wesen, eine Folge der Entzündung, ist in der Lunge am gemeinsten, und erythema sey eine Krankheit der äussern Gefässe der Haut, die mit dem rete mucosum (mit einem Schleime) eine Communication habe. Dieses erythema finde nur Platz, wo eine Oberhaut (epitheticum) vorhan-

den sey. In der Hirnwuth zieht Hr. C. die Oeffnung der grossen Halsadern dem Oeffnen der Schlagadern vor. In der bösartigen Bräune giebt er Brechmittel, und die Fieberrinde. Die Cynanche parotidea sey den Landleuten besser bekannt, als den Aerzten. Richtig ists, wenn Hr. C. sagt, die Entzündung des Brustfells, da, wo es das Zwergfell bedeckt, bringe nicht mehr eine Hirnwuth zuwege, als sonst eine andere Entzündung in der Brust. Selten gehe die Entzündung der Lunge in den Brand über, und wenn es geschehe, so sey es bey dem Ergiessen des Blutes. (Im Rindvieh ist dieser Brand ziemlich gemein, und im Menschen so selten nicht.) Eine Aderlässe von einem Pfunde, aver du poids, sey zureichend. Peritonitis, eine Krankheit, die wohl noch wenig bekannt ist. Erisypelas, in dem Magen: wer hat das gesehen? anders, als eine gemeine Entzündung. Eine hitzige hepatitis erwecke grosse Schmerzen. Rheumatismus greife nicht leicht an, als vom funfzehnten Jahre bis zum fünf und dreyssigsten; wenn hiebey Fieber ist, so ergiesse sich der Schmerz auf mehrere Theile des Leibes; das Fieber, das damit verbunden sey, falle am Abend an. Es ergiesse sich dabey oft eine Gallert in die Scheiden der Sehnen, die in langwierige Geschwulsten übergehe. Wohl mit Recht gesteht Hr. C., die Gränzen zwischen den hitzigen und langdaurenden Rheumatismen seyen nicht genau gesetzt. Cotunni Meynung sey eine blosse Muthmassung. Mehrentheils entstehe diese Krankheit von einer Kälte, die den Gefässen, folglich dem Blute, widerstehe. Der Mohnsaft sey allemal schädlich, die Fieberrinde dienlich, wenn der Schmerz auf gesetzten Stunden wiederkömmt. Das Podagra: wenn die Krankheit nunmehr

meh=

mehrere Anfälle gethan hat, so erholen die Gelenke ihre Kräfte niemals recht wieder, bis sie endlich unbeweglich werden. Das Podagra wirft sich oft auf die Blase, und erweckt ein Harntropfen, anderemale auf den Mastdarm und die güldene Ader, und diese Uebel wechseln oft mit der Entzündung der Gelenke ab. Es sey gar unwahrscheinlich, daß es eine podagrische Materie gebe. Das Podagra sey offenbar eine Nervenkrankheit. Es gebe ein Gleichgewicht zwischen dem Magen und den äussern Theilen, und der Ton des einen könne in den andern Theil übergehen. Das Enthalten vom Fleisch gehe bey etwas ältern und entkräfteten Personen nicht an, und könne eine allgemeine Schwächung nach sich ziehen. Die gute Wirkung der Milch sey ungewiß. Auf Portlands Pulver sey eine Atonie, der Schlag, eine Engbrüstigkeit oder die Wassersucht gefolgt. (Das begreifen wir nicht, da diese Pulver bitter und hitzend sind.) Der Schlag kan endlich eine Folge des vermehrten Triebes im Blute seyn. Man habe doch wahrgenommen, daß die Laugensalze, die man den mit dem Stein behafteten Gefangenen gegeben habe, zugleich vermögend gewesen, den Anfall des Podagra zurückzusetzen. Abführen sey nöthig. Wenn der Magen oder die Därme vom zurückgebliebenen Podagra leiden, so sey der Mohnsaft, mit Gewürzen versetzt, dienlich. Wenn ein innerer Theil entzündet sey, so läßt Hr. C. zur Ader, und giebt die sogenannten antiphlogistischen Mittel.

Leiden.

Bey den Luchtmanns ist 1779. groß Octav ein neuer schöner Abdruck von einem alten Klassiker erschienen: S. Julii Frontini Libri IV. Stratege-

ma-

maticon cum notis integris Franc. Modii etc. — curante Francisco Oudendorpio — Editio altera multo auctior et emendatior. Das Werk ist schon aus der Classe der Compilationen, aber noch mit gutem Geschmack, und in einer kurzen, natürlichen und reinern Sprache, als man in Domitians Zeitalter erwarten sollte, geschrieben. Für die Humanisten vom Handwerk ist die Oudendorpische Ausgabe, der Kritik und Spracherläuterung wegen, ein vorzüglich geschätztes Stück; sie erschien 1731. Seit der Zeit hat der sel. Mann in seinen letzten Jahren daran verbessert, bis an seinen Tod 1761. und diese seine Zusätze, mit dem Zeichen Cur. post, sind in dieser neuen Ausgabe eingeschaltet, nebst noch kleinen Anmerkungen von Janus Parrasius, und von Hrn. Bouhier. Angehängt sind auch Hrn. Herels kritische Muthmassungen aus der Schwebelischen Ausgabe. Von einem Gelehrten von so feiner lateinischer Sprachkenntniß und Sprachkritik, als Oudendorp war, kan es nicht anders, als lehrreich seyn, die spätern Einsichten aus den reifesten Jahren aufzusuchen, und zu studieren, und nachzuspüren, wie und warum er seine Meynung geändert hat. So will er I, 1, 6. commisso alveo noch ponte dazusetzen, und 7. liest er nun ad *applicita hostis vallo* pabulatus *loca*, colloquia. I, 2, 7. statt Colonia nun Cortona, II, 2, 7. nun Volturno Aufidum ultra. Hingegen bestärkt er oft andere vorhin geäusserte Gedanken und Verbesserungen, bestreitet oder beurtheilt die ihm schriftlich vom Präsident Bouhier mitgetheilten Muthmassungen. — Im Propertz 3, 20, 23. bringt er aus dem Dorvill. Mscpt. capient *me littore* portus bey; aber im Tibull IV, 1, 90. verbessert er irrig praefregerit. Ganz was anders ist hastam praefringere, und ob-

obvia perfringere; und S. 356 billigt er nunmehr im Virgil II. Aen. 619. die Burmannische Verbesserung Arripe nate fugam. Aber arripere fugam ist eben so wenig gewöhnlich. Uns deucht eripere fugam ist gelehrt gesagt statt eripere se fuga. capere, rapere fugam ex his malis. Noch haben wir vom sel. Oudendorp einen Apulejus zu erwarten, dessen Ausgabe der Hr. Prof. Ruhnkenius besorgen wird.

Wien.

Ignat. a Born, Eq. Index rerum naturalium musei Caesarei Vindobonensis Pars I. Testacea; Verzeichniß der natürlichen Seltenheiten des Kais. Königl. Naturaliencabinets zu Wien. I. Theil. Schalthiere. Bey Kraus 1778. Octav, ohne Vorrede, Verzeichniß der angeführten Schriftsteller und Erklärung ihrer Verkürzungen, Erklärung einiger Kunstwörter, Liste der Linneischen Geschlechter, und noch grosse abgesonderte alphabetische Verzeichnisse über die Deutschen, Holländischen, Französischen und Englischen Benennungen, die der Hr. Verf. immer sorgfältig beygesetzt hat, S. 458 stark. Ein sicherer Leitfaden für diejenigen, welche Gelegenheit haben, diese grosse Sammlung näher zu nutzen, und lehrreich für andere, da Hr. von Born die Linneischen Geschlechter mit einer Menge theils von andern beschriebener und von ihm in Linneische Ordnung gebrachter, theils eigener Arten, vermehrt, und jeder Art und Spielart eine kurze, deutliche, sonst beynahe im Linneischen Geschmack abgefaßte, deutsche und lateinische Beschreibung, und eine Liste von Schriftstellern, die sie auch beschrieben oder abgebildet haben, beygefügt hat. Auch finden wir hier die

Hornschnecke als ein neues zwischen der Mondschnecke und Schnirkelschnecke in der Mitte stehendes Geschlecht beschrieben und abgebildet; es hat eine verlängerte kegelförmige gewundene Schale, walzenförmige von einander abstehende Gewinde, und weder Lippe noch Nabelloch. Von diesem Geschlecht führt Hr. von Born nur eine Art, das Füllhorn, an, das doch auch schon andere Naturforscher gekannt zu haben scheinen. Bedauert haben wir, daß Hr. von Born wenigstens bey den nicht sehr bekannten Arten das Vaterland nicht angegeben hat. Die Geschlechter der Tellmuschel, der Herzmuschel, der Korbmuschel, der Venusmuschel, der Gienmuschel, der Arche, der Auster, der Bastartmuschel, der Miesmuschel, der Schinkenmuschel, der Tutenschnecke, der Porcellanschnecke, der Faltenschnecke, des Kinkhorns, der Flügelschnecke, der Stachelschnecke, der Kräuselschnecke, der Mondschnecke, der Schnirkelschnecke, der Schwimmschnecke, der Napfschnecke und der Zahnschnecke haben alle einen neuen Zuwachs an neuen Arten bekommen, die Linné entweder gar nicht berührt, oder für blosse Spielarten angesehen hat. Sonst hat Hr. von Born Linné und Martini größtentheils gefolgt. Da dieß nur der Anfang eines für die Naturgeschichte merkwürdigen Werks ist, so kann sich diese noch viel mehr versprechen, wenn Hr. von Born an die Beschreibung derjenigen Theile kommen wird, um die er sich bereits so vorzügliche Verdienste erworben hat.

Leipzig.

Bey Schwickert ist das Offenhausische Compendinm historiae universalis unter Besorgung des

des Hrn. Prof. Schroeckhs in zwey Theilchen groß Octav neu ans Licht gestellt worden. Universalhistorie ist hier noch, was sie ehemals war, ein Inbegriff von historischen Datis, d. i. Thatsachen und Begebenheiten, die ein Gelehrter beym Lesen der alten Klassiker, beym Erklären der heiligen Schriftsteller und beym Studium der Wissenschaften überhaupt, wenn er sich eine gelehrte Kenntniß derselben erwerben will, nöthig hat. Der Faden ist genaue Zeitrechnung, die man zum Vergleichen, Forschen und Lesen der Schriftsteller ehemals für unentbehrlich hielt, sich aber dabey keine Mühe gab, durch Würzung oder künstliche Stellung der Speisen den Gaumen zu reitzen, sondern sich gnügte, gute, gesunde, nahrhafte Speisen aufzusetzen. Nur folgende Erinnerungen dürften sich leicht wider das Offenhausische Compendium machen lassen; einmal, wie viele Docenten dürften darüber zu lesen, und wie viele Studenten darüber zu hören, fähig genug seyn, und dann, wie lange Zeit würde zu einem gründlichen Vortrage erfordert werden! Eher ließ sich also glauben, daß das Buch als Handbuch zu empfehlen seyn dürfte, worinn das Nachschlagen durch ein Register ohnedem erleichtert ist. Hr. Prof. Schröckh hat das laufende Jahrhundert kurz beygefügt.

Ebendaselbst.

Von dem neulich (s. Zugabe 6. Stück von diesem Jahre) von uns angezeigten Werke des Hrn. Cavallo ist in diesem Jahre bey Weidmanns Erben und Reich eine wohlgerathene Uebersetzung unter dem Titul: **Vollständige Abhandlung** der

der theoretischen und praktischen Lehre von der Elektricität, nebst eigenen Versuchen, in Octav herausgekommen. Hier und da hat der Uebersetzer Anmerkungen beygefügt. Beym Turmalin wird angemerkt, daß man jetzt sehr gute im Erzgebirge finde, und bey Gelegenheit der Gewitterableiter wird die Geschichte des in England darüber neuerlich entstandenen Streits aus dem Göttingischen Taschenkalender beygebracht. Hrn. Winkler wird die Ehre, die Elektricität des Blitzes zuerst gekannt zu haben, beygelegt, (gemuthmaßt haben sie freylich vor Fränklin mehrere, allein bewiesen hat sie doch wohl dieser zuerst.) Ueberall, wo Priestleys Geschichte der Elektricität angeführt wird, hat der Uebersetzer die Seitenzahlen des Originals in die von Hr. Krünitzens Uebersetzung verwandelt.

Amsterdam.

Bey Mar. Michel Rey: Vie d'Apollonius de Tyane par Philostrate avec les Commentaires donnés en Anglois par Charles Blount — traduit en François. 1779. Vier Octavbände. Der Leser wird nirgends unterrichtet, daß dieß ein vorhin schon gedrucktes Werk ist; es kam bereits zu Berlin bey Decker 1775. heraus, und ist in unsern Blättern (Göttingische Anzeigen 1775. S. 105 f.) freymüthig beurtheilt worden. Wir fügen auch nichts weiter bey, als nur so viel, daß wir nie gehofft hätten, das Buch werth geachtet zu sehen, daß es zum zweytenmale gedruckt würde.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

13tes Stück.

Den 27. März 1779.

Göttingen.

Wir fahren hier fort, die zurückgebliebenen Anzeigen einiger juristischen Streitschriften, die seit den drey vorhergehenden Jahren auf unserer hohen Schule gehalten worden sind, kurz nachzuholen. Von 1776. steht die Gradualschrift des Hrn. Franz Tiedemann, aus Bremen, noch zurück, in welcher derselbe de depositione debiti judiciali ejusque effectibus, adjectis singularibus juris Bremani, handelte. Er schränkt sich auf diejenige gerichtliche Hinterlegung ein, welche vom Schuldner freywillig, und in der Absicht geschieht, um sich dadurch seiner Verbindlichkeit gegen den Gläubiger zu entledigen. Diese Gattung der gerichtlichen Hinterlegung hat Hr. T. nach ihren Erfordernissen und Wirkungen, sowohl in Absicht des Schuldners, als in Rücksicht auf den Gläubiger, ziemlich vollständig und deutlich aus einandergesetzt, und verdient dabey das Lob, daß er sich fleissig an die Gesetze selbst gehalten, obgleich übri-

 gens

gens Rec. einigemal auf Stellen gestossen ist, wo er der Meynung des Verf. gerne beytrat, aber an den Beweisgründen die Stärke vermißte, die man ihnen hätte geben können.

Den 28. October des folgenden Jahrs vertheidigte Hr. Georg Fein in gleicher Absicht seine auf 60 Quartseiten abgedruckte Dissertation: de herede suo sub conditione instituto. Der Inhalt ist kurz dieser: Eine Bedingung, deren Erfüllung vom Willen der Erben abhängt, kann mit der Erbeinsetzung eines jeden Notherben verknüpft werden. Erfüllt er diese nicht, so hat er sich der Erbschaft freywillig begeben, und man kann nicht sagen, daß er nicht zum Erben eingesetzt gewesen wäre. Alle übrige Bedingungen hingegen, die nothwendigen ausgenommen, machen bey solchen Notherben, bey denen Uebergehung die Stelle der Enterbung nicht vertritt, (wohin Hr. F. aber nur suos, doch ohne Unterschied des Grades und des Geschlechts, rechnet,) das Testament nichtig, es sey dann, daß auf den der Bedingung entgegenstehenden Fall eine ausdrückliche Enterbung verordnet wäre. Fehlte diese, so würde der entgegenstehende Fall der Bedingung eine Uebergehung enthalten, wodurch aber bey der Art Notherben das Testament nichtig wird. So verhielt es sich nach dem ältern Röm. Rechte, wenn nicht etwa der suus im Pflichttheil pure, in der übrigen Erbschaft aber bedingt eingesetzt war, ohne Zweifel. Hr. F. glaubt, daß eben diese Grundsätze nach Justinians neuern Verordnungen eintreten, nur mit der einzigen Einschränkung, daß, wenn der suus bloß im Pflichttheil eingesetzt wird, die mit dieser Erbeinsetzung verknüpfte conditio potestativa, als nicht angehängt betrachtet werde. In den übrigen Fällen

len findet der Verf. durch die L. 32. und 36. §. 1. C. de inoff. test. nichts geändert, daher er glaubt, daß, wenn die Erbeinsetzung nicht bloß auf den Pflichttheil eingeschränkt sey, eine damit verbundene conditio potestativa schlechterdings zu erfüllen, oder der ganzen Erbschaft zu entsagen sey. Von diesem letzten Gedanken kann sich jedoch Rec. nicht besser überzeugen, als wenn der V. S. 27 behauptet, daß die querela nullitatis, wenn sie nicht präparirt worden, eben so wenig, als die Klage des lieblosen Testaments, auf die Erben übergehe. Dem erstern scheint die Absicht und Allgemeinheit der angeführten Stellen, und dem letztern die Natur der Nichtigkeitsklage offenbar entgegen zu stehen. Inzwischen bleibt die Theorie des V., zu der sich die besten ältern Rechtslehrer jederzeit bekennet haben, den Quellen im Ganzen am nächsten.

Vom 6. December des nemlichen Jahrs haben wir Hrn. Joh. Nicol. Lütkens, aus Hamburg, Gradualschrift: de actione pignoratitia contra tertium non competente, noch anzuzeigen. Eigentlich handeln von dem auf dem Titel angegebenen Thema nur wenige §§., in denen Hr. L. die jedem bekannten Gründe vorträgt. Er hat sich dagegen über die bey einem Faustpfand vorkommende Rechte überhaupt auszubreiten gesucht, und sich bemüht, sein vaterländisches Recht überall mit einzuschalten.

Den 28. Febr. 1778. vertheidigte unser Hr. D. Joh. Heinr. Christian Erxleben seine wohlgeschriebene Inauguraldissertation: de eo quod juris est circa fictam possessionem, maxime quoad rei vindicationem et hereditatis petitionem, worinn diese Materie umständlicher, und zum Theil besser abgehandelt wird, als bisher geschehen war. Nach einer vorläufigen Einleitung vom erdichteten Besitzer

überhaupt, geht der V. den Begriff und die Eigenschaften der beyden bekannten erdichteten Besitzer durch, gesellt ihnen aber mit Recht noch einen dritten an demjenigen zu, welcher sich zwar des Besitzes nicht arglistig entledigte, ihn aber mala fide erworben hatte, und hernach aus Verschulden verlohr. Zwar scheint sich diese Meynung aus der L. 25. §. 2. de H. P., die Hr. E. anführt, nicht hinlänglich zu beweisen; Rec. würde sich aber auf L. 63. und 68. de R. V. und auf die allgemeine Theorie der Verbindlichkeit des m. f. possessoris berufen haben. In Ansehung der Rechte, die gegen den erdichteten Besitzer statt haben, folgt Hr. E. der Meynung, daß der Regel nach von jedem erdichteten Besitzer, wenn nicht etwa der wahre Besitzer den Streit zu übernehmen bereit und fähig sey, der Werth der Sache, nebst dem Interesse gefodert werden könne, und hat darinn die Sprache der Gesetze allerdings auf seiner Seite. Inzwischen steht dem Kläger frey, bloß das Interesse zu verlangen, und sich in Ansehung der Sache selbst an den wahren Besitzer zu wenden, so wie er zuweilen mit Nutzen darauf besteht, daß ihm der erdichtete Besitzer seine Klage, die ihm durch die im Streit befangene Sache gegen einem Dritten zusteht, abtrete. Es wird darauf im dritten Capitel von den Rechten gehandelt, welche nach der Klage mit dem erdichteten Besitzer gegen den wahren Besitzer statt haben können. Der Hr. V. hat davon in zweyen Unterabtheilungen theils in Rücksicht auf den erdichteten Besitzer, theils in Ansehung des Klägers geredet. In der ersten Abtheilung scheint es Rec. einer nähern Prüfung zu verdienen, wenn dem erdichteten Besitzer, welcher "ob dolum praesentem" condemnirt wird, das Recht, die Abtretung der Klage gegen den wahren Besitzer zu verlangen, abgesprochen wird. Der Hr. D. beruft

ruft sich auf die L. 69. de R. V., glaubt mit A. Faber, daß es widersinnig sey, dem Schuldigerkannten eben die Klage abzutreten, wodurch er condemnirt worden ist, und sucht die entgegenstehende L. 12. de re jud. auf den Fall einzuschränken, von dem sie redet. (Auf den zweyten Grund liesse sich gar leicht antworten, und sollten sich die angeführten LL. nicht besser durch eine leichte Distinction zwischen strengem Recht und Billigkeit erklären lassen? Die Worte der L. 12. "*succurri solet*" kommen dieser Erklärung nebst andern Gründen zu statten, und die gleich folgende Meynung des Verf. macht sie fast nothwendig.) In Ansehung der Rechte, die dem Kläger gegen den wahren Besitzer zustehen können, verläßt Hr. E. die fast durchgehends angenommene Lehre, daß der Kläger von dem wahren Besitzer noch immer die Sache selbst fordern könne, wenn er gleich von dem erdichteten Besitzer den Werth derselben erhalten habe. Hr. E. gründet sich, zur Bestätigung dieser Meynung auf die L. 46. de R. V. L. 1. und 3. Pro emt. auf Billigkeit, und auf einige analogische Argumente aus L. 14 de R. V. und L. 8. de interrog. in jur. fac. Die ihm vorzüglich entgegenstehenden Stellen (L. 13. §. 14. de H. P. L. 7. de R. V. L. 95. §. 9. de solut.) sucht er hauptsächlich dadurch zu heben, daß sie von Fällen zu verstehen wären, wo der Kläger von dem erdichteten Besitzer den Werth der Sache nicht erhalten habe. — Zuletzt wird noch im vierten Capitel der praktische Gebrauch der Lehre vom erdichteten Besitz vertheidigt, und durch zwey bey Mevius und Huber befindliche Rechtssprüche bestätigt.

Sassari.

Gli uccelli di Sardegna. 1776. Octav. Bey Jos. Piattoli. S. 334, ohne eine Zueignung an den Mar-

 chese

chese de las Conquistas, einige Vignetten und Kupfer, welche den Bartgeyer, den Immenwolf, die Calanderlerche, den Wassersäbler, den Flamingo, den Wasserraben und den Pelikan ziemlich gut vorstellen. Franz Cetti, von dem wir schon die Geschichte der vierfüssigen Thiere aus Sardinien (s. diese Anz. für 1777. 14. St. S. 105 f.) haben, liefert uns hier eine sehr gute Geschichte der Vögel auf dieser merkwürdigen Insel, und verspricht uns auch die übrigen Theile der Naturgeschichte derselbigen. Die Beschreibungen sind gut, meistens mit den Beschreibungen anderer, auch älterer, Naturforscher verglichen; die Sitten, die Nahrung, das Wandern, der Nutzen und Schaden, der Gebrauch der Vögel in Sardinien selbst, auch wohl die Art, sie zu fangen, wie dem Rec. dünkt, richtig erzählt, viele allgemeinere und Sardinien mehr eigene Vorurtheile bestritten, selbst hin und wieder Fehler grosser neuerer Naturforscher gerügt und berichtigt, und so ist dieses sowohl für den Naturforscher, als für die vernünftigern Einwohner Sardiniens gewiß nicht unwichtige Werk entstanden. Hr. C. findet wider Buffon, daß die ersten Gelenke der Zähen bey den Raubvögeln gemeiniglich durch eine Haut unter einander verbunden sind; doch fand er sie selbst bey dem Fischgeyer nicht. Hr. C. theilt zwar die Vögel in Land- und Wasservögel, sonst folgt er aber ziemlich der Linneischen Ordnung; unter den Raubvögeln kommen der Bartgeyer und eine grössere Spielart desselbigen, zwo vermuthliche Spielarten des Erdgeyers, eine weisse und eine schwarze, (hier hätte Rec. mehr Zergliederung gewünscht, um recht gewiß zu seyn, daß diese nicht bloß dem Geschlechte nach unterschieden sind,) der Fischadler, der weißköpfige Adler (nicht pygargus) der Beinbrecher, der Wanderfalke (nicht bloß im Vorbeygehen), die

Hüh-

Hühnerweihe, der Thurmfalke (Gheppio, häufig,) der Sternfalke, der Sperber, zwo Arten des Neuntödters (Falconetti) vornehmlich der Finkenbeisser, die Weihe (Aturalia) der Bussart (Poana) die Baumeule (Assiuolo) die Tageule und die kleine Eule vor; den Wächter hat H. C. nicht gesehen; der gemeine Rabe (seltener als anderwärts) verheeret in einzelnen Gegenden die Feigenpflanzungen; die Nebelkrähe (sehr häufig) die Dohle, der Holzhäher, die Golddrossel (selten, Rigogolo, Papagalletto, Canarin salvatico) von den Spechten der einige Buntspecht (Toccadorzo) ferner der Drehhals, der Guckuk, der Immenwolf, der gemeine Eisvogel, der Wiedehopf, das Rebhuhn und die Wachtel (häufig, von der letztern bleiben viele beständig da,) die kleine Trappe (die allerdings eine gespaltene Zunge hat) die Holztaube, die Turteltaube und eine eigene Art Sassaiuolo (von dieser hätte Rec. eine Zeichnung gewünscht,) die Calanderlerche, die Baumlerche (Mattolina, Accucadita) die Wiesenlerche, die Feldlerche, noch eine Art Panteraria (vermuthlich eine Abart der Calanderlerche) und noch ein mit den Lerchen nahe verwandter Vogel, nur daß die Kralle am hintern Zähen nicht länger, als der Zähen selber ist (allodola salvatica) die Misteldrossel und Wachholderdrossel (als Zugvögel im Herbste) die Amsel, zuweilen schneeweiß, mit rothem Schnabel und Augenringen; die blaue Merle, und, wie es scheint, eine braune Spielart derselbigen; der Star, der schwarze und bunte, die nur nach dem Alter verschieden zu seyn scheinen; die Wasseramsel, der Dickschnabel, der Grünfink, der braune gefleckte Fink (Strillozzo) die gelbe Ammer, der Buchfink, der Haussperling und eine vermuthliche Abart desselbigen mit einem gelben Ring um den Hals und einem gelben Bogen

über den Augen; der braune und rothe Hänfling, der Stieglitz, der Zeisig, die Bachstelze, die Nachtigall und eine kleinere Abart derselbigen (Usignuolo di fiume) der Klosterwenzel und eine kleinere Abart desselbigen mit einem rothen Augenringe; das Rothschwänzchen, das Rothbrüstchen, das Rothkehlchen, der Feigenesser, der Weißschwanz, der Zaunkönig (Lui) der Läufer (Scricciolo) die Kohlmeise, die Blaumeise, die gemeine Schwalbe und eine kleinere Abart derselbigen (Balestruccio) die Uferschwalbe, die Mauerschwalbe, welche später, als die erstere, ankömmt, die Spanische Schwalbe, der Ziegenmelker, von welchem sich Hr. C. versichert hat, daß er seinen Namen nicht verdient, sind einheimisch in Sardinien; der Afrikanische Guckuk ist es nicht; auch nicht das Huhn, das Truthuhn und die Taube, ob die letztern gleich gut gedeihen, und mehr, als es geschieht, gezogen zu werden verdienten. Unter den Wasservögeln die Sumpfvögel und Schwimmvögel, die Waldschnepfe (Acceggia) im Frühling, die Heerschnepfe, die Pfulschnepfe, der braune Reuter, (Ziriola) der Sandpfeifer, (Culbianco) der Kibiz, der im Winter kommt, (Gavigavi) der Dollmetscher (Crucugioni) die Regenschnepfe (Piviere) der Strandpfeifer, der Dickfuß, der gemeine Kranich, von dem viele da bleiben und dem Getraide vielen Schaden zufügen, der Nachtrabe, die Rohrdommel (Tarabuso) der graue Reiher, der weisse Gelbschnabel, der Wachtelkönig, die Wasserralle mit rothem Schnabel (Gallinella) der Grünfuß, (Pudda d'aba) das rusfarbige Wasserhühnchen (an dessen Ribben Hr. C. nichts Besonderes bemerkt, wie Bomare nach Roberg vorgegeben hatte) der Ohrentaucher, der Erztaucher, der Wassersäbler, die schwarze Meerschwalbe, die kleine graue Mewe, die grosse aschgraue Mewe, und

noch

noch eine grössere weisse Art dieses Geschlechts, die Hr. C. nicht genau untersucht hat; der Flamingo, aus dessen Schenkelknochen die Campidaneser ihre Querpfeifen machen, (Hr. C. fand an seinem Hirne und an seiner Zunge keinen grossen Leckerbissen,) der fast ganz von kleinen Schalenthieren lebt, und, wie Rec. auch mehrere Beyspiele gesehen hat, leicht zahm wird; die weisse Nonne, und noch eine Art der Tauchente, die alle Frühlinge kömmt, und nahe an den Pfeilschwanz gränzt, nur daß sie keinen Flecken auf den Flügeln hat, der Schwan, (nicht sehr gemein,) die zahme Gans (eine Seltenheit,) die wilde desto häufiger, die zahme Ente, (selten,) die gemeine wilde (desto häufiger) mit einigen Spielarten (cabizoni) die Bisamente, (Germano di Barberia) die Schnarrente, die Pfeifente, die Kriechente (Arzavola) die nur überwintert, die Haubenente, der Wasserrabe und der Pelikan.

Paris.

Memoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et Louis XV. composés sur les memoires recueillis par Adrien Maurice Duc de Noailles, Marechal de France par M. l'Abbé Millot. sind in 6 Bänden bey Moutard A. 1777. in gr. 12. abgedruckt. To. I. auf 410 S. In einer 40 Seiten langen Vorrede sagt der Abbe', der hier genannte Marschall habe nach des Cardinal de Fleury Tod alles mögliche gethan, den furchtsamen König zum Theilnehmer an den Geschäften aufzumuntern. Seine Ermahnungen haben auch im Anfang gefruchtet. Eben der Marschall habe die drohenden unglücklichen Zeiten genugsam vorgesagt, aber dieser Marschall erscheint in dem vor

uns liegenden Band nur als ein junger Herr. Er hat zwey hundert Foliobände an Handschriften hinterlassen, die der Abbe' genutzt hat. Dieser Abbe' scheint sonst überall der Wahrheit getreu, freylich etwas ein Lobredner, und wider die Protestanten nicht ganz billig. Der erste Band ist die Geschichte der Verwaltung von Languedoc, und dann der Krieg in Catalonien, durch Anna Julius Marschall von Noailles, den Vater des Marschalls Adrian Moriz. Im Jahre 1682. trat Anna Julius die Verwaltung der grossen Provinz Languedoc an, wo seine Uneigennützigkeit, seine Pracht und seine wahren Tugenden ihn bald zum Liebling des Volks machten, aber er wurde die ganze Verwaltung durch mit den höchst unangenehmen Pflichten beladen, bald harte und blutige und dann wiederum gelinde und schwache Gesetze des Königs gegen die Protestanten in die Uebung zu bringen und zu handhaben; denn schwach nennt der Abbe' die auch nur einigermassen ertheilte Gewissensfreyheiten. Der Marschall mußte die Kirchen niederreissen lassen, und Millot schämt sich nicht, die edle Antwort der verfolgten Geistlichen fanatisch zu nennen: sie hätten ihren Beruf von Gott, und müßten ihn befolgen, wenn der König sie schon dafür bestrafen würde. Millot sagt ziemlich aufrichtig, man hätte bey Unterredungen anfangen wollen zu bekehren, mußte aber abstehen, weil die catholischen Geistlichen nicht genugsam gelehrt waren, den Ketzern zu widerstehen, und die Geistlichen der grossen Kirche haben die Tempel leer geprediget. Es war endlich kürzer, die Verfolgung und die Dragoner zu brauchen: man fand aber auch Eifer genug bey den Geistlichen, die mit Gewaltthätigkeiten ihren Mangel an Kenntniß der h. Schrift ersetzten; auch wollten die catholischen Arbeitsleute

die

die Protestanten aus den Fabriken zu Nismes verdringen, es gelang ihnen auch durch einen Betrug. Man fieng an hinzurichten, aber die Protestanten, sagt Millot, giengen muthig und als Märtyrer zum Galgen. Der eisenherzige Herzog Louvois schickte aber bald härtere Befehle, die Kirchen niederzureissen, die Protestanten gefangen zu setzen, die Kriegsvölker auf ihre Kosten leben zu lassen, und die Provinz Vivarais zum Exempel der Strafen zu machen. Einige Prediger wurden gehenkt und gerädert, mit Geld bekehrte man auch einige andere. Die Protestanten gaben auch einen Entwurf ein, wie sie sich mit der Röm. Kirche vereinigen könnten, und Noailles fand ihn billig, aber Bossuet fand, die Protestanten foderten viel zu viel, und doch war er selbst nicht im Stande, sie zu überweisen, sagt wiederum Millot. Endlich mußte der Marschall die Dragoner einquartiren, obwohl das Volk, und auch die vornehmsten Geistlichen sich in allem unterwarfen. Und nun wurde im October 1681. das Edict von Nantes gänzlich widerrufen, und dennoch wurde ihnen erlaubt, ohne Uebung der Religion und unter hundert andern beschwerlichen Bedingen im Königreiche zu bleiben, und diese Güte tadelte der Marschall, er bat auch selbst den Hof, den Gebrauch der Dragoner fortzusetzen, und war also in der Hauptsache ein Werkzeug der Verfolgung: die Bekehrungen waren auf 250000 gestiegen, aber sieben Achtel unter den Protestanten widerstunden aller der Plage der Dragoner und den Grausamkeiten des Hofs. Bald darauf wollte man die Kinder den Eltern wegnehmen und sie catholisch erziehen, und erweckte dadurch neue Austritte aus dem Reiche. Immer noch wurden die Befehle härter, und Basville strenger. Man richtete eine Anzahl Ketzer ohne

ohne einige Form der Gerechtigkeit hin, und erzwang den darauf erfolgenden innerlichen Krieg durch eine Reihe von Grausamkeiten. Hieran hatte der Marschall nun keinen Antheil mehr: er wurde nach Roussillon berufen, den Krieg wider Spanien in Catalonien fortzusetzen. Er war durch und durch glücklich, und man sieht die äusserste Schwachheit der Spanier mit Mitleiden an: so leicht ist es einem Paar untüchtiger Fürsten, die mächtigste Monarchie zu Grunde zu richten. Seine Armee war sonst nur klein und schlecht bezahlt: er nahm indessen alle Gränzplätze weg. Er erweiterte die Gränzen des Reichs mehr, als die grössern Armeen auch in den Niederlanden thaten. In diesem Jahre trat der Sohn des Marschalls, der zweyte Marschall von Noailles in den Kriegsdienst. Die Tödtlichkeit der Catalonischen Luft, der Geldmangel, der den Mangel an Kriegszucht nach sich zieht, wodurch das Land aufgebracht, und jeder Catalonier zum Feinde wurde. Noailles schlug die hinter dem Flusse verschanzten Spanier, es wurden hier 9000 Todte und Gefangene gezählt, Urgel, Roses, Palamos und Gironne wurden bezwungen, und Ludwig verlangte, der Marschall solle Barcellona angreifen. Dieses sah Noailles für unmöglich an, und that Vorstellungen, die seine Zurückberufung verursachten. Zuerst gab man ihm den Duc de Vendome zu, und nahm ihm, da ihn die Gicht sehr hinderte, endlich A. 1695. den Befehl ganz ab. Er hatte dem Minister Barbesieux auf desselben harte Briefe derbe geantwortet. Sein Sohn heyrathete die Nichte der Marquise de Maintenon, die als die beste Parthey in Frankreich angesehen wurde. Zuletzt steht ein Brief des Marschalls de Fabert, mit einem Aufsatz, worinn er sich entschuldigt, den grossen

Orden anzunehmen: sein Vater, sagt er, wäre der erste Edelmann in seinem Geschlechte gewesen (er war ein Buchhändler.) Einige Briefe des Erzbischof de Fenelon, voll Tugend, Liebe und Demuth.

Der zweyte Band ist 430 S. stark. Er enthält nicht, wie der Titel sagt, die Geschichte bis zum Tode Ludwigs XIV., sondern Philipps V. Geschichte seit seinem Einzuge in das Königreich Spanien bis ans Ende des Jahrs 1702., und ob er wohl keine Kriege und keine Schlachten erzählt, so ist er wirklich lesenswürdig, weil er das Innere des Hoflebens, und auch die Ursachen des Untergangs der Spanischen Macht uns zeigt, die wirklich wegen der Trägheit der Grossen, und der Schwachheit der ihres Reichs nicht mehr mächtigen Könige so tief versunken war, daß Philipp V. ohne Leibwache war; willige Steuern waren wenig zu hoffen, und es bedurfte ganze Jahre, bis daß er wider den Widerstand der Grossen durchdringen und ein Regiment erhalten konnte. Zuerst findet man hier Ludwigs XV. wohlgeschriebene Instruction an den neuen König, seinen Sohnssohn. Wider sein eigenes Beyspiel räth er ihm an, keinen Krieg zu führen, er sey dann dazu gezwungen. Die ersten Verdrüßlichkeiten, die der neue König zu leiden hatte, sind entstanden, so bald er Geld verlangte, denn zu den nöthigsten Ausgaben, selbst für die Küche und für die Ställe, war keine Auskunft vorhanden. Es zeigte sich auch sehr bald eine Schwachheit, Unentschlossenheit und Furchtsamkeit an dem jungen Herrn, die beständig zunahm. Sein Minister, Harcourt, wurde krank, und er ergab sich der Trägheit; vergaß, was im Rathe war beschlossen worden, that die wichtigsten Briefe nicht

nicht einmal auf, und las kein Memorial; er beleidigte den gemeinen Pöbel zu Madrit, der schon Carl II. öffentlich zu beschimpfen gewohnt war; es waren bis sechzig Tausend Leute ohne Beruf, gegen fünf Tausend von ihrer Arbeit lebende Einwohner daselbst, und sie im Zaum zu halten, wollten die Spanier ihm keine Leibwache gönnen. Er gieng erst um 2 Uhr zu Bette, hielt keine Stunde, ließ den Rath zu Stunden lange aufwarten und floh alle Arbeit. Sein Beichtvater d'Aubenton gelangte zu einem allzugrossen Einfluß auf die Geschäfte. Keine Provinz gab Geld, und die ganze Last lag auf Castilien. Philipp hatte das Recht durch seiner Vorfahren Schläfrigkeit verlohren, die Stellen zu vergeben, und sie wurden bloß den Castilianern zum Theil. Dennoch gereichte es ihm zur Ehre, daß er sich bey einem Donnerwetter nicht fürchtete, da die Grossen zum Aberglauben ihre Zuflucht nahmen. Es waren zu viele Priester im Rathe; Portocarrero gehorchte sogar dem Befehle des Königs nicht, und wollte eine schon verheyrathete Fräulein durchaus einem andern Spanier vermählt wissen. Die Geistlichkeit, zumal die Mönche, nahmen einen allgemeinen Hang für Oesterreich an, und ein Haufen verdorbener Franzosen, die ihr Glück suchten, eilte nach Spanien, und vermehrte der Nation Eifersucht. Endlich langte ein neuer Gesandter an, Graf von Marsin, der es redlich meynte, der aber der schweren Stelle bald müde wurde. Die Anfänge der Prinzessin Orsini, die hernach an dem Spanischen Hofe zur obersten Gewalt kam; sie erhielt durch die von Noailles, daß sie die neue Königin Victoria von Savoyen zu begleiten erwählt wurde, und fand zwar unendlich viel Verdruß in Spanien, suchte aber ihren Trost in der Lust zur Macht.

Sie

Sie macht ein lächerliches Gemählde von ihrer Bedienung, in welcher sie dem Könige solche Dienste gewähren mußte, die an einer Fürstin widersinnig waren. Ueber alle Kleinigkeiten, sogar über die Auswahl eines Peruquenmachers, erregte der Spanier Klagen über die Franzosen. Philipp reisete endlich A. 1702. nach Italien, und zum größten Schrecken der Napolitaner sah man in der Kälte des Januars Blut flüssig werden, wie es in der heissen Jahrszeit gerne thut. Schon in diesem Jahre befielen den König hypochondrische Anfälle, er fühlte seinen Kopf schwer, und wollte fallen, und alle Augenblicke frug er nach dem Arzte und dem Beichtvater. Dabey war das Leben ihm zur Last. Die Königin zeigte je mehr und mehr grosse Gaben und Geschicklichkeit: sie hielt in Arragonien die Cortes (Landstände) und schwatzte ihnen 100,000 Thlr ab, die sie zu einem Regiment Leibwache anwandte. Catalonien hatte mehr versprochen, und die Cortes hatten sich dafür reichlich von der Krone entschädigen lassen, zahlten aber in der That nichts. Ludwig XIV. schrieb einen väterlichen Brief an den König, ermahnte ihn zur Arbeitsamkeit, und stellte ihm vor, daß er nicht einmal die Briefe an den Großvater selbst schrieb. Die Zeichen eines künftigen Aufruhrs brachen aus. Der Admiral von Castilien, der nach Frankreich als Botschafter abgehen sollte, flüchtete nach Portugall. Ludwig wollte, was den Engelländern und Holländern auf der Flotte zugehörte, einziehen, und das Uebrige gegen sechs im Hundert Zinse als ein Darlehn für die Casse der Krone wegnehmen lassen: doch hinderte die Fürstin Orsini den ungerechten und gefährlichen Rath. Marsin verließ den König, wie derselbe nach Spanien zurückgieng, und man machte eine übele Wahl, indem man den Cardinal d'Etre'es

d'Etrées an des Grafen Marsin Stelle dem König zugab. Einige eben nicht hieher gehörige Briefe der Fürstin Orsini mit Klagen über den Cardinal de Bouillon.

Paris.

Nichts als Compilation, und zwar nur aus Französischen oder Französisch übersetzten Büchern ist folgendes Werk, welches Bastien in 2 Bänden in Duodez im vorigen Jahre hat drucken lassen: Traité économique et physique du gros et menu betail. Im ersten Bande findet man alles zusammengeschrieben, was der ungenannte Verfasser von der Anatomie, Naturgeschichte, Wartung und Nutzung der Pferde vorgefunden hat. Der andere Band handelt vom Rindvieh, von Schafen, Ziegen und Schweinen. Nicht so vollständig ist der Abschnitt von Eseln und Mauleseln. Auch von den Krankheiten und den Arzneyen ist gehandelt worden, doch verspricht der Verf. darüber noch ein besonderes Werk. Sehr vollständig von der Nutzung der Thiere. Von dem Leim, den man in China aus Eselhäuten bereitet, von dessen Arzneygebrauch hier Beweise erzählt sind. Auch vom eau de mille-fleurs, vom Milchzucker. Den Steinbock hält der Verf. für den wilden Ziegenbock. So wie Buffon glaubt er, das Schaf könne ohne Pflege und Schutz der Menschen nicht ausdauren; da doch jetzt das Gegentheil genugsam bekannt ist. Von Schäfereyen, meistens aus Carlier. Um bey der Kostbarkeit des Salzes der Untreue der Bedienten zuvor zu kommen, soll man für die Schafe sehr gesalzenes Brod aus Roggen- und Gerstenmehl backen lassen.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

14tes Stück.

Den 3. April 1779.

Göttingen.

Noch im März des v. J. vertheidigte Hr. Christian Daniel Anderson,* aus Hamburg, seine Gradualschrift: de jure quod competit primo locatori in subconductorem, occasione P. II. tit. IX. art. X. statut. Hamb., die bey Barmeier auf 24 Quartseiten abgedruckt ist. Da sich Hr. A. hauptsächlich über die Natur und Rechte der Afterpacht überhaupt zu verbreiten gesucht hat, und der Inhalt dieser Abhandlung schon anderwärts ausgezogen ist; so will Rec., statt einer weitern Anzeige des Inhalts, nur des Verf. Meynung über die auf dem Titel bemerkte Stelle des Hamburgischen Stadtrechts anführen und beurtheilen. In den ältern Statuten von 1497. findet sich über die Frage, ob des Verpächters Einwilligung zur Afterpacht nöthig sey, nichts verordnet. Dagegen heißt es in der angeführten Stelle der neuen Statuten von 1603.: "So Jemand ein Haus auf ein halb oder ganz Jahr

„geheuret hat, und dasselbige nicht befahren will; „der soll eines halben oder ganzen Jahres Hauer „bezahlen. Ist aber die Verhaurung auf zwey, „drey oder mehr Jahre geschlossen; so muß er „gleichfalls eines Jahres Hauer erlegen, und dane„ben von den übrigen Jahren das Interesse, wenn „der Eigenthümer das Haus geringer verheuren „muß, abtragen; Doch soll ihm allewege zum „Besten kommen, wenn es mittlerweile, **mit Vor„wissen des Eigenthümers**, einem andern ver„heuret und davon etwas empfangen wird." Das Hamburgische Landrecht (art. 70.) stimmt mit dieser Verordnung fast wörtlich überein. Hr. A. glaubt daher, aus den Worten "**mit Vorwissen „des Eigenthümers**," schliessen zu dürfen, daß nach seinem vaterländischen Recht die Einwilligung des Verpächters in die Afterpacht, der Regel nach, nothwendig sey. Wenn man aber auch den Ausdruck "**mit Vorwissen**" für eigentliche Einwilligung erklären wollte und könnte, so scheint doch aus der Stelle das noch nicht zu folgen, was Hr. A. daraus herleiten will. Denn das Gesetz bestimmt nur einen Fall, nemlich: wenn das Gut mit Vorwissen des Eigenthümers einem andern verheuret wird, so soll ꝛc. ꝛc. Wie soll es nun in dem Fall gehalten werden, wenn das Gut ohne Vorwissen des Eigenthümers einem andern verheuret wird? Darüber ist eigentlich nichts verordnet. Kann man also keine andere Gründe aufweisen, so bleibt es bey dem gemeinen Recht.

Den 23. May des nemlichen Jahrs disputirte Hr. **Wilhelm Ludwig Rodowe**, aus Osnabrück, in gleicher Absicht: de eo quod justum est circa evictionem in donationibus praestandam, (34 Quartseiten.) Der Verf. verwirft die beyden gewöhn-

wöhnlichen Meynungen, und behauptet dagegen, daß man, gerade wie bey Vermächtnissen, der Regel nach, auf die geschenkte Sache zu sehen habe. Ist diese ein Individuum, so braucht keine Gewähr geleistet zu werden. Ist hingegen eine unbestimmte Sache geschenkt worden, so ist der Schenker zur Gewährleistung verbunden, doch mit der Einschränkung, daß, wenn eine unbestimmte Sache, aus einem bestimmten Inbegrif mehrerer Sachen geschenkt wird, die Gewährleistung nur so lange Statt hat, als diese mehrere Sachen nicht insgesammt evincirt worden. Eben diese Grundsätze finden auch bey der Schenkung auf den Todesfall, weil diese ohnehin mit den Vermächtnissen näher verwandt ist, desgleichen bey der remuneratorischen Schenkung, ihre Anwendung. — Die Modalschenkung ist mehr ein unbenannter Contract, als eine wahre Schenkung, daher bey dieser jener Unterschied wegfällt, und die Frage aus den Regeln der Evictionsleistung bey beschwerlichen Contracten beurtheilt werden muß. In der Hauptsache ist dieß eben die Lehre, welche ehemals der Hr. Vicekanzler Koch gründlicher ausgeführt hat.

Noch in eben dem Monat erhielten wir vom Hrn. **Anton Christian Niehaus** eine Gradualschrift: de fidejussore minoris, welche bey Dieterich auf 34 Quarts. abgedruckt ist. Nach einigen minder beträchtlichen Vorerinnerungen, glaubt der Verf. den bekannten Rechtsstreit: Ob dem Bürgen eines minderjährigen Schuldners des letztern Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zu Statten komme, durch eine leichte Distinction zu heben. Er unterscheidet: Der volljährige Bürge (denn ist dieser selbst minderjährig, so hat die Antwort keine Schwierigkeit,) hat sich entweder ausdrücklich er-

klärt, daß er, im Fall der Minderjährige restituirt werde, verbunden oder nicht verbunden seyn wolle; oder ohne eine solche Erklärung Sicherheit versprochen. In diesem Fall (denn der vorige ist wieder ausser Zweifel) soll dem Bürgen die Restitution des minderjährigen Schuldners, der Regel nach, nicht zu Statten kommen, weil er dem Gläubiger schlechterdings, also auch in dem Fall Sicherheit versprochen habe, wenn der Minderjährige mit Hülfe seiner prätorischen Rechtswohlthat in den V. St. gesetzt wird. Mit diesem Argument wird Hr. N. aber schwerlich auslangen. Wie, wenn dem Bürgen und Gläubiger, oder auch jenem allein, das minderjährige Alter des Schuldners unbekannt gewesen ist, kann man da sagen, daß der Bürge in Rücksicht des minderjährigen Alters Sicherheit versprochen habe? Anderer Zweifel und des ziemlich richtigen Allgemeinspruchs, daß alle Intercession streng zu erklären sey, nicht zu gedenken. Nicht glücklicher scheint Hr. N. dem Rec. in Widerlegung der analogischen Argumente seiner Gegner gewesen zu seyn. Durch die Restitution des Minderjährigen soll nicht die Hauptverbindlichkeit aufhören, sondern nur die minderjährige Person der Verbindlichkeit entzogen werden. Eben so soll die Restitution des Minderjährigen, wenn die Verletzung desselben in facilitate minoris ihren Grund hat, nicht realis, sondern personalis exceptio seyn. Es werden darauf noch verschiedene Fälle angegeben, in welchen der Bürge ausnahmweise durch die Restitution des Minderjährigen ebenfalls befreyt wird, und zuletzt wird untersucht, ob der Bürge in diesen Fällen einer besondern Restitution bedürfe, welches Hr. N. mit Recht verneinet. Hr. N. verdient zwar das Lob, daß er in dieser, gewiß schwierigen, Materie die Schriften einiger

älte-

älterer Rechtslehrer mit grosser Geduld durchsucht hat, hingegen ist ihm die Höpfnerische Abhandlung, so wie die Schmidlische, ganz unbekannt geblieben. Beyde, besonders die erste, würden den Hrn. Verf. manches zu ändern veranlaßt haben.

Paris.

Ein für die medicinische Gelehrtengeschichte wichtiges und überhaupt interessantes Werk ist 1778. bey Morin auf 268 S. groß Quart gedruckt: Notice des hommes les plus célèbres de la Faculté de Médecine en l'Université, depuis 1110. jusqu' en 1750. redigée par M. *Jacques Albert Hazon*, D. Der Titel ist noch viel länger, er sagt unter andern, der größte Theil des Werks sey aus der lateinischen Handschrift des 1751. verstorbenen Thomas Bernard Bertrand genommen, dessen Sohn sie dem Herausgeber mittheilte, und das Werk könne als eine Fortsetzung des 1773. gedruckten Eloge historique oder Histoire très abregée de la Faculté eben desselben Verf. angesehen werden. Man sucht in diesem Werke nicht blosse Gelehrte, sondern auch aus andern Ursachen merkwürdige Aerzte. Die ganze Anzahl der in demselben namhaft gemachten würdigen Männer aus allen den 640 Jahren beläuft sich nur auf 121; doch fallen die letzten 30 Jahre weg, da das Werk nur bis 1750. geht. Wir können aber hier bey weitem ihre Namen nicht alle nennen. Die Facultät entstand zwar schon unter Carl dem Grossen, aber vor dem zwölften Jahrhunderte hat man keine zuverlässige Nachricht von den darauf erzogenen Aerzten. Das Werk ist in drey Zeiträume getheilt, und jedem ist ein Gemählde von

dem jedesmaligen Zustande der Facultät vorangesetzt. Die Facultäten Paris und Montpellier entstanden fast zu gleicher Zeit, und ohngefähr auch damals Cordua und Salerno. Der erste Zeitraum geht von der Mitte des zwölften Jahrhunderts bis zur Mitte des funfzehnten. Der erste Arzt, von dem man Nachricht hat, ist Obison, um 1110., er verließ den Hof Ludwig des VI. und wurde ein Mönch. Hugues, der, vom Papste dazu ausersehen, die griechische und römische Kirche vereinigen sollte, wegen seiner Kenntnisse in der griechischen Sprache. Gilles de Corbeil, er schrieb für seine Zeit schön, und faßte verschiedene medicinische Abhandlungen in 6000 Versen ab. Schon der vierte Saint-Gilles de Saint-Alban war ein Engländer, er trieb aber mehr die freyen Künste und die Theologie. Pierre d'Espagne, nachwärts Papst Johann XXI., er hat über Gegenstände der Arzneykunst geschrieben; er war gelehrt, und dabey auch verständig und von vielem Geiste, regierte aber nur acht Monat. Arnauld de Villeneuve ums Jahr 1250., er hat zuerst den Weingeist aus dem Weine abgeschieden, also die Destillation erfunden, er war im größten Ansehen, Spanien und Frankreich stritten sich um seine Geburt, und scheint einer von den seltenen Köpfen gewesen zu seyn, die gebohren sind, neue Wege zu finden. Der zweyte Abschnitt geht von der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts bis 1600. Durch die Buchdruckerkunst nahm nun die Gelehrsamkeit eine andere Wendung, man schüttelte das Joch der Araber ab, und warf ihre Uebersetzungen der alten griechischen Aerzte weg, nachdem man sie in ihrer Ursprache leichter haben konnte. Unter Franz I. war die Zergliederungskunst begünstigt, den damaligen Vorurtheilen zuwider. Wilhelm Cop, ein

ein Schweizer, der erste Uebersetzer des Hippocrates, hundert Jahre vor dem Foes; auch Chartier habe seine Anmerkungen sehr genutzt. Pierre Brissot, sein Streit mit den Portugiesischen Aerzten, sonderlich mit Denis, jener war für die Aderlässe bey der Brustfellentzündung, dieser nicht, nach Brissot's Methode wurde der König von Portugal geheilt, aber der Herzog von Savoyen starb nach des Denis: und nun entschied der König den Streit durch ein Edict. Jean Tagaut, er verfolgte die Empiriker und Astrologen mit grossem Nachdruck. Jean Akakia (nicht aber der Doctor Akakia des beissenden La Mettrie) er wurde allzuhart von der Facultät ausgestossen, deswegen, weil er mit ihr nicht angehörigen Aerzten sich in eine Rathpflege eingelassen hatte, er starb vor Gram darüber. Der bekannte Jean Fernel, der neben vorzüglichen Talenten, vieler Gelehrsamkeit und unermeßlichem Fleisse auch alle Tugenden eines guten Menschen besaß; man fand das Innere seiner Milz fast ganz in eine Jauche aufgelöst, er hatte immerwährenden Durst und ein mißfarbenes Gesicht; der Leibarzt des Königs zu seyn, der ihn liebte, war nicht seine Neigung, aber er konnte nicht davon befreyet werden, ob er wohl sich etlichemal, unter Vorwand, vom Hofe zu entfernen suchte. Jean Gontier d'Andernach, ein Deutscher, dieser Günther, von Andernach gebürtig, der Lehrer des Vesalius, war zuerst Schulrector zu Goslar, dann studirte er zu Paris die Medicin, und Franz I. machte ihn, ob er wohl ein Ausländer war, zum Leibarzt; er trieb die Anatomie, wie noch Niemand vor ihm, und bildete verschiedene Zergliederer, ausser dem Vesal auch Rondelet; einen Ruf nach Dänemark schlug er aus, aber es scheint, wegen seiner freyen Grundsätze in der Religion mußte

er Frankreich verlassen, er lebte in Deutschland, zuletzt in Straßburg; zur Belohnung seiner Verdienste gab ihm Ferdinand I. den Adelbrief aus freyen Stücken, und nicht für Geld. Noch im Jahre 1765. wurde eine Lobschrift auf diesen Gelehrten von der Facultät mit dem ausgesetzten Preise gekrönt. Jaques Sylvius, seine vorzüglichen Lehrgaben. Jaques Hollier, der gelehrte Commentator des Hippocrates. Simon Pie'tre, unter dessen Decanat 1565. die Facultät das Spießglas verdammte; es habe doch in den Händen der Afterärzte viel Unheil angerichtet, und weil die Chymie damals noch in der Kindheit war, so möchte das Urtheil hingehen, das man dagegen aussprach, seine giftigen Eigenschaften seyen unverbesserlich. Louis Duret, der gelehrte Kenner der Alten, er wahr kühn und glücklich in der Ausübung der Kunst, einen unüberwindlichen Kopfschmerz eines Fürsten heilte er mit Oefnung der Pulsader, einen andern mit dem Bohrer; in dem Streite, an welcher Seite man im Seitenstechen Ader lassen sollte, erklärte er sich für die kranke Seite; er genoß grosse Ehren, Henrich III. assistirte bey der Heyrath seiner Tochter. Pierre Be'lon, der grosse Reisen machte, der Naturgeschichte, hauptsächlich dem Pflanzenreiche, zu Liebe; seine Reisen sind beschrieben. Jaques Grevin, einer von den frühreifen Köpfen, er starb aber auch schon 29 Jahr alt, im dreyzehnten war er schon ein bewunderter Dichter, er vertheidigte die Facultät gegen Launay, den Arzt zu Rochelle, wegen des Spießglases. Michel Marescot, aus dem bekannten Italiänischen Geschlechte, er widerstrebte dem Begehren der Jesuiten, in die Universität aufgenommen zu werden, die auch mit ihrer Ausflucht, sie seyen weder Ordensgeistliche, noch Welt-

geist-

geistliche, seitdem niemals durchdringen konnten. Er war Leibarzt Henrich IV., er trieb einst einen vermeynten bösen Geist aus, den die Mönche nicht bezwingen konnten, geschrieben hat er wenig wegen starker Praxis. Nicolas Ellain, ein treflicher Geschäftsmann, der wegen der äussern Verhältnisse der Facultät sehr nützlich war. Jean Riolan, der Vater des grossen Zergliederers gleiches Namens, er verschloß auch am hellen Tage seine Fenster, und arbeitete bey dem Schein eines Lichts; er schrieb gegen die sogenannten Paracelsisten, mit denen die Facultät damals im Streit lebte, zu grossem Vergnügen der Facultät, die ihn desfalls symbolisch beschenkte, mit einem silbernen Salzfasse voll Salz. Jean Duret, der Sohn des Louis, er verursachte ein nützliches Verbot, daß bey hundert Thaler Strafe kein Hund auf den Strassen von Paris herumlaufen durfte. (Es ist ein würdiger Gegenstand für eine gute Polizey, das Halten unnöthiger Hunde zu verwehren, es könnte viel Unglück dadurch verhütet werden; eine hohe Kopfsteuer auf jeden entbehrlichen Hund wäre nicht uneben, und gereichte den Aermern nicht zum Nachtheile, wie andere Kopfsteuern.) Simon Pietre der Zweyte, Sohn des erstern, ein liebenswürdiger Mann, ohne Ruhmbegierde, der anderer Schriften verbesserte, ohne genannt seyn zu wollen, er war im größten Ansehen, und man fürchtete sein Prognosticon; seine selbst verfertigte Grabschrift sagte: er habe deswegen unter freyen Himmel begraben seyn wollen (nicht in einer Kirche) ut ne, mortuus, cuiquam noceret, qui vivus omnibus profuerat; auch sehr nachahmenswürdig in vielen uns bekannten Städten, wo man die Kirchenluft immer noch vergiftet. Charles Pison, durch sein einiges Werk de colluvie serosa hin=

hinlänglich berühmt. Der dritte Zeitraum vom Anfange des siebenzehnten bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts. Alle Wissenschaften wurden von der Facultät bearbeitet, nur die einige Chymie nicht, man unterschied sie nicht von der Astrologie und Magie, und daher war es eine lange Zeit verboten, über chymische Gegenstände Disputationen zu halten. Endlich gieng auch darüber das Licht auf. Gleich zu Anfange dieser Periode zeichnet sich aus Jean Riolan der Zweyte, Sohn des ersten dieses Namens; seine Erfindungen als Zergliederer, seine Schriften, seine Streitigkeiten; unbillig aber war er doch gegen andere Zergliederer und ihre Entdeckungen; er war der Schild der Facultät wider ihre Feinde, aber kein glücklicher Vater durch das Betragen seiner Kinder; durch seinen Eifer brachte er sehr mühsam ein anatomisches Amphitheater zu Stande, aber seine erste Lection wurde durch einen heftigen Aufruhr der Wundärzte gestört, den sie aus Eifersucht eben wegen des neuen Theaters erregten; wie mannigfaltige Hindernisse sich doch den besten Absichten entgegensetzen! Rene' Chartier, der bekannte Herausgeber des Hippocrates und Galenus in dreyzehn Foliobänden; als nach seinem Tode das Werk noch nicht ganz abgedruckt war, ernannte die Facultät Commissarien, die über die Richtigkeit des Drucks wachen mußten. François Guenaut, ein starker, und, wie es scheint, ein guter Prakticus, er liebte die Mittel aus dem Spießglase gegen die Decrete der Facultät, er zog sich dadurch viele Feinde zu, aber keinen Streit, denn er war ein gutmüthiger Mann, ohne Galle; die Ehre, Ludwig XIV. zu Calais mit Brechwein geheilt zu haben, trug er davon; das Decanat schlug er aus. Rene' Moreau, ein thätiger Mann, der Facultät sehr werth, weil

weil er ihre Rechte eifrig vertheidigte. Niemand durfte eine Leiche zu anatomischen Behuf nehmen, ohne sein Siegel, auch nicht auf die Amphitheater. Er machte nützliche Verordnungen wegen der in Paris befürchteten Pest, ließ die Stadt reinigen, und sorgte für die Krankenhäuser sehr wohl, er war gelehrt. Gui Patin, der durch seine Briefe sehr bekannte Satyriker, ein gelehrter und rechtschaffener Mann, ein heftiger Feind des Spießglases, aber doch griff er die heilig gehaltenen Bezoarvermischungen an, obwohl die Apotheker deswegen einen grossen Streit erhoben. Er verfochte die Facultät sehr wohl, und hinderte fast allein den Renaudot, daß er nicht noch eine neue Facultät errichtete; um die Ausübung der Arzneykunst bekümmerte er sich wenig, er genoß grosse Ehre, und blieb ausnehmend bescheiden, er starb alt, aber war vorher beynahe von seinen ungerathenen Söhnen geplündert. Claude Seguin, der seine Lehrstelle der Wundarzney um 22000 Livres verkaufte, und aus übel verstandener Andacht ein Geistlicher wurde. Jacques Barrelier, der ein Dominicanermönch wurde, und nach gerade der Assistent des Generals, aber er behielt seine Neigung für die Kräuterkunde, und dieweil der General die Klöster in aller Welt herum visitirte, so suchte er umher die Pflanzen 25 Jahre lang, und ließ sie in Kupfer stechen; daraus ist der von de Jussieu herausgegebene Orbis botanicus entstanden. Claude Perrault, er trieb mehr andere Wissenschaften, als die Arzneykunst; Colbert bediente sich seiner sehr nützlich bey Errichtung der Akademie der Wissenschaften 1666.; sein Geschmack in der Baukunst erhelle aus der schönen Façade des Louvre, die er angab, auch bauete er das unregelmässige, aber den Absichten angemessene, Observatorium; Boi=

Boileau war sein Feind. Pierre Bourdelot, durch eine Cur an der Königin Christine zog er der Facultät ein ehrenvolles Schreiben von derselben zu; er bekam durch einen Zufall Opium, davon schlief er und wurde eiskalt, man wollte ihn erwärmen und verbrannte ihm die Hacken, woraus der Brand kam. Jean Hamon, seine ausnehmende Frömmigkeit und Strenge gegen sich, drey und dreyssig Jahr alt verkaufte er alle seine Haabe und gabs den Armen, schlug eine Heyrath aus, die ihn reizte, um keine Hinderniß zu grösserer Vollkommenheit zu haben; begab sich in die Einsamkeit aufs Land, lebte von seiner Hände Arbeit, und übte die Arzneykunst, worinn er stark war, nur für die Armen; er hatte nichts Mürrisches, und versagte sich alle Annehmlichkeiten des Lebens. Denis Dodart, auch Akademist, sein philosophischer, durch keine Mühe oder Beschwerde abzuschreckender, Untersuchungsgeist neben einer eben so innigen und strengen Frömmigkeit, wie die des Hamon, doch blieb er in der Welt; die strengsten Fasten nutzte er, um Versuche über die Schwere seines Körpers anzustellen; seine vielen Schriften, grossentheils in der Histoire de l'Academie, unter andern vom Mutterkorn. Gui Crescent Fagon, ein wichtiger Mann für die Facultät, zumal für den botanischen Garten, auf welchem er gebohren wurde und starb; seine Reisen, der Kräuterkunde zu Liebe; er unterdrückte 1694. die Chambre Royale, die Nebenbuhlerin der Facultät; seine Stärke in der Chymie, er stand in sehr grossem Ansehen, und die guten Schriftsteller eigneten ihm gern ihre Werke zu. Guichard Joseph Duverney, der Pariser Lehrer und grosse Zergliederer, er war nicht eigentlich aus dieser Schule, sondern aus der zu Avignon. Er gefiel ausnehmend, die galanten

Leu=

Leute trugen, wie Fontenelle erzählt, trockene anatomische Präparate von ihm, zumal von interessanten Theilen, mit sich in Gesellschaft herum, (wie nachmals die Pantins.) Die Untersuchung der Gehörwerkzeuge des Karpfen kostete ihm lange Zeit; sein einziges Werk ist das vom Gehör, sein Versprechen wegen der übrigen Sinne erfüllte er nicht. Pierre Bonnet Bourdelot, den letzten Namen erbte er mit sammt der Büchersammlung von dem berühmten Abbe' Bourdelot, seinem Oheim; er wollte diese Bibliothek der Facultät vermachen, aber die unruhigen Zeiten litten es nicht; er war sehr gelehrt, und hatte wenigstens Antheil an der Geschichte der Musik und des Tanzes, die sein Bruder Bonnet herausgab. Louis Poirier, seine Versuche über die Beschaffenheit der Luft bey einer Epidemie, vermittelst ausgebreiteter Leinwand. Bürette, ungewöhnlich verstand er viele Sprachen, auch Deutsch. Alexis Littre', sein grosser Fleiß, er versäumte darüber an die funfzehn Jahre, seinen Eltern von sich Nachricht zu geben. Joseph Pitton de Tournefort, schon in seiner Kindheit liebte er die Pflanzen; seine grossen Reisen in Gesellschaft des deutschen Arztes Gundelsheimer, die damals in Egypten wüthende Pest vereitelte einen Theil ihrer Absichten; sie waren in der schrecklichen Höhle von Antiparos. Philippe Hecquet, der gelehrte und sehr beliebte Pariser Arzt, er stellte die Erzherzogin von Toscana bey Tische zur Rede, deswegen, weil sie nicht Fastenspeise aß, und reformirte ihre Tafel. Daniel Tauvry, im achtzehnten Jahre schrieb er seine Anatomie raisonnée; seine Zergliederung eines nach dem Hundsbisse an der Wasserscheu verstorbenen jungen Menschen ist unterrichtend, die Speiseröhre war innerlich entzündet; der auf bey-

beyden Seiten sehr anständig geführte Streit mit dem Wundarzte Mery über das eyförmige Loch des Herzens macht ihm Ehre; durch viele Anstrengung bey einem schwachen Körper rieb er sich auf, er starb 32 Jahr alt. Nicolas-Audry de Boisregard, der Verfasser des bekannten Werks von Erzeugung der Würmer, ein sehr streitbarer Mann. Louis Lemery, der Sohn des Nicolas, des bekannten Chymisten und Akademisten, er gieng auf dem Wege seines Vaters fort; es ist schwer zu sehen, wie er Zeit fand, zu untersuchen und zu schreiben bey seiner starken Praxis; in dem Streite über die Mißgeburten war er wider Düverney und Winslow, ihr Grund liege nicht im Keime, sondern in äussern Anlässen. Etienne François Geoffroy, der Verfasser der Materia Medica; seine Disputation, ob des Menschen Existenz damit anfange, daß er ein Wurm sey, rührte die Pariser Damen so, daß man sie Französisch übersetzen mußte; seine Reisen und Freundschaft mit fremden Gelehrten; er war in grosser Achtung. Jaques Benigne Winslow, der Däne, zuerst ein Geistlicher; wir kennen das Verbot nicht, nach welchem ein Lutheraner nicht bey der Messe gegenwärtig seyn durfte; sein Uebertritt zur Römischen Kirche veranlaßte, daß er in Frankreich blieb; seine bekannte Stärke in der Zergliederungskunst und sein rechtschaffenes Herz. Jean Claude Adrien Helvetius, der sehr geehrte Französische Leibarzt, er durfte sich während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. auf des Regenten Befehl nie von ihm entfernen, sein liebenswürdiger tugendsamer Charakter; warum man hier unterlassen hat, der Gewohnheit nach zu sagen, daß sein Sohn der bekannte Philosoph sey, der doch auf alle Fälle ein sehr ausgezeichneter Mann

war,

war, sehen wir nicht ab; sein Vater brachte den Gebrauch der Ruhrwurzel nach Frankreich. Thomas Bernard Bertrand, der ursprüngliche Verfasser des vor uns liegenden Werks, von einem stillen Fleisse, aber dabey hatte er nichts Mürrisches, er schrieb, nur um sich zu belehren. Camille Falconet, der ausnehmend gelehrte Akademist; eine zu lebhafte, mit zu vieler Anstrengung geführte, Conversation mit reisenden Gelehrten, die die Kräfte seines Alters überstieg, kostete ihm in seinem 92 Jahre das Leben, da noch alle seine Geisteskräfte ihre völlige Stärke hatten; die Schrift, worinn er der Seitenoperation beym Steinschnitt den Vorzug giebt, ist merkwürdig. Antoine de Jussieu, seine Mutter hatte, während sie mit ihm schwanger gieng, eine grosse Begierde, Pflanzen kennen zu lernen, er selbst fühlte eben diesen Trieb in seiner frühesten Jugend, fast bis zur Ausschweifung; ausser Spanien und Portugall hat er keine auswärtige Reisen gethan; seine Schriften, auch ausser der Kräuterkunde, sind bekannt genug, so wie seine Stärke in dieser Wissenschaft. Michel Louis Vernage, sehr früh gewann er ein allgemeines Zutrauen als praktischer Arzt, das sich auch auf gründliche Kenntnisse und gute Beurtheilungskraft gründete, und zum möglichst hohen Grade stieg; seine edelmüthige Denkungsart erfuhren zumal angehende Aerzte. François Joseph Hunauld, der trefliche Zergliederer und Akademist, unter andern der Verfasser des Werks von der Thränenfistel, aber von der sehr guten Schrift sur la rage et ses remèdes, möchte wohl der Oheim desselben der Urheber seyn, wenigstens wird dieser, und auch sein Vater, sie nicht geschrieben haben, wie unser selige Herr von Hal-

Haller (Meth. Stud. Med. p. 613) zweifelnd fragt. Antoine Ferrein, der berühmte Zerglie- derer und Akademist, eigentlich Doctor zu Mont- pellier, aber man zog ihm andere vor und ver- trieb ihn dadurch nach Paris, sein Vortrag war unvergleichlich ordentlich und deutlich, er unter- suchte sehr genau; merkwürdig ist seine Beob- achtung von einem Menschen, dem eine Degen- spitze in einem der Rückenwirbel war sitzen ge- blieben, die durch das Rückenmark hin stach, und welcher doch unter diesen Umständen eine Reise von 80 Meilen gemacht hatte; über die Zwitter zweifelte er mit Recht, es seyen doch im Grun- de immer Weiber. Jean Astruc, der den Be- schluß macht, er war nur von der Pariser Facul- tät adoptirt, und gehört der zu Montpellier an, seine grosse Gelehrsamkeit, so wie seine vielen noch täglich gebrauchten Schriften sind bekannt; die Stelle eines Leibarztes bey August II. von Pohlen, der ihn sehr ehrte, stimmte nicht zu seiner freyen Denkungsart, und er verließ sie bald wieder, um in sein Vaterland zurückzukehren; der Ehrgeiz eines wahren Gelehrten hat andere Gegenstände, als die dem gewöhnlichsten Menschen leicht zu erreichenden eitlen Standeserhöhungen, darum nahm Astruc bloß als ein Merkmal der Achtung seiner Mitbürger die ihm freywillig angetragene Stelle eines Capitoul's von Toulouse gern an, die mit dem erblichen Adel verbunden ist. Allerdings würde dieses Werk noch allgemeiner interessant seyn, wenn es mit etwas weniger Rücksicht auf manche kleine, ei- nem Fremden ganz nicht kümmernde, Umstände geschrieben wäre, die nur ganz allein die Pari- ser Facultät angehen.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

15tes Stück.

Den 10. April 1779.

Göttingen.

Noch im September des v. J. disputirte Hr. Harre Friedrich Fedden, aus Bremen, zur Erhaltung der Doctorwürde: de tacitis hypothecis quae liberis in bonis parentum competunt. So leicht es auch seyn könnte, die Fälle der gesetzlichen Unterpfandgerechtigkeit genau aufzuzählen; so hat doch die Befolgung willkührlicher Grundsätze und die daraus immer entstehende Verschiedenheit der Meynungen auch hier Schwierigkeiten verursacht, denen man nicht glücklicher ausweichen wird, als wenn man sich zuerst über alle Meynungen der Ausleger hinwegsetzt, sich gerade zu den Quellen wendet, und hernach erst Praxis und Schriftsteller prüft. Der Verf. scheint die beyden ersten Regeln vor Augen gehabt zu haben. Er theilt die gesetzlichen Hypotheken, welche Kinder an den Gütern ihrer Eltern haben können, in solche, die sie mit andern Personen gemein haben; und in solche, die ihnen, als Kin-

 dern,

dern, allein zustehen. In der ersten Classe stehen die, wegen geführter Vormundschaft, versprochenen Heyrathsguts und wegen hinterlassener Vermächtnisse ertheilten Generalhypotheken. Von besondern Hypotheken hat Hr. F. nur diejenigen hieher gerechnet, welche dem Gläubiger, wegen vorgeschossener Gelder zur Wiederherstellung eines Gebäudes, an dem gebesserten Gebäude; dem Verpächter eines Grundstücks, an den Früchten, oder zum beständigen Gebrauch eingeführten Geräthschaften, und dem Pupillen, in den, mit seinem Gelde von einem solchen, welcher nicht Vormund war, angekauften Sachen, zustehen. (Mit Recht hat Hr. F. die jährlichen Renten aus einem Grundstücke übergangen. Viele suchen zwar in Ansehung derselben aus der L. 2. §. 1. de alim. leg. ein stillschweigendes Pfandrecht zu beweisen; aber theils bedarf der Eigenthümer solcher Renten keines Pfandrechts, theils beweist die Stelle nichts weniger, als dieses. Inzwischen hätte Hr. F. noch einige andere Fälle anführen können.) In der zweyten Classe giebt der Verf. den Kindern nur in Ansehung der Proprietät, welche die zur zweyten Ehe schreitenden Eltern verliehren und ihren Kindern erhalten sollen, sodann wegen der auf sie vererbfällten mütterlichen Güter, ein gesetzliches Pfandrecht. Doch in Ansehung der letztern nur als Erben ihrer Mutter, und in so fern die Mutter ein solches Pfandrecht selbst gehabt hat, mithin, nur in Ansehung des Brautschatzes, der Paraphernalgüter, und der Widerlage. Hingegen steht er ihnen in Ansehung der bonorum receptitiorum und anderer adventitiorum kein solches Pfandrecht zu. (Diese letztern Sätze hätten jedoch mehrere Prüfung und Einschränkung verdient. Man lese nur z. B. L. 8. §. 5. C. de secund. nupt.) Alle diese einzelnen Fälle werden

den übrigens kurz erläutert, wobey aber Recens. nichts auszuzeichnen findet.

In eben dem Monat vertheidigte, um die Licentiatenwürde zu erhalten, Hr. Johann Eybe, aus Hamburg, seine schöne Gradualschrift: de singularibus juris statutarii Hamburgensis circa tutelam, occasione P. III. tit. VI. stat. Hamb. Man findet in dieser Abhandlung zwar keine weitgeholte, vielleicht sehr tiefgelehrte, Untersuchungen angestellt; aber auch keine eilf Zwölftheile Römischen, statt teutschen Rechts aufgetischt. Der Verf. hat, wie der Titel verspricht, die besondern Verordnungen seines vaterländischen Rechts, mit gedrungener Bemerkung der Abweichung vom Röm. Recht, kurz und deutlich vorgetragen. Eine Methode, von der für das Studium des teutschen Rechts zu wünschen wäre, daß sie von jüngen Rechtsgelehrten häufiger, als sonst zu geschehen pflegt, angewendet würde. Die Abhandlung zerfällt in zwey Capitel, wovon das erste die verschiedenen Arten der Vormundschaften; das andere die Rechte und Verbindlichkeiten der Vormünder vorträgt. Das erste Capitel theilt sich wieder in zwey Abschnitte, von denen die erste die Vormundschaft über Minderjährige, der andere die beständige Vormundschaft über Weibspersonen zum Gegenstand hat. Rec. zeichnet einige dieser besondern Rechte aus. Die Mutter kann zwar die Vormundschaft ihrer Kinder übernehmen; man begnügt sich aber nicht mit dem stillschweigenden Pfandrechte, das den Kindern auf diesen Fall in ihren Gütern zusteht, sondern sie muß ihre Güter ausdrücklich verpfänden. Auch werden ihr noch vier, oder, nach Beschaffenheit der Güter, zwey Verwandte, theils väterlicher, theils ihrer Seite, oder in deren Er-

mangelung andere tüchtige Personen, als Mitvormünder an die Seite gesetzt, deren Rath und Hülfe sie sich bedienen muß. Doch kann der Vater verordnen, daß der Mutter die Vormundschaft allein überlassen werde. — Die beständige Vormundschaft über Weibspersonen ist nach Hamburgischem Recht weit strenger, als im Herzoglichen Sachsen. Hier können sie die wichtigsten aussergerichtlichen Geschäfte nach eigenem Gefallen, ohne Beystand ihres Curators besorgen; aber in Hamburg "ohne des Mannes oder des Vormunds Wissen und Vollbort, ausserhalb Leinwands und Flachs, „zu des Hauses Nothdurft gehörig, nichts beständiglich contrahiren." Hat aber eine Frau ohne diesen Consens geborgt, "so soll dem Gläubiger „verstattet werden, ihr das oberste Kleid abzunehmen, bis daß er bezahlt ist." — Bey der Schlußrechnung soll dem Vormund, nach Beschaffenheit der Umstände, eine ziemliche Belohnung gegeben werden. — Nach dem 18. oder 22. Jahre hört zwar die Vormundschaft auf, aber zur völligen Entlassung des Vormundes muß der Pupill den Bürgemeister noch vorher mit einem Handschlag versichern, daß die Vormünder Rechnung abgelegt haben, und er weiter nichts an ihnen zu fordern habe. Auf diese Feyerlichkeit wird der Name des Vormunds in dem Vormünderbuche ausgelöscht. S. 2 glaubt Rec. eine kleine Unrichtigkeit bemerkt zu haben, wenn der Verf. bey Gelegenheit der testamentarischen Vormundschaft sagt: die Mutter könne ihren Kindern nach Röm. Recht keinen Vormund wählen, es sey denn, daß sie die Kinder "*ultra* legitimam" zu Erben eingesetzt habe, in welchem Fall diese Vormünder bestätigt werden müßten. Die dabey in der Note angeführte Beweisstellen sagen kein Wort von einer

Erb=

Erbeinsetzung *ultra* legitimam, und hätten Hrn. E. allenfalls vom Gegentheil überzeugen können. In eben diesem §. heißt es auch: nach Hamburgischem Recht müsse jeder Vormund obrigkeitlich bestätigt werden, welches aber das Röm. Recht nicht nothwendig halte, "*nisi* a patre constitutus esset." Ist aber vermuthlich nur ein Druckfehler.

Noch disputirte im September des v. J. Hr. **August Ferdinand Hurlebusch**, aus Braunschweig, um die Doctorwürde zu erhalten: de exceptione SCti Velleiani et auth. si qua mulier in cambiis jure Brunsvicensi cessante; ad art. II. ord. camb. Brunsvic. Nach der angeführten Wechselordnung sollen "**alle und jede**, so Wechsel kaufen, ausgeben, indossiren, acceptiren, „oder als **Bürgen** zeichnen, sie seyn Hof- Capitular- Civil- oder Militärpersonen, Gelehrte „oder Ungelehrte, Bürger oder Bauren, sowohl, „als die **Kauf- und Handelsleute**, an die Wechselordnung gebunden seyn, und bey entstehender Klage, insonderheit aber in Ermangelung „richtiger Bezahlung, wider den beklagten debitorem ohne einiges Ansehen der Person nach „strengem Wechselrecht verfahren werden." — Es wird darauf der gewöhnliche Proceß vorgeschrieben, und dabey, wenn die Schuldner die Bezahlung oder Compensation nicht sogleich klar erweisen können, weiter verordnet: "Daß sie sofort „ohne Verstattung einiger weitern Frist oder anderer als in dieser Ordnung exprimirten weder „peremtorischen noch dilatorischen Exceptionen zur „wirklichen Bezahlung, **jedoch mit Vorbehalt „ihres Rechtens, so sie in der Reconvention „anführen könnten**, angestrengt werden sollen." Diese letzte Clausel, und die nicht ausdrücklich

geschehene Verwerfung der weiblichen Rechtswohlthaten bewogen die Juristenfacultät zu Jena, diese Verordnung in einer rechtlichen Entscheidung dahin zu erklären, daß dadurch die weiblichen Rechtswohlthaten einer sich im Wechselbrief verbürgenden Weibsperson nicht ganz aufgehoben, sondern nur deren Ausführung, weil diese zuweilen einer nähern Untersuchung bedürfe, in die Widerklage verwiesen sey. Der Verf. sucht diese Erklärung in der gegenwärtigen Schrift zu widerlegen. Er beruft sich desfalls, ausser einigen allgemeinen Regeln von der Anwendung des Röm. Rechts und Erklärung teutscher Stadt- und Landgesetze, theils auf die Absicht des Gesetzes, welche von den Gesetzgebern ausdrückl. in der Beförderung des Commercii gesetzt wird, und daß Treue und Glaube in Handel und Wandel bestmöglichst erhalten werde; theils auf die Verordnung selbst, welche alle darinn genannten Personen mit den Kauf- und Handelsleuten vergleiche, mithin ihnen keine andere Ausflüchte zugestehe, als den Kaufleuten zukommen. Insbesondere lasse sich aus der Vergleichung der Weibspersonen mit den Kaufleuten auf die Aufhebung des Vellejanischen Rathschlusses schliessen, weil sich handelnde Weibspersonen dieser Rechtswohlthat nicht bedienen könnten. Nach diesen Gründen wird auch die Vorbehaltungsclausel der Verordnung bloß von solchen Ausflüchten erklärt, welche allen in dem Gesetz genannten Personen zustehen können. Zuletzt hat Hr. H. die Jenaischen Entscheidungsgründe noch einzeln durchgegangen und zu widerlegen gesucht. Sollten auch die Gründe des Verf. nicht durchgehends Beyfall verdienen, so ist doch die Abhandlung selbst ein Beweis, daß er seine akademischen Jahre gut verwendet habe.

Paris.

Paris.

Contrepoisons de l'arsenic, du sublimé corrosif, du verd-de-gris et du plomb, suivis de trois dissertations intitulées: La 1. Recherches medico-chymiques sur differens moyens, de dissoudre le mercure etc. La 2. Exposition de différens moyens, d'unir le mercure au fer. La 3. Nouvelles observations sur l'éther par M. Pierre Toussaint *Novier*. Klein Octav. 1777. T. I. S. 360 (ohne die Zueignung an Hrn. Turgot, die Tabelle und einen Brief an Hrn. Missa) T. II. S. 389 mit einem alphab. Register. Hr. N. nimmt bey der Entkräftung dieser schröcklichen Gifte, des Arseniks, des etzenden Sublimats, des Kupfergrüns und des Bleyes seine Zuflucht zu chemischen Hülfsmitteln, vielleicht zuweilen ohne genug zu bedenken, daß seine Mittel in einem belebten Körper wirken müssen. Freylich giebt er dem Worte Gift eine weitläuftigere Bedeutung, als Rec. ihm zugestehen würde, und begreift auch die unsichtbaren Ursachen umgehender und ansteckender Krankheiten darunter. Fleissiges Trinken von Wasser, Milch, Oel, Schleim rechnet er bey der Heilung der Zufälle, die von Giften entstehen, nur zur Palliativcur (entfernen doch diese Flüssigkeiten sehr oft die ganze Ursache der Krankheit, oder schwächen ihre schädliche Kräfte, und haben aus diesem Grunde schon oft das Uebel aus dem Grunde gehoben.) An das Gift der Taranteln scheint Hr. N. auch zu glauben. Wider den innerl. Gebrauch des Grünspans, des Arseniks, des Bleyes und der daraus zubereiteten Mittel eifert Hr. N. sehr, und zweifelt an der Wirklichkeit ihrer gerühmten Heilskräfte (doch rühmt er die Auflösung des Kupfers in Salmiakgeist in der englischen Krankheit aus eigener Erfahrung.) Milch hält er für eines der besten Ge-

gengifte des Arseniks (sie gerinnt sogar nicht davon, daß sie vielmehr die Beymischung des Arseniks lange dagegen schützt) aber den Oelen traut er nicht viel zu, weil sie sich nicht damit vereinigen lassen; die kräftigste Hülfe sucht er bey der Schwefelleber, vornehmlich bey solcher, welche Eisen in sich aufgelöst hat, nicht nur bey Vergiftungen von Arsenik, sondern auch bey solchen von Grünspan. Sechs Grane Arsenik in zwey Loth Wassers aufgelöst, schmeckten anfangs süß, aber hintennach scharf, wie frische Aronsblätter, wenn man sie kaut, und erregten ein Brennen, das über einen Tag anhielt; mit der Schwefelleber gesättigt, schmeckten sie nur, wie eine ganz schwache Lauge. Hr. N. hält dafür, der metallische Theil des Spießglases sey von dem Arsenik vielleicht nur darinn unterschieden, daß er den sauer flüchtigen Grundstoff des Arseniks nicht hat, und findet zwischen der Säure des Arseniks und der Kochsalzsäure viele Aehnlichkeit. (Darüber mag er sich von Hrn. Scheele belehren lassen.) Schon einfaches Laugensalz von feuerfester Art mildert die Schärfe des Arseniks sehr. Schwefelleber, mit ungelöschtem Kalk gemacht, schlägt aus der Auflösung in Wasser viele Arseniktheile nieder; kocht man die Flüssigkeit, die darüber steht, ein, so beisst sie zwar noch auf der Zunge, aber nicht mehr, als feuerfester Salmiak, wenn er zu zerfliessen anfängt. Eisen, mit Schwefelleber vereinigt, und durch sie in Wasser aufgelöst, giebt der Flüssigkeit eine schöne grüne, ziemlich dauerhafte, Farbe, und hat zwar den starken Geschmack der Schwefelleber, aber nicht ihren Geruch; mit einem Zusatz von Kalk hält Hr. N. diese Schwefelleber für ein vorzügliches verdünnerndes Mittel, selbst in Entzündungsfiebern, (sollte sie da nicht durch ihr Laugensalz schaden?) und räth an, sie

bey

bey Vergiftungen, wie einen Gesundbrunnen, zu gebrauchen; man könnte sie auch aus Schwefelkiesen durch Verpuffen mit Salpeter, und nachher erfolgendes Auslaugen zubereiten. Der Absud von Galläpfeln machte sehr wenig Veränderung in der Arsenikauflösung. Wohlgereinigte und an der Sonne getrocknete Spanische Pottasche, mit gleich viel Steinkohlen von Orbay vermischt, zu zartem Staube zerrieben, und in einem trockenen wohlverleimten Tiegel so lange gebrannt, bis alles roth glühte, gab, nachdem sie erkaltete, ein Pulver, das sich an der Luft entflammte und Papier anzündete. Die Auflösung des Eisenvitriols, auch gemeine Dinte, deren Ehre Hr. N. gegen diejenigen rettet, die sie unter die Gifte zählen, und durch eine Erfahrung bestätigt, hält Hr. N., wenn anders kein Kupfervitriol darein kömmt, der ihr immer etwas an ihrer Schwärze nimmt, für ein Gegengift des Arseniks; eben das gilt von gemeiner Seife und ihrer Auflösung in reinem Wasser. Schwefelbalsam mildert den Arsenik nicht. Hr. N. warnt mit Nachdruck und mit gutem Grunde wider die Firnisse, zu welchen Arsenik kommt, und räth überhaupt an, den Arsenik ganz aus Frankreich zu verbannen, da man allenthalben seine Stelle sicherer ersetzen kann; er führt allenthalben Beyspiele an, wo von dem äusserlichen Gebrauche des Operments im Brustkrebse in wenigen Tagen tödtliche Gichter erfolgt sind, beschreibt dann die Zufälle, die er bey sechs Personen auf den Genuß einer mit Arsenik vergifteten Suppe erfolgen sah, und die Veränderungen, die er davon in dem Leichname bemerkte, und dann die Heilart, wie gewöhnlich, die Schwefellebern ausgenommen. Den Theriak verwirft er mit Recht gänzlich, ob er gleich gelinden schmerzstillenden Mitteln,

und selbst dem Mohnsafte unter gewissen Umständen so wenig, als der Aderlässe, allen Nutzen in der Heilung abspricht. Statt der Schwefellebern empfiehlt er auch den anhaltenden Gebrauch der Schwefelblumen, und bezeugt, daß er besonders in Vergiftungen von Grünspan herrliche Wirkungen davon erfahren habe. Die Wirkungen des etzenden Sublimats an einem Hunde hat Hr. N. schon in einer andern Schrift beschrieben. Wasser, im Uebermaaß getrunken, hält er für das beste Gegengift; Eisentincturen mit Laugensalzen, und auch hier die angezeigten Arten der Schwefelleber, aus dem, was aus der Auflösung des letzenden Sublimats auf Zugiessen der mit Kalk gemachten Schwefelleber niederfällt, erhielt Hr. N. durch die Sublimation eine Art Lichtmagnet. Statt des Kupfergeschirrs räth Hr. N. den Reichen Gefässe von ganz reinem Silber ohne alle Verzierungen an, den Armen aber von weissem Blech, zu welchem man ganz reines Zinn genommen hat, oder irdene Gefässe mit weisser Glasur, zu welcher Zinnasche kommt, und in Hospitälern und andern grossen Einrichtungen Kessel aus geschlagenem oder auch aus gegossenem Eisen, oder auch aus Glockengut, das weniger anläuft, als reines Kupfer; diese müssen aber immer recht rein und glänzend glatt gehalten werden. Bey der Zubereitung und Aufbewahrung des Essigs und sauren Weins untersagt er mit Recht allen Gebrauch des Kupfers; auch bey der Zubereitung der kleinen Essiggurken, zum Aufbewahren der Milch, die gerinnen soll, zum Zubereiten und Aufbewahren des Milchbreys für Kinder, bey der Aufbewahrung und Austheilung des Kochsalzes, selbst in der Küche wünscht er statt der kupfernen Wassereymer hölzerne. Eisen allein ist lange nicht hinreichend, die Schädlich-

lichkeit des Kupfers zu mildern, Laugensalz thut mehr, am meisten aber Schwefelleber; und wenn das Kupfer in Fettigkeiten aufgelöst ist, Schwefel, oder auch Schwefelbalsam, vornehmlich wenn die Vereinigung des Oels und des Schwefels durch Laugensalz verstärkt ist. Sonst folgt Hr. N. in seiner Heilart der Vergifteten vom Kupfer den gewöhnlichen Vorschriften, nur daß er in das Wasser, welches er sie trinken läßt, etwas Laugensalz wirft, und wenn das Gift schon einige Zeit im Leibe ist, Schwefelleber, und hintennach gelinde abführende Mittel verordnet. Von den Bleygiften leiden Mahler, Zinngiesser, Töpfer, die Leute, die Bleyfarben reiben, auch Seiler und Gärtner bey gewissen Arbeiten. Hr. N. nimmt noch in dem Bley wahres Queckſilber an. Er verdammt vornehmlich den Gebrauch, den die Französischen Weinhändler von einer Art bleyerner Trichter machen, wo es fast unvermeidlich ist, daß nicht etwas davon in den Wein kommen sollte. Hr. N. hat auch gelegenheitlich mehrere Erfahrungen angezeigt, die ihm selbst von Vergiftungen vorgekommen sind, als durch Weinsteinsalz, das, statt gereinigten Weinstein gegeben, die heftigsten Gichter erregte; eine Familie von sechs Personen sah Hr. N. am Arsenik ganz aussterben, der in die Suppe gefallen war; neun von einer andern konnten vom Gränspan, den sie verschlungen hatten, kaum noch gerettet werden; Spießglassafran, statt Eisenfeile, in einem Kräutertrank gegeben, erregte den schmerzhaftesten gewaltsamsten Durchlauf; eine tödtliche Mattigkeit von dem Gebrauch silberner, aber stark mit Kupfer versetzter, Gefässe; heftige Zufälle auf den Genuß eines Käses, den man mit altem Zucker aus einer zinnernen Büchse bestreut hatte;

schreck-

schreckliche, zum Theil tödtliche, Zufälle bey vierzig bis funfzig Personen von grünen Bohnen, die man in einem Kupfergeschirr gekocht und aufbewahrt hatte; mehrere Beyspiele von unvorsichtigem Gebrauche des Arseniks, den man als Rattenpulver gebrauchen wollte, und seinen schrecklichen Folgen, auch von vorsetzlichen Vergiftungen durch Arsenik, unter andern eines Priesters, der ihn in dem geweihten Wein bekam. Ein Beyspiel von der Kraft des Zinns gegen die Würmer, und von der Unzulänglichkeit der Quecksilbersalben in dem tollen Wolfsbisse. Die Stahlische Eisentinctur hält Hr. N. mit Recht nicht für laugenhaft; weil zwar anfangs, ehe die Salpetersäure gesättigt ist, der gefallene Niederschlag wieder verschwindet, aber, wenn sie einmal gesättigt ist, nicht mehr, man mag auch noch so viel Laugensalz zugiessen, als man will. Der braune Präcipität (Précipité mercuriel alcalin) der durch feuerfestes Laugensalz aus der Auflösung des Quecksilber in Salpetersäure gefällt ist, löst sich in Essig vollkommen auf, theilt ihm einen gelinde zusammenziehenden Geschmack mit, und schießt damit in ganze Klumpen feiner, theils spiessiger, theils blätterichter Krystallen an, die durch Auflösung in warmem Wasser und Erkalten einen schönen weissen Glanz und ein Ansehen wie Hombergisches Salz bekommen. So löst er sich auch im Limoniensaft, im unreifen Traubensafte und in Sauerkleesaft größtentheils auf; so löst er sich auch in gereinigtem Weinstein auf, wenn dieser mit Wasser kocht, und noch leichter, wenn ihm etwas Borax zugesetzt wird, und selbst etwas davon in weissem Wein auf, wenn er damit kocht. Selbst in sauren Molken (diese würde Rec. nicht unter die thierischen Säuren zählen) löst er sich durch

wie-

wiederholtes Kochen auf, selbst der Alaun nimmt etwas davon in sich; mit dem Salmiak vereinigt er sich sowohl, wenn der letztere in kochendem Wasser aufgelöst ist, als auch durch die trockene Sublimation, und giebt würflichte Krystallen; reibt man lebendiges Quecksilber mit Salmiak, und sublimirt es so, so erhält man ein Salz von ganz süssem Geschmack, das durch wiederholtes Auflösen und Sublimiren ein blätterichtes Salz giebt, welches sich mit einer Erkältung in Wasser auflöst; auch mit Zinnober sublimirt, gab der Salmiak schöne weisse Krystallen. Aehnliche Erscheinungen zeigen sich, wenn man bey allen diesen Versuchen statt des braunen Präcipitats den grauen Staub nimmt, in welchen sich das Quecksilber durch anhaltendes Rütteln in einer gläsernen Flasche verwandelt: die antivenerische Quintessenz des Hrn. Molle'e scheint nichts anders, als eine solche Quecksilberauflösung in Salmiak zu seyn, die mit etwas Geistiges versetzt ist; auch Hrn. Dienerts Liqueur fondante ist eine Quecksilberauflösung in einem Pflanzensafte; auch das Kayserische Quecksilbermittel ist nichts anders, als ein Salz, das aus der Verbindung des Quecksilbers mit einer Pflanzensäure, mit Essig, entstanden ist. Ausführlich spricht Hr. N. von den Wirkungen des Quecksilbers, und der daraus zubereiteten Mittel, und glaubt, daß diejenigen, die er vorgeschlagen hat, so wie das lebendige Quecksilber mit Kampfer abgerieben, alle andere heilsame Wirkungen des Quecksilbers äussern, ohne auf den Speichelfluß zu wirken; doch erfordern auch diese Vorsicht bey ihrem Gebrauche. Auch den schweißtreibenden Spießglaskalk hat Hr. N. gänzlich in gereinigtem Weinstein aufgelöst. Sehr leicht kann das Quecksilber mit Eisen vereinigt wer-

werden, wenn man zu der Auflösung des braunen Präcipitats in Essig, oder des Quecksilbers in Vitriolsäure, eine ähnliche Auflösung des Eisens gießt; der Niederschlag war schwarz, kaum scharf, und, als Weingeist darüber abgebrannt wurde, ganz süß; er ließ sich von dem Magnete ziehen; vermischt man gleichviel von beyden letztern gesättigten Auflösungen bey einer gelinden Wärme mit einander, so fallen runde, schmutzigweisse Krystallen nieder, von einem etwas zusammenziehenden und ein wenig scharfen Geschmacke, der sich aber ganz verliehrt, wenn man Weingeist darüber abbrennen läßt. Gießt man Quecksilberauflösung in Vitriolsäure, und die Auflösung des Eisenvitriols, beyde recht gesättigt, bey einer ganz gelinden Wärme zusammen, so fallen weisse, wie Seide glänzende, Krystallen nieder, die dem Hombergischen Salze sehr ähnlich sehen, wenn sie mit Wasser ausgewaschen werden. Mit diesen Salzen hat nun Hr. N. noch mehrere Versuche gemacht, die der Raum verbietet, anzuführen. Auch hat er gezeigt, wie man das Quecksilber sowohl auf den trockenen, als auf den nassen Weg in Schwefelleber auflösen kann, woraus man durch die Sublimation den Schwefel wieder erhält. Wirft man etwas von der trockenen, mit Quecksilber getränkten, Schwefelleber auf ein glühendes Eisen, so sieht man im Dunkeln zuerst eine blaue, dann eine weisse und zuletzt eine noch weissere Flamme. Weingeist auf die Auflösungen mehrerer Metalle, in mancherley Säuren gegossen, zieht nicht nur die Säure an sich, und verbindet sich mit ihr zum Aether, sondern auch etwas von dem aufgelösten Metall, nur hat das Hr. N. bey dem Kupfer nicht, und nicht immer bey dem Quecksilber gefunden. Einen solchen mit Gold

ge=

getränkten Aether schlägt er zu Vergoldungen vor, und den mit Silber getränkten zur Versilberung; sonst traut er dem Golde nach der Analogie wohl mehr Heilskräfte zu, als Recens. daraus folgern zu können glaubt, denn nach dieser müßten sie auch Kupfer, Silber u. a. haben. Daß Citronenöl, wenn es das Gold aus dem Königswasser an sich gezogen hat, schwerer als dieses werde, hat Rec. bey oft wiederholten Versuchen nicht wahrnehmen können. Die Verbrennung des goldenen Kalbs der Israeliten erklärt Hr. N. durch die Schwefelleber, (darüber können ihm unsere neuern Exegeten eine leichtere Erklärung geben.) Das Trübwerden der Silberauflösung kam wohl eher von Vitriol= als von Salzsäure in dem Scheidewasser her. Durch Vermischung mit Weingeist glaubt Hr. N. die Salpetersäure in Pflanzensäure verwandelt zu haben, weil er sie dann schwächer fand, als destillirten Essig. Etzender Sublimat in fünf Theilen Weingeist aufgelöst, zeigte sich noch sehr etzend. Brauner Präcipitat löste sich sehr leicht in schwacher Salzsäure auf, und diese Auflösung vereinigt sich leicht mit Weingeist zu einem Gemenge, das lange nicht so scharf ist, als das vorhergehende; auch versüßter Salzgeist löst braunen Präcipitat auf, und diese Auflösung ist weit besser, als die Auflösung des etzenden Sublimats, und wirkt nach der Versicherung des Hrn. N., ohne auf den Speichelfluß zu treiben.

Ebendaselbst.

L'art de faire les cristaux colorés imitans les pierres précieuses, par M. *Fontanieu*, intendant et contrôleur général des meubles de la couronne, ist noch in vorigem Jahre auf dritte=

halb

halb Bogen in Octav gedruckt, und macht die Resultate vieler mühsamen Versuche bekannt. Zuerst lehrt der Verf. das zu den Flüssen nöthige Glas auf fünferley Weise machen. Das beste ist dasjenige, welches er fondant de Mayence nennt, weil es von einem Arzt in Maynz erfunden seyn soll, dessen Namen wir wohl wissen möchten. Dazu wird die glasartige Erde aus dem Kieselsafte niedergeschlagen. Hernach folgt ein Unterricht, die metallischen Kalke zu bereiten. Das Präcipitat des Cassius bereitet der Verf. auf dreyerley Weise, und erhöhet die Farbe mit etwas Glas aus dem Spießglase. Der brauchbarste Eisensafran wird durch Salpetersäure erhalten. Die Verhältnisse der Fritten und der metallischen Kalke sind in einer Tabelle angegeben. Zum Opalfluß wird geröstete Magnet, Hornsilber, Cassiuspulver und etwas Erde weißgebrannter Knochen genommen. Allerley Abarten der Topase und Hyacinthe werden durch Glas des Spießglases erhalten. Die meisten Materialien erfordert der orientalische Rubin, wir finden darunter Cassiuspulver, Safran, güldischen Spießglasschwefel, auch etwas Braunstein. Der Verfasser ist auch besonders glücklich in Bereitung der Schmelzgläser, so daß der geschickte Schmelzmaler, Cartaut, sie besser und viel wohlfeiler, als die käuflichen, gefunden hat. Er verspricht darüber eine besondere Nachricht zu liefern. Am Ende hat er den Ofen abgebildet und beschrieben, den er zu diesen Arbeiten am bequemsten gefunden hat. Es ist derselbige, den Kunkel empfohl, doch hat Fontanieu einige Veränderungen gemacht.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

16tes Stück.

Den 17. April 1779.

Göttingen.

Das Osterprogramma, vom Hrn. D. Leß, handelt von der Stelle Galat. 3, 20, in deren Erklärung alte und neue Ausleger so sehr von einander abgehen. Eine kurze Geschichte der ältern Auslegung gehet voran, wo die Meinungen der vornehmsten Interpreten des christlichen Alterthums, Origenis, Chrysostomi, Hieronymi, Ambrosiastri und Theodoreti angefürt und beurtheilt werden. Niemand, als der Verfasser des Ambrosio ehedem beigelegten Commentar. in epistol. Paul. sahe, daß die ausfürliche und klare Stelle, Ephes. 2, 11 f. zur Erläuterung dieser abgebrochenen und dunkeln Aussprüche müsse angewendet werden. Aber er verließ den guten Weg, den er betrat, alsbald wieder. Des Hrn. D. Auslegung ist auf folgenden Paulo eigentümlichen und gewönlichen Vortrag gebauet: "Jesus „ist der Höchste, und Einzige Unterhändler" (Vermitler, μεσιτης,) "den Gott an das Menschenge-

„schlecht gesandt; aber nicht, wie Moses, bloß „den Einen Theil desselben," (die Juden,) "sondern an beide Theile" (Juden und Heiden.) "Und der Hauptbeweis davon ist, daß nur ein „Einziger Gott ist." Dieses wird aus Pauli Schriften weitläufig dargestellt; und dem gemäß die ganze Stelle so übersezt und erklärt: "Er aber, „jener Vermitler" (von dem V. 16 f. geredet worden) "ist nicht Eines Theils" (der Juden) "Vermitler: denn der wahre Gott ist nur ein Einziger." In dem grammatischen Beweise dieser Auslegung verbreitet der Hr. V. sich besonders über den Artikel ὁ, das Substant. μεσιτης, und die Partikel δε. Hierauf wird die Stelle in den Zusammenhang des Ganzen gesezt; und alles endlich auf des Programmatis Gegenstand angewendet.

Leiden und Frankfurt am Mayn.

Bey Sam. und Joh. Luchtmans am ersten, und bey Abraham van Paddenburg am letzten Orte, sind 1778. in groß Octav herausgekommen: *G. G. Schillingii* de Lepra commentationes. Recensuit *J. D. Hahn.* Mit einem Titelkupfer, das einen Kopf eines Aussätzigen vorstellt, mit dem Motto: *horridior morte.* Der Verfasser dieser lesenswürdigen Schrift ist, wie Hr. H. in der Vorrede sagt, aus der Prignitz gebürtig, hat sich aber seit mehrern Jahren im Holländischen Guiana zu Paramaribo aufgehalten, und beydes Arzney- und Wundarzneykunst ausgeübt, von daher er sich schon im Jahre 1769. durch eine Diatribe de morbo in Europa pene ignoto, quem Americani vocant Yaws, bekannt gemacht hat. Und nun giebt er uns eine überaus lehrreiche, sowohl auf der alten

griechischen und arabischen Aerzte, als auch auf vielfältige eigene Erfahrung gegründete, Beschreibung des Aussatzes zu lesen, der hauptsächlich in der Provinz Caraban unter den Mohrensklaven, auch andern, sehr häufig gefunden wird, und sich sehr zu verbreiten drohet. Er giebt die Kennzeichen davon sehr genau an, die den ersten Anfang, und so zu reden, den Keim des Aussatzes untrüglich verrathen; trägt die Heilungsart vor, bey welcher es ihm am mehresten geglückt hat, dem Ausbruche des Uebels zuvorzukommen, oder es zu heilen; fügt zuletzt die Methode bey, deren sich eine freygelassene Afrikanerin mit vielem Glücke gegen diese Krankheit bedient hat, und liefert, nebst Abbildungen der hiezu gebrauchten Gewächse, die botanische und Amerikanische Benennung derselben. Ausser dem eigentlich medicinischen Theil, davon nachher noch das Vorzüglichste vorkommen wird, finden Kenner der hebräischen Sprache und rabbinschen Auslegungen über diese Krankheit auch reichliche Nahrung. Rec. ist, ohnerachtet er die Richtigkeit der beygefügten Uebersetzungen nicht beurtheilen kan, angenehm gewesen, aus der hier mit abgedruckten Dissertatio philologico-medica Philippi Ousseelii de Lepra cutis hebraeorum, die zu Franecker bereits im Jahre 1709. herausgekommen, zu ersehen, wie weit das Auge des Selbstsehers über die Scharfsichtigkeit des blossen Denkers hinausreicht, und wie richtig jener sieht. Ueber diese Dissertation liefert Hr. S. sehr lesenswürdige Anmerkungen.

Der Aussatz, in Surinam Boási, der, wie der Verf. beweist, auch da eben derselbige ist, mit welchem die Juden, vornehmlich in Aegypten, so sehr geplagt waren, der durch die Kreuzzüge

in ganz Europa herumgeschleppt wurde, und unter dem Namen der Lazarus- oder Jerusalemskrankheit bekannt war, und dem die jetzigen Araber noch ausgesetzt sind, äussert sich anfangs durch so unbeträchtliche kleine fühllose Flecken, daß ein geübtes Auge dazu erfordert wird, ihn bey der ersten Ereigniß erkennen zu können, darinne der Verf. desto leichter eine Fertigkeit erlangen können, da die Sklaven am geringsten Theile des Leibes bekleidet sind. Diese Flecken sind entweder blaßroth oder schmutzigweiß, ins Dunkelgelbe oder Rothe schielend. Im ersten Falle sind die Haare dieser Stelle entweder gelblich oder röthlich; im letztern weiß. In beyden sind sie rund, anfangs sehr klein, und entstehen, so wie die aussätzige Geschwulst, ohne alle vorgängige Entzündung. Die Fühllosigkeit ist beyden gemein, und ein dem Aussatz ganz allein zukommendes Zeichen, welches vor Hrn. S. Niemand so genau bemerkt hat. Diese beyden Merkmale, die veränderte Farbe der Haut und die Fühllosigkeit dieser Stellen, sind so zuverlässig, daß man in deren Ermangelung auf keinen Aussatz erkennen kan. Da bey der Verschiedenheit der Farbe der Haut die genaue Unterscheidung der Farbe der Flecken Schwierigkeiten hat, so kan man sich auf die Fühllosigkeit gegen stechende, schneidende oder brennende Versuchmittel einer solchen Stelle allein verlassen. Ohnerachtet der äusserliche Fleck sehr klein ist, ist doch der Körper durch und durch, des gesunden Anblicks ohngeachtet, mit dem Aussatzgift durchdrungen, und folglich auch dann schon ansteckend. Er giebt hier Vorsichtigkeitsregeln für diejenigen an, deren Pflicht es ist, dergleichen Verdächtige zu untersuchen. Zuweilen werden die Flecken in Jahresfrist kaum eine Linie breiter, greifen aber hernach bey übler

Diät

Diät desto schleuniger um sich. Unter den Armen, in Pube und auf den Hinterbacken trifft man die Aussatzflecken am sichersten an. Bey weiterm Fortgang der Krankheit werden die Ohrläppchen dick, hart und knotig. Hierauf werden die Nasenflügel, die Lippen und das ganze Gesicht dick und zinnoberroth, auch an Mohren. Mit der Zeit aber geht die Farbe in bleyfarben über, die Haut zieht sich zusammen und bildet harte Falten. Bey guter Diät kan die Krankheit zehn bis zwanzig Jahre so stehen bleiben, bey übler sinkt der Kranke in alle das schauderhafte Elend hinab, welches der Verf. sehr anschaulich abbildet. Die Fühllosigkeit, bey der ganze Glieder abfallen, ist noch ein trauriger Trost bey solchem anhaltenden Elend. Das wenige, was Aussätzige noch ausdünsten, ist von unleidlichem Gestank. So lange das Uebel die Füsse nicht ergriffen hat, nennt es der Verf. Lepra: zieht es sich aber dahin, welches doch seltener geschiehet, so heißt er es Elephantiasis. (Aus Schonung vieler Leser dieser Blätter enthalten wir uns, die Scheußlichkeit dieser Krankheit weiter zu beschreiben, und verweisen, die, denen daran gelegen, an die Schrift selbst.) — Die Seuche, durch Afrikanische Mohrensklaven nach Amerika gebracht, ist schon so gemein, daß der Verf. befürchtet, daß sie endlich in die übrigen Colonisten und in die Städte übergehen möchte. Daß sie sich in Amerika nicht selbst erzeugt habe, oder von je her unter dieser Nation gewesen, bezeugen noch jetzo die vielen Stämme, unter welchen sie sich noch nie geäussert. Unter den neuankommenden Mohrensklaven sind die schönsten am öftersten vom Aussatz angegriffen. Warum diese Krankheit in Surinam und den Caraibischen Inseln weit häufiger sey, findet der V.

die Ursache in der Aehnlichkeit der Climate zwischen diesem Theil von Amerika und Aethiopien; in den Arten der Speisen, die sich die Mohren nicht scheuen zu geniessen, faule Fische, Aeser, auch solche, die am Biß giftiger Thiere verrecket; der Einförmigkeit der Luft und Witterung; der daher entstehenden Verderbniß des trinkbaren Wassers; in der Ausschweifung in der Wollust, und dem Mangel am weiblichen Geschlechte. Alle diese, die Fortpflanzung der Seuche begünstigende, Ursachen finden im nördlichen Amerika weniger Statt; es seyen dort auch weniger Sklaven nöthig, da der Acker mehr durch Lastthiere, als durch Menschen gebauet werde, und man weniger auf die Schönheit der Sklaven beym Einkauf achte, als hier. Der Verf. nimmt ein eigenes Virus an, ohne welchen der Aussatz nicht entstehen kan, wagt es aber nicht, dessen Natur bestimmen zu wollen. Eine durch üble Diät zähe gewordene Lymphe und zurückgehaltene Ausdünstung erzeugen überhaupt Hautkrankheiten, die tiefer in den Körper nicht eindringen; durch Hinzukunft aber des Aussatzvirus werde der ganze Körper aussätzig. Selten sey die Natur allein wirksam genug, dasselbe ganz zu überwältigen, doch könne es geschehen, daß bey starken Naturen eine gänzliche Veränderung der Säfte und vollkommene Crise Statt habe, dadurch alles Aussätzige auf die Haut des ganzen Körpers geworfen, in Gestalt der Schuppen abfalle, und nach dieser Ereigniß müsse der 12. 13. V. des 13. Cap. des 3. B. Mos. verstanden werden. (Ueber diesen wichtigen Punct breitet sich der Verf. in den Animadversionen p. 145-150 weiter aus.) Allerdings ist der Aussatz sehr ansteckend, und pflanzt sich von Eltern auf Kinder, von Ehegatte auf Ehegatte, und sonst durch genauen und öftern

Um-

Umgang fort; doch ist die Empfänglichkeit nicht gleich. Die Prognosis ist unsicher. Die Cur ist leichter, wenn sich der Aussatz über den ganzen Körper gleichförmig verbreitet. Zusammenfliessende Pocken sind Aussätzigen tödtlich, die Finger können alsdann ohne Schmerz gelenkenweise abgenommen werden; ganze Stücken Fleisch fallen aus. Ein allgemeiner Herpes endigt sich in tödtlichen Durchfall. Am öftersten findet man die geile Seuche bey Aussätzigen, da sie ausserordentlich geil sind. Sie theilen andern den Aussatz mit, und bekommen nicht selten die geile Seuche dafür wieder zurück. Quecksilberzubereitungen verschlimmern das Uebel unglaublich. Die Cur erfordert lange Zeit und viele Gedult, da sie auf die allgemeine Beschaffenheit der Säfte gerichtet ist. Es kommt alles darauf an, daß die gehemmte Ausdünstung wieder hergestellt, der Körper mit guten Säften erfüllt und verhütet werde, daß sich nicht von neuem zähe scharfe Säfte erzeugen können. Aderlaß, Purgiermittel, Clystiere und Bäder gehen voran, dann wenigstens sechs Wochen lang verdünnende auflösende Tränke; dann schweißtreibende und, nach Nothdurft, stärkende Mittel. Aus dem verbesserten Blute nimmt er weitere Anzeigen zur Cur her. Er giebt alsdann bittere Extracte und öffnet den Leib; Salze mit Behutsamkeit, um allen Reiz zur Satyriasis zu vermeiden. Geschwüre verbindet er mit Aloe, Myrrhen und Bernsteintinctur, warnt aber sehr für allen Mercurialmitteln. Nach sieben Monaten erst fangen die Schörfe und Knoten an, weich zu werden und abzufallen. Von den Füssen hat er die Haut wie Stiefeln sich abziehen gesehen. Die neue Haut ist über alle Maasse empfindlich. Bey dem besten Anschein muß die Cur und die Diät doch noch einige Mo-

Monate fortgesetzt werden. Zur Stärkung räth er, den ganzen Leib entweder mit Brandewein oder Rum zu waschen, oder mit wohlriechenden Harzen zu räuchern. Zeichen vollkommener Heilung sind, wenn alle Knoten, Schörfe, Ungestaltheiten und Flecken weg sind, das Gefühl an den vorhin fühllosen Stellen wieder da ist, und das aus der Ader gelassene Blut seine natürliche Farbe wieder hat. Zu Bestreitung der mit dem Aussatz verbundenen geilen Seuche bedient er sich bloß der Holztränke mit rohem Spießglas. Kommen zum Aussatz Faul= oder andere Entzündungsfieber, so beschäftigt er sich bloß so lange mit diesen. Unmenschlich ist es doch, daß Herren aussätziger Leibeigener diese Elenden lieber verhungern, oder ihren jammervollen Zustand bis zum Selbstmorde steigen lassen, ehe sie einige Kosten an ihre Heilung verwenden. Die Heilart, womit eine freygelassene Afrikanerin den Aussatz oftmals glücklich geheilt hat, besteht kürzlich in Folgendem: nachdem sie den Körper wöchentlich zweymal mit Gummigutt gereinigt, giebt sie dem Kranken täglich dreymal ein Pfund von einem Decoct warm zu trinken, das aus dem Holze und Wurzel des **Tondins** bereitet wird. (Nach der Meynung des Hrn. H. gehört dies Gewächs unter das Geschlecht der Paulliniae, und ist dasselbige, was **Plumier** Clematis pentaphylla, pedunculis alatis, fructu racemoso tricocco nennt.) Der Kranke muß sich durch Bewegung in Schweiß bringen, nach welchem sie den ganzen Körper mit dem Absud der Blätter dieses Strauchs abwäscht, die Kranken bedeckt und schwitzen läßt. Hiemit wird einige Wochen fortgefahren. Nachher bereitet sie eine Salbe aus einer *Cuscuta*, die sich an Pomeranzen= Citronen= und Limonienbäume häufig anschlingt, setzt

setzt sie mit Wasser in Gährung, und wenn es faul riecht, vermischt sie das Kraut häufig mit Citronensaft, daraus denn eine schwarze Salbe wird, mit welcher sie die aussätzigen Flecken und Knoten bis zu völliger Genesung bestreicht. Hr. S. bezeugt die Wirksamkeit dieser Mittel.

Wir übergehen Ousseelii Diss. als blosses Raisonnement, das sich auf nichts weniger, als vollgültige Erfahrung, sondern allergrößtentheils auf unnatürliche, weithergeholte, rabbinische Erklärungen solcher Sachen gründet, die die Rabbinen am wenigsten selbst gesehen haben, und folglich nicht gehörig davon urtheilen können, und zeigen noch ein und anderes aus *Schillingii* animadversionibus in Ousseelianam et ad suam de Lepra dissertationem, als dem dritten Abschnitt des Werks, an. Er verwirft mit größtem Recht alle überflüssige Unterscheidungen des Aussatzes, die aus der Gestalt desselben, den Gliedern, die er ergriffen ꝛc. hergenommen sind. Im Grunde bleibt es Aussatz, und der zu überwindende Gegenstand der Gesundheit, das Virus desselben. Daß die allerersten Zeichen des Aussatzes von den Profanschriftstellern übergangen worden, sey in der scheinbaren Unbeträchtlichkeit der ersten kleinen Flecken; der Abwesenheit eines damit verbundenen Schmerzes; dem Ausbruch derselben an heimlichen oder durch Kleider bedeckten Orten; der Unwissenheit der Behafteten; der Schande und Gefahr, aus der Gesellschaft ausgestossen zu werden, zu suchen. In Surinam, wo die Sklaven nackend gehen, kennen Kinder schon verdächtige Flecken. Wie wenig man sich auf die Beschreibungen der Rabbinen verlassen könne, zeigt der Verf., als vielfältiger Augenzeuge, auf das einleuchtendste, und verbreitet über die hieher gehörigen Schriftstellen viel Licht.

z. B. über die Veränderung der Haare; den tiefer scheinenden aussätzigen Fleck, der durch das altweiß oder schmutzigweiß das Auge täuscht; die Weiterverbreitung des Flecks; das rothe (lebendige) Fleisch. Es unterscheidet sich vom wilden, in andern Geschwüren oft vorkommenden, Fleische sehr; es ist völlig, auch gegen die stärksten Etzmittel, fühllos, verbreitet sich in die Breite und Länge mehr, als in die Tiefe, und hat einen weissen Fleck. In Beurtheilung einer verbrannten Stelle der Haut unterscheidet er: ob die Haut allein, oder die darunter liegenden Muskeln mit verbrannt gewesen. Im ersten Falle wird die Narbe eine Zeitlang nach der Heilung roth, im letztern aber weiß bleiben. Allerdings kan, gegen die Meinung der Rabbinen, eine verbrannte Stelle aussätzig werden, und rothes lebendiges Fleisch bekommen. Den Sibirischen Aussatz (Melas Sibirica) dessen Pallas gedenkt, hält er mit dem Surinamischen für einerley. Es ist gewiß, daß die Natur eines Aussätzigen so sehr wenig zu Entzündungen geneigt sey, daß weder heftige Etzmittel noch lebendiges Feuer dergleichen erregen. Hr. S. ist daher geneigt, anzunehmen: daß das Aussatzvirus nicht sowohl eine fressende, als eine fühllosmachende Gewalt habe, bey der doch einiges Leben in dem angegriffenen Theile übrig bleibt, da es sonst schleunig in völlige Absterbung übergehen müsse. Der übergrosse Antrieb zum Beyschlaf und der anhaltende kitzelnde Reiz um die Zeugungsglieder, geben doch einige Schärfe zu erkennen. Auch aus diesem heftigen Antrieb hat er oft gegründeten Verdacht auf den Aussatz hergenommen. So bald sich der Aussatz über den ganzen Leib ausbreitet, nimmt der Antrieb ab. Ein neuer Beweis für oben angezogene allgemeine heilende Crise. S. 167

und

und 168 verdienen über den 12. V. des 12. Cap. des 4. B. Mos. gelesen zu werden. Nach zehen unterrichtenden Krankengeschichten beschließt der Verf. mit einer Betrachtung des Aussatzes lebloser Dinge. Obschon er das mit Aussatzeiter beschmutzte Linnen mit warmer und kalter Lauge, mit allerley Spiritus, mit verschiedenen Arten Seife hat waschen lassen, hat es doch eher geschienen, daß sich die Flecken weiter ausgebreitet, als vermindert haben. Den grünen, braunen und blaßrothen Ausschlag am Mauerwerk hat er in Surinam, da die Häuser alle aus Holz gebauet sind, nicht beobachten können, glaubt aber, daß der Kalch, so wie alle andere Feuchtigkeit, also auch die Ausdünstungen der Aussätzigen, in sich nehme, und zum Nachtheil anderer wieder von sich gebe. Hausgeräthe solcher Kranken sey allerdings sehr verdächtig. Des Aussatzes in wollenen Tüchern gedenkt er nicht. Ob Hausthiere die Krankheit erben, bleibt ohnentschieden. Zuletzt beschreibt er noch ein Gewächs, das er Viscum Surinamense nennt, und fügt die Zeichnung davon bey. Die Einwohner bedienen sich desselben gegen den Aussatz. Es hat eine starke urintreibende Kraft. In der Vorrede giebt Hr. H., ausser einer kurzen Lebensbeschreibung des Hrn. S., die Geschichte des Aussatzes nach dreyen Perioden an, und warnt bey Gelegenheit eines Aussätzigen, der die Krankheit aus den Dänischen Besitzungen in Amerika mit nach Teutschland gebracht hat, dessen Geschichte der Kön. Dänische Leibarzt, Hr. D. Henßler, in einem Schreiben an Hr. H. berichtet, vor der vierten Periode, die leicht zu uns gebracht werden könnte, zumalen die ersten Ereignisse der Krankheit nicht immer im Gesichte oder an den Händen sichtbar sind. Ausserdem bringt er sehr viel Le-

sens-

senswürdiges aus einem Briefwechsel mit Hrn. S. über den Nutzen des Tondins in der Wassersucht; über die elektrische und magnetische Kraft der Torpedo; die magnetischen Curen, die die Priester zu Samothracien schon gebraucht haben, und über den Aschenzieher an.

Paris.

Wir sehen, daß wir von den Lettres du Pape Clement Ganganelli den dritten Band übersehen haben; er ist ohne Namen des Druckers A. 1777. in groß Duodez herausgekommen. Schon die vorhergehenden Bände erregten bey vielen einen Zweifel, ob sie auch wirklich von des Papstes Hand seyen, dessen Namen sie führen, und in diesem Bande wird der Zweifel vermuthlich zunehmen. Wir finden in demselben spitzige Concetti und häufige Antithesen, die mit dem gesetzten und gründlichen Gemüthe des Papstes nicht übereinzukommen scheinen. Wir finden auch bey diesem Bande nicht den geringsten Beweis einer echten Herkunft. In der Vorrede findet man eine Nachricht vom Gemüthe und dem Verstande des Papsts. Etwas vom Scotismo habe er doch angenommen. Die Briefe machen den ersten Theil dieses Bandes aus. Einige witzige Briefe an den Abbt Frugani. Ganganelli hatte auch Verse gemacht, sie aber in einer glücklichen Stunde verbrannt. Er gesteht, es mangele ihm, gereiset zu haben, und er würde über vieles besser belehrt seyn, wenn ihm dieser Vortheil nicht abgegangen wäre. Mecreant wird allzuoft für incredulus gebraucht, und ist ein viel zu harter Ausdruck für einen Papst, der auf allen Seiten über den Eifer und über die Schärfe klagt, die man wider die Ungläubigen gebraucht habe.

habe. Aber ists auch gewiß, daß man den Bayle nicht mehr hoch schätze? Die Kirche ist doch der Vorwurf der Liebe und der Bewunderung unsers Ganganelli. Ein überaus freundschaftlicher Brief an den D. Bianchi, ehemaligen Janus Plancus. Ganganelli nimmt einen grossen Antheil am Wohlstande seiner Landsleute zu S. Arcangelo. Ein unanständiger und niedriger Ausdruck über ein Geschenk von Toback. Einige Briefe aus seiner letzten Krankheit und kurz vor seinem Tode sind voll Gemüthsruhe.

Die folgenden Schriften sind zuverlässig: es sind päpstliche Breve, oder auch Reden, die Ganganelli als Mönch und als Cardinal gehalten hat. Eine Rede zum Lob der Religion, zu Ascoli A. 1732. gehalten. Der gute Clemens bemüht sich, zu zeigen, die Religion sey weder streng noch grausam: er versteht also nicht die Religion durch das Wort, wie sie von Päpsten und von ganzen Kirchenversammlungen ausgeübt worden ist; er versteht die christliche Religion: aber daß er doch die Römische verstehe, findet man aus dem Lobe, das er der Religion beylegt, sie mache uns der guten Werke aller tugendhaften Christen theilhaftig. Freylich duldete der Heiland die schismatischen Samariten: aber Ghisleri, der den Heiligen beygezählt worden ist, ließ so viel protestantische Geistliche, als er konnte, aus Rhätien wegschnappen und zu Rom verbrennen. Carl Borromeo stiftete einen Aufruhr wider die Rhätier an, und gab den Rebellen Geld, Völker anzuwerben. Gregorius XIII. und Sixtus V. hielten Triumphreden über die Parisische Bluthochzeit und über die Ermordung Henrichs III.: das hieß sie die Religion Jesu nicht, und kein Papst hat dennoch jemals die-

dieses Verfahren mißbilligt. Und dann verflucht Ganganelli (das Anathema) alle diejenigen, die verfolgen! Wozu denn die Inquisition? Wozu die Todesstrafen wider die zum protestantischen Glauben Uebergehenden? Wozu Clemens des XIII. Aufmahnungsbrief an die Pohlen wider die Protestanten: bloß weil man sie nicht mehr verfolgen sollte? Doch sagt dem Ganganelli sein gutes Herz, anstatt die Ketzer zu verfolgen, habe man sie gedultig anhören und liebreich überzeugen sollen. Haben doch die Evangelisten gegen die Feinde und Verfolger des Heilandes sich niemals einen harten Namen erlaubt. Friede sey der Geist der Religion. Wider die Gierigkeit der Klöster, die nichts über die Nothdurft verlangen sollten. Etwas zu Gunsten der geistlichen Orden, zumal S. Benedicts, der seinen Nachfolgern geheissen habe, mit ihren Händen zu arbeiten (bis sie Aebbte, Bischöfe und Fürsten würden, und sich das Schwerdt vortragen liessen.) Vielleicht seyen ihrer zu viel: dennoch seyen die Mönche nicht ohne Nutzen. Etwas vom Einfluß des Climats auf die Nationen. Die Italiäner haben die Nacheiferung verlohren, seitdem ihr Land in viele kleine Reiche vertheilt sey, und keines Reichthümer genug besitze, die Wissenschaften zu belohnen. Und dann haben die Italiäner keinen Nationalstolz. Der Napolitaner nehme am Ruhme eines Venetianers keinen Antheil. Eine Rede, die Papst Ganganelli vor der Inquisition über den Aberglauben gehalten hat. Noch vor diesem Blutgerichte äusserte der damalige Mönch sein liebreiches Gemüthe. Benedict XIV. habe geglaubt, die Mönche könnten, vom Fasten und schlaflosen Nächten erhitzt, ihre Träume für Gesichter gehalten haben. Eine Lobrede Benedicts XIV.: schon als Student habe

er

er Anzeigen seiner künftigen Grösse von sich gegeben. Einige Nachrichten von Clemens des XIV. gutem Freunde, P. Francesco: seine äusserste, fast zum Ausschweifen getriebene, Mässigkeit im Essen und in Kleidern; er habe Münzen, Gold, Seltenheiten und Kleinodien weder für sich, noch für die Seinigen, behalten, sondern der Clementinischen Sammlung geschenkt; er sey doch väterlicher und mütterlicher Seite ein Edelmann gewesen; niemals habe er das Generalat in seinem Orden auf sich nehmen wollen; er habe die Siebenbürger in den Schooß der Kirche aufgenommen: wer mögen diese Siebenbürger seyn?

Tournay.

Le naturisme (ein besonder Wort) ou la nature considérée dans les maladies et leur traitement. Ouvrage qui a remporté le pris de l'Académie de Dijon. Par Mr. *Planchon*, Licencié de Louvain, Medecin de Tournay, ist bey Varle 1778. auf 270 Seiten groß Octav gedruckt. Die 1773. aufgegebene und 1776. erneuerte Frage der Akademie zu Dijon war kürzlich: "in „welchen Krankheiten soll man der Natur den „Lauf lassen, und in welchen handeln, und „was für Zeichen hat der Arzt dabey?" Hierauf wird nun vom Hrn. P. in einem ganz systematischen Werke gelehrt genug geantwortet, das 310 Paragraphen ausmacht, ohne die 68 Corollaria, durch welche hin wir aber dem Verfasser nicht zu folgen vermögen. In den hitzigen Krankheiten überlasse man im Ganzen mehr der Natur die Sache; in den chronischen habe der Arzt mehr zu thun; allenthalben sind Ausnah=

nahmen, die unterschiedenen Arten hitziger Krankheiten, und selbst in den verschiedenen Zeiträumen einer und derselben hitzigen Krankheit ist dieses sehr verschieden; wiederum läßt man ein Podagra gehen, wenn es regelmässig ist. Doch schade man vielen Menschen durch den zu frühzeitigen Gebrauch der Fieberrinde bey Wechselfiebern; ohne Vorurtheile zweifelt daran Niemand. Den größten Theil des Werks macht eine allgemeine Therapie aus, und giebt die Zeichen an, die eine oder die andere Classe von Arzneyen, ausleerende, verändernde oder äusserliche Mittel, so theilt sie der Verfasser ein, erfodern; alles nach guten Schriftstellern, und nicht ohne Beurtheilung. Wo die Natur eine Crisis vor hat, da muß man denn bloß zusehen; freylich wohl, wenn man der Sache gewisser ist, als sie des Solano Pulse machen; aber die vielen unvollkommenen Crisen bey uns entlassen uns doch nicht. Neu ist uns der Gebrauch der Mittel aus Mohnsaft bey Magenkrämpfen und Coliken vom Fressen; indem es die Schmerzen stille, mache es Brechen. Begreiflicher ist der Nutzen der Vermischung des Mohnsafts zu den Purganzen bey Personen, denen sonst alle Abführungen unerträglich sind, man giebt etwa einen Viertelgran. Der Arsenik bleibe dem thierischen Körper auf alle Weise Gift, aber der mineralische Bezoar (bey uns antimonium diaphoreticum genannt) sey ein specifisches Gegengift, man müsse alle drey Stunden zehn Gran in Gerstenwasser geben.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

17tes Stück.

Den 24. April 1779.

Grenoble und Paris.

Hier ist 1778. in groß Regalfolio mit vieler Pracht bey Cuchet, Nyon, Nee und Masquelier verlegt: Recherches sur les Volcans éteints du Vivarais et du Velay, avec un discours sur les Volcans brulans, des memoires analytiques sur les Schorls, la Zéolithe, le Basalte, la Pouzzolane, les Laves et les différentes substances, qui s'y trouvent engagées etc. par Mr. Faujas de Saint-Fond, mit einigen kleinern und 20 grössern sehr gut gestochenen Kupferplatten, welche fast alle vulkanische Gegenden vorstellen, ohne Zueignung an den Cardinal von Bernis, eine Vorrede von XVIII Seiten, und ein Verzeichniß der Subscribenten, S. 460 mit einem angehängten Register. Rec. kennt bis jezt kein Werk, in welchem dieser wichtige Theil der Naturgeschichte, die Lehre von den feuerspeyenden Bergen, vollständiger abgehandelt wäre. Hr. F. hat alles, was ältere und neuere Schriftsteller vom Vesuv,

Aetna, Hecla und andern feuerspeyenden Bergen geschrieben haben, mit fast unglaublichem Fleisse ausführlich gesammlet, mit Scharfsinn beurtheilt, trefflich geordnet und glücklich genutzt, um aus den Veränderungen und Wirkungen, welche die Vulkane unter unsern Augen hervorbringen, oder nach unläugbaren Zeugnissen sichtbarlich hervorgebracht haben, durch eine vorsichtige Vergleichung recht anschauend darzuthun, daß auch andere Gegenden unserer Erde einer ähnlichen Wirkung des Feuers, das aber in weit entferntern und frühern Zeiten, als daß unsere Geschichtbücher ihrer gedenken könnten, oft zu wiederholtenmalen gewüthet hat, ihre gegenwärtige Gestalt zu danken haben, alle, zuweilen zu gleicher Zeit, meistens aber nachher durch andere Elemente, Wasser und Luft, wieder in etwas verändert, auch wohl durch spätere Ueberschwemmungen und Anschwemmungen mit ganzen Schichten von Kalksteinen überdeckt worden sind, so wie im Gegentheil ganze Ströme von Laven zuweilen (bey Villeneuve de Berg, auch im Val D'agno im Venetianischen) in die vom Wasser angesetzten noch nicht erhärteten Kalklager gedrungen, ihre ursprüngliche Lage gestört, und sich zwischen sie gesetzt haben. Hr. F. rühmt mit Recht die Verdienste eines Ferber und Hamilton um diesen Theil der Naturgeschichte (so wie er überhaupt in dem ganzen Werke auswärtige Schriftsteller mehr, als man an seinen Landsleuten gewohnt ist, genutzt und rühmlich angeführt hat) und bedauert, daß der Abbt de la Torre bey seinem Eifer zu wenige Einsichten in der Mineralogie hatte. Jede dichte und harte Lava nennt er, ohne Rücksicht auf Gestalt zu nehmen, Basalt (also ist bey ihm aller Basalt vulkanisches Product; von den Französischen mag es

wahr

wahr seyn, aber von manchen andern, die wenigstens diesen Namen führen, wird es noch immer schwer zu erweisen bleiben.) Bey Expailly in Velay findet man in einem Bache Riou-Prizzouliou Hyacinthe und Sapphire in Eisengranaten, auch Granaten im Sande. Vivarais und Velay, zwo zu Languedoc gehörige Provinzen, (in Auvergne und Provence haben sie schon andere Französische Naturforscher entdeckt,) sind voll vulkanischer Producte, die aber in Obervivarais durch andere Elemente schon mehr verändert sind. Hr. F., der allenthalben, wie es zu solchen Untersuchungen nothwendig erfordert wird, die Natur in der Natur selbst studirt hat, hat öfters den Uebergang der Laven in granitartigen Feldspat zu sehen geglaubt. Die Erklärung, die Hr. F. von dieser Verwandlung giebt, ist sinnreich, aber uns dünkt sie noch zu gekünstelt. Die vieleckigen undurchsichtigen weissen Krystallen, die man so häufig in einigen Laven (Pierre de Caprarole) findet, hält Hr. F. für wahre Granaten, die aber durch einen sauren Dunst zerfressen sind; sie finden sich auch im Eisensand zu Expailly in Velay. Schörl, der sich auch in sehr vielen vulkanischen Producten von Velay (doch in einigen Gegenden von Velay gar nicht) und Vivarais in einer grossen, von Hr. F. deutlich beschriebenen, Mannigfaltigkeit zeigt, hält Hr. F. für kein Product des Vulkans, sondern glaubt, er sey, wie z. B. Bergkrystall, ohne Feuer entstanden, und wie andere nicht vulkanische Steine durch die Wuth des Vulkans aus einer Tiefe herausgeworfen worden, die wir mit unsern Bemühungen nicht ergründen können, da überdieß manche Laven schon in einem schwachen Feuer schmelzen, ohne daß sich die Gestalt der in ihnen enthaltenen Schörlkrystallen änderte. Sonst

theilt Hr. F. den Schörl in glasichten, faserichten und blätterichten (Schörlspat) auch nach seiner Farbe und äusserlichen Gestalt ein. Der schwarze Schörl in den Laven wird sehr oft, wenn er mit diesen im Feuer gewesen ist, vom Magnet angezogen; dadurch läßt sich der vulkanische von andern unterscheiden. Den Aschenzieher will Hr. F. nicht unter den Schörl, so wenig, als unter den Zeolith, zählen, und eben so wenig andere gefärbte Steine, die man häufig in den Laven antrifft und für Schörl gehalten hat; Hr. F. hält sie vielmehr für Hyacinthen, Granaten, Chrysolithe (aber sollten sie wohl ihre Härte haben?) Auch den Zeolith findet man häufig in vulkanischen Producten vom Hecla, vom Ferroe, vom Gergovia in Auvergne, von Altbreysach, von der Insel Bourbon und Isle de France (auch vom Habichtswalde in Hessen) und von Rochemaure in Vivarais. Hr. F. hält den Zeolith mit Sage für ein Gemenge aus Kalk- und Kieselerde, und glaubt, daß er nur in dem Falle aufbraust, wenn die erstere (ohne Zweifel nimmt er eine beträchtliche Härte an, wenn die letztere) das Uebergewicht hat; daß er mit Salpetersäure zu einer Art von Sulz wird, hält er für kein so beständiges und sicheres Kennzeichen, als daß er leicht fließt, und kurz zuvor einen Feuerschein von sich wirft; er glaubt aber, daß der Zeolith nur selten durch das Feuer erzeugt, sondern gemeiniglich aus zerstörten vulkanischen Producten durch Wasser zusammengesintert, und in ihren Ritzen abgesetzt worden sey. In Vivarais und Velay findet man schwarzen, schwarzbläulichten, schwarzröthlichten, schwarzgelblichten und grauweissen Basalt, auch getiegerten (am Mezinc) weißgedüpfelten (bey Expailly) weißgrünlichten (am Mezinc) mit Bäum-

chen

chen gezeichneten (bey Expailly und Rigaudel) stahldichten und feinkörnigen, ohne alle bestimmte Gestalt, in Tafeln (den Hr. F. für den Trupp der Schweden hält, ob er gleich anderwärts gesteht, diesen nicht gesehen zu haben) in Kugeln und in dreyseitigen (selten bey Vals und Rochemaure) vierseitigen (auch selten) fünfseitigen (häufiger, oft mit grossen Kernen von Chrysolith oder Granit) sechsseitigen, sieben- acht- neunseitigen (seltener) ganzen und gegliederten, losen und darniederliegenden, oder aufrecht und parallel, meistens senkrecht und dicht neben einander stehenden, zuweilen in gewundenen Ecksäulen, seltener von ungleichem Durchmesser, oft mit eingeschlossenem Zeolith, Schörl, Feldspat, auch wohl mancherley Thon und Kalkarten, zuweilen auch (bey Villeneuve de Berg) zwischen Kalkschichten. Auch halbschwammige Laven (oder Laven im engern Verstande) die Hr. F. für verkalkten, oder durch saure Dünste zerfressenen Basalt hält, findet man nach ihrer Farbe und nach den Körpern, welche sie eingeschlossen haben, von einer grossen Mannigfaltigkeit, violet, roth und blau, wie Berlinerblau, in dem Crater von Montbrul. Bimssteine (Laves poreuses) bläulicht, grau, himmelblau, und (bey Polignac oft mit ganzen Schichten von Eisenstein) milchweiß; selten, und nur bey Rochemaure, Glasachat (Email des Volcans) aber in allen diesen vulkanischen Gegenden eine Menge vulkanischer Breccien, von Puzzolanen (bey Chenavary) die Hr. F. und einige seiner Freunde auch schon im Grossen mit gutem Erfolge hat gebrauchen lassen (wo Rec. doch gewünscht hätte, daß Hr. F. zwischen der gar kein oder doch sehr weniges Eisen haltenden vulkanischen Asche, und der an Eisen reicherern

und eben daher zu Cement desto tauglichern Puzzolane mehr Unterschied gemacht hätte) von vulkanischen Producten, welche anfangen, in Thon überzugehen. Weitläufig spricht Hr. F. von den Orten, wo man Puzzolane findet, ihrem Gebrauch bey Alten und Neuen, auch aus eigenen Versuchen, den künstlichen Zusammensetzungen, welche ihre Stelle ersetzen können, und der Art, wie sie und jeder ihrer Bestandtheile, wirkt. Ob sich auch der Basalt durch gewisse Dünste in Augenblick des Auswurfs in Puzzolane verwandelt, wünschten wir durch mehrere Erfahrungen bestätigt zu sehen. Unter die fremden Körper, die öfters in vulkanischen Producten eingeschlossen sind, zählt Hr. F. Achat (sollte dieser immer einen Schwefelgeruch von sich geben, wenn man zwey Stücke davon an einander reibt?) Chrysolith, der seine hellgrüne, sich in das Gelbe ziehende, Farbe auch im stärksten Feuer nicht verliehrt, meistens in Körnern, seltener in Tafeln. Zuweilen mit einer gelbröthlichten Ocher bekleidet, oder auch verwittert, Feldspat, den er mit Sage für blossen geblätterten Quarz hält, den Gabro, den er vom Serpentinstein unterscheidet (Recens. kennt den Unterschied nicht) und, wie diesem, Allaunerde zu einem wesentlichen Bestandtheil anweist, Bittersalzerde aber nur, für eine zufällige Beymischung hält. Alle unreine Arten der Luft die nicht brennbar sind, begreift er unter dem Namen der festen Luft; Gneis nennt er einen schieferichten Granit (ganz nach der Meynung eines Charpentier) das Wasserbley zählt er mit Sage zu dem Glimmer, der Alaunerde hält (es hält doch, nach andern Versuchen, Bittersalzerde) auch macht er einen Unterschied zwischen Quarz- und Bergkrystallen. Den Schiefer theilt er in glim-

glimmerichten, in Dachschiefer und in Schleifstein; den Spat in Kalkspat, Flußspat (dieser löst sich doch in kochendem Vitriolöle auf, und bricht nicht immer in Würfeln) und Gipsspat. Röthlichten Trippel findet man in den abgeründeten Geschieben bey Montelimar, auch am Montbrul weißlichten. Beynahe die ganze andere Hälfte des Werks nimmt eine genaue topographische Geschichte der vulkanischen Gegenden von Vivarais und Velay ein. Bey Aisa (fast wie der Vesuv) und Jaujeac (beyde führen auch schon längst den Namen *Coupe*) die Balmes de Montbrul (80 Klafter tief und 50 Klafter im Durchmesser) und die Gravene de Theuyts sind wahre Cratere, in Obervivarais, statt dieser, Seen oder Vertiefungen; überhaupt auch die in beyden häufige Colonnaden von Basalt (Pavés des géans) nicht so gut erhalten, als in Niedervivarais; hier setzen sie mehr auf Kalk, dort immer auf Granit auf; bey Chenavari haben die Säulen zuweilen eine Höhe von 25, auch einen Durchmesser von etlichen Schuhen. Bey Maillas vereinigen sich zuweilen mehrere Säulen in einen Klumpen, der dann manchmalen 25 Schuhe im Durchmesser hat; bey Neyrac ist eine Höhle, der Grotta del cane vollkommen ähnlich; nach langem Regenwetter ist ihre Luft weniger schädlich, beynahe ganz unschädlich. In Velay ist die ganze Oberfläche mit vulkanischen Producten bedeckt; nirgends streicht Kalk, und nur an zweyen Orten Granit zu Tage aus. In der Kirche zu S. Michel bey Puy, einer Stadt in Velay, deren Gegend voll vulkanischer Hügel ist, fand Hr. F. Mosaique aus Würfeln von schwarzer Lava und einem weissen glänzenden Steine. Sehr wohl erinnert Hr. F., den Kalkspat (oder vielmehr Federstein) mit sternför-

mig aus einander laufenden Fasern nicht mit Zeolith zu verwechseln. Bey Brives gebraucht man einen sehr harten Feldspat zu Mühlensteinen, so wie überhaupt in ganz Velay und Vivarais mehrere vulkanische Producte zum Bauen. Einer der merkwürdigsten vulkanischen Berge ist der sogenannte Roche rouge, der gleichsam aus der Erde herausgetrieben worden zu seyn scheint, und daher noch ganze Klumpen von Granit an sich hängen hat. Wundern muß sich Recens., daß Hr. F. den Lasurstein immer noch unter dem Zeolith läßt, und zweifeln, ob die Europäischen, deren er gedenkt, wahrer Lasurstein sind; auch kann er sich nicht vorstellen, wie Hr. F., um die bindende Kraft der Puzzolane zu erklären, seine Zuflucht zu der festen Luft des Eisens nimmt, das doch, je vollkommener es ist, desto weniger feste Luft, wohl aber brennbare Luft, enthält, die doch von der festen sehr verschieden ist; aber seinen Wunsch nach einer allgemeinen vulkanischen Charte kan er nicht genug billigen. Noch hat Hr. F. viele lehrreiche Briefe seiner Freunde, die seine Meynungen und Wahrnehmungen grossentheils bestätigen, beygefügt; in einem finden wir die Hofnung zu einer vollkommenen Beschreibung des Vulkans auf Teneriffa; in einem andern Erfahrungen über die Kraft des flüchtigen Laugensalzes in Ohnmachten; eine Erfahrung von der Wirkung eines Kastanienbaums, den Blitz abzuleiten; vom Hrn. Abbt Mortesagne eine Beschreibung von Obervivarais, das an Rauhigkeit Lappland wenig nachgiebt; eine Eintheilung der vulkanischen Ausbrüche in coulées, wo die Lava bloß ausfließt, in jets, wo die vulkanischen Producte nach allen Seiten ausgeworfen werden, und in fusées, wo sie gerade in die Höhe steigen und so zurückfallen. In der Kirche

zu

zu Puy zeigt man einen Krug von der Hochzeit zu Cana (eine Urne und ein sehr altes Marienbild, zum Theil in Egyptischem Geschmack.) Noch einige Nachrichten von vulkanischen Bergen in Auvergne, Provence und andern Französischen Provinzen, vornehmlich aber Nachrichten, die wir dem Ritter Deodat von Dolomieu zu danken haben, von den vulkanischen Producten aus Portugall, aus der Gegend von Lissabon, zwischen dieser Stadt und dem Meer, aus der Provinz Beira (Sierra del' Estella) auch zwischen Cintra und Maffra, auch aus der Gegend von Carthagena.

Paris.

Von den Memoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et XV. ist der dritte Band bey Moutard noch 1777. auf 462 S. groß Duodez abgedruckt. Dieser Band ist in der That lehrreich, wenn man die kleinen Leidenschaften kennen will, wodurch manchmal die größten Hindernisse dem gemeinen Besten in den Weg gelegt werden. Man sieht auch mit Vergnügen die Klugheit, mit welcher Ludwig XIV. nach und nach die Verwirrungen des Spanischen Hofs überwunden, und die Spanischen Grossen in einige Ordnung und Unterwürfigkeit gebracht hat. Die Prinzessin Orsini galt beym König Philipp und bey der Königin alles, und lebte mit den Französischen Bothschaftern im schlimmsten Vernehmen. Diese Herren hatten zwar in vielem Unrecht, da es zumal den Spaniern unmöglich gefallen konnte, daß ein Botschafter im Cabinet sitzen, und einigermassen der erste Staatsminister der Monarchie seyn sollte. Mit dem stolzen Cardinal d'Etre'es, und mit seinem Nachfolger, dem

eben auch heftigen und dabey in seinen Berichten sehr unbeständigen und unzuverlässigen Abbe d'Etre'es war der Spanische Hof auch oft mißvergnügt. Zuweilen gieng das Unvernehmen selbst zwischen beyden Königen sehr weit. Da Ludwig fast in allen Briefen seinen Sohnssohn anmahnte, selbst sich den Geschäften zu unterziehen, so verwies er ihm hingegen 1703., daß er über seine Kräfte selbst zu regieren unternehmen wollte. Die lebhafte Königin trat in den Riß, und vertheidigte ihren Gemahl wider den Cardinal mit der größten Lebhaftigkeit; der Französische Berichtgeber am Spanischen Hofe führte sich dabey so heftig und so unbedachtsam auf, daß ihn Ludwig endlich zurückrufen mußte. Der Französische Botschafter drang unweise genug darauf, für die Spanier keine Nachsicht zu haben, und dieser Rath war der schlechteste, den man geben konnte. Nicht nur aber gegen die Spanier waren beyde d'Etre'es in beständigem Unvernehmen, sondern auch unter ihnen selber und mit der Fürstin Orsini. Ein anderer starker Schritt Ludwigs war, daß er von den geretteten Gallionen, die zwölf Millionen auf sich hatten, die Hälfte wegnahm, theils weil dieser Schatz den Feinden Frankreichs zugehören sollte, und theils auch als ein Darlehn. Auch dieses konnte den Spaniern nicht gefallen, daß von diesen den Kaufleuten entzogenen Geldern zwey Millionen von Ludwig selbst bezogen wurden, und daß er verlangte, daß Spanien die Niederlande ihm abtreten sollte. Bey allen diesen Zänkereyen waren die Minister so blind, daß sie den Zutritt Portugalls zu dem grossen Bunde nicht wußten, bis er ausbrach. Endlich fielen die Kämpfer alle durch ihre eigene Klatschereyen: der Cardinal, sein Nachfolger und Feind, der Abbe d'Etre'es, die Prin-

zes-

zessin Orsini und der allzuweltliche Beichtvater Daubenton wurden alle abgerufen und entlassen. Torci, den man sonst als einen rechtschaffenen Mann vorstellt, rieth dem Abbe' eine betrügliche Handlung an. Endlich drang man doch durch, daß Philipp eine Leibwache erhielt. Orry, der Finanzminister, machte nützliche Verordnungen und Anstalten, mußte aber doch Spanien verlassen. Es ist lehrreich, zu wissen, wie alle diese Franzosen einander betrogen, verwundeten und zu Grunde richteten; dennoch bestanden sie auch alle darauf, daß Spanien gänzlich durch Frankreich regiert werden sollte. Der Verlust von Gibraltar war eine Folge der trägen und uneinigen Verwaltung. Ludwig schrieb einen wirklich harten Brief an die Königin, und rückte ihr vor, daß sie in ihrem funfzehnten Jahre ohne Rath und Erfahrung eine Monarchie beherrschen wolle, und war um desto unbilliger, da er sie oft dazu aufgemuntert hatte. Der neue Botschafter Gramont war ein redlicher uneigennütziger Mann, aber der schweren Aufführung nicht gewachsen, die mit den Spanischen Grossen nothwendig gewesen wäre, er war auch von dem innern Zustande des Hofs übel benachrichtigt. Eine überaus harte Anrede des Präsidenten Montellano an die Königin: ganz Spanien sey über ihre Aufführung aufgebracht, und Madrit bereit, sich zu empören. Eine Ermahnung Ludwigs an den König, sich vor seiner Gemahlin nicht zu fürchten: er hatte dabey die Einsicht, daß er sich alles Einflusses auf gemeine Geschäfte begab, und bloß über die allgemeinen Geschäfte seinem Sohnssohn Räthe gab. Philipps Klage über den Beichtvater, und sein Verlangen an Ludwig, daß man ihm einen Beichtvater schicken möchte, der bloß seiner Seele sich annähme; dennoch

noch drang Ludwig darauf, daß er einen Jesuiten wählen sollte. Er nahm wider der Spanier Willen Französische Besatzung in Fuenterabia auf. Der neue Botschafter Amelot war ein erfahrner und kluger Mann, der alles besser und richtiger einsah, und der Königin Gerechtigkeit widerfahren ließ; man gab ihr die Prinzessin Orsini wieder, und von dieser Zeit an (1705.) lebte Amelot mit Jedermann in gutem Vernehmen: aber sein Rath, einen aufrührischen Minime zu bestrafen, gieng bey den abergläubigen Spaniern nicht durch, man könnte, sagten sie, einen Geistlichen nicht ohne Erlaubniß des Papsts bestrafen. Ludwig wollte nicht, daß man wegen unvorsichtiger Reden gegen die Regierung Jemanden bestrafen sollte. Indessen fiel Catalonien ab, mehrentheils durch den Einfluß der Mönche, aber auch, wer sollte dieses erwarten! durch die Aerzte, die über die Französischen Aerzte eifersüchtig waren. Tessé klagte sogar über den Muth und die Tapferkeit der Spanischen Officiere. Eine Ausschweifung über die Thaten des Comte d'Ayen, des letzten Marschalls von Noailles, aus dessen Papieren diese Sammlung hergenommen ist. In dem belagerten Barcellona fochten selbst die Weiber; aber die Lüge, und die erdichtete Erscheinung, die Carln VI. zugeschrieben wird, muß wohl eine falsche Zulage seyn. Carl war zu Betrügereyen nicht niedrig genug. Man merkt an, Philipp habe Muth, sey aber zu kalt, belohne und bestrafe nicht, und schade durch seine Anwesenheit der Armee mehr, als daß er Vortheil schaffe. Madrit wurde verlohren, aber die Königin zeigte einen rechten Heldenmuth. Das Volk war in Castilien Philippen ganz ergeben. Chamillard befiehlt dem General, hart gegen die Catalonier, und nicht mehr so gütig zu seyn.

Amelots Klage über die Langsamkeit der Spanischen Junten. Ludwig will die Spanische Handlung nicht in Frankreichs Hände spielen, und bloß die Seemachten ausschliessen. Einige Briefe und Beylagen. Ein sehr unbedeutender Brief des Herzogs von Burgund.

Bordeaux.

Bergeret hat noch 1776. in groß Duodez auf 160 S. abgedruckt: Memoire sur les moyens de se garantir de la foudre dans les maisons, par M. de Rornas, Lieutenant, Assesseur au Presidial de Niort. Dieser Magistrat liefert hier zwey, unter uns noch unbekannte, Schriften. In der ersten findet man seine Versuche mit dem fliegenden Drachen, das Sammlen der elektrischen Materie aus der Luft in denselben, und die Ableitung der Donnermaterie durch die Ableiter. Im Jahre 1752. fieng Hr. R. seine Erfahrungen über diese wichtige Materie an. Eine eiserne Stange wird in freyer Luft bey einem Gewitter mit elektrischer Materie angefüllt, um desto stärker, je mehr die Stange senkrecht ist. Hr. R. dachte gleich an ein Mittel, höher in die Luft ein Werkzeug anzubringen, das die elektrische Gewittermaterie weit und breit auffangen möchte. Ihm fiel zuerst der papierne Drache ein. Den 14. May machte er den ersten Versuch: da er dieses erstemal nicht gerieth, so brauchte er im Junius 1753. anstatt desselben eine mit Metall umwundene Saite. Auf diese Weise zog Hr. R. aus dem Drahte über 10, 12 bis 18 Schuh lange Funken, und glaubt, man könnte es auf 40 bringen. Der Handgriff, der Absprung von Metall auf Metall. Er erfand eine gläserne Kugel, die ihn bey der Erfahrung in Sicherheit setzte. Das Ab-

Ableiten durch einen Eisendraht, der von der hohlen Stange bis in die feuchte Erde geht. Wie man den Strahl theilen könne. Die elektrische Kraft der Luft ist am stärksten, wenn der Strahl aus der Wolke kömmt. Die Geschichte eines auf ein Schloß gefallenen Strahles: allemal schreitet die elektrische Luft durch den kürzesten Weg von einem Leiter zum andern, den sie erreichen kan. Daß ein blosser Eisendraht diese Gewittermaterie einfassen und ableiten könne: es geschehe durch einen elektrischen Dunstkreis, der um den Draht entsteht. Die Sicherheit der Ableitung: der mit elektrischer Kraft beladene Leiter wurde getheilt, ein Theil gieng durch drey andere Drähte in die Erde, und ein Theil schwebte über den Kopf einer Taube, sie blieb unbeschädigt; hingegen richtete Hr. R. einen einzigen Draht bey sehr schwachem Gewitter gegen einen Hund, und er starb auf der Stelle. Daß man allerdings Ableiter an die Gebäude anbringen sollte, sie würden etwa 100 Livres kosten (weit mehr.) Die zweyte Schrift besteht in dem langweiligen Beweise, daß Romas vor dem Franklin, oder wenigstens ohne von ihm zu wissen, den fliegenden Drachen zum elektrischen Versuche zu gebrauchen erfunden habe. Er äusserte den Gedanken A. 1752. den 12. Julii, indem er sagte, ein jeu d'enfant könnte zum Auffangen der elektrischen Materie gebraucht werden. Erst im Jenner 1753. habe man in Frankreich von Franklins Erfindung gehört. Hr. R. führt auch Zeugen an, die Herren du Tilh. Begue' und den Ritter von Vivens. Es sey nicht gewiß, daß Franklin im Junio 1752. den Gedanken über den papiernen Drachen zur Wirksamkeit gebracht habe. Die Ausgeschossenen der Akademie der Wissenschaften sprachen auch A. 1764. die Ehre

der

der Erfindung dem Hrn. R. zu, der doch erst den 14. May 1753. den Versuch angestellt hatte, nachdem Watson den 18. Jan. 1753. die Erfindung des Franklins in Engelland bekannt gemacht hatte. Die Akademie hatte aber Franklins Gründe nicht angehört, und allenfalls scheint es offenbar, daß R. 1752. beym Gedanken geblieben, Franklin aber auch 1752. den Versuch wirklich gemacht hat.

Lemgo.

Von der Uebersetzung der ausgesuchten kleinen akademischen Schriften des sel. Leibärzt Vogel's, welche der Hr. D. S. G. Vogel, anjetzt ausübender Arzt in Ratzeburg, besorgt, ist noch im J. 1778. der zweyte Theil im Meyerschen Verlage erschienen. Er ist $11\frac{1}{2}$ Bogen stark, und enthält folgende Schriften: J. H. Vogel, von einer doppelten, nicht tödtlichen, Wunde des Grimmdarms. J. H. Heckenberg, vom langen Wahnsinn. W. M. F. Hargens, von der Brustwassersucht. R. A. Vogel, Götting. Pränotionen, erstes u. zweytes Pensum. J. H. Gaudelius, vom Wasserkopfe. Der zu übereilte Abdruck hat dem Hrn. Verf. die Gelegenheit benommen, durch mehrere Zusätze noch verschiedene Lücken dieser sonst wichtigen Abhandlungen auszufüllen. Einmal hat es ihm geglückt, durch den anhaltenden Gebrauch des Tartari tartarisati eine verheyrathete junge Frauensperson von einem gegen andere Mittel hartnäckigen Wahnwitz zu heilen. Haarseile und Fontanellen lassen bey einer Brustwassersucht höchstens nur eine geringe Erleichterung des Uebels erwarten. Mehr darf man von dem Weinaufguß der Meerzwiebel in verschiedenen Fällen hoffen.

Leipzig.

Leipzig.

Joh. Adolf Schlegels, Consistorialraths, Superintendenten und Pastoris Primarii der Neustadt Hannover, Neue Sammlung einiger Predigten über wichtige Glaubens- und Sittenlehren; Erster Band, 1778. in groß Octav 346 S. Die musterhafte Deutlichkeit, Reinigkeit und Würde des Ausdrucks, nebst der Wärme für Gott und Religion, welche die Schriften des Hrn. Consistorialraths so vortheilhaft auszeichnen, findet man auch in diesen Predigten. Die Themata sind gemischten Inhalts und so vorgetragen, daß sie in vielen Stücken Aufklärung und Religiosität ohnfehlbahr verbreiten werden. Mit Nachdruck wird, S. 236 f. gegen die sogenante Privatcommunion gesprochen, doch unter der Einschränkung, daß sie bei sehr wichtigen Gründen erlaubt sey. Solte dies nicht die Wirkung der Ermahnung in vielen Fällen zernichten? Denn jeder der Privatcommunicanten glaubt, er thue es aus sehr wichtigen Gründen. Der Recensent siehet nicht, wie ein Gebrauch in irgend einem Falle gebilligt werden kan, welcher der Stiftung des Erlösers, dem Geseze 1. Korinth. 10. und 11, den Zwecken des heiligen Abendmahls, und den Gebräuchen des ganzen christlichen Alterthums widerspricht. — Aber bei aller Verschiedenheit der Einsicht in diesem und änlichen Punkten müssen wir dennoch diese Vorträge empfehlen; wenn anders die Schriften eines so würdigen und verdienten Gelehrten unserer Empfehlung bedürfen.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

18tes Stück.

Den 1. May 1779.

Rom.

Seit 1776. erscheint hier ein Iconarium universale in Queerfolio, gedruckt bey Casaletti, und verlegt von einer Gesellschaft Buchhändler, an deren Spitze der Kupferstecher und Kupferhändler Giovannini ist. Der Verfasser ist bloß A. P. D. O. M. P. bezeichnet. Es läßt sich aber bald errathen, daß es heissen soll: a P. Dominico *Magnan*, Ord. Minorum Presbytero. Alle Jahre erscheinen vier Bände, in jedem 50 Blätter, davon gegen zehen Text, das übrige Kupferblätter sind, und 50 Bände ist die geringste Zahl, auf die es erwachsen muß. Wieder ein Werk, das Unwissenheit, mit Gewinnsucht vereinigt, entworfen hat. Statt einer mit Auswahl angestellten Sammlung der besten, oder doch der merkwürdigsten, Antiken aller Gattung; erscheint hier ein Mischmasch von Altem und Neuem, Statuen, Münzen, Grundrissen und Aufrissen (wahren und eingebildeten) von alten und neuen Gebäuden

Roms und Italiens, Palläste, Kirchen, und das ohne alle Beziehung auf einen Zweck, ohne andere Ordnung, als die alphabetische, nach der die Blätter überhaupt gestellt sind, und ohne Wahl, als bloß nach folgendem Grund: der Verf. hat eine Kupfersammlung, aus dieser läßt er die Blätter von verschiedener Grösse hier in einerley Format nachstechen; aber auch von dieser Seite ist alles bloß für den Lohn gemacht; theils sind eine Menge schlechte Kupferstiche wiederholt, wo man ungleich bessere von eben den Gegenständen hat, theils sind die schönsten Antiken hier in die gemeinsten Geschöpfe verwandelt. Aber mit den vielen eingerückten Münztafeln hat es noch eine andere Bewandniß. Der gute Vater Magnan hatte sich einen grossen Theil seines Lebens mit dem Münzstudium beschäftigt. Ob er eine wirkliche Sammlung, oder nur Zeichnungen von alten Münzen besitzt, wird uns nicht deutlich. Aber er fieng 1772. an, Miſcellanea Numiſmatica in klein Queerfolio herauszugeben, wovon wir vier Bände vor uns haben. Der grössere Theil davon sind Münzen aus Großgriechenland und dem übrigen Unteritalien. Entweder muß das Werk nicht gegangen seyn, oder der Vater Magnan hatte die Gefälligkeit für seine Verleger, und nutzte den Theil der Platten zu ein Paar andern Werken, Bruttia numiſmatica Rom 1773. und Lucania numiſmatica 1774. Aber auch daran hat man sich nicht genügen lassen, sondern die abgenutzten Platten für dieß neue Werk gebraucht. Ein gleiches scheint in Ansehung anderer Blätter geschehen zu seyn, insonderheit von der Columna Trajana und Antoniniana, die einzeln eingerückt wird. Endlich sind die Platten von einem Werke, dessen Verf., wie wir sehen, Hr. Magnan auch ist,

Ele-

Elegantiores statuae antiquae Rom 1776. für eben dieß neue grosse Werk auch wieder gebraucht. Jedem Bändchen ist eine lateinische Erklärung der Tafeln vorgesetzt, die in dem üblichen Geschmack eine Wiederholung von trivialen, mythologischen und historischen, Umständen enthält. Gleich fängt es sich an: A prima littera Alphabeti Latini, quae clara ex arteria (er meynt die aspera) prodit, os renidens hilaritate quadam liberius aperit, et s. w. alles das in einem Iconarium! — Die Athenienser heissen hier Athenaei. Die Biessi auf der Columna Antoniniana werden wohl die Bessi seyn. Aus der vorhin angegebenen wahrscheinlichen Entstehung des Werks kan man sich erklären, warum man eine Menge Dinge findet, die man gar nicht erwartet: als die Oeffnung der heil. Pforte am Jubiläum. Einzug der Cardinäle ins Conclave. Billomachia (Billard) und der Riß eines Gebäudes dazu in der Villa Albani. Die Charte von den Brittannischen Inseln, von Bruttia. Portrait von P. Clemens XIV. Das Conclave, den Borysthenes, die Burier, Besser, Bastarner s. w. sucht wohl niemand hier; es geht folgendermassen zu: die beyden Schneckensäulen zu Ehren Trajans und Antonins sind zerstückelt eingerückt, und unter Titel gebracht, als *Aciem* pedestrem in suorum auxilium ducit M. Aurelius. *Alanos* Romani tenent obsessos in castris s. w. *Bastarnarum* casae a Romanis incensae s. w. *Burios* s. w. Viele haben gar nichts Vorstellendes, als Castra R. in hostili solo posita. Doch ohne uns länger bey dieser Compilation aufzuhalten, wollen wir das Wenige auszeichnen, was uns noch allenfalls Merkwürdiges oder Neues vorgekommen ist. Die ersten vier Bände 1776. und 1777. gehen bis Ez. Aus der Villa Albani er-

scheinen hier einige Stücke, und die Risse von der Villa und einigen Gebäuden selbst. Von Stücken bemerken wir den Aesculap, welchen Winkelmann rühmte, aus dieser Villa, die Artemisia, aus Marmor, von Poncet. Zwey Bacchä, ein erhoben Werk, aus Villa Albani. Eben daselbst ein Bacchus, von welchem Winkelmann spricht, an dem man aber den Kopf eines Apolls im hohen Stil im Kupfer nicht erkennt; die vier schönen Caryatiden. Caunus und Byblis beym Conte Fede, nach der Ergänzung des Le Gros, eigentlich war es Amor und Psyche. Ceres in Villa Albani, mit ergänzten Händen; sehr ähnlich einer Figur bey Cavaceppi. Die zwey comischen Acteurs, eben daselbst.

Avignon.

Von da erhielten wir im Jahre 1764. zween Quartbände unter dem Titel: Le commerce de l'Amerique par Marseille. — Par un Citadin. Ebendasselbe Werk erhalten wir jetzt noch einmal, nur mit Veränderung des Titels: Le guide du commerce de l'Amerique, principalement par le port de Marseille. Par M. C. H. — Jetzt ist es bey Mossy in Marseille zu haben. Da das Werk wenig bekannt geworden zu seyn scheint, auch von uns nicht angezeigt ist, gleichwohl aber viele artige Nachrichten enthält, so wollen wir noch jetzt den Inhalt melden. Nach einer gar kurzen Erzählung von der Entdeckung Amerikas folgen alle Königliche Verordnungen über den Amerikanischen Handel, die seit dem Jahre 1717., da er die grossen Veränderungen erlitten, gemacht sind. Jeder Verordnung sind von dem Verfasser dieses Werks Erläuterungen beygefügt, vornehmlich

lich aber derjenigen, welche im Februar 1719. gegeben ist, und den Handel von Marseille nach den Französisch-Amerikanischen Inseln betrifft. Oft wagt er Beurtheilungen, die allerdings Kenntniß der Handlung, aber doch auch Französische Partheylichkeit verrathen. S. 76 lieset man alles, was die Französische Eifersucht immer nur wider die Schiffahrtsacte sagen kan, und der Verfasser ereifert sich sehr darüber, daß noch nicht alle andere Nationen eben ein solches Gesetz gemacht haben. Dann folgt eine Nachricht von den verschiedenen Amerikanischen Colonien, und die ihrentwegen ergangenen Verordnungen, in so fern sie nämlich den Handel betreffen. Hernach besondere Aufsätze über alle Waaren der Amerikanischen Inseln, und die darüber ergangenen Verordnungen. Von Kaffee, von dessen Gewinnung, eben so auch von Kakao, Indig, Ruku, wovon jetzt jährlich 120000 Pfund nach Marseille kommen, Zucker, Schildkrötenschalen, Ingwer, Toback, Baumwolle und Cassien. Alle diese Waaren und ihre Gewinnung sind hier erklärt; auch lieset man, wie viel die jährliche Einfuhr und Ausfuhr zu betragen pflegt. Ein besonderer Abschnitt von dem Handel nach Louisiana, und zugleich auch von dem nach Canada, wiewohl eben damals, als der Verfasser schrieb, letzteres Land an England abgetreten ward. Dieser Verlust hat ihm Vorschläge vernichtet, die er zur Vergrösserung des Handels nach Canada vorbringen wollte, so wie die nachher erfolgte Abtretung der Colonie Louisiana an Spanien die hier beygebrachten Verordnungen aufgehoben hat. Bey weitem der größte Theil des Werks betrifft den Sklavenhandel und die darüber ertheilten Befehle, seit dem Jahre 1685. Die Waaren, welche nach Afrika gehen, wo viele merkwürdige Nachrichten

vorkommen. Beschreibung der Afrikanischen Küste. Was ein Sklavenhändler bey der Ankunft, beym Einkaufe und beym Transport der Neger zu beobachten hat. Am Ende ist ein wohlgeschriebener Aufsatz über die Polizey des Getraidehandels angehängt. Zuweilen hat sich der Verfasser auf Untersuchungen eingelassen, die eigentlich nicht zu seinem Plane gehören; dahin rechnen wir die Beurtheilungen der Meynungen von der Ursache der Schwärze der Neger, die Widerlegungen des Voltaire u. d. Das Werk hat 12 Kupfertafeln. Einige sind geographische Charten, andere enthalten Abbildungen ausländischer Pflanzen, z. B. des Kaffees, Kakao, der Baumwolle u. a. aber alle diese sind klein und mangelhaft. Am Ende findet man auch ein chronologisches Verzeichniß aller hier abgedruckten Verordnungen, Befehle u. d.

Paris.

Bey Nion dem ältern ist noch 1777. abgedruckt der zweyte Theil der Experiences et observations sur differentes sortes d'air, die Hr. Gibelin nach der Urkunde des Hrn. Joseph Priestley's übersetzt hat. (Vom ersten Band s. 1776. Zugabe 12. St.) Dieser Band ist in groß Duodez 297 S. stark. Ein Auszug davon ist eine ziemlich schwere Arbeit. Hr. P. hat keinen methodischen Vortrag. Die Menge seiner Versuche und Gedanken dringt sich oft nach dem Gesetz der Verbindung, und nicht nach der lehrreichsten Ordnung ein. Er hat unendlich viele Versuche gemacht, viele neue, viele ältere auch verbessert. Seine Weise ist noch immer, so oft die Luft mit einem andern Dunste beladen ist, ihr den Namen einer andern Luft zu geben. Zuerst ein leichteres

Ge=

Geräthe und Werkzeug zu den Versuchen. Die vitriolische saure Luft, die aus dem Aufbrausen des Vitriolöls mit einem gepreßten Oele entsteht: diese Luft ist durchsichtig, vermischt sich mit dem Quecksilber ganz und gar nicht; sie schmilzt langsam im Wasser und löscht das Licht aus. Wie man die Luft vom Dunste unterscheide: jene behält ihre Eigenschaften auch in der Kälte, nicht aber der Dunst. Mit alkalischer Luft vermischt, nimmt die vitriolische ab; ihre Vermischung verursacht einen Nebel. Mehrentheils hat die vitriolische Luft eben die Eigenschaften, wie die saure salzichte. Hr. P. verwundert sich, daß in seinen Versuchen die schwächere Salzsäure aus mehr als einem Grundstoffe die beyden stärkern Säulen wegtreibt. Anstatt des Oeles giebt auch eine Kohle mit dem Vitriolöle eine vitriolische Luft, nur muß die Kohle wohl ausgebrennt seyn und keine Luft mehr halten; eben das thun auch einige Metalle. Der Zink giebt einen Dritttheil saure Luft, und zwey Dritttheile brennbare. Das Gold giebt gar keine Luft: die übrigen Metalle und Halbmetalle übergehen wir. Die saure Luft aus dem Gewächsreiche: die starke Essigsäure giebt so viel Luft, als die Salzsäure. Die von den Gewächsen erzeugte Luft löscht die Flamme eben auch aus, und giebt dem Laugensalz einen Nebel. Die vom Brennbaren gereinigte Luft. Doch meynt Hr. P., die gemeine Luft entstehe aus einiger Säure und dem Brennbaren: dieses könne sie von den feuerspeyenden Gebirgen haben. Die gesunde und vom Brennbaren sehr gereinigte Luft aus metallischem Kalke: allerdings erhält sich ein Thier länger in der erstern, als in der gemeinen. Eine solche Luft sey fünfmal besser gewesen. Die vom Brennbaren gereinigte Luft erhalte man bes-

ser aus den metallischen Kalchen, und hernach aus der Kalcherde. Verschiedene Eigenschaften dieser gereinigten Luft: sie ist etwas schwerer. Wie diese Luft die Eigenschaft habe, ein grosses Verhältniß gemeiner oder verdorbener Luft zu verbessern. Der brennbaren Luft Knallen. Die Entzündung: mit zwey Dritteln gemeiner Luft ist der Knall am stärksten; das Glas müsse sehr stark seyn, und der Rückstoß werde sehr groß. Wie Hr. P. die verbesserte Luft eingehaucht, und nach derselben sich leicht und wohl befunden habe. Man ziehe aus verschiedenen Metallen eine brennbare Luft, selbst aus dem feinsten zu Uhrketten dienenden Stahl, und dann aus andern Metallen. Der Eisenrost giebt viele Luft, wovon zwey Drittel von der sogenannten festen Art sind, und der Bleykalch, und überhaupt kein Salz, giebt keine andere Luft. Salpetergeist mit Weingeist zeugen in der größten Geschwindigkeit sehr viele Luft. Entzündete Körper geben entzündbare Luft, und eine blaue Flamme. Der Dintengummi schmelzt in der Salpetersäure, und giebt viele Luft. Der Salpetergeist, der einige Theile aus dem Thierreiche auflöset, zieht eine feuerfeste Luft daraus; aus dem Salmenfleische war die Luft zum Theil feuerfest, wie man sie nennt, und zum Theil salpeterischt: so thaten es die in eben dem Geiste aufgelösten Wespen. Das Dicke vom Blut gab lauter feuerfeste Luft; das Blutwasser scheint, (denn Hr. P. ist undeutlich) beyde Arten Luft gegeben zu haben, aber minder häufig. Die Milch giebt ihre Luft von der salpeterichten Art; Die Brühe von Schaaffleisch gab wenig Luft, davon ein Theil feuerfest, der andere unvollkommen salpeterischt war. Das Hirnmark giebt um die Hälfte feuerfeste, und die Hälfte salpeterichte

Luft;

Luft; gekochtes Schaaffleisch gab theils feuerfeste und theils salpeterichte Luft. Versuche: Hr. Woulfe hat eine Weise, die Salpetersäure in Meersalzsäure zu verwandeln: diese Weise aber ist noch unbekannt. Die gemeine Luft werde verdorben, wenn sie eine Zeitlang über dem Eisen stehen bleibt. Eine sonderliche Geschichte von einem Brunnen, dessen Wasser schädlich war; so bald man die Wände des Sammelkastens rein hielt. Das Unreine war ein Gewächs (Conserva oder Byssus) dessen Wachsthum der Luft, wie Hr. P. im ersten Bande lehrt, ihre Reinigkeit wieder gegeben hatte. Einige Versuche über die Holzkohlen: sie werden beym Brennen beträchtlich kürzer, als das Holz, woraus sie entstehen: thierische Theile hingegen und Knochen werden vom Brennen nicht kürzer. Die Kohlen, die die electrische Kraft am besten fortleiten, sind durch Versuche diejenigen, die am meisten Hitze ausgestanden, und die am meisten von ihrer Länge verlohren haben. Nun sagt Hr. P. gerade wider die ehemaligen Lehrsätze, das lange Schütteln im Wasser verderbe die Luft, so daß sie keine Flamme mehr beym Leben erhalte. Eine weisse Kohle, aus Terpentin gemacht, womit man eine gläserne Flasche überzieht; sie leitet ganz gut. Des Hrn. P. Versuche über den Nutzen des Athemholens bey den Thieren. Hr. P. giebt aus den Elementis physiologiae die bisherigen Meynungen über den Nutzen des Athemholens an; es ist aber zum Erstaunen, daß man den wahren Nutzen nicht wahrgenommen hat, der ist, das Brennbare wegzuhauchen. Hr. P. findet freylich das Wort Phlogiston in den Büchern nicht, aber bald alle Aerzte haben das Ausdünsten einiger schädlichen Theile aus der Lunge gekannt, und hingegen das Einhauchen

nützlicher eingesehen, ob sie wohl die Natur der Dünste nicht eingesehen haben, so wie auch Hr. P. sein Brennbares nicht kennt; wäre es Feuer, wie geht es dann zu, daß die Brittischen Philosophen durch ihr Athemholen die Luft kühle gemacht haben. Das Rothwerden schreibt Hr. P. eben auch der Luft zu. An der Luft gelassen, nimmt das Blut vieles von der Schädlichkeit der salpeterichten oder der feuerfangenden Luft weg. Dennoch ist der Lunge Geschäfte nicht, das Brennbare aus der Luft auszuziehen, sondern in dieselbe diese sonst dem Thiere schädliche Materie wegzuschaffen. (Und wie geht das an, wenn die Luft, wie in den Brittischen Versuchen, heisser als das Blut ist, mehr als zweymal heisser? Sollte sie noch mehr Brennbares annehmen, mit dem sie übersättigt ist?) Eine ziemliche Tiefe von Blutwasser hindert die Luft nicht, dem Blute eine mehrere Röthe mitzutheilen; auch die Milch hindert es nicht. Je mehr Brennbares im Blute ist, je schwärzer ist es, und hinwiederum; doch ist in allem Blute, auch im hochrothesten, noch ein brennbares Wesen.

Ebendaselbst.

Der vierte Theil der Memoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et de Louis XV. composé sur les pieces originales recueillies par Adrien Maurice de Noailles . . . par l'Abbé Millot ist 407 S. stark. Der Band fängt in Spanien und im Jahre 1708. an, und geht bis an die zweyte Verehelichung Philipps V. Der nachwärtige Regent, Herzog von Orleans, nahm die Leitung des Kriegs in Spanien über sich, erhielt, daß man den siegreichen Berwik zurückrief,

und er selbst hätte ein verfängliches Verständniß mit verschiedenen Grossen, nicht sowohl wider den König, der nach unserm Hrn. Millot löblich regierte, als wider die Fürstin Orsini und die Staatsverwaltung. Der Herzog von Orleans hatte noch andere Verdienste: die vom Durchzug der Kriegsvölker gedruckten Gegenden entschädigte er, die Getreuen belohnte er, und in zweifelhaften Fällen sprach er allemal wider sich selber. Aber er hätte bey dem völligen Mangel an Arbeitsamkeit unter den Grossen und der Junten nothwendig die Verwaltung an sich ziehen müssen, da die Soldaten sogar in den Krankenhäusern an Mangel und Hungers starben, und der König nicht im Stande war, eine Leibwache zu halten. Die Spanischen Grossen klagten über die Beraubung Arragoniens, dem man seine Vorrechte und Freyheiten entzogen hatte, und über die harte Begegnung gegen die Völker: sie war gegen die Provinz Valencia so hart, daß man ganze Städte niederrieß und zerstörte, die es mit Oesterreich gehalten hatten. Auch der Botschafter Amelot spielte allzusehr die Rolle eines ersten Ministers. Aus Amerika kam keine Hülfe mehr nach Spanien. Amelot, so würdig er war, gebraucht zu werden, verlangte dennoch selbst seinen Zurückruf, und gegen die Franzosen war nunmehr das Volk auch aufgebracht, zumal da es bekannt wurde, daß Ludwig 1709. heftig auf Philipps Abtreten der Krone von Spanien drang, weil Frankreich sich nicht mehr im Stande sah, den Krieg länger auszuhalten. Aber Philipp schlug alle Gedanken vom Abtreten der Krone ab, und besänftigte dadurch die Spanier, so daß sie aufs aufrichtigste ihn beyzubehalten suchten. Ludwig stellte sich indessen hart, schlug seinem Sohnssohn das Bey-

behalten einiger Fußvölker ab, ließ sich aber durch die Königin für eine bestimmte und kurze Zeit wieder gewinnen, hingegen brach das Mißvergnügen zwischen dem Herzog von Orleans und dem Könige aus: man nahm des erstern Agent in Verhaft, und es scheint, der Herzog hätte, im Falle Philipp die Krone abträte, als wohin ihn Ludwig zu bereden suchte, alsdann dieselbe sich versichert. Wider Philipp V. hatte er indessen nichts gethan, und Ludwig entschuldigte ihn völlig, obwohl das gemeine Gerücht in Frankreich ihn beschuldigte, in einer Verschwörung wider Philippen das Haupt gewesen zu seyn; und dennoch blieb Philipp selbst dabey, der Herzog sey schuldig, ließ aber doch die Sache fallen. Der Marquis von Bezons, der die Armee anführte, war indessen unglücklich, das Elend zwang die Franzosen an den Gränzen, selbst ihre Lebensmittel an die Oesterreicher zu verkaufen, die sie bezahlten, und die Französische Armee verhungerte, aus Mangel an Baarschaft. Der Herzog von Noailles hatte eine kleine Armee im Roussillon, er schlug einen Oesterreichischen General, und nahm Gironne fast über alles Vermuthen ein. Philipp V. wurde nun immer dreister, und nahm den Herzog von Medina Celi als einen Verräther gefangen. Der Erzherzog schlug aber den König Philipp bey Saragossa, wo die Spanier fast ohne Widerstand entflohen, Millot aber gänzlich verschweigt, daß ihr König gegenwärtig gewesen. Der Herzog v. Noailles kam mit seinen Völkern den Spaniern durch schnelle Märsche zu Hülfe und stieg in fünf Tagen nicht vom Pferde. Nunmehr langte auch der beym Kriegsvolke beliebte Herzog von Vendome an, der den Befehl übernahm. Die Spanier griffen sich an und brachten eine Armee zu

Stan-

Stande. Der Herzog von Vendome gab einige Hofnung, und man vernahm, daß die Engländer des Kriegs müde würden. Stanhope begieng den unverantwortlichen Fehler, sich in einem offenen Orte, Brihuega, aus lauter Bequemlichkeit und ohne Noth sich aufzuhalten und mit 5 bis 6000 Mann gefangen nehmen zu lassen. Die weit stärkern Spanier und Franzosen griffen nun auch bey Villaviciosa den klugen Stahrenberg an, und brachten es dahin, daß sie sich den Sieg zuschreiben konnten, obwohl Stahrenberg denselben eben auch ansprach. Noailles sollte selbst die Stelle eines Botschafters am Spanischen Hofe übernehmen, scheint es aber für diesesmal abgelehnt zu haben. Ein wohlgestellter Brief Philipps V. an den neuen Kaiser, den dieser nicht annahm. Philipp entschloß sich dennoch, etwas abzutreten, zumal die Niederlande an Bayern, auch Engellands Begehren zu erfüllen. Die Fürstin Orsini half glücklich, die harnäckige Königin herumzubringen, und Philipp gab endlich dem Französischen Botschafter Bonnac eine Vollmacht, in seinem Namen nach Ludwigs Verlangen zu handeln. Die Königin starb, und die neue Königin jagte den Augenblick die Fürstin weg, und Alberoni wurde der allmächtige Minister. Ludwig verfiel indessen mit dem Cardinal von Noailles, selbst der Name Noailles war ihm zuwider; dennoch hatte er so viel Zutrauen zum Herzoge, daß er seine geheimen Schriften vor seinem Tode demselben übergab, dasjenige zu verbrennen, was nach seinem Tode nicht bekannt seyn sollte. Dennoch rettete der Herzog einige Handschriften Ludwigs, die von 1667. zu 1672. giengen. Schon 1667. giengen Ludwigs Gedanken auf den Krieg mit Holland, und selbst mit Spanien hatte er

nichts

nichts als Krieg im Sinn. Sein äusserster Ehrgeiz, der alle seine Leidenschaften bezwang. Seine Gunst zum M. de Pomponne, dessen Fehler ihn wider seinen Willen zwangen, ihn zu entlassen. Ludwig rühmt an sich die hauteur und fierté, mit welcher er den Krieg des Jahrs 1688. überstanden hat. Sein Tod. Unter den angehängten Briefen einer vom Herzog von Burgund, den er im Jahre nach der Schlacht bey Oudenarde geschrieben hat. Des von Vendome schlechte Anstalten, vieler Schlaf und lange Mahlzeiten; sein langsamer Marsch, die übele Stellung seiner Völker, von denen nur hin und wieder einige Regimenter zum Schlagen gekommen seyen; seine dreystündige Unschlüssigkeit, welche Schuld sey, daß man ihn im Nachzuge habe angreifen können. Man sieht aus einem andern Briefe, daß Mad. de Maintenon dennoch bey dem in Ungnade entlassenen Catinat Rath gesucht habe. Bald hernach scheint der Herzog von Burgund sich mit dem Herzog von Vendome versöhnt zu haben. Die Befehle an den Herzog von Noailles nach der Schlacht bey Saragossa von der Hand des Marquis de Torcy, eine vernünftige Schrift. Des Königs von Spanien günstiger Brief über den Herzog von Noailles vom Jahre 1711.

Helmstädt.

Die ehemals (Gött. Anz. 1778. S. 519) angekündigten Commentarii de rebus novis litterariis, welche unter Aufsicht des Hrn. Prof. Henke erscheinen, machen nunmehr einen Jahrgang in vier Fascikeln, und eben so viel Bändchen klein Octav aus. Der gute Fortgang dieser gelehrten Zeitung widerlegt und hebt auf eine angenehme

Wei-

Weise die Besorglichkeit, die wir selbst hatten, ob auch die Latinität unter uns noch so viele Freunde haben sollte, als zu der Unterstützung dieser Unternehmung erfordert werden. Man findet am Ende des Jahrgangs die Namen von sehr würdigen Gelehrten, welche an der Arbeit Theil nehmen.

Amsterdam und Paris.

Reflexions philoſophiques ſur l'origine de la civiliſation et ſur les moyens de remedier à quelques-uns des abus, qu'elle entraine. 1778. 64 S. groß Octav. Der ungenannte Verfaſſer, der ſich aber am Ende auf ſeine Peintures des moeurs du Siècle ou Lettres et diſcours ſur differens ſujèts beruft — will hier einen Verſuch machen, ob das Publicum durch ſeinen Beyfall ihn aufmuntern werde, zu einem ausführlichern Werke über die Geſchichte der Geſetzgebung, beſonders des peinlichen Rechtes; (denn ſo verſtehen wir ſeine Abſicht) allenfalls auch noch zu einem andern von dem Verfall der Staaten durch ihre Geſetze. Nach einer kurzen Schilderung des Fortgangs der Menſchen zu den Rechten des Eigenthums und der geſellſchaftlichen Verträge, und des damit verknüpften Urſprungs der darauf ſich beziehenden Verbrechen, Kap. I.; handelt er Kap. II. und III. von den Strafen und der Unterſuchung, und im IV. Kap. von den Gefängniſſen. Seine Schreibart iſt ſehr einnehmend; mehr einem durch blumigte Auen fortflieſſenden Bache, als einem reiſſenden Strohme ähnlich. Seine Abſichten ſind edel, ſeine Hauptſätze richtig, durchdacht und helle.

Den-

Dennoch übernimmt ihn bisweilen die Lebhaftigkeit im Ausdrucke; und wenn er in der Folge wieder einlenkt: so bleibt dabey doch einiges Ansehen vom Widerspruche. So S. 37 Les hommes sont *presque toujours* trompés par leur sens, zur Schwächung des Ansehens der Aussage zweyer, sonst unverdächtiger, Zeugen. Dennoch giebt er im Folgenden zu, daß die Verurtheilung eines Unschuldigen nur selten ist. So scheint es S. 56, als ob ein Schuldiger, der der Strafe entflieht, dadurch selbst, daß er von dem Seinigen sich trennen muß, schon hart genug gestraft wäre; aber gleich auf der folgenden Seite werden die Gründe jenes ersten Gedanken entkräftet oder doch sehr eingeschränkt. Eigentlich hat sich der Verfasser hier noch nicht, weder gegen die Todesstrafe, noch gegen andere, zeither so oft angegriffene, Verordnungen des gewöhnlichen peinlichen Rechtes erklärt; sondern nur gegen die Eilfertigkeit und Unsicherheit des richterlichen Urtheils, und andere Uebel, welche klaren Aussprüchen der Gesetze vielmehr entgegen sind. Und ein Paar Fälle von unschuldig Verurtheilten, die der Verfasser als neu und ihm bekannt erzählt, sind freylich sehr geschickt, auch beym höchstmöglichen Grade der Wahrscheinlichkeit Furcht vor Irrthum zu erwecken. Beym einen dieser Unglücklichen gründete sich das Todesurtheil nicht bloß darauf, daß man seine Kleider und sein Beil mit Blut befleckt fand, sondern daß auch zwey Zeugen, wovon der eine ein Mann von Stande war, und bey seinem Zeugnisse viele Vorsicht bewies, ihn zuversichtlich für den erkannten, den sie den Mord hatten ausüben sehen.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

19tes Stück.

Den 8. May 1779.

London.

Zugleich mit der neulich (Zug. 7.) von uns angezeigten Schrift ist the doctrine of Philosophical Necessity illustrated u. s. w. von demselbigen Verfasser herausgekommen (206 S. in Octav, ohne Dedication und Vorrede.) Priestley zeigt sich in dieser Abhandlung mit eben der Freymüthigkeit als einen Fatalisten, mit welcher er sich in dem erstern Werke als einen Materialisten angekündigt hatte. Er unterscheidet sich, unserm Urtheile nach, von andern mit ihm gleichdenkenden Schriftstellern nicht sowohl durch neue Gründe, die er für seine Meynung vorbrächte, oder womit er die entgegengesetzte bestritte, als durch die gutgemeynten Bemühungen, alle die gefährlichen Folgerungen, die nicht nur die Vertheidiger der Freyheit, sondern auch manche kalte oder muthwillige Fatalisten mit der Lehre von der Nothwendigkeit unzertrennlich verbunden glaubten, entweder abzuwenden oder doch zu mildern. Wenn

eben das vom Fatalismus gälte, was gewiß von vielen andern Irrthümern wahr ist, daß er nur alsdann und in so fern gefährlich werde, wenn, und in so fern er von denen, die ihm zugethan sind, dafür gehalten wird; so würde man P. für seinen Eifer, zwischen der Sache, die er vertheidigt, und der Sache der Tugend und Religion, Freundschaft und Friede zu stiften, nicht anders als danken können. Der Verf. glaubt, daß die Streitigkeiten über Freyheit und Nothwendigkeit größtentheils aus Mißverständniß entstanden sind, und daß die Behaupter der Freyheit sehr oft das glaubten, was sie bestreiten wollten und zu widerlegen glaubten. (Wenigstens zeigt P. in einigen auffallenden Beyspielen, daß beyde Partheyen sich bisweilen, ohne es selbst zu bemerken, so sehr nähern, daß es fast nicht möglich ist, zwischen der Freyheit der einen und der Nothwendigkeit der andern irgend einen beträchtlichen Unterschied, den von Worten ausgenommen, zu bemerken.) P. erklärt, daß er dem Menschen alle nur ersinnliche Freyheit oder Macht zugestehe, zu **thun, was er will, oder was ihm gefällt**, z. B. seine Gedanken, auf welchen Gegenstand er wolle, zu richten (und hier wird er, glauben wir, fast eben so sehr ein Verräther seiner Sache, als es seine Gegner nur je geworden sind) nur läugnet er die Freyheit oder vielmehr die Macht, auf mehrere Arten zu handeln, wenn alle Umstände, d. i. der Zustand der Seele, und die Art, Dinge anzusehen, dieselbigen bleiben. Die Seele werde niemals ohne eine ihr fremde Ursache, d. i. ohne irgend ein Motiv ihrer Wahl bestimmt; und diese beständige, durch Motiven unausbleiblich erzeugte, Bestimmung der Seele heißt bey ihm **nothwendige Bestimmung.** Ursachen nennt er alle einer gewissen

sen Veränderung vorhergehende Umstände (circumstances): und wenn gewisse Wirkungen oder Veränderungen gewissen Umständen beständig folgen; so ist alsdenn eine unveränderliche, oder nothwendige, Verbindung zwischen Ursache und Wirkung da. Der Zustand oder die Stimmung und Lage der Seele, dann noch die Art, Dinge anzusehen, sind die Umstände, die bey einer jeden Entscheidung oder Wahl der Seele in Betrachtung kommen; und wenn diese dieselbigen bleiben, so sey es unmöglich, daß in der letztern eine Aenderung vorgehe, weil sonst etwas ohne Ursache geschehen müßte. Willkührliche und mechanische Handlungen seyen im Grunde gleichnothwendig; Willkührlich müsse nur dem Unwillkührlichen (unserm Willen Zuwiderlaufenden) nicht aber dem Nothwendigen, entgegengesetzt werden, von welchem das Zufällige der Gegensatz sey. Ohne einen unveränderlichen beständigen Einfluß von Bewegungsgründen auf die Bestimmungen der Seele, und den unausbleiblichen Erfolg gewisser Handlungen aus ihnen lasse sich durchaus keine göttliche Vorsehung denken. Eine jede überlegte Wahl werde durch Materie bewirkt, und man müsse daher als Philosoph schliessen, daß eine jede andere Wahl gleichfalls dadurch hervorgebracht werde, und denselbigen Gesetzen unterworfen sey. Den Willen erklärt er als eine Art von Urtheil, das von der wahrgenommenen Vorzüglichkeit gewisser, der Seele vorschwebender oder gegenwärtiger, Dinge abhange, so wie die anscheinende Vorzüglichkeit von Gegenständen wiederum aus wahrgenommenen oder anerkannten Vorstellungen und Eindrücken derselben nothwendig entstehe. Ueber den Ursprung willkührlicher Bewegungen aus

mechanischen, und den Uebergang der erstern in die letztere denkt er wie Hartley. Das sogenannte Gefühl der Freyheit sey weiter nichts als ein Bewußtseyn, daß nichts uns hindert, dasjenige zu wählen, was wir für das Vorzüglichste und Wünschenswertheste halten, oder gar nicht zu wählen, wenn uns dieses am besten dünkt; es sey immer ein Grund, eine Ursache da, warum uns ein Gegenstand oder eine Handlung die vorzüglichste und beste scheine. Und wenn diese Ursache ihre Wirkung, Wahl und Handlung nothwendig und unausbleiblich hervorbringe; so sey es gleichgültig oder ein blosser Wortstreit, ob man sage, daß die eigentliche Ursache von Wahl und Handlung in dem Bewegungsgrunde, oder in der von Bewegungsgründen getriebenen Seele liege. Ein jedes inneres, im Menschen selbst befindliches, Principium, das ihn beständig zur Tugend hinneigt, sey die Grundlage von Verdienst, und gebe ihm auf Belohnung Anspruch; die Unmöglichkeit hingegen, rechtschaffen und gut zu handeln, schütze niemanden gegen gerechte Strafe, wenn nämlich diese Unfähigkeit aus innerer Seelenverderbniß oder böser Gewohnheit, nicht aber aus andern äussern Ursachen, entstehe. Wenn es eine selbstbestimmende Kraft im Menschen gäbe; so könnten deren auf gut Glück gemachte, von allen Bewegungsgründen unabhängige, Entscheidungen eben so wenig dem Menschen eigenthümlich genannt werden, und ihm Lob oder Tadel zuziehen, als ein Würfel, dessen Fall jemanden ein grosses Vermögen zuwendete oder entrisse, das eine oder den andern verdienen könnte. Lob und Tadel höre mit dem Einflusse von Bewegungsgründen gänzlich auf; wenn nicht die Handlung selbst, sondern die Disposition

der

der Seele und die Bewegungsgründe von Thaten verdienstlich seyen. Strafen und Belohnungen würden bey einer selbstbestimmenden Kraft lächerlich seyn, weil gute und böse Handlungen ohne gute oder böse Bewegungsgründe hervorgebracht würden, und durch Belohnung und Strafe weder befördert noch zurückgehalten werden könnten. Reue und Schaam entstehen, seiner Meynung nach, in Menschen aus dem Bewußtseyn, daß sie einen Hang zum Laster haben, und daß tugendhafte Bewegungsgründe in gewissen Fällen keinen Eindruck auf sie machen. Wenn Menschen bisweilen glauben, daß sie anders hätten handeln können, als sie gehandelt haben; so sey dieß blosse Täuschung; die feste Ueberzeugung, daß er nicht anders handeln konnte, als er handelte, könne in einem Missethäter Schaam und Reue nicht vertilgen, sondern müsse sie nothwendig erhöhen, weil sie ihm zeige, daß seine Seele so verdorben gewesen sey, daß er ganz unvermeidlich ins Laster fallen mußte. (Hier redet P. offenbar gegen alle Erfahrung, und selbst gegen alle Wahrscheinlichkeit. Wenn die mit dem Gedanken, daß man anders handeln konnte, als man gehandelt hat, verbundene Reue eine Täuschung ist, so ist es doch immer sonderbar, daß alle Menschen, die der Reue fähig waren, auf diese Art sind getäuscht worden, daß gerade diejenigen, denen am meisten an der Entdeckung dieser Täuschung gelegen war, und die sonst so gerne und leicht alles zu ihrer Entschuldigung aufsuchen, diesen Betrug nicht schon lange bemerkt oder ihn vielmehr nicht als eine Quelle von Beruhigung und Trostgründen gebraucht haben. Denn davon wird P. schwerlich jemanden überzeu=

zeugen, daß der feste Glaube an die Unmöglichkeit einer lasterhaften Handlung zu entfliehen, in irgend einem Menschen den Schmerz der Reue jemals erhöht habe oder erhöhen könne, den Fall ausgenommen, wo jemand die Seelenverderbniß, der er die Unvermeidlichkeit einer bösen That zuschreibt, sich selbst wiederum zurechnet. Eine solche Zurechnung würde aber gar nicht Statt haben, oder auch die lächerlichste Täuschung seyn, sowohl alsdenn, wenn der Thäter die Schwäche oder Verkehrtheit der Seele, die ihn ins Laster stürzte, für angebohren hielte, als wenn er sie durch Umstände hervorgebracht glaubte, in die er sich selbst nicht hineinsetzte und deren Wirkungen auf ihn er auch nicht zurückzuhalten im Stande war. In gewöhnlichen Menschen nimmt, einer uns allgemein scheinenden Erfahrung zufolge, Reue in gleichem Verhältnisse ab, in welchem sie nach vollbrachter That und bey einer ruhigen Verfassung des Gemüths die Versuchungen zum Bösen nicht nur zur Zeit des Fehltritts, sondern auch nachher, für sehr schwer zu überwinden, oder für fast unwiderstehlich halten; und nach dieser Erfahrung zu schliessen, müßte Reue gänzlich verschwinden, so bald die Vorstellung von grossen Schwierigkeiten, die Versuchung zu besiegen, in den Gedanken übergienge, daß der Reiz zum Laster schlechterdings unwiderstehlich, und eben so zwingend gewesen sey, als wenn man durch eine äussere Gewalt dazu wäre getrieben worden. Wenn aber auch schlechte, für unvermeidlich gehaltene Thaten unangenehme Empfindungen erzeugten; so könnten es schwerlich andere, als murrender Unwille mit dem Geber und Anordner einer solchen Seele und solcher Umstände, deren noth-

wen-

wendiges Resultat ein Verbrechen war, oder auch Mitleiden mit uns selbst seyn, die wir entweder als unwillkührliche Verbrecher wären gebohren, oder, ohne es hindern zu können, dazu ausgebildet worden. Wie aber im angenommenen Falle böse Handlungen mit Reue verbunden seyn können, deren bitterster Bestandtheil Selbsthaß oder Selbstverachtung ist, bleibt uns immer unerklärlich. Wir haben diese Bemerkungen nicht deswegen hergesetzt, weil wir glauben, daß alle Schwierigkeiten dadurch gehoben, oder die Raisonnements von Fatalisten dadurch gänzlich widerlegt würden; sondern nur, um zu zeigen, daß die Lehre von der Nothwendigkeit mit allen den herrschenden Empfindungen streite, die unsere eigene und anderer ihre gute und böse Thaten in uns selbst und in den übrigen Menschen erzeugen, mit Empfindungen, die, wenn sie durch oft unwiderlegliche Raisonnements hätten bekämpft werden können, von sehr vielen, denen sie beschwerlich waren, schon würden vertilgt worden seyn.) Selbst die Auseinandersetzung der moralischen Einflüsse, die eine völlige Ueberzeugung von der Lehre von der Nothwendigkeit im ruhigern Augenblick hervorbringen würde, (S. 106 u. f.) enthält ein stillschweigendes Bekenntiß der Wahrheit dessen, was wir eben jetzo gesagt haben. Mit der Ueberzeugung, daß nichts möglich sey, als was geschehen ist, geschieht, oder geschehen wird, halte man Gott für die einzige Ursache aller Dinge; man sehe jeden Gegenstand, jede Veränderung in Gott, und Gott in ihnen; hieraus müsse wahre Andacht, die tiefste Demuth, die vollkommenste Resignation und das unbegränzteste Zutrauen in Gottes Güte entstehen: Heiterkeit des Geistes sey eine natür-

liche Folge des Gedankens, daß alles, was ist, gut sey, und daß auch alle Uebel sich in Gutes endigen werden. Weder Haß, noch Verachtung, noch Neid u. s. w. könnten statt finden, wenn man glaubte, daß ein jeder gerade das sey, wozu die Gottheit ihn machen wollte, und das thue, wozu er bestimmt war. Man würde Lasterhafte wegen ihrer Laster nicht mehr hassen, sondern zärtliches Mitleiden mit ihnen haben, weil man sie für Kinder desselbigen Vaters, und für Werkzeuge in den Händen des Allmächtigen halte. P. gesteht aber doch selbst, daß aller dieser gepriesenen Wirkungen der Lehre von der Nothwendigkeit ungeachtet, (die vor P. schon Spinoza, und besser als beyde, die Stoiker, ob sie gleich keine Fatalisten waren, aus einander gesetzt haben) der Fatalist in dem Tumulte des Lebens doch wie andere Menschen empfinden: und also Böse hassen, Gute lieben, sich über seine eigene gute Handlungen freuen, und die entgegengesetzten bereuen werde. (Ein Einwurf wider seine eigene Meynung, der, unserm Urtheile nach, von grössern Gewichte ist, als alle Gründe, die man ihr entgegensetzen könnte.) Die Lehre von der Nothwendigkeit hebe alle Unterschiede zwischen moralischen und physischen Uebeln auf, und die Laster der Menschen gehörten nach ihr in die Classe gemeiner Uebel, die eine Zeitlang unglücklich machten, aber am Ende doch in grössere Güter übergiengen. Gut sey daher in der philosophischen Bedeutung dieses Wort, alles, was sich in Gutes endige. Wenn man also auch die Gottheit als die Urheberin der Sünde ansehe; so sey sie deswegen kein sündigendes Wesen; denn die Disposition der Seele, und die Absicht machen allein das

das Sündhafte von Handlungen aus. Gott sey vielmehr ein gutes heiliges Wesen, wenn er die Sünde in der Absicht hervorbrachte, um etwas Gutes daraus entstehen zu lassen. In allen Systemen, die Gottes Vorsehung und die Zulassung des Uebels annehmen, hält er die Voraussetzung, daß Gott das moralische sowohl, als physische Uebel, gewollt und hervorgebracht habe, für unvermeidlich. Endlich sucht er, wie gewöhnlich, die Uebereinstimmung seiner Meynung mit der heiligen Schrift zu zeigen, prüft und vergleicht die Lehre von der Prädestination mit der Lehre von der Nothwendigkeit, und antwortet auf die Letters on Materialism, die vor nicht gar langer Zeit gegen ihn herausgekommen sind.

Ebendaselbst.

Ein Werk, das unter andern auch allen, die Wein trinken, zu empfehlen steht, ist bey Mackintosch und Cadell 1778. gedruckt: A candid examination of what has been advanced on the Colic of Poitou and Devonshire; with Remarks and experiments intended to ascertain the true causes of the Gout, by *James Hardy*, M. D. in Devonshire, auf 182 S. groß Octav. Das Uebel nehme in England unläugbar zu. (Bey uns sind diese Zufälle doch immer sehr einzeln.) Ohngeachtet des Widerspruchs des Wundarztes Geach und des Priesters Alcock, sey dennoch Bäkers Meynung nur allzuwahr, und das Bley die einige wahre Ursache aller schweren, mit Lähmung sich endigenden Leibschmerzen; eben auch des dürren Grimmens (dry belly-ake) auf den Westindischen Inseln. Vielleicht könnten doch einige

andere metallische oder mineralische Substanzen etwas Aehnliches hervorbringen, aber immer bleiben die abscheulichen Künsteleyen der Wein- und Cyderhändler und Verbesserer, dieser wahrhaftigen Giftmischer, die allgemeinste Ursache solcher Zufälle. Von Tronchins seinen acht Ursachen dieser Krankheit seyen, wie auch Bäker will, sechs unschuldig. Unter den Armen komme das Uebel häufig vor; sie trinken aber ihren Cyder und andere Getränke vielmal aus irdenen, inwendig verglasurten, Geschirren, welche Glasur bekanntlich mit Bley gemacht ist. Es sind hier fünf und zwanzig Versuche erzählt, die grossentheils beweisen, wie leicht sich das Bley aus den verglasurten Gefässen dem Cyder und andern Flüssigkeiten, die Bley aufnehmen können, beymische. Der ganz frische Aepfelmost war schon in wenig Stunden, die er in einem irdenen glasurten Geschirre stand, beträchtlich vom Bley geschwängert. Wenn man den Cyder sanft in dem Gefässe bewegte, so nahm er schon in einer halben Stunde so viel Bley auf, als sonst kaum in drey Stunden. Zehn Grane Bleyzucker zu einem Quart Cyder verschönerte die Farbe desselben in 24 Stunden sehr, und machten den Geschmack angenehm, aber auf wenige Tropfen von der Weinprobe (aus Auripigment und ungelöschten Kalk) ward der Cyder gerade so schwarz, als der Cyder, welcher zwölf Stunden in einem glasurten Gefässe steht. Mit Bleyzucker wurden alle Weine, rothe und weisse, schöner von Farbe und angenehmer von Geschmack; auch der Arsenik verschönerte das Ansehen, alles veroffenbarte sich bald durch die Weinprobe. Die stärkste Salzlache nahm aus einem glasurten Topfe unbedeutend wenig Bley an. Aus einem glasurten,

ten, noch nicht gebackenen, irdenen Geschirre, das zwey Quartier hielt, sonderte der Verf. die Glasur von dem Thone ab, und brachte an dieser Bleysubstanz nicht weniger, als 14 Quentchen heraus, ohne was sich beym Waschen verlohr. In solchen Gefässen nun sende man den Arbeitern den Cyder vielfältig aufs Feld. In Westindien bediene man sich des Punches und Sherbets (Limonade) häufig und der verzinnten Geschirre. Mit vieler Gelehrsamkeit ist hier eine Geschichte der Weinverfälschungen von den ältesten Zeiten her geliefert. Ebenfalls ist dasjenige, was bisher über die Bleycolik geschrieben ist, sehr wohl angeführt, und fast alles als Beweis für die Meynung genutzt, daß das Bley, und etwa auch Arsenik, Wismuth und Gyps, die wahren Ursachen dieser Zufälle seyen; scharfe Galle könne wohl schwere Uebel erregen, nur lassen diese sich nicht davon beweisen. Wer noch zweifelt, dem schlägt der Verf. Versuche an Missethätern vor. Eben diese Versuche würden grosses Licht über die wahre Ursache des Podagra werfen, und sie uns viel einfacher zeigen, als unsere Theorien. Durch Enthaltung vom Weine haben sich viele von dieser Beschwerde befreyet, auch die Nationen, die keinen Wein trinken, kennen das Uebel fast nicht. Nun aber sey nicht sowohl der Wein selbst die Ursache, als die Verfälschungen. Die mineralischen, zumal die metallischen, Substanzen haben gar mannigfaltige Wirkungen auf den Körper, nach Verhältniß der Menge, und Beschaffenheit der Zubereitungen. Diejenigen Arbeiter, welche mit Bley umgehen, seyen auch ohne Wein dem Zipperlein unterworfen.

Padua.

In der Buchdruckerey des dasigen Seminarii ist noch im J. 1776. gedruckt worden: Antiquitatum christianarum institutiones nova methodo in quatuor libros tributae, ad usum seminarii Neapolitani, auctore *Julio Laurentio Selvagio*, presbytero Neapolitano et in eodem seminario juris utriusque antecessore, in drey Theilen, von denen der erste 44 und 405, der zweyte 8 und 317, der dritte 8 und 278 Seiten in Quart beträgt. Dieses ist ein Nachdruck des zu Neapel schon im Jahre 1772. u. f. und zum Theil nach dem frühern Tod des Verfassers herausgekommenen Originals. Der Verf. wurde durch den Mangel eines solchen Werkes in seiner Kirche, es zu verfertigen bewogen. Bingham, dem er sonst viele Gerechtigkeit widerfahren lässet, war in seinen Augen nicht allein zu weitläufig, sondern auch an vielen Orten, als Protestant, der Orthodoxie nachtheilig. Mamachi hatte den ersten Fehler in einem noch weit höhern Grad, und einen zweyten, daß er sein Werk nicht fortgesezet. Im Grund ist doch Selvagi Arbeit ein etwas weitläuftigerer Auszug aus Bingham, (einen kürzern, den in Italien ein verkapter Paläotimus herausgegeben, haben wir ehemals angezeigt) mit einer kleinen Veränderung der Ordnung, mit einigen neuen Artikeln, und mit denjenigen Veränderungen, welche des Verf. eigene Religionsgrundsäze erfoderten. So sind gleich die ersten neun Hauptstücke des ersten Buchs von der Ausbreitung der christlichen Religion überhaupt, dann besonders in Italien, und im Königreich Neapel und Sicilien, und von den Verfolgungen neue Zusäze; und eben so die eini=

einigen beygefügten excursus, unter denen einer beweisen soll, daß der Streit des Petri mit dem Zauberer Simon zu Rom eine wahre Historie sey, ein anderer, daß Petrus allein, und nicht Paulus mit ihm, Oberhaupt der Kirche gewesen. Daß in der Vorstellung vom Ursprung, Rechten und Vorzügen gottesdienstlicher Personen gar vieles zum Vortheil der jezigen Römischen Kirchenverfassung gesagt worden, wird ein Jeder selbst erwarten. Doch ist die Nachricht von dem Episcopat nicht curialistisch, sondern so eingerichtet, wie jezt ein Jurist zu Neapel denkt. In jene Klasse gehört denn auch, daß ein grosser Theil der gottesdienstlichen Gebräuche nach den sieben Sacramenten abgehandelt werden, und der Abschnitt im zweyten Theil von der Verehrung der Heiligen, Bilder, Reliquien. Hingegen ist im ersten Theil vom ehelosen Leben gottesdienstlicher Personen mit mehrerer historischer Wahrheitsliebe geredet worden, eben so vom freyen Gebrauch der heiligen Schrift, und der Laien eigenem Lesen derselben. Ueber den Mangel einiger der wichtigsten Artikel, die aber auch im Bingham fehlen, muß man sich billig wundern. Wir wollen jezt nichts von den Rechten der Obrigkeit in Kirchensachen sagen, die doch gewiß so gut, als die Patriarchalrechte, dahin gehören; allein daß die Concilia, ein so alter und wichtiger Theil der Kirchenverfassung, übergangen worden, ist uns, zumal in den jezigen Zeiten, unbegreiflich. Am Fleiß im Sammlen von Zeugnissen hat es S. nicht fehlen lassen. Allein auf der einen Seite hat er nichts weniger, als die Chronologie seiner Zeugen vor Augen gehabt, ohne welche das Studium der christlichen Alterthümer in ewiger Verwirrung bleibt und die

so

so lehrreiche Beobachtung der bey der Kirchenregierung, den gottesdienstlichen Gebräuchen, dem Kirchenbann, nach und nach eingeführten Veränderungen ganz verschwindet. Eben so sollte bey diesen Untersuchungen mit der grössten Strenge die Geographie bemerkt werden, daß nicht das, was ein Afrikaner oder ein Syrer meldet, sogleich vor einen allgemeinen christlichen Gebrauch gehalten werde. Auf der andern Seite ist doch zu wenig kritische Hermeneutik bey den Stellen der Kirchenväter genuzet. Doch bey allen diesen Fehlern ist es ein brauchbar Buch; und da bey solchen Untersuchungen Religionspartheylichkeit so schwer zu vermeiden, so wird in Zukunft eine Vergleichung des Binghams und des Selvagi mit einander in solchen Dingen, wo jene zu befürchten ist, zu empfehlen seyn. Noch wollen wir beyfügen, daß dem ersten Theile eine Biographie des Verfassers vorgesezt ist. Sie ist vom Alexander Maria Kalephati mit vieler unrecht angebrachten Gelehrsamkeit angefüllt. Eine Stelle derselben betrifft die zu Neapel herausgekommene Italiänische Uebersezung von unsers sel. Mosheims Kirchenhistorie mit Maclaine's Noten, die dem Selvagi als Censor vielen Verdruß gemacht.

Greifswald.

Lehrbegriff der gesammten Mathematik, aufgesetzt von Wenceslaus Johann Gustav Karsten, der Philosophie Dr., Hofrath und Professor der Mathematik und Naturlehre zu Halle . . . Der erste Theil. Der zweyten Auflage zweyter Band. Die statischen und mechanischen Wissenschaften. Bey Röse 1778; 740 Octavseiten 15 Kupfertafeln.

Die

Die Statik fester, flüssiger, unelastischer und elastischer Körper, die ersten Gründe der Mechanik, Hydraulik und Maschinenlehre, welche letztere man in keinem Lehrbuche so umständlich und brauchbar findet, als in Hrn. Hofr. K. seinem. Da Hr. Hofr. K. keine eigentliche Rechnung des Unendlichen voraussetzen durfte, so hat er Lehren, die freylich durch diese Rechnung leichter werden, so vorzutragen gesucht, daß man doch ihre Gründe mit gehöriger Aufmerksamkeit und Gedult einsehen kann, z. E. den Schwerpunct in unterschiedenen Körpern zu finden, mit dem Barometer Höhen zu messen, den Fall schwerer Körper, Schwungkraft, einfaches Pendel für unendlich kleine Schwingungen u. d. g. So ist gegenwärtiges Werk nicht bloß ein Auszug aus den mechanischen Bänden voriger Ausgabe seines Lehrbegriffs, sondern er hat viel Gegenstände von neuem durchdacht, und in die Verbindung gebracht, wie sie ihm zur Absicht des akademischen Vortrags bequem geschienen. Allerdings ist wenigstens so viel, als Hr. K. hier vorträgt, demjenigen unentbehrlich, der mechanischen Unterricht zur Ausübung brauchbar verlangt, und für den wird ein halbes Jahr angestrengter Fleiß darauf gewandt, auch nicht zu viel seyn. Wenn man aber in einem halben Jahre von der ganzen angewandten Mathematik so viel vorträgt, als, nicht Mathematiker bildet, sondern angehende Gelehrte unterrichtet, daß sie in den wichtigsten Känntnissen für das menschliche Leben nicht ganz tumm bleiben, so muß man freylich die Mechanik, wie Alles andere, kürzer fassen, pflegt aber doch auch dem, der bis zur Ausübung gehen will, zu sagen, was er noch zu thun hat. Häufige, deutliche und saubere Zeichnun-

nungen dienen den Lehren zur Erläuterung. Wäre es nicht besser, wenn sie auf mehrere Platten vertheilt wären? Häufige Brüche sind Tafeln, deren fleissiger Gebrauch zu wünschen ist, nicht vortheilhaft, und viel Figuren, die sich auf einmahl dem Anfänger vors Auge stellen, können ihn leicht zerstreuen, gar ihn abschrecken.

Leipzig.

Im zweyten Bande der Reden an Jünglinge von D. J. Fordyce, bey Weidmanns Erben und Reich 1778. S. 292 sind die Betrachtungen über die Freundschaft noch in dreyen Predigten fortgesetzt (s. Gött. Anz. 1778. St. 101.) Sehr stark erklärt sich S. 93 f. der Verf. für die Wiedererkennung der Unserigen im andern Leben. Zwey Reden über den männlichen Geist, in so fern er dem weibischen, und in so fern er der Feigheit entgegensteht. (Mit freymüthiger Rücksicht auf die Sitten der jetzigen jungen Britten, besonders der Officiere; denen er Muth gegen den Feind im Kriege zwar noch in einem hohen Grade zugesteht, aber zugleich zeigt, wie wenig dieser von der ganzen Tugend des Muths und männlichen Geistes ausmache. Auch eine Kritik über Chesterfields Erziehungsgrundsätze S. 142.) Ueber die Schönheit der Demuth; Ueber den Zustand der gegenwärtigen Zeitläufte, in so fern er ein Bewegungsgrund zu einer frühzeitigen Gottseligkeit ist. S. 5 steht seltsam für selten. S. 8 geben die Worte: so bald sie es ausführen konnten, keinen Sinn. S. 46 soll für **Wüstling** vermuthlich **Wollüstling**, und S. 87 für **starken**, **sterbenden** stehen.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

20stes Stück.

Den 15. May 1779.

Edinburg.

Johann Bell und J. Murrai in London haben 1778. drucken lassen: A View of Society in Europe, in its progreſs from rudeneſs to refinement, or Inquiries concerning the hiſtory of law, government and manners by Gilbert Stuart. 433 S. Quart. Der Verf. hat sich schon durch eine Schrift von fast ähnlichem Inhalt, durch die hiſtorical diſſertation concerning the Antiquity of the Engliſh Conſtitution. Edinburgh 1768. Octav, bekannt gemacht, worinn er vorzüglich den Ursprung der Stände, der Lehne und der Regierungsform bey den Germanischen Völkern zu entdecken suchte, übrigens aber eben so sehr, wie hier, mancherley Hypothesen und gewagten einseitigen Schlüssen nachhieng. Auch dieß vor uns liegende Werk entspricht dem blendenden Titel sehr wenig, und enthält nichts weiter, als zerstreuete, bloß durch Raisonnements verbundene, Blicke über die Civilisation der Germani-

manischen Völker, oder vielmehr über einige Veränderungen im Lehnswesen, über den Anfang und Verfall der Chevalerie, und den Zustand des weiblichen Geschlechts in den rohen und gesitteten Zeiten. Gemeiniglich giebt uns Hr. St. statt gründlicher Erweise aus Urkunden, Gesetzen und gleichzeitigen Schriftstellern nur Declamation und Schilderungen im Allgemeinen, daher er zu seinen angenommenen Hypothesen überall Beweise findet, und die Lücken darinn selbst kaum zu bemerken scheint. Er baut sie oft auf unsichere Gewährsmänner, und beweist unter andern, Eigenthümlichkeiten alter Germanischer Volksversammlungen aus Rudbecks Atlantica und aus dem Polydorus Virgilius, daß die Repräsentanten des Volks in den Englischen Parlementen uralt sind. Viele Fehlschlüsse scheinen uns bloß durch allzugeringe Bekanntschaft mit den besten und Hauptschriftstellern anderer Nationen veranlaßt zu seyn. Hr. St. zeigt freylich gute Bekanntschaft mit den Quellen der Geschichte seines Vaterlandes und den besten Englischen und Französischen Schriftstellern über die mit seinem Gegenstand verwandte Materien, aber etwas mehr Belesenheit in guten Reisebeschreibungen würde ihm bald das Einseitige und Unreife seiner Hypothesen zeigen, und etwas mehr Kenntniß der Deutschen Feudalgesetze würden in seine, jetzt oft nicht zusammenhängende, Raisonnemens mehr Präcision, Ordnung und Wahrheit gebracht haben. Auch die Zeiten sind hin und wieder zu sehr unter einander gemischt, daher beweist er aus Carls des Grossen Capitularen, daß die Deutschen in den ältesten Zeiten als Landbegüterte mit zu Felde ziehen müssen, und aus Stellen beym Giannone, wo von der Morgengabe in neuern Zeiten die Rede ist, daß die Deutschen in ih-

ihrem rohen Zustande nie, wie andere Barbaren, ihre Weiber kauften. Aber solche Veränderungen, welche barbarische Völker nach den Auswanderungen aus ihrer Heimath, durch die christliche Religion und Gesetzgebung, durch den Umgang mit gesitteten Völkern und Einführung nützlicher Erfindungen erlitten, hat unser Verf. nicht berührt. Er scheint sie aber in besondern Abhandlungen nachholen zu wollen, und wir wünschen, daß sie sich mehr durch neue, gründliche und durchgedachte Bemerkungen auszeichnen mögen.

Das Werk ist auf folgende Art verfasst: Voran geht die zusammenhängende Abhandlung, und anhangsweise folgen die Citaten, Erläuterungen und Digressionen, zur Erklärung der Hauptabhandlung. Hier werden die Germanischen Völker in ihrem ältesten Zustande, meist nach dem Tacitus, geschildert, doch weniger roh und barbarisch, als sie wirklich waren. Hr. St. thut das vorzüglich, um Gelegenheit zu haben, mit einem Lord Kaims, Hume, Robertson und Miller zu streiten, welche bey aller Gelegenheit belehrt werden. Unter andern findet Hr. St. sehr merkwürdig, daß die alten Germanier den Diebstahl sehr hart bestraften, Raubereyen hingegen für rühmlich hielten. Er glaubt, die Härte gegen die Diebe rühre daher, weil die alten Deutschen kein ander Eigenthum, als Vieh, kannten (sie hatten doch auch Wohnungen, Waffen, Pelzwerk) und dieses leicht in den Wäldern gestohlen werden konnte. Eher ward Dieberey aus dem Grunde bestraft, weil sie die Ruhe und Sicherheit in der Gemeinde, oder jedem besondern Clan, störte; Raub hingegen ward gegen Fremde begangen, die bey allen wilden Völkern verhaßt, und so zu reden vogelfrey waren.

Den Zustand der Germanischen Weiber schildert der Verf. wider alle Geschichte. Aus den Worten des Tacitus, daß die Deutschen bey ihnen etwas Uebermenschliches zu finden glaubten, und daß die Sclaven bey diesen Völkern gelinde behandelt wurden, schliesst er, daß der Zustand des weiblichen Geschlechts sehr ehrwürdig gewesen, und daß man den Ursprung der Galanterie in den Wäldern von Altdeutschland suchen müsse. So wenig dieser Satz einer Widerlegung bedarf, da bey allen bisher entdeckten wilden Völkern die Weiber Sclavinnen der Männer sind, und Tacitus eigentlich nur von der Verehrung der Zauberinnen bey den alten Deutschen redet: so hat er dennoch den Verf. verleitet, eine Menge falscher Folgen aus denselben zu ziehen. Vermöge des angenommenen Grundsatzes leugnet er den Weiberkauf bey wilden Völkern. Er hält die Geschenke, welche der Bräutigam dem Vater seiner Braut zu verehren pflegte, für Symbolen der gemeinschaftlichen Unterstützung im Ehestande. Die deutschen Frauen, meynt Hr. St., erwarben sich diese Hochachtung durch ihre so sehr gerühmte Keuschheit, daher sie sich als Witwen selten wieder zu verheyrathen pflegten, und noch spät in den mittlern Zeiten es eine Gewohnheit blieb, daß Witwen bey der zweyten Heyrath eine Geldbusse erlegen mußten. Aber diese Gewohnheit hat einen andern Ursprung, der ganz und gar nichts mit dem wilden Zustand der alten Germanier gemein hat. Sie entsprang aus den Verordnungen der Römischen Kirche gegen die Priesterehen, welche von Eiferern hernach so weit ausgedehnt wurden, daß sie die Heyrathen der Laien einschränkten, und die zweyte und dritte Ehe mit Bussen und Geldstrafen belegten. Hr. St. kömmt hierauf auf die

Aus=

Auswanderungen der Deutschen in die Römischen Provinzen, und den Anfang des Landeigenthums bey diesen Völkern. Vor ihren Einfällen gehörte das Land nur der ganzen Gemeinde, so bald sie sich aber in ihren Eroberungen niederliessen, erhielten die bisher gemeinschaftlichen Länder Privatbesitzer, doch noch nicht auf Lebenszeit, und nur unter der Bedingung, bey jedem Angriff den neuerrichteten Staat zu vertheidigen. Mit der Zeit ward auch das weibliche Geschlecht fähig, Land und hernach Lehne zu besitzen. Hr. St. meynt, das Leibgedinge, oder die Witthumsgüter, hatten dazu die erste Gelegenheit gegeben. Hr. St. kommt hiernächst auf die weitere Einrichtung der Lehne, und wie ihre Besitzer an Macht und Reichthümern wuchsen, auf die Veränderung der Allodialgüter in Lehne, und mancherley Lehnsveränderungen, worinn wir ihm aber nicht folgen können, weil die Materie für den Raum unserer Blätter von zu grossem Umfange ist. In diesen ersten Anfängen der Feudalverfassung findet der Verf. auch schon die Ritterschaft, die seiner Meynung nach aus der Liebe der alten barbarischen Europäer zum Kriege und der Achtung gegen das weibliche Geschlecht entstand, und die er nur für eine nach und nach erweiterte Wehrhaftmachung der jungen Krieger hält. Diese zwar nicht neue Hypothese vom Ursprung der Ritterschaft hat in den folgenden Abschnitten eine Menge unerweislicher Behauptungen erzeugt. Wirklich ist es zu bewundern, wie der Verf. sogar das Rittergelübde, die Kirche und alle Unterdrückte zu vertheidigen, aus den Zeiten des Heidenthums herzuleiten wagen kann, da sich dieses, so wie die ganze Chevalerie, weit natürlicher erklären läßt, wenn man sie als ein Institut der Römischen Kirche betrachtet, die Religion

und die Güter der Geistlichen zu vertheidigen, welches, wie alle menschliche Anstalten, durch allerhand Zusätze verändert, verbessert und verschlimmert ward. Doch alles, was hier von der Chevalerie gesagt wird, sind unreife grundlose Behauptungen, die wider alle Geschichte streiten. Die folgenden Untersuchungen über die Veränderung des Lehnwesen, wie durch die Erblichkeit der Lehne die Pflichten der Vasallen immer mannigfaltiger und schwerer wurden, enthalten zwar nichts Neues, sind aber mehr der Geschichte gemäß geschrieben, aber immer vergisst Hr. St. zu bemerken, in welchem Lande und durch was für Veranlassungen diese Veränderungen bewirkt wurden. Auch die besondern Abschnitte von den eigentlich nur in England und der Normandie bekannten Ritterlehnen (Knigths - fees, Feudis scuti) deren Besitzer gezwungen wurden, Ritter zu werden; und wenn sie Gründe hatten, diese Ehre nicht anzunehmen, den Aufschub mit Geld erkaufen mußten; über die Frage, ob Wilhelm der Eroberer das Lehnssystem zuerst nach England gebracht, welches mit Recht verneint wird; über die Zeit der Lehndienste, die Lehnträger und die Epoche, worinn die Kriegsdienste mit Geld abgekauft wurden, nebst den Anfängen der Soldtruppen, die nicht erst unter Heinrich dem Zweyten, sondern schon unter König Stefan in den Englischen Heeren dienten, enthalten brauchbare Bemerkungen, doch erschöpft Hr. St. selten seinen Gegenstand, und wiederholt nur, was andere Schriftsteller darüber gesagt haben. So wie die Soldtruppen allgemeiner wurden, so verfiel die Chevalerie, aber dieß war nur eine Ursache ihres Verfalls, weil arme Ritter häufig als Soldtruppen ihre Dienste verkauften. Ihren Hauptverfall ver-

ursachte die Menge der Ritter, weil zuletzt weniger Ceremonien zur Annahme des Rittergürtels erfordert wurden; der ausschweifende Geist, überall Abentheuer auszuführen, da mitten im Kriege Englische und Französische Ritter die Armee verliessen, um mit den Ungläubigen in Spanien und Litthauen zu streiten; und die hieraus entstehenden Confrerien oder Brüderschaften, die Quellen der heutigen Ritterorden, daß sich der hohe Adel mit den tapfersten und mächtigsten Rittern unter einem gemeinschaftlichen Zeichen verband. Mit gleicher Flüchtigkeit entwirft Hr. St. zuletzt noch eine kurze Schilderung der stehenden Armeen und deren Folgen. Frankreichs Freyheit ward nicht so sehr durch die stehende Armee, als dadurch unterdrückt, daß so viele Kronlehen mit der Krone vereinigt und die Engländer ganz aus diesem Lande vertrieben wurden. Ganz zuletzt redet Hr. St. noch vom Verfall der Sitten in den mittlern Zeiten, von den Troubadours und der kurz vor der Reformation öffentlich erlaubten Unzucht. Diese Gegenstände hängen zwar nicht genau mit dem vorhergehenden zusammen, sie enthalten indessen verschiedene nicht sehr bekannte Beyspiele von der freyen Denkungsart unserer Vorfahren. Ueberhaupt hat Hr. St. in den angehängten Noten verschiedentlich interessante Anecdoten und detachirte Ausführungen aus Urkunden, alten Gesetzbüchern, mitgetheilt, die gewiß den Kenner vergnügen werden, wenn er mit Recht über die Declamationen und einseitigen Raisonnements des Verf. ungehalten geworden. Häufig hat Hr. St. die Gesetze der Gentoos mit den alten deutschen verglichen: wir wundern uns, warum er Hoel Dhas Gesetzbuch, oder die Gesetze der Welschen,

 gar

gar nicht zu seinem Vorhaben benutzt hat, welche doch so fürtreffliche Data zur Geschichte der Europäischen Cultur und der alten Sitten enthalten.

Paris.

Bey Merigot ist noch 1776. in groß Octav auf 728 S. ein wichtiges Werk abgedruckt: Exposé des moyens curatifs et préservatifs qui peuvent être employés contre la maladie epizootique des bêtes à corne: publié par ordre du Roi par M. Vicq d'Azyr de l'Academie des Sciences, Commissaire général pour les epidemies, premier Correspondant avec les medecins du Royaume. Es ist eine Sammlung von den Räthen und Berichten über die Viehseuche, die zumal aus Frankreich eingegangen sind, und von den fremden Schriftstellern etwas weniges, denn von Deutschen oder Englischen Werken ist keine Spur vorhanden. Die grosse Menge der Artikel, vielleicht auch in etwas die Unordnung und Wiederholung, die vielleicht nicht zu vermeiden gewesen ist, lassen uns nicht zu, alles auszuziehen, was doch wirklich nützlich wäre. Hr. Vicq d'Azyr war einer der zwey Commissarien, die auf Begehren des Hrn. Turgots A. 1774. in die Provinzen gehen, und von den Verwüstungen Bericht einsenden mußten. Seit dieser Zeit ist er beständig mit diesen Seuchen beschäftigt gewesen. Von dem Gesammleten hat er mehrentheils einen Auszug, doch auch oft die Aufsätze selber abdrucken lassen. Hier erst eine Sammlung von Abhandlungen über die Heilart. Die ganze Seuche kam aus Bayonne durch eine Ansteckung in Guyenne. Durch viele Beweise zeigt man, daß die Ansteckung die Seuche fort-

ge-

gepflanzt, und von Ort zu Ort übergebracht hat. Dazu haben auch die Ochsen gedient, die etwas von der Ansteckung an sich hatten. Die sorgfältige Verhütung aller Ansteckung hat verschiedene Güter und Gegenden rein behalten. Man könne die Seuche zu den Pestfiebern zählen. Eine Beschreibung der Pest, vom Hrn. Paris, der in der Türkey sich aufgehalten hat: auf der Zunge entstehe ein blauer Fleck, der durch zwey weisse Linien abgeschnitten werde. Im Gehirn der an der Pest Abgestorbenen seyen die Gefässe mit Blut aufgetrieben, eben so das Herz, die Lunge hart, oft brandicht und das Blut aufgelöst und stinkend, die Leber groß, die Gallenblase aufgetrieben, die Galle sehr flüssig und in grosser Menge, die Därme voll Brandflecke, oft auch in der Tiefe der Leisten und Achseln eine Beule, die nicht zur Reifung gekommen ist; alle diese Zeichen finden sich in der Viehseuche wieder. Die zweyerley Heilarten, die bey der Pest zuweilen auch wohl glücklich gebraucht worden sind, beweisen die Veränderlichkeit der Seuche, oder vielmehr, daß mehrere Krankheiten unter diesem gemeinen Namen vorkommen. Es gebe allerdings Blutfieber, die die Aderlässe erfordern, und mit einer Entzündung begleitet sind; und dann Magenfieber, wo Ausführen und die Fäulung zu erwehren der Zweck seye. Die Säure habe unzweifelbare Heilkräfte. Von andern angerathenen Mitteln: ein Lob der Fontanellen. Von den übeln Wirkungen des Kohlendampfs: der V. hat selbst mit kaltem Wasser denselben gesteuert: die Aderlässe könne erst zuletzt angebracht werden, und die Oeffnung der Luftröhre sey gefährlich und schädlich. Eine Beschreibung der Viehseuche, wie sie A. 1774. in den südlichen

Provinzen war. Eines der ersten Zeichen sey die Empfindlichkeit des Rückens, die mit der Krankheit zunehme, so daß das Thier den Rücken krümme und das Becken niedriger mache; dann eine allgemeine Erschütterung des Leibes, zumal nach dem Stuhlgang; zuweilen ein Husten und ein schneller Puls, der von 36 auf 50 steige. Die vermehrte Krankheit wird Tag für Tag beschrieben: die Empfindlichkeit am Rücken nimmt ab, und ihr folgt eine Windgeschwulst; der Athem wird schwer und das Thier muß beyde Kinnbacken weit aus einander treiben, um denselben zu holen. Es waren keine Beulen oder Ausbrüche der Haut zu sehen. Es ist uns unmöglich, die unendlich vielen Räthe und Aufsätze aus allen Städten nachzuholen: sie streiten auch oft offenbar gegen einander. Bald gesteht man, es werden einige Stücke durch Arzneyen geheilt, bald keine: bald hingegen erzählt man eine Menge erretteter Stücke. Wir müssen also hin und wieder auffallende Räthe oder Nachrichten ausziehen, und diese werden sehr zahlreich seyn. Man habe ein Kalb geheilt, aber dasselbe habe andere Stücke angesteckt, welches eben ein starker Grund wider die Curen überhaupt ist. Das Niederschlagen habe in England, in den Oesterreichischen Niederlanden, in Italien, in Dänemark (am offenbarsten im Bernischen) die Seuchen unterdrückt. Die Zeichen der Krankheit, die man in den Leichen findet. In einer Abhandlung setzt man für ein beständiges Zeichen an, das grobgehackte Futter in den zwey ersten Mägen, und die Kugel im dritten, im vierten eine flüssige stinkende Materie und eine Entzündung. In andern Stellen wird dieses Verderben in den Mägen nicht für so beständig angegeben. Mit

den Mägen leiden sonst die Därme und sind entzündet oder brandicht; das Kalb, wenn die Kuh trächtig ist, wird todt gefunden; das Blut ist aufgelöset, die Lunge aufgeblasen, an einer Stelle gesünd und selten brandicht, an andern verdorben. Die Gruben stecken an: Häute und Fleisch aus denselben haben nach drey Monaten noch angesteckt. Zuweilen, sagt man, wo man nicht Ader gelassen, sey das Thier geschwinder gefallen, und die Entzündung grösser gewesen: die Aderlässe scheinen also nützlich, welchem aber an vielen andern Stellen widersprochen wird. Die stark purgierenden Mittel machen die Mägen brandicht, die gelinden thun nichts. Anderswo hat die Aderlässe geschadet. Die erweichenden Getränke werden angerathen. Fontanellen und Blasenpflaster werden bald als unnütz erklärt, und bald die Haarschnüre für die sichersten Mittel angerühmt. Die Mittelsalze, selbst das Kalchwasser, verursachen den Brand. Erhitzende Mittel schaden, und bringen die Thiere in eine Wuth. Abführende Klystiere, auch die von entwickelter Luft, thun nichts. Oel mit Essig ist heilsam. Zum zweytenmale nimmt das Thier die Krankheit vom Einimpfen nicht an. Frisches Leder steckt nicht an, wohl aber Kleider. Das Einimpfen hat wenige gerettet, nur hat es dem Hrn. Vicq d'Azyr dazu gedient, die Krankheit von ihren ersten Anfängen an anzusehen. Andere Räthe: Salpeter mit eau blanche, Schröpfen am Rückgrad, die erweichenden Klystiere, der durchs Bedecken und von dem Dampf erweckte Schweiß, starke Aderlässen, zu vier Pfunden, und wiederholt noch ein paarmal eine minder starke Aderlässe. Wider die Ruhr giebt er Klystiere von Fieberrinde; bey dieser

Cur

Cur seyen doch sehr viele Stücke verlohren gegangen. Die Krankheit in der Normandie bestund in stinkenden Ruhren, schwerem Athem, Husten. In Leichenöffnungen waren das Gehirn und die Häute entzündet, die Leber groß. Auf S. Domingo war das Athemholen sehr schwer, die Nase nicht rinnend, das Gehirn gesund, die Lunge brandicht, voll schwärzlichten Blutes, das Blut auch im Herzen dicht, der Magen und die dünnern Därme entzündet. Die jetzige in Frankreich herrschende Seuche sey eben die Italiänische, A. 1711. eingerissene, Seuche. Es gebe doch nur zwey pestilenzialische Seuchen, mit und ohne Auswurf an der Haut: hieraus solle man schliessen, der Verf. beschreibe mehrentheils ein anderes Uebel, als das Helvetische, oder die Burgundische Muire, obwohl wiederum andere von jenen Beschreibungen mit denselben übereinkommen. Die Geschwulsten seyen dünnes Eyter unter die Oberhaut ausgegossen. Nachdem man das Thier umsonst geschlagen und es entronnen war, hat bisweilen der Fluß aus der Nase es gerettet. Ein einzigesmal, Hr. V. d'A. hat es nicht selbst gesehen, hat eben das Stück zweymal die Seuche zu leiden gehabt. Die Galle sey allerdings alkalisch, brause mit der Säure auf und gebe mit dem Kalche ein flüchtiges Alcali. Wiederum vielerley Räthe: die antiphlogistische Cur und die treibende: diese letztere hat man als ein Geheimniß dem Herzoge von Orleans verkauft. Man hat auch Wein und zum Pfunde gegeben. Das Quecksilber hat allemal geschadet. Ein trauriger Beweis, daß alle sterben müssen, wenn eines angesteckt ist: man schlug eine Kuh, sie hatte einige Zeichen der Entzündung; in kurzem fielen die übrigen alle, die der Mann besessen hatte.

Zu

Zu mehrmalen hat man an Stücken, die man kaum krank glaubte, den Magen entzündet gefunden. Wenn der Abgang dünn und blutig, oder faulem Wasser ähnlich ist, so ist auch der Brand vorhanden, und nichts vorzunehmen. Anstatt der ölichten Klystiere räth Hr. V. d'A. die Mittel an, die der Fäulung widerstehen. Man hat A. 1774. und 1775. das Einimpfen ohne einigen Nutzen gebraucht. Der D. Malzac habe 400 Stücke, eine ungeheure Anzahl, mit der Nieswurz, als eine Haarschnur, geheilt. Etwas von der Viehseuche in Burgund von 1775., so unvollkommen, daß man den Sitz in der Lunge nicht einmal wahrgenommen hat, der doch im Bernischen in den durch das Burgundische Vieh angesteckten Stücken so kenntbar gefunden worden ist. Ein Arzt habe wider die Ruhr mit Nutzen das Diascordium mit der Fieberrinde und dem Wermuth gebraucht. Vom Beugen des Rückgrades, wenn man darauf drückt: Hr. V. d'A. hält dieses Zeichen nicht für wesentlich. Im Anfang ist es nicht zu merken, es finde sich nicht an allen kranken Stücken, und wenn die Empfindlichkeit des Rückgrades abnimmt, so zeigt es sich: es ist ein breyichtes Gefühl dabey, das aber doch auch bey dem gesunden Viehe wahrgenommen werden kan. Ein thörichter Rath, das Vieh beysammen zu lassen, da doch das gesunde unfehlbar von dem kranken angesteckt würde. Mit der erweichenden Cur habe man zu Bordeaux doch verschiedene Stücke gerettet, nicht aber in Languedoc. Zu Loudun starben die Stücke, denen man kein Blut ließ, geschwinder und mit heftigerm Leiden. Die Krankheit falle auch zuweilen, wenn sie auf der Besserung zu seyn scheine, aufs neue an und raffe das

das Vieh weg. Gegen das Ende des J. 1775. hat die Seuche zu Condom sehr abgenommen, und die wiederholten Aderlässen wurden mit Nutzen angebracht. Andere Stücke hat das erweichende Getränk mit den Klystieren gerettet, auch ohne Blut zu lassen. Diese Cur scheint wirklich die beste, die Brechmittel aber sind wegzulassen. Man habe mit Vortheil auch Fleischbrühe gebraucht. Viele Stücke sind ohne Durchfall dem Tode entgangen. Es scheint, das Rohwerden der Nase sey dienlich gewesen, so unwahrscheinlich es scheinen mag. Wenn das Vieh sich weigert zu trinken und tief stöhnet, so ist die Gefahr groß. Zu Tarbes hat man wenige Stücke retten können: Magen und Gedärme waren brandicht. Alles zusammen gerechnet, habe man verschiedene Curen nützlich angebracht: die bloß erweichende; eben dieselbe, mit Herzstärkungen und Mitteln gegen die Fäulung begleitet, und endlich mit der Aderlässe, die doch nicht unumgänglich nöthig ist. Der Kermes (vermuthlich mineralische) ist zu acht Granen mit Leinöl, und der Kampher zu zwey Quentchen mit Weinessig und Theriak mit Nutzen gebraucht worden. Es versteht sich, wo der Puls stark schlägt, daß man die erhitzenden Mittel meiden soll. In kleinerm Rindvieh findet Hr. Vicq d'Azyr 42 bis 43 Pulse, in grösserm einen Puls weniger. Sehr oft hat man das Leben ohne Klystiere gerettet. Die abführenden Recepte sind sehr stark, sechs Quentchen Jalapp und ein Loth Aloe, ein halb Pfund Epsomsalz u. s. f. Das Kochsalz könne man nicht genug anrühmen. Man müsse diese Seuche von der brennenden bösartigen Entzündung der Lunge nothwendig unterscheiden. Weder die Ruhr, noch

die

die Verstopfung sey wesentlich. Die Beschreibung der Ruhr. Die bösartige Bräune mit einer Entzündung in der Lunge: sie sind mit Blut unterlaufen und mit rothen Flecken bestreut, auch die Eingeweide des Unterleibs sind mit Blut aufgetrieben. Diese Entzündung scheint Hrn. V. d'A. gar nicht vorgekommen zu seyn. Die Krankheit mit Geschwüren, Keuchen, der Krampf. Wiederum Mittel zum Abhalten der Seuche: man thut jetzt nichts mehr anders, als was Bern gethan hat, man schlägt alles Vieh, das mit krankem Vieh einige Gemeinschaft gehabt. Nichts sey bey den Seuchen gefährlicher, als die Gemeinheiten. Und desto mehr, da nun wiederum Hr. Vicq d'Azyr gesteht, die Seuche daure nun seit fünf Monaten, ohne daß einiges Mittel eine rechte Wirkung gehabt habe; er erzählt dabey alles, was er ohne Frucht gebraucht habe. Es sey ein Unglück, daß die Kühe sich noch nach den angesteckten dringen (selbst nach dem Dung und den Gruben.) Die Weise, die Ansteckung wegzubringen. Ueber den Vortheil des Schlagens: ohne allen Zweifel sey es vortrefflich im Anfang einer Seuche, und wo nur wenige Stücke angegriffen sind; auch wo sie tief eingewurzelt ist, könne das Schlagen, die Masse d'infection, schreibt Hr. Vicq d'Azyr, vermindern und vielleicht ausrotten. Wiederum, da der Kön. Rath im Jenner 1775. das allgemeine Niederschlagen befohlen, so habe die gute Wirkung überall, wo der Befehl befolgt worden, die Heilsamkeit des Raths bewiesen. Er nehme für ewig die Gefahr des Sterbens des neugezielten Viehes an. Nur die kranken Thiere schlagen zu wollen, sey nicht genugsam, und lasse das Uebel fortdauren; wenn man auch einen Theil des Viehes retten

ten könnte, so würde doch das Land alle Jahre den vierten Theil des neu anwachsenden Viehes und den Dünger verliehren, und der Landbau würde auf eine gleiche Weise ewig leiden. Wie in Engelland und in den Oesterreichischen Niederlanden habe man durch diese heilsame Grausamkeit die Seuche völlig in vielen Provinzen von Frankreich erstickt. In Holland sey wegen der Seuche der Preiß des Fleisches um die Hälfte gestiegen, welches eben die Wirkung thue, wie eine schwere Landsteuer. Des Hrn. Vicq d'Azyr Rath, durch das Schlagen die Seuche gänzlich zu verwehren. Seine Registratur und Vergleichung des Viehes, das gewesen, das noch bleibt und das verlohren gegangen ist. Die Königl. Befehle von 1714. an. Im November 1775. erkennt man die Unnützlichkeit des Curirens, und die Nothwendigkeit, das Uebel aus dem Grunde auszurotten. Das Ausrotten des Viehes auf der einen angesteckten Seite der Garonne: allerdings solle man auch das gesunde Vieh tödten, das mit dem kranken einige Gemeinschaft gehabt habe, und diese gesunden Stücke sollen den Eigenthümern ganz, und zwar die Hälfte auf der Stelle, bezahlt werden. Der eigene Befehl, wodurch es verboten ist, Curen zu versuchen. Die Oesterreichischen Befehle in den Niederlanden, von ähnlichem Inhalte. Die Tabelle, die man daselbst anbefohlen, und die ertheilte Vergütung. Man muß dieses Werk nicht als eine Abhandlung von der Cur der Viehseuche, sondern als ein Magazin zuverlässiger Nachrichten ansehen, in welchem der Leser selbst die Auswahl nehmen, und das wirklich Sichere von dem Ungewissern unterscheiden muß.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

21stes Stück.

Den 22. May 1779.

Hamburg.

Ueber das Königl. Dänische Indigenatrecht und einige andere Gegenstände der Staatswissenschaft und Geschichte. In der Heroldischen Buchhandlung 1779. Quart 119 S. An seinen Gegenstand kömmt der ungenannte Verfasser erst S. 57. Bis dahin beschäftigt er sich mit der Vergleichung, oder vielmehr mit der Anpreisung der monarchischen Staatsverfassung vor der Republik. So oft als auch bereits diese Vergleichung angestellt worden, so läßt sich doch zweifeln, daß jemals etwas Wesentliches dadurch entschieden werden wird: die beyden Dinge, die man vergleichen will, sind an und für sich so zusammengesetzt und in andere Gründe und äusserliche Umstände eingeflochten, daß eine richtige Vergleichung nicht wohl geschehen kan, als im Allgemeinen, und dann passt sie auf das nicht, was wirklich ist. Ausserdem geht jeder über die Frage mit einer schon vorgefaßten Meynung und Anhängig-

gigkeit; an Statt wahrzunehmen, daß Unvollkommenheiten, Mängel und Mißbräuche überall herrschen und herrschen werden, sieht er an dem einen nur die gute, an dem andern die schlimme Seite. — Der Verf. geht eher aus, die Monarchie zu empfehlen und zu loben, als erst zu untersuchen und zu prüfen; für seine Absicht war dieß auch ganz angemessen, da er auf die Anpreisung der monarchischen Regierung Dänemarks übergehen wollte. Bey seinen Sätzen über die alten Staaten, insonderheit den griechischen und römischen, halten wir uns also nicht auf: zum Widerspruch hat er sonst Gegnern Stoff genug gegeben; aber dabey schöne Einsichten in alte Geschichte und Litteratur bewiesen. Mit Recht werden auch die Ausdrücke von Tugend und von Ehre bestritten, so wie sie Montesquieu eingeführt hat. — Doch zur Sache selbst: die Königl. Verordnung des Indigenatrechts vom Jahre 1776. wird wörtlich eingerückt, und im übrigen Theile des Buchs empfohlen und vertheidigt. Zuerst die Billigkeit und Gerechtigkeit derselben in Beziehung auf die Ausländer und auf die Unterthanen selbst; dann die politische Seite, eine Ausführung, auf die man vorzüglich aufmerksam seyn muß, und welche hier in Bemerkungen aus der Dänischen, politischen und litterärischen, Geschichte besteht, daß Dänemark immer grosse Männer in allen Fächern gehabt habe; (nun daran zweifelt niemand; eher konnte die Frage seyn, wie forthin Wetteifer und Aufmunterung für grosse, fähige Köpfe zu bewirken steht,) daß es verschiedene schöne Institute für die Künste und Wissenschaften in Dänemark giebt. — Daß junge Dänen auswärts geschickt werden, um ihre Studien fortzusetzen und Kenntnisse zu sammeln, auch im Kriege sich Erfahrung

zu

zu erwerben, ist, dünkt uns, für des Verfassers Zweck wichtiger, als alles. Die Universität zu Kopenhagen hat doch für den Unterhalt von 328 Studirenden Stiftungen, deren Fonds bis an 300,000 Rthlr. gehen sollen; und eine lateinische Schule bey der Frauenkirche unterhält allein völlig frey 100 Schüler in sechs Classen. Mit dergleichen Stiftungen ließ sich allerdings etwas ausrichten. Die wichtigsten Kapitel sind die letzten von der Bevölkerung Dänemarks, doch auch dieß mehr panegyrisch, als bloß erzählend und beurtheilend. Der Hr. Verf. nimmt die Liste von 1769. an, da alle Einwohner 2,017,158 Köpfe ausmachten; weiter berechnet er die Summe aller Dänischen Lande an Quadratmeilen zu 983,461, und bringt auf eine Quadratmeile in den Inseln 1936, in Jütland 846, in Schleßwig 1738, und in Hollstein 1377 Menschen. Verschiedene gute Nachrichten und Anmerkungen über das Manufacturwesen und den Handel; auch einiges vom Kriegswesen; wo überall der Einfluß des Indigenatrechts in Betrachtung gezogen wird. Noch eine Zählung der Gebohrnen und Gestorbenen in allen Dänischen Landen in 1777. Gebohrne waren 67,889, Gestorbene 58,269.

Paris.

Der dritte Theil der Experiences et Observations sur différentes espèces d'air vom Hrn. Joseph Priestley ist nach der Uebersetzung des Hrn. Court de Gibelin beym jüngern Nyon noch 1777. auf 352 S. in groß Duodez sammt 5 Kupfern herausgekommen. Dieser Band ist wiederum eine Sammlung von Versuchen des Hrn. Verf. und anderer grosser Liebhaber der Natur, wobey man auf keine

Ordnung gesehen hat: aber allemal ist ein Werk schätzbar, das nach der Natur gezeichnet worden ist. Wir wollen hin und wieder etwas zum Muster ausziehen. Die Spatsäure des Hrn. Scheele entsteht von der vitriolischen Säure. Er, Hr. P., ließ seine vitriolische Luft in das Kalchwasser gehen: sie schlug eine Haut nach der andern nieder, bis daß die ganze Luft in das Wasser eingegangen war. Der vitriolischen Luft Wirkungen, wenn sie mit flüchtigem Laugensalz versetzt wird. Von der festen Luft: die meisten Körper besitzen dieselbe, und zeigen sie entweder der Wärme wegen, oder durch die Wirkung der Säure; der Harn hat bis ein Drittel seines ganzen Gewichts an solcher Luft, die das Kalchwasser niederschlägt und fast ganz im Wasser zergeht. In der gemeinen Luft ist allemal auch Luft von der feuerfesten Art vorhanden, und eben so ist sie in der reinsten, vom Brennbaren befreyeten, Luft doch vorhanden: sie ist sauer, und macht mit dem Brennbaren eine Art Luft aus, die der gemeinen ziemlich ähnlich ist. In dem gemeinen Wasser ist die Luft bis zur Hälfte auch von der festen Art; die übrige ist etwas besser wie die Luft, in welcher eine Kerze bis zum Ausgehen gebrannt hat. Im Bathwasser ist auch eine solche Luft, doch nicht recht eigentlich so zu sprechen. Diese Luft hat, genau zu reden, ihren Sitz in der Kalcherde, die im Bathwasser aufgelöst ist. Eine andere Art Luft quillt beständig aus dem Boden des Bades, und steigt wie Bläschen durch das Wasser: in dieser Luft ist nur ein kleiner Theil fest, der übrige ist mit dem Brennbaren stark beladen. Alle Feuchtigkeiten, die nicht schal sind, enthalten feste Luft. Das Verhältniß in verschiedenen Weinen: am meisten in allem Apfelmost, am wenigsten im

Ma-

Maderawein, wohl dreyhundertmal weniger. Wenn man feste Luft im Wasser zerlassen hat, so leben keine Fische darinn, und noch mehr haben sie zu leiden, wenn es salpeterichte Luft ist. Der vitriolische Aether verdoppelt die Luft, so bald er sie berührt; der salpeterichte Aether vermehrt sie nur um einen Sechstel. Der elektrische Funke macht die gemeine Luft schädlich, und vermindert ihre Menge, wie es sonst die brennbare Luft thut. Eine historische Nachricht, wie man erfunden habe, das Wasser mit fester Luft zu schwängern. Irvin's abgezogenes Seewasser sey süß, habe aber das Frische eines Quellwassers nicht. Wasser mit fester Luft geschwängert ist ein vortreffliches Getränk für das Schiffvolk, zumal auf entfernten Seefahrten. Des Hrn. P. Weise, die feste Luft ins Wasser zu bringen, und dann des D. Nooths Weise. Hr. P. beklagt sich über die Uebersetzer, über Hrn. Rozier, Lavoisier und Landriani: er läßt von den Uebersetzungen aller dieser Männer Muster gegen die Urkunde abdrucken. Selbst die akademischen Ausgeschossenen schreiben mit Unrecht dem Hrn. P. die Meynung zu, die feste Luft sey eben so schwer, als die gemeine Luft: sie ist weit schwerer; es sey eine eigene Säure, so wie von den drey bekannten Säuren eine jede ihre eigene Gattung ausmacht. Von der Luft aus dem Gewächsreiche: ein elektrischer Funke färbt das Geschirr, worinn man sie hat, braun oder schwarz. Die vitriolische Säure schmelzt leicht im Wasser, entflieht aber bald und hat den allerstechendesten Geschmack, der nur seyn kan. Verschiedene Versuche anderer Gelehrten. Des Hrn. Bewley Versuche, die auch in den Philos. Transactionen stehen: die Luft, die aus dem Brausen des Weinsteinsalzes mit dem Vitriolgeist aufsteigt,

färbt das blaue Papier auf der Stelle roth; auch die feuerfeste Luft färbt aufgelösten Lacmus. Die Säure der festen Luft ist ein wesentlicher Grundtheil davon, und nicht etwas Zufälliges und Eingemischtes. Wenn man mit der aus der Kreide mit Salpetergeist gezogenen festen Luft das Wasser schwängert, so kan man den Geschmack auf keine Weise vom wahren Pirmontwasser unterscheiden. Landriani schreibe mit Unrecht Hrn. P. die Meynung zu, die salpeterichte Luft sey gemeine Luft, in welcher die Vitriolsäure, mit dem Brennbaren versetzt, aufgelöst ist: hingegen hält Hr. P. davor, die salpeterichte Luft entstehe aus der Salpetersäure, die mit der brennbaren versetzt ist, und schreibt hierinn der gemeinen Luft keinen Antheil zu. Des Hrn. Dobson, Percival und anderer Versuche mit der festen, als einem Arzneymittel und als einem Gegengift wider die Fäulung. Zuletzt ein neuer Vorrath von Werkzeugen, womit man alle Arten der Luft aus dem Wasser oder aus dem Quecksilber erhalten kan, vom Herzog von Chaulnes, denn so lesen wir L. D. D. Ch.

Ebendaselbst.

Der fünfte und sechste Band der Memoires politiques et militaires pour servir à l'histoire de Louis XIV. et XV. composés sur des pieces originales recueillies par Adrien Maurice Duc de Noailles, par l'Abbé Millot, sind die letzten beyden Bände (s. Zug. 13. 17. 18.) und noch immer ein nützliches und lehrreiches Werk. Philipps von Orleans Regierung: zuerst durch Junten und verschiedene Rathscollegien, worunter das von den Finanzen dem Marschall von Noailles zum

zum Vorsitz übergeben wurde. Frankreichs Zustand und unermeßliche zinsbare Schulden: die Einkünfte waren so weit heruntergekommen, daß sie um 60 Millionen gegen die gewöhnlichen Ausgaben jährlich zurückblieben. Des Herzogs von Noailles weise, aber langsame, Verfügungen: er veränderte die Taille (Vermögensteuer) um 3,400,000 Livres: aber kein Rath eines Sully war es, daß er den Werth der Münzen erhöhete und bey diesem wirklichen Betrug 72 Mill. gewann; freylich gab in diesem Jahr der König seinen Gläubigern viele tausend Unzen Silber weniger, mit eben der Aufschrift von Thalern, aber in der Folge kamen diese leichten Münzen alle Jahre wieder in die Königlichen Cassen, und um so viel geringer war seine Einnahme. Die unzählbare Menge der Schuldzettel wurde in die Classe der Billets d'Etat gebracht, die freylich viel von ihrem Werthe verlohren, und diese Heruntersetzung beläuft sich auf 260 Millionen; die vier Brüder Paris hatten die Arbeit gethan. Man richtete ein Strafgericht wider die sogenannten Partisans (Pachter der Einkünfte der Krone) die mit ihrer Pracht das leidende Volk bis zur Verzweiflung reizten, man richtete aber wenig aus, und das Volk selber bedauerte nunmehr die Leidenden, die aus dem Schooß der Lüste in das Gefängniß gebracht wurden. Man schätzte ihre übel erworbenen Gelder auf 800 Millionen, und ließ ihnen 483. Man setzte verschiedene Auflagen herunter, andere hob man gar auf, und dennoch nahmen die grossen Pachten nur um ein geringes und in den folgenden Jahren gar nicht mehr ab. Nun aber zeigte Law seinen blendenden Entwurf, der freylich viel kürzer zum Zwecke führte, aber mit dem Untergang vieler Tausenden, und zumal des Adels,

verbunden war. Man setzte indessen die Jahrgelder hinunter, ließ aber dennoch die durch Kriegsdienste verdienten Pensionen und die kleinen, 600 Livres nicht übersteigenden, unverändert. Etwas von Spanien: dort war indessen alles verändert, und die neue Königin allmächtig. Louville, den man dahin schickte, verbitterte alles und wollte die Grossen wider den Abbé Alberoni aufwiegeln, der nunmehr alles vermochte; und eben den Befehl hatte auch der Botschafter von Frankreich empfangen: man wollte die Spanier durch die Beyhülfe gewinnen, die man ihnen wider die ihre Eifersucht erweckenden Italiäner versprach, es blieb aber mit den Spaniern bey den Worten, und der gereizte Alberoni fieng nunmehr in Frankreich an, dem Regenten Feinde zu machen; eine Unternehmung, die einigermassen durch die wider ihn gerichteten Bemühungen des Regenten sich entschuldigen ließ. Alberoni schwatzte dem Papst den Cardinalshut unter dem Vorwande ab, die Türken anzugreifen, und diese Türken waren, so bald er den Hut weg hatte, der Kaiser und der König in Sicilien, beydes rechtgläubige Herren. Lächerlich schränkt Millot den grossen Sieg des Admiral Bings dahin ein, er habe die Spanische Flotte ausser Stand gesetzt, das Meer zu halten: Bing hatte die ganze Flotte bis auf wenige entflohene Schiffe ganz versenkt oder weggenommen. Und nun brach Frankreich einerseits mit Spanien; und noch beym Leben des Prinzen von Anjou, den es auf den Thron gesetzt und mit so vielem Blut und Gold auf demselben erhalten hatte, rückte die Französische Armee in Spanien ein. Zugleich wurde die Regierung am Hofe wieder despotisch, der Kanzler Daguesseau verwiesen, der Herzog von Noailles

aber

aber entlassen. Ein Gutachten über die Ursachen der grossen Verwirrung der Kammersachen in Frankreich. Die vielen aufgerichteten neuen Stellen und der Nation schädliche Traités, wodurch an die 2000 oder 3000 Familien zu Grund gerichtet wurden; man klagte ferner über die ungleich aufgelegten Auflagen, die willkührliche Taille, den schädlichen Wechsel, den verlohrnen Credit, wodurch erfolgte, daß man Geld gegen 20, 26 bis 80 im Hundert Verlust aufnahm; die Aufrufung des Edicts de Nantes; die Kriege. Die Mittel, sich aufzuhelfen; die Vermeidung der Ausgaben, zumal der Pensionen: aber alles, was Noailles rieth, war dem lebhaften Philipp zu langsam, ob der Herzog wohl 400 Millionen abgetragen hatte. Der lüderliche Abbe' du Bois starb, der verwiesene Herzog wurde wieder an den Hof gerufen, aber zu kurz vor dem schleunigen Tode des Regenten. Fleury kömmt nunmehr zur obersten Gewalt: seine Tugenden und etwas zu enge Häuslichkeit. Der neue Krieg. Noailles nimmt die übel vertheidigten Linien weg. Philippsburg wird belagert: aber was hier von der grossen Mühe und Wachsamkeit gesagt wird, die man wegen des Prinzen Eugens bedurft habe, das hat nun wenig Grund; Jedermann wußte, daß der alte Herr die Bemühungen nicht mehr ausstehen konnte, die zu den Kriegsoperationen nöthig sind; er wollte auch seine vielen Lorbeern nicht in Gefahr setzen; ein Obrister (unter den Ingenieurs) zeigte ihm an, er habe entdeckt, daß man durch einen Sumpf, den der Feind für unzugänglich angesehen hatte, zwischen seine Völker kommen, und einen Theil derselben abschneiden könnte, aber Eugen wies alles ab. So ehrlich war Noailles, daß, wie man ihm befahl nach bezahlten Contributionen noch eine Menge anderer

Auflagen einzufordern, so schlug er dieses Ansinnen rund ab, da durch die Contributionen alle andere Auflagen aufgehoben seyen; aber der Hof war anderer Meynung. Der übele Zustand der Kriegszucht bey der Französischen Armee. Im Jahre 1735. wurde Noailles nach Italien verschickt, wo er bey der grossen Ueberlegenheit der Verbündeten von den Feinden nicht viel zu fürchten, aber Mühe genug hatte, mit dem Spanischen General Montemar auszukommen. Auch die Französische Armee war sehr geschwächt, und hatte viele Bataillionen, aber wenig Soldaten. Die Unarten der Franzosen in Feindes Land: man schlug ab, des Königs Fleisch zu essen, und wollte mit lauter erzwungenem Geflügel gefüttert seyn; ein einziges Regiment that in einem Schlosse in der Lombardie um 50,000 L. Schaden. Noailles bestrafte die Officiere, wenn der Soldat fehlte, und das Mittel wirkte sehr gut. Des Marschalls gegen die Engelländer bezeigte Verachtung, von welcher ihn die Erfahrung sehr bald entwöhnte. Im Venetianischen ließ sich Noailles auch die Lebensmittel hergeben, ohne zu bezahlen. Der Frieden wurde zwischen beyden Höfen geschlossen, ohne an Spanien einige Oeffnung zu thun. Des Cardinals Fleury scherzhafte Briefe; ihm war es übrigens bloß um das Geld und um die Kriegssteuern zu thun. Carl VI. stirbt: seiner Erbin sey in der Gefahr Niemand treu geblieben, als die Ungern (und Engelland hat ja die größten Schätze und das theuerste Blut, Königliches Blut, daran gewandt, die deutsche Freyheit und die bedrängte Theresia zu erhalten.) Noailles mißbilligt den Krieg wider Oesterreich: so that es der Cardinal, dessen Brief ganz gewiß die Schwachheit Frankreichs allzusehr entblössete. Der ehrliche Marschall wollte doch, wi-

der

der alle Tractaten, Dünkirchen befestigt wissen; er ermahnte den König, selbst die Armee anzuführen. Freundschaftliche bescheidene Briefe des Königs an den Marschall, ohne Erhabenheit: je ne suis pas plus spirituel que cela, mais je fais de mon mieux, sagt der gute König. Die Schlacht bey Dettingen, gewiß sehr wohl vom Marschall entworfen, und durch die Hitze eines Generallieutenants verlohren. Die Franzosen bleiben dabey, sie haben die Wahlstatt behauptet, daß aber Georg der II. sie nicht verfolgte, war theils der allzugrosse Mangel bey der Armee Schuld, und theils der Rath eines Generals, über den wir uns erinnern, die alten Generals bitterlich klagen gehört zu haben. Noailles empfiehlt den nachwärtigen Marschall von Sachsen, wider den der König einen Unwillen hatte, wegen seiner Religion und Liebe zur Wollust. Frankreichs Feinde haben ihre Ueberlegenheit einzig ihrer Kriegszucht zu verdanken, war des von Noailles Meynung.

Ebendaselbst.

Der zweyte Theil der Theorie du Chirurgien ou anatomie générale et particulière du corps humain des Hrn. Durand (vom Ersten s. 1778. Zug. S. 192) ist von einem weit grössern Werthe, als der erste, und macht 310 S. in groß Octav. Zuerst zwar steht bloß das Ende der Anatomie, die, wie im vorigen Bande, nichts Eigenes hat; aber auf dieselbe und auf die 127. S. folgt die Wundarzney, mit den Krankheiten jedes Theiles, ihrer Cur und den Krankengeschichten, die dem Verf. eigen sind, und die wir zum Theil anzuzeigen werth finden. Hr. Durand hat aus dem Ohr ein beträchtliches Fleischgewächs heraus-

ausgezogen. Ein Mutterzeichen, das ganz ein Geflecht von Blutgefässen schien, und beym Wegschneiden wirklich sehr viel Blut gab. Der Mann hat dennoch allerley etzende Mittel brauchen müssen, wie Präcipitat, gebrannten Alaun und den Höllenstein. Eine schwere Hasenscharte, da unter der Scheidewand der Nase nur ein kleines Stück Fleisch mit einem Paar Zähne übrig war. An diesem Fleisch hat Hr. D. zuerst auf der einen und dann auf der andern Seite die erfrischten Lippen angenäht und die umwickelte Naht gebraucht, nur daß er die Nadeln nicht abgeknipt hat. Eine Geschwulst unter der Zunge, worinn wohl ein halb Pfund gipsichte Materie war: den Balg nahm Hr. D. theils weg, theils schwand er beym Schwären. (Es war wohl kein Balg und bloß der verdickte Speichelgang.) Eine Balggeschwulst am Hinterhaupte: Hr. D. machte seinen Schnitt zuerst gerade, und dann that er einen zweyten, einem Monde ähnlichen, Schnitt, welche die allzuviele Haut verminderte. Ein anderer Wundarzt wollte einen Kropf aufschneiden, Hr. D. konnte es aber noch erwehren. Wie Hr. Gerard einen Verwundeten geheilt habe, da die Spitze des Messers durch die Ribbe gieng und in die Lunge stach: er machte eine Oeffnung, waffnete einen Finger mit einem Fingerhut, und trieb von innen nach aussen das eingeklemmte Eisen heraus, worauf die Wunde ganz leicht zuheilte. Eine langdaurende Geschwulst in den Lenden, die man als Gichtschmerzen behandelte, die aber voll Eiter war, vom Hrn. D. geöffnet wurde, vier Pinten (acht Pfund) stinkenden Eiters gab, und nicht schwer zuheilte. Eine Balggeschwulst im Unterleibe: Hr. D. hatte den Muth, sie zu öffnen, legte die Kranke auf das Gesicht, konnte aber den Balg nicht zerstören, wie es ihm

sonst

sonst anderemale gelungen hatte, und mußte die Kranke an der Schwindsucht sterben sehen. Eine schmerzhafte Stelle unter den falschen Ribben, die Hr. D. als eine Entzündung der Muskeln und der Leber ansah: da er die Materie fühlte, stach er den Trocart in die Geschwulst, es kam eine Materie heraus wie Weinhefen, und der Kranke genas völlig. Eine Fäulung im Gliede der Erzeugung mit drohendem Brande: man legte auch Mohnsaft auf und stieg bis zum Quentchen, er nahm die Schmerzen weg, aber die Drüsen in den Weichen schwollen an, und der Kranke starb. Einem Priester, dem der Harn zurückblieb und eine Geschwulst die Harnröhre zusammendrückte, so daß der Kranke einen Harngeschmack im Munde empfand, schröpfte Hr. D. die Wunde in der Absicht, den Brand abzuhalten, schnitt durch den Mastdarm, fand viele brandichte Stellen, öffnete die Harnröhre mit dem Messer, und heilte den Kranken, nur daß sein Harn durch eine Oeffnung oben an der Zwischennaht wegtropfte. Ein Wasserbruch, den Hr. D. spaltete, und einen überaus dicken Balg fand: er schmolz diesen verhärteten Balg mit etzenden Mitteln, und der Kranke wurde gerettet, ungeachtet der Geile geschworen und die Saamengefässe angeschwollen waren. Ein eingeklemmter Bruch mit Wegbrechen des Unraths: der Darm war brandicht und bis zwanzig Zoll desselben giengen verlohren; dennoch genas der Kranke gänzlich. Wie Hr. la Peyronie eines Mannes Hand errettet habe, dem man dieselbe mit einem Beile fast gänzlich durchgehauen hatte: der Puls, die Wärme und das Leben kam wieder; fast eben so heilte Hr. D. einen Kranken, dem man wegen einer Schußwunde den Arm abnehmen wollte: er öffnete, was nöthig war, schnitt

weg,

weg, riß die Splitter fort, und alles gieng nach Wunsch, nur daß die Bewegung im Elbogen eingeschränkt blieb. Die Schußwunden in den Gelenken heilen oft sehr gut, mit und ohne Steifigkeit, (und in den Thieren ganz leicht, nur daß die Haut an die Knochen anwächst, und die Bewegung sehr gehindert wird.) Wiederum rettete Hr. D. einen Arm, dem man ein Stück der grossen Spindel abgeschnitten hatte, die Gefässe waren aber ganz. Wie man die zerschmetterten Finger glücklich geheilt habe: oft bricht Hr. D. die Finger mit einer Beißzange, und glücklich, ab. Ein Geschwär im Schenkel: allemal fährt Hr. D. mit dem Zeigefinger in solche lange Geschwüre; es war eine rostige Nadel am Grunde, von der man nicht ausfindig machen konnte, wie sie dahin gekommen war. Seine Handgriffe am Absetzen, mit einem Beyspiele der Cur. Bey einer Schlagadergeschwulst in der Kniekehle waren die Knochen faul. Eine falsche Schlagadergeschwulst verliehre nach und nach das Schlagen, verursache aber ein Schwinden des Gliedes. Wie ein unkluger Wundarzt eine solche Geschwulst mit tödlichem Erfolge geöffnet habe. In den Schußwunden braucht Hr. D. keine Haarschnüre. Eine grosse Cur, nachdem ein beträchtlicher Theil der Fußknochen durch die Beinfäule zerstört worden war, wobey Hr. D. zwanzigmal den ausgegangenen Knochen gebrannt hat.

Ulm.

Opuscula semiologica I. de signis ex sputo. Scripsit *F. A. Weber*, M. D. Heilbronna-Svevus, p. t. Poliater Bernensis, sind bey Stettin auf 163 Seiten in Octav 1778. herausgekommen. Die=

Diese Schrift ist eigentlich eine zweyte, nur vermehrte Ausgabe der Streitschrift, die der Verf. zu Erlangung der Doctorwürde 1774. hieselbst vertheidigt hat, und die von uns (Gött. Anz. 1774. S. 497) angezeigt worden. Ausser einigen Veränderungen, in Ansehung der Ordnung der Sachen, finden wir sie vornehmlich mit der Sect. III. De passionum chronicarum sputis nach dem einmal gewählten Leist vermehrt. Er trägt hierinne das, was die Alten und Neuern über verschiedene Auswürfe bey dem Catarrh, dem Blutspeyen, der Schwindsucht, (derjenigen, die ihren Grund in der Leber hat, ist, unsers Dünkens, nicht ausführlich gedacht,) der Darre und dem Eitersack in der Lunge beobachtet haben, vor. Das ασθμα πνευμωδες des Aretäus, ist, nach der Beschreibung des damit verbundenen Auswurfs, mit Recht für eine Art Lungensucht zu halten. Die schleimichte Schwindsucht. Der Auswurf bey dem Scharbock, der Hypochondrie, dem Dumpfen, der Brustwassersucht und der wässerichten Geschwulst der Lungen. Den Auswurf bey der Melancholie und Wassersucht finden wir gar nicht, und bey den Pocken nur in einer Note aus Sarcone erwähnt. Eigene Beobachtungen haben wir nicht bemerkt.

Halle.

Dr. Johann Peter Eberhards, der Arzneygelahrtheit, Naturlehre und Mathematik ordentlichen Professors, ... Abhandlungen vom physikalischen Aberglauben und der Magie. In der Renger. Buchhandlung 1778; 144 Octavseiten 1 Kupferblat. I. Vom physikalischen Aberglauben.

ben. Man begreift leicht, daß das Beywort irrige Vorstellungen von natürlichen Dingen anzeigt, die in Gesinnungen und Handlungen schädlichen Einfluß haben. In dieser Bedeutung ist wohl der größte Theil des Aberglaubens, der für Religion angesehen worden, auch physikalisch. II. Von Schlangenfiguren auf Kirschbaumblättern; Daß sie um Halle 1774 noch Furcht wegen einer Landplage erregt, sollte man kaum glauben, am allerwenigsten diese Unkunde einer nicht so gar seltenen Begebenheit dem Landmanne zutrauen: wenn sich noch Gelehrte gefürchtet hätten! die vor ihren höhern Beschäftigungen keine Zeit haben, weder die Natur kennen noch denken zu lernen. Hr. E. zeigt, wo man die Insecten, welche diese Figuren machen, beschrieben findet, die Blätter sind abgebildet. (Man findet Bemerkungen über dergleichen Begebenheiten in den Breslauischen Sammlungen 1724. September Cl. 4. Art. 2. Schon 1680 hat Pr. Becmann zu Frankfurt, sie von Insecten hergeleitet.) III. Von der Magie. Auch ein Paar Künste, die das Ansehen einer Zauberey geben sollen, zur Probe beschrieben, als: Erscheinung eines Geistes darzustellen, im Rauche durch die Zauberlaterne, welches durch eine Zeichnung erläutert wird. IV. Von den Schriften einiger neuen Aerzte, die Magie betreffend, besonders Hrn. von Haen seine. Einige dieser Aufsätze sind in den Hallischen Intelligenzblättern herausgekommen, es ist aber gut, daß sie bekannter werden, und es wird nützlich seyn, wenn Hr. E., wie er verspricht, in Bestreitung dergleichen Wahns fortfahren will.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

22stes Stück.

Den 29. May 1779.

Stockholm.

Wir säumen nicht, die Gedächtnißrede über einen Mann bekannt zu machen, dessen durchdringender Geist und ausserordentliche Arbeitsamkeit, und eine glückliche Gelegenheit beydes auf die wichtigsten Entdeckungen zu verwenden, zumal in einer vor ihm so sehr vernachlässigten Wissenschaft, ihn von einem nicht sehr günstigen Anfang zu einem der größten Männer unsers Jahrhunderts erhoben hat. Es ist des Archiaters und Ritters vom Nordstern, Hrn. Abraham Bäck's *Åminnelse-Tal öfver Herr* CARL VON LINNE', wovon wir reden, die Lange 1779 auf 85 S. in gr. Oct. gedruckt hat. Der König begnadigte selbst die Versammlung der Königl. Akademie der Wissenschaften mit seiner Gegenwart, als sie gehalten wurde, um auf den Gegenstand derselben einen neuen Glanz zu werfen. Der Redner fand in dem Original selbst genug schöne Züge und Farben, ohne es durch den Schmuck vieler eingestreue-

ter Reflexionen und blumenreicher Ausdrücke noch mehr zu heben. Und da er ein vertrauter Freund desselben war, so ist die Aehnlichkeit um so viel zutreffender.

Carl von Linne' (denn es bleibt doch nur immer einer) erblickte im J. 1707 den 24. May a. St. das Licht dieser Welt in einem Dorf Råshult in Småland. Der Vater, Nicolaus Linnäus, war dazumahls daselbst Comminister, wurde aber hernach Pastor zu Stenbrohult. Auf dem Hofe, woselbst er gebohren wurde, steht noch diese Stunde eine grosse Linde, wovon seine Voreltern die Namen Tiliander, Lindelius und Linnäus geführet. (Zunamen, davon man in Schweden häufige andere ähnliche Beyspiele findet, und woraus wenigstens auf eine uralte Verehrung der Natur in diesem Lande sich schliessen läßt.) Der Vater war ein grosser Blumenfreund, ergetzte seine Frau, da sie diesen ihren ältesten Sohn unter dem Herzen trug, mit den schönsten Blüthen, bestreuete seine Wiege damit, und gab ihm Blumen statt des gewöhnlichen Spielzeugs. So bald der kleine Linnäus seinem Vater nachlaufen konnte, war das Graben und Pflanzen im Garten sein größtes Vergnügen. Bald kannte er die Garten-Pflanzen, und fieng an wilde zu sammlen, wozu zu Wexiö, woselbst er 1717 auf die Schule kam, und hernach aufs Gymnasium, um so viel bessere Gelegenheit für ihn war. Dem Hang zur Kräuterkunde mußten alle andere Wissenschaften weichen. Im J. 1727. reisete L. auf die Akademie zu Lund, woselbst er bey dem berühmten Kilian Stobäus Unterstützung und Nahrung für seinen Trieb zur Naturkenntniß genoß. Schon an dem Geburtsort gieng er den Insecten nach, und diese Liebe ver-

lor

lor sich nicht, ob er gleich zu Lund von der Furia infernalis gestochen worden und mit Mühe mit dem Leben davon gekommen war. Upsala bot bey seiner Ankunft dorthin im J. 1728 ein grösseres Feld seiner Lieblingsneigung dar. Vor dem Verlaufe eines Jahrs aber steckte er wegen seiner Beköstigung und Kleider in Schulden, ohne Hofnung, durch seine Eltern davon befreyet zu werden. Wider Erwartung gewann ihn doch der durch das Hierobotanicum vorzüglich berühmte Olof Celsius lieb, da er ihn von ohngefähr im botanischen Garten mit Pflanzenbeschreibungen beschäftigt fand, und zu seiner Verwunderung alle dortige Gewächse benennen hörte. Er nahm ihn in sein Haus, an seinen Tisch, ließ ihm seine Bibliothek offen. Durch mehrere dergleichen unvermuthete glückliche Begebenheiten half ihm die Vorsehung bey seiner anfänglichen grossen Dürftigkeit durch. Schon im 25. Jahr entwarf er den Plan, die Gewächse nach den Staubfäden und Staubwegen zu ordnen. Rudbeck der jüngere wurde darauf sein Wohlthäter, und übertrug ihm sogar Alters halber die botanischen Vorlesungen. Nun faßten die Studirenden erst rechten Geschmack für die Kräuterkunde. Artedi wurde sein Nebenbuhler, endlich begnügte dieser sich mit der Geschichte der Fische und der Untersuchung der Pflanzen mit Sonnenschirmen. Im J. 1732 reisete Linne' auf Kosten der Upsalischen Societät der Wissenschaften nach Lappland, woselbst er mit Hunger und Kälte, mancherley Gefahren und den größten Mühseligkeiten zu kämpfen hatte. Die Lappschen Pflanzen stellte er noch in eben dem Jahr in den Abhandlungen der Gesellschaft nach seinem System auf. Schade ist es, daß die zusammenhängende Geschichte dieser

Reise noch immer in der Handschrift versteckt bleibt, obgleich in der Lappschen Flora manche wichtige Nachrichten davon zerstreut zu lesen sind. Auf der Reise hatte er gute Gelegenheit, sich in der Probierkunst zu üben, wodurch er zur Bearbeitung des Steinreichs einen Beruf bey sich fand, so wie er auch nach seiner Rückkunft in Upsala die Mineralogie und Probierkunst las. Zu diesem Behuf unternahm er auch Reisen nach den vornehmsten Bergwerken im Lande, wobey die Freygebigkeit des Landhauptmanns Reuterholm sehr beförderlich war, und lernte zugleich sein Vaterland von mehrern Seiten kennen. Diese Kenntnisse hielten ihn für das geringe Reisegeld schadlos, womit er 1735 die Reise nach fremden Ländern antrat. Er kam über Hamburg nach Amsterdam. Zu Harderwyck erhielt er noch eben das Jahr die Doctorwürde. Von da eilete er zu Boerhaaven in Leiden hin, der ihn so sehr schäzte, daß er ihn Clifforden empfohl, um von ihm dessen natürlichen Schäze zu Hartecamp beschreiben zu lassen. Auf Gronovs Veranlassung gab er in Holland zu allererst 1736 sein Natursystem heraus, und nachher ließ er daselbst viele andere seiner Schriften erscheinen. Darzwischen reisete er nach England über. Gronov nahm zuerst sein Pflanzensystem an, und zwar in der Virginischen Flora. Van Royen folgte auch den Linneischen Pflanzennamen in seinem Prodromus. So glücklich er gleich in Holland lebte, und so viele vortheilhafte Anträge ihm daselbst gemacht wurden, verließ er doch dieses Land und reisete nach Frankreich, woselbst er besonders mit Bernhard Jussieu die vertrauteste Freundschaft knüpfte. Schweden besaß ihn nun wiederum im September 1738. In Stockholm practisirte er anfänglich,

lich, wurde da zum Lehrer der Mineralogie gesezt und zum Admiralitätsmedicus ernannt. Im J. 1739 heyrathete er auch die Tochter des Provinzialarztes Moräus, mit der er schon vor der Abreise aus Schweden versprochen war. Eine Aufmunterung und Belohnung nach der andern fachte nunmehr seinen Muth und Eifer an. Die in eben diesem Jahr in Stockholm errichtete Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem ersten Wortführer. Er stellte auf öffentliche Kosten nach mehrern Provinzen des Reichs zur Erforschung ihrer Beschaffenheit Reisen an. Als der Professor der Medicin zu Upsala, Roberg, 1741 starb, wurde er dessen Nachfolger. Da nun ausser ihm der sel. v. Rosenstein die Heilkunde lehrete, war die medicinische Facultät in den besten Händen. Der schon von dem ältern Rudbeck gestiftete, aber durch einen unglücklichen Brand 1702 zerstörte, und hernach nicht sehr beförderte, botanische Garten, lebte nun durch Linne' wieder auf, und machte in drey Jahren einem jeden andern den Vorzug streitig. In dem neuen Gewächshaus war ein besonderes Gemach für ein Naturaliencabinet bestimmt, wozu der Hof und bemittelte Privatpersonen Beyträge lieferten. Freylich sind Linne's Verdienste um die andern Theile der Heilkunde ausser der Botanik nicht weniger sehr gros. Seine Vorlesungen waren äusserst lebhaft und durch eine natürliche Beredsamkeit gefällig; denn er hielt sie nicht blos ums Geld, sondern beseelt von Liebe für ihren Gegenstand. Sein Hörsaal war, so lange er Kräfte hatte, jederzeit am stärksten besezt, und noch mehrere Zuhörer umgaben ihn auf seinen muntern botanischen Spaziergängen. Nicht leicht ein Lehrer kan so viele Lehrlinge aufweisen, die zur Er-

weiterung seiner Lieblingswissenschaft Reisen nach den entferntesten Welttheilen unternommen haben, und zwar mehrentheils auf seinen Betrieb. Die Namen eines Kalm, Hasselquist, Ternström, Tore'n, Osbeck, Rolander, Löfling, Berlin, Forskål, Solander, Thunberg, Sparrman, Rothman ausser manchen andern, die ausser Schweden in Europa forschend gereiset sind, als ein Clas Alströmer, ein Kähler u. s. w. machen ihm in diesem Stücke Ehre. Er führte den ausgedehntesten Briefwechsel (wiewohl sich dieses aus der magern Correspondentenliste, welche die Erben dem Hrn. Verf. mitgetheilt haben, nicht schliessen läßt.) Ein jeder wetteiferte, ihn bey Zeiten von ihren neuen Entdeckungen zu benachrichtigen und seine Sammlungen zu vermehren, selbst manche fürstliche Häupter erwiesen ihm diese lezte Ehre. Besonders stund er bey dem verstorbenen König in Schweden und der verwittweten Königin, so wie nachher bey dem gegenwärtigen König in Gnaden, die ihn auch mehrmahls eines huldreichen Zuspruchs gewürdigt haben. Er war grosmüthig genug, seine gelehrten Widersacher unbeantwortet zu lassen. Keine Pflanzenmethode hat mehr Anhänger erhalten, als Linne''s seine. Hatte er um das J. 1746 Ursache, das von den Gelehrten nur zu oft mit Recht beseufzete Laudatur et alget zum Motto zu wählen: so erheiterte bald nachher und in der Folge die Huld seiner Obern durch abwechselnde Gnadensbezeugungen um so viel mehr seine Stirne. Einige Vornehme vom ersten Range liessen eine Medaille auf ihn prägen, und später veranstaltete Graf Tessin eine andere, so wie er bisher sein Hauptbeförderer gewesen war. Im J. 1747 erhielt er den Archiatertitel, 1753 wurde er Ritter vom Nordstern, und 1757 Edelmann

mit

mit dem veränderten Zunamen von Linné. Des jezigen Königs Majestät ertheilte ihm 1776 auf seine Bitte den Abschied mit doppeltem Gehalt und dem Geschenk zweyer Höfe für sich und seine Kinder. Eben dieser leutselige Monarch hat auch nach seinem Tode eine Medaille auf ihn schlagen lassen, auf deren einen Seite von Linné's Brustbild mit dem Namen steht, und auf der andern die Cybele in einer traurigen Stellung, in der linken Hand einen Schlüssel haltend und von Thüren umgeben mit daneben wachsenden Pflanzen. Die Aufschrift der Rückseite ist: Deam luctus angit amissi, und unten Post obitum Vpsaliae d. X. Jan. MDCCLXXVIII. Rege iubente. Eine Ehre aber, die noch keinem Gelehrten in dem Maasse widerfahren, ist diese, daß S. Majestät in der bey der lezten Versammlung der Reichsstände gehaltenen Rede selbst den Verlust von seinem tödtlichen Hintritt bedauert (M. s. Hrn. Prof. Schlözers Briefwechsel Th. 4. Heft 22 S. 263.) Daß es kaum mehr als eine einzige berühmte Gesellschaft der Wissenschaften gewesen, die sich nicht mit ihm vereinigt hätte, läßt sich leicht erachten. Seine vielen Entdeckungen in der Naturgeschichte, Medicin, Oekonomie, auch nur im allgemeinen zu erörtern, ist hier der Ort nicht. In jüngern Jahren war der sel. Mann sehr von Flüssen, Migraine und Gicht geplagt, von welcher leztern Krankheit er glaubte, daß ihn die Erdbeeren befreyt hätten, daher er diese hernach jährlich in größter Menge aß. Bey zunehmendem Alter klagte er sehr über heftige Schmerzen unten am Rücken und über die Lenden. Im J. 1776. befiel ihn ein Schlagfluß mit darauf folgender Lähmung und allgemeiner Schwäche der Seelenkräfte; endlich erlosch dieses Licht nach vielen heftigen Zufällen, zu der eben

angezeigten Zeit in einem Alter von 70 Jahren und 8 Monaten. Er hat eine Wittwe, einen Sohn, Carl, der sein Nachfolger worden ist, und vier Töchter hinterlassen. L. war nur kleiner und unansehnlicher Statur, hatte einen grossen und nach hinten stark erhabnen Kopf, feurige Augen mit scharfem (leicht bestürzt machendem) Blick, aber kein für die Musik gebauetes Ohr, war lebhaft in seinem Wesen, von gutem Gedächtnisse (doch so, daß schon vor mehr als 18 Jahren ihm manche selbst von ihm gemachte Benennungen nicht beyfallen wollten.) In Sprachen hatte er es nicht weit gebracht (und doch blieb ihm keine erhebliche Entdeckung verborgen.) Er schlief im Sommer von 10 bis 3 Uhr, und im Winter von 9 bis 6, verlies sogleich die Arbeit, wenn er sich nicht darzu aufgelegt fand, war ein anmuthiger Gesellschafter, brach leicht in Affecten aus, die sich aber eben so bald besänftigen liessen, konnte das edelste unter den Metallen gern leiden und hatte auch einen guten Vorrath davon. Niemahls hätte er einen sich angemessenern Denkspruch wählen können, als das Famam extendere factis. Unter den Namen von Nemesis diuina hatte er eine Menge Beobachtungen gesammlet, die beweisen sollten, daß Gott auch hier in der Welt die Gottlosen strafet. (Den Kunstliebhabern, welchen der sel. von Linné nicht gleichgültig ist, wird es angenehm seyn, zu erfahren, daß sein Bildniß jezt in Paris nach einem Originalgemählde des berühmten Schwedischen Mahlers Roßlin auf Kosten der Kön. Stockholmischen Akademie der Wissenschaften gestochen wird. Unter den bisherigen ist das von einem dem Recensenten unbekannten Meister etwa ums J. 1762 gestochene Bildniß mit der Aurivilliusschen Aufschrift: Hic ille est, cui regna volens natura re-

reclusit u. s. w. ihm am ähnlichsten, das doch mit dem Preislerschen Stich, worauf eben die Aufschrift steht, nicht verwechselt werden muß. Sehr ähnlich ist ihm auch der fast 2 Fuß im Durchschnitt betragende Medaillon à l'antique von l'Archeveque; aber am allerähnlichsten der kleine im modernen Geschmack von einem, C. F. Inlander zu 3½ Zoll im Durchschnitt verfertigte.)

Mannheim.

Christian Riesens, Hochfürstl. Speierischen Kammerraths und der Pfälzischen ökonomischen Gesellschaft Mitglieds, Algebra für Sehende und Blinde. Bey Schwan, 1777; 271 Octavs. Den Titel zu erläutern, muß nachgeholt werden, daß von eben dem Verfasser 1773 eine Rechenkunst für Sehende und Blinde herausgekommen ist, welche die gewöhnlichen Rechnungen, auch Ausziehung der Wurzeln, Progressionen u. d. g. ordentlich und auch gründlich vorträgt. In derselben wird auch gezeigt, wie diese Rechnung einem Hrn. Weissenburg beygebracht worden, der in seinem siebenten Jahre das Gesicht durch die Blattern verlohren. Im Wesentlichen bedient sich Hr. R. des Saundersonischen Vierecks, das man bey S. Algebra beschrieben findet, (und in Clemms Lehrbuche) hat aber dabey unterschiedene Verbesserungen angebracht. Sein Verhalten dabey wird beschrieben und abgebildet. Dadurch ist Hr. Weissenburg ganz durch erwähnte gemeine Rechenkunst gekommen, und hatte nun auch zur Algebra Lust. Für dieselbe hat Hr. R. ihm auch Rechentafeln eingerichtet, deren Beschaffenheit und die Art, alle mathematische Figuren für Blinde zu zeichnen, eine eigene Beschreibung weisen soll. Eine kurze

Nachricht davon giebt Hr. N. hier in der Vorrede, und zeigt, wie er seinen Lehrling selbst zu Kegelschnitten, Mechanik und Optik nach den Wolfischen Anfangsgründen geführt. Dieser Blinde, einsichtsvoller, als so viel sehende Gelehrte, hat Geometrie und Trigonometrie mit der Rechenkunst und Algebra schon vortheilhaft gelehrt, zu Speier einem neunjährigen Knaben, der auf eine ähnliche Art, wie er, das Gesicht verlohren hatte, die vier Rechnungsarten innerhalb drey Monaten beygebracht. So ist ein beynahe unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft brauchbar gemacht worden. Auf Landcharten zeigt er die Lage eines jeden Landes und der vornehmsten Städte. Es sind Homannische Charten, auf Leinwand geleimt, die Gränzen der Länder mit einer seidenen Schnur überzogen und beneht, die Schnur macht Hr. Weissenburg selbst. Nach der Krümmung der Flüsse wird aufgenehter geschmeidiger Drat gebogen, die Städte mit Nadelknöpfen von unterschiedener Grösse bemerkt, das Gewässer durch angeklebten Sand unterschieden. Farben unterscheidet sein sonst feines Gefühl nicht. Charten bezeichnet er sich mit Löchern und spielt so damit. (Alles dieses ist den Grundsätzen, Blinde zu unterrichten, vollkommen gemäß, die schon Thümmig eben bey Saundersons Veranlassung gegeben hat. Erläuterung merkwürdiger Begebenheiten in der Natur. 16 Art.) Die Algebra schränkt sich blos auf arithmetische Fragen ein. Sie geht umständlich bis quadratische und unbestimmte Aufgaben, berührt aber auch den binomischen Lehrsatz und höhere Gleichungen, von denen nur solche Beyspiele beygebracht werden, wo die Zahlen zur Auflösung sich völlig angeben lassen, Näherungen werden nicht gelehrt. Exempel zur

Ue-

Uebung sind in Menge vorhanden. Der Vortrag ist ordentlich und deutlich. Viercksgleichungen, höhere Würden, Würdezeiger, Mitzähler, sind freylich nicht ungeschickt ausgedacht, aber quadratische, Potenzen, Exponenten, Coefficienten, haben das Bürgerrecht in der deutschen algebraischen Republik schon so gut erhalten, als die lateinischen und griechischen Buchstaben.

Paris.

Der sechste Band der Memoires — par le Duc de Noailles —— (s. S. 326) hat 430 S.; er ist der letzte. Der Marschall war nun Minister, wie jetzt der Prinz von Soubize, ohne Staatssecretär zu seyn. Er setzte Gutachten auf, trug dem König mit gesetztem Muth unangenehme Wahrheiten vor, entwarf auch sehr oft die kriegerischen Unternehmungen. Der Marschall von Sachsen bediente sich seines Raths, folgte ihm allemal, und war dabey glücklich. Die Staatssecretäre hingegen waren dem Herzog oft zuwider, so wie der Marschall von Bellisle. Zu Ypern fand er eine bessere Stelle zum Angriff aus, und der Platz fiel sehr bald (wie alle andere Holländische Festungen.) Hr. Millot streicht das Austreiben der Oesterreicher aus dem Elsaß A. 1744. sehr heraus: aber es war wohl nicht des Prinzen Carls Willen, daselbst zu bleiben; er mußte eilen, Böhmen zu retten, und gieng über den Rhein zurück, ohne von den Franzosen etwas zu leiden, bis auf einige Panduren, die in den Wäldern verirrt waren. Ein strenges Urtheil über den unglücklichen Kaiser Carl VI. Nach seinem Tode stimmte Noailles zum Frie-

den, aber der Haß wider das Haus Oesterreich, sagt Millot, war noch viel zu groß, und man hoffte noch, es zu Grunde richten zu können. Der Marschall mißbilligte auch des Prätendenten Einfall, der freylich für eine kurze Zeit eine gute Wirkung that, aber das Haus Stuart um alle künftige Hoffnungen brachte. Ludwigs Uebereilung, mit Sardinien A. 1746. einen besondern Frieden ohne Spaniens Vorwissen zu schliessen: Sardinien zeigte sich geneigt; alles stieß sich aber an Spaniens versprochenen Beytritt, den Sardinien gewiß wissen wollte. Aber Elisabeth war weit davon entfernt, und dieser Hof stieß Feuer und Flamme wider Frankreichs Untreue aus. Der Friede kam nicht zu Stande, und die allzuweit ausgespreiteten Franzosen zu Alba und Asti umringt und gefangen. Spanien zu begütigen, mußte Noailles nach Spanien gehen, auch gewann er den guten Philipp, der doch im Herzen ein Franzos war, und einen Theil von seinen Ansprüchen aufopferte. Ein Ermahnungsbrief an den Dauphin, und dessen Lob; ein wunderlicher Ausdruck, den die Geschichte nicht rechtfertigt, Frankreich habe sich ohne einige Zurückhaltung in Hollands Armen geworfen. Lächerlicher Zweifel des Marschalls von Sachsen über den Eintritt in die Akademie Françoise, die ihn zum Mitglied annehmen wollte. Er gestund doch, er wisse keine Orthographie, und schrieb in der That wie ein übelgezogener Landjunker, se la malet für cela m'alloit. Noailles redete seinem Freunde diesen Eintritt aus; wenn es noch die Akademie der Wissenschaften wäre, sagte der einsehende Greis. Von der Schlacht bey Col d'Assiette ziemlich unrichtig: die angeblichen unbezwinglichen Verschanzungen waren nichts, denn es wäre kei-

keine Erde dazu zu finden gewesen, es bestund alles in einer trockenen Mauer von zusammengeschobenen Steinen, aber der Zugang war schmal und in der That der Angriff verwegen. Nun will Noailles die Holländer nicht aufs Aeusserste treiben. Ein Brief des Marschalls von Sachsen über die Verbesserung des Kriegswesens in Frankreich: wir schonen die Schweizer nicht genug, sagt er, und bedürfen ihrer, und der deutschen Fußvölker sollten wir noch mehrere anwerben. Im Jahre 1749. habe Noailles vorgesehen, Engelland würde Frankreich angreifen: aber wenn Frankreich den Krieg nicht gesucht hätte, warum führte es Festungen in einem Lande auf, das die Iroker als ihr Eigenthum angesehen, und schon A. 1714. den Engelländern verkauft hatten? warum setzte man Preise auf die Englischen Haarschedel? warum sprach Frankreich sieben Achtel von eben dem Acadien an, das es A. 1713. an Engelland abgetreten hatte? und warum ließ es sich zu einer handgreiflich falschen Auslegung des Namens dieser Halbinsel herunter? gewiß suchten weder die damaligen Englischen Minister, noch Georg der II. den Krieg; sie mußten aber das Geschrey der undankbaren Colonien stillen, und das gefährliche Unternehmen wagen. Es ist indessen eigen, daß zwey erleuchtete Nationen über die Ursachen dieses Kriegs ganz entgegengesetzte Geschichten und Begebenheiten behaupten. Ferdinand VI. veränderte in Spanien A. 1754. seine Minister, und nahm andere an, die Englisch dachten. Ein herzhafter Brief des Marschalls an seinen König über einen Theil der Unordnungen seines Hofs (die aber erst nach des Marschalls Tod aufs höchste gestiegen sind) er dankte nunmehr ab, und begab sich im achtzigsten Jahre

sei-

seines Alters zur Ruhe. Vortreffliche Räthe des alten Herrn an seinen Sohnssohn, einen jungen Obristen; er empfahl ihm auch die Religion, und war in derselben, sagt Millot, nur allzueifrig. Ein anderer merkwürdiger Brief des Marschalls, aus Spanien geschrieben, worinn er den Charakter des Königlichen Hauses beschreibt: die nachwärtige Königin Barbara sey des Gesichts wegen unwiderstehlich gewesen. Ein anderes Gutachten, worinn der Marschall anrieth, den Krieg A. 1746. in die Niederlande zu spielen und die Holländer anzugreifen, als die er unzertrennlich mit Engelland verbunden glaubte.

Weimar.

Von daher haben wir noch die Folge von Joh. Sam. Schröters Journal für die Liebhaber des Steinreichs und der Conchyliologie, wovon die drey folgende Stücke des 1. B. (das erste ist bereits in diesen Anzeigen für das Jahr 1773. Seite 427 angezeigt) noch 1773. und 1774., der zweyte Band (ohne Register und Vorrede S. 530) 1775. der dritte (S. 504) 1776., und der vierte (S. 520) 1777. bey Hofmann erschienen sind. Das Werk enthält größtentheils Auszüge aus ältern und neuern, hin und wieder aus seltenen Schriften, welche die genannte Wissenschaften betreffen, meistens mit Anführung und Anhäufung fremder Urtheile, seltener mit eigner, und dann fast immer billiger, glimpflicher und bescheidener, oft, wie Rec. denkt, zu gelinder Beurtheilung, weil es überhaupt Hr. Schr. (dies sind seine eigne Worte,) wehe thut, daß man durch widrige Urtheile manchen jungen Gelehrten niederschlägt, und ihm die Feder aus der Hand critisirt ꝛc. (Aber

Hr.

Hr. Schr. scheint auch zu wenig zu fühlen, wie sehr die Menge schlechter Schriften, den Fortgang einer Wissenschaft, wie die Naturgeschichte ist, hindern muß.) Von der Richtigkeit aller Urtheile hat sich Rec. noch nicht überzeugt, ob er gleich in vielen Hrn. Schr. beypflichtet. Sollte wohl das, daß ein Stein in ordentlichem Feuer vor sich nicht schmelzt, ein Beweis seyn, daß er kein glasartiger Stein ist? Schmelzen doch die glasachtigen Steine beynahe alle ohne Zusatz nicht? Sollten nicht III. B. S. 241 u. f. zwo ihrer Natur nach sehr verschiedene Steinarten, der Tuffstein, der im Wasser entsteht, und der vulkanische Tuffstein, mit einander verwechselt worden seyn? Sollte wohl die Steinart, in welche der Fruchtkern III. S. 297 verwandelt war, wirklich Quarz seyn? Rec. findet keinen Beweis, als daß Hr. Schr. sagt, er sey sehr hart, und dieser ist ihm nicht bündig genug; eben so wenig, als ihn Hr. Schr. überzeugt hat, daß die rothen Kiesel, die man bey Salfeld und Jena in der Sale findet, Rubine sind. Werners Entwurf einer Lehre vom Gebirge kennt Rec. nicht, und wünschte gewiß zu seyn, ob er in der That öffentlich erschienen ist. Hr. Schr. hat auch immer das Absterben merkwürdiger Schriftsteller in seinen Fächern berichtet, und eine kurze Geschichte ihres Lebens und ihrer Schriften beygefügt. Sonst verweist er fleissig auf seine übrigen Werke. Vogels practisches Mineralsystem rühmt er als eines der vollkommensten. Im zweyten Bande liefert er uns ein Bruchstück aus der Geschichte des Schielerspats, und einen zuvor noch ungedruckten Versuch einer lithologischen Beschreibung der Bayreuthischen Fichtelbergischen Gegend von Hrn. Diaconus Künnth. Im vierten Bande lasen wir die angenehme Nachricht, daß

Hr. Leibarzt Grimm an einer allgemeinen Geschichte der Thüringischen Pflanzen arbeitet. Unter den eigenen Abhandlungen zeichnen sich die Geschichte der ächten Wendeltreppe, die Nachricht von dem Salzburgischen Marmor, von den Ilmenauischen Schiefernieren, von der Wirkung des Feuers auf verschiedene Körper, bey Gelegenheit des Weimarischen Schloßbrandes, und von den Fossilien der Grafschaft Oettingen, auch die Abhandlungen über die Seeeicheln und über das Urbild der Trigonellen aus. Zuweilen wird der Verf. manchem Leser ohne Noth weitläufig zu seyn, oder nicht glücklich genug gewählt zu haben scheinen.

Stockholm.

Die Kön. Buchdruckerey lieferte 1778 auf 339 S. in Oct.: *Åkerbrukets chemiske Grunder af* JOHAN GOTSCH. WALLERIUS *Ridd. af K. Wasa-orden f. d. Chem. Metall. och Pharmaceut. Prof. i Upsala.* — Es ist dies eine neue Ausgabe der so sehr beliebten Streitschrift, welche der Ritter schon 1761 auf Latein und Schwedisch verfassete, und die nachgehends in vielen Sprachen übersezt erschienen ist. In dem Werke selbst finden sich nur wenige Veränderungen; als Anmerkungen aber lieset man eine Menge Zusäze, die theils zur Aufklärung dienen, theils die Anwendung der von dem Hrn. Verf. vorgetragenen Säze auf den im Norden üblichen Ackerbau überzeugender machen, wobey dem Hrn. W. diejenigen Erfahrungen zu statten gekommen, die er nach niedergelegtem Lehramte, auf seinem durch academischen Fleiß erworbenen Landgut, mit Musse hat anstellen können.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

24stes Stück.

Den 12. Junii 1779.

Paris.

Considerations sur l'Origine et les Revolutions du Gouvernement des Romains To. I. II. Bey den Brüdern Debure 1778. Octav 2 Bändchen. Das Buch gehört unter diejenigen, wo man sich anfangs erfreuet, einen Verf. zu bemerken, der für sich denket, und nicht bloß gesagte Sachen wieder sagt; aber nachher wird man verdrüßlich, wenn man sieht, daß alles auf eine voraus gefaßte Hypothese hinausläuft, durch die der Verf. seinen Witz und einen, andere übersehenden, Scharfsinn dem Leser zeigen will. Kommen solche Bücher an Leser, denen die Sache neu oder halbbekannt ist, so werden sie bewundert; ein anderer kömmt, und will sich gern mit etwas Neuen oder Paradoxen brüsten; so legen sie der gründlichen Gelehrsamkeit nichs als Hindernisse in den Weg. Die Sache geht dahin: Ueber die ältesten Zeiten Roms haben wir sehr unvollständige und unzuverlässige Nachrichten, noch mehr über die älteste Verfas-

sung Roms. Zufolge des Dionyß war sie eine gemischte Monarchie, wo die Gemeinen eben so, wie in folgenden Zeiten, Antheil hatten. Nach andern hatten Senat und König, oder König und Patricier die Gewalt in ihren Händen. Duni, der auf den Sätzen des Giambatt. Vico bauete, gab den Patriciern alles, und erklärte das alte Rom für eine völlige Aristokratie. Die vernünftigste Folgerung, deucht uns, die selbst aus diesem Widerspruche der Gelehrten unter sich zu machen ist, ist diese: Aufs genaueste bestimmen läßt sich, aus Mangel der Nachrichten, die Verfassung Roms unter den Königen nicht; sie war auch selbst nicht so überdacht regelmässig und zusammenhängend, als eine Gesetzgebung auf dem Papier; sie war sich auch nicht immer gleich; der eine König dehnte seine Prärogativen mehr oder weniger aus, als der andere. Der ungenannte Verf. verfährt nicht so: er baut meistens aus den Sätzen des Duni folgende Hypothese: Von Anfang Roms waren bloß die Patricier das Volk, populus; die plebs war ein verworfener verachteter Haufe, blosse Iloten und polnische Bauern; blosse Bastarte und Leibeigene; die selbst von den Religionsgebräuchen ausgeschlossen waren, keine Auspicia, folglich auch keine bürgerliche Ehen hatten und wieder blosse Bastarte zeugten. Servius Tullius zog es zuerst aus seinem elenden Zustande, und die, ihnen in den Zeiten der Republik zugestandenen, Tribunen setzten sie endlich den Patriciern gleich. Welche Hypothese, wird man sagen, und worauf gründet sie sich? wie alle Hypothesen, durch die man bloß glänzen will: ein wenig Wahrheit, unrichtig mit andern Wahrheiten verbunden und unrichtig angewendet! Daß die Gemeinen in den frühesten Zeiten der beherrschte, oft der unterdrückte

Theil

Theil waren, daß die Patricier ihre Prärogativen hatten, und sich vermittelst derselben bereicherten, und durch ihren Reichthum die verarmten Gemeinen noch mehr bedrückten: hat keinen Zweifel; auch dieß nicht, daß Servius Tullius ihrer Verfassung zuerst eine bestimmte Gestalt gegeben haben mag, ohne daß sie doch von neuen Eingriffen der Patricier frey blieb. Aber daß die Gemeinen ein Auswurf von Menschen, daß sie Bastarte und Sclaven gewesen seyn sollen? daß gleich Romulus zur Einrichtung gemacht haben soll, was Mißbrauch der Zeitfolge war? zu dieser Behauptung verführt den V. und den Duni, einmal die Worterklärung im Livius: quia soli centum erant qui ciere patres possent. (Livius sagt selbst sive- sive; es ist offenbar ein blosser Einfall eines Etymologisten; und buchstäblich könnte der Sinn doch nicht seyn; sondern, es verstünden sich Väter von einigem Ansehen oder Vermögen s. w.) weiter die gemeine, aus spätern Zeiten geschöpfte, Erklärung des Asylum, als hätten sich bloß Verbrecher, Räuber und flüchtige Sklaven dahin geflüchtet; und nunmehr falsche Begriffe oder falsche Anwendungen von dem unermeßlichen Abstand der Sklaven von den Freyen; von der bürgerlichen Ehe (nuptiae); von den Auspicien. (Einige Vortheile, welche der Verf. für seine Hypothese noch hätte brauchen können, die aber tiefere Litteratureinsichten erforderten, hat er doch nicht genutzt: z. E. der vielfache Gebrauch vom Wort populus; das Verhältniß der Clientel und des Patronats.) Aber dieß alles trägt der Verf. mit der gewöhnlichen Täuschung oder dem Kunstgriff der Hypothesenmacher vor: seine Hypothese verwandelt er in allgemeine Grundsätze: von diesen geht er aus, und erweiset aus denselben seine Hy-

Hypothese. So sieht man sich in einem Zaubercirkel, aus dem man anfangs nicht kommen kan; die Ausführung hat ein sehr tiefgedachtes Ansehen; zumal wenn der Stil sinnreich, lebhaft, witzvoll ist. Dazu dient, wenn, wie hier, statt der eigentlichen Wörter solche Ausdrücke untergeschoben werden, welche dem Gedanken ein neues Ansehen geben, die aber im Historischen ganz verwerflich sind, da sie die wesentlichen Begriffe verändern: die Phönicier sind hier die **Argonauten aus Osten.** Die unterdrückten Einwohner des alten Italiens heissen **Iloten.** Die Getraidearten sind les différens *gramens.* Die Fackel der Geschichte erleuchtete nie die Hütten der Wilden! des meditations sur l'organisation des societés s. f. Ein anderer Kunstgriff ist, wenn ein zufälliger Umstand als wesentlich, als Hauptgrund und Ursache, untergeschoben, und nun in ein Paradox verwandelt wird. An solchen Paradoxen ist der Verf. sehr reich; z. E. keine Auswanderung sey geschehen wegen Ueberfluß an Menschen. S. 30 f. Indessen läßt sich an ihm wirklicher Scharfsinn, viel Einsicht und Belesenheit in den neuern politischen Schriften, und ein Gefühl von der Würde der menschlichen Natur nicht verkennen. Weil es kein gemeiner Schriftsteller ist, so wollen wir noch einige einzelne Merkwürdigkeiten aus ihm auszeichnen. Daß Italien viel Veränderungen durch unterirdische Feuer und durch Einbrüche der See mag erfahren haben, ist sehr wahrscheinlich. Der Verf. gehet davon aus, daß die alten Einwohner (die er aber nicht richtig unterscheidet und bloß die Aboriginer nennt) nichts anders, als Ueberbleibsel von den alten vertilgten Einwohnern waren, die sich auf den Apenninen erhalten hatten. (Hier mengt er die wunderliche Behauptung ein,

ein, die Feriä Latinä wären ein Erinnerungsfest davon gewesen.) Nachher kamen Fremde, einer Seits aus dem Orient, die sich an den südlichen Küsten niederliessen; die Etrusker; andere von Norden über die Alpen her, deren Namen der Verf. nicht angiebt. Diese für sich einfachen und längst erkannten Sätze weiß der Verf. so aufzustutzen, daß sie uns im Anfang ganz neu zu seyn schienen. Hierauf wiederholt er die Klagen über die Unzuverlässigkeit und Unzulänglichkeit der ältern Römischen Geschichte: die ihm berechtigt, das wahre System des Römischen Staats aus der Dunkelheit hervorzuziehen. Dionyß muß hier viel leiden; schonender ist er gegen den Livius (der doch offenbar ungleich weniger Geschichtkritiker ist, als Dionyß, und in einer alten Geschichte ist doch jenes die erste Eigenschaft eines Geschichtschreibers. Die Fehler von beyden waren schon in ihren Vorgängern. Gemeiniglich denket man gar nicht daran, daß vor ihnen schon ein zwanzig Römische Geschichtschreiber geschrieben hatten; schon diese hatten bloß einzelne, oft widersprechende, Facta in einer sehr geringen Zahl, vor sich; diese wollten sie in eine Verbindung und Folge bringen; dieß konnte ohne Hypothese nicht geschehen, und diese hatte der eine so, der andere anders gestellt. Um dieß einzusehen, darf man nur die Stellen beym Livius und Dionyß ansehen und vergleichen, die sie selbst aus den Aeltern anführen. Blosse Annalen wollte man nicht mehr haben; es sollten Historien seyn; nun mußte man also die Ursachen der Begebenheiten dazu rathen oder dichten — eben so wie wir jetzt in den dunkeln Zeiten der Geschichte, aus denen bloß einzelne Data übrig sind, das Uebrige, was sie verbinden soll, dazu ausfinden wollen.

Was ein Geschichtforscher und Kritiker also thun kan und thun muß, ist überall, von den Raisonnements der Geschichtschreiber aller Zeiten die Facta absondern, sie in ihrer ersten Einfalt herstellen; und sie dann ohne Hypothese ordnen und zusammenstellen und erwarten, was sich aus dem allen ergiebt.) — Eine lesenswürdige Digression über die Entstehung und ursprüngliche Verfassung der bürgerlichen Gesellschaften: sehr richtig wird gezeigt, daß es eine Grille ist, alle auf eine einzige Verfassung zurückzuleiten; bey der Verschiedenheit der Umstände mußte jede für sich von allen andern verschieden seyn. — Wieder allgemeine Aussichten über die Regierungsarten; über die Entstehung des Adels; er erwächst allemal in einer Aristokratie. — Alles dieses enthält schöne Raisonnemens im Allgemeinen; aber wo es auf Facta ankömmt, ist dem Verf. nie zu trauen: bald wählt er sie bloß zu seiner Hypothese aus; bald dreht er sie herum; nimmt nur heraus, was ihm günstig ist; stellt die gemeine Meynung ganz in den Gesichtspunct aus seiner Hypothese und findet lauter Ungereimtheit. Lange ist Livius sein Held, aber weiter hin wird Dionyß's Bericht der einzige, den er annimmt; seine meisten Beweise sind aus Reden im Livius genommen; und doch ist es offenbar, daß Livius seine eigene Gedanken jenen alten Römern in den Mund legt; nicht zu gedenken, daß er überhaupt für die Patricier und die Nobiles partheyisch ist. Auch Livius enthält Facta, die dem Verf. entgegen sind: als die Königswahlen durch die Gemeinen: das ist ja wohl ein Theil der gesetzgebenden Gewalt, die der V. ganz den Patriciern beylegt, und bloß diese zum populus macht. — Die wunderliche Behauptung, die

die Comitia Curiata seyen bloß eine Versammlung der Patricier, mit Ausschluß der Gemeinen gewesen: ganz nach falschen Raisonnemens, wie es, des Verf. und des Duni Vorstellung nach, hätte seyn müssen oder können; ohne alle Autorität. Die Comitia centuriata sollen durchaus keine politische Einrichtung des Servius Tullius seyn; bloß die Eintheilung des Volks in Centurien sey sein Werk, und habe allein die Abgaben und den Kriegsdienst zur Absicht gehabt; nach den Centurien das Volk zu berufen, sey erst ein Einfall der Patricier bey der Einführung des Consulats, und der Wahl der Consuln gewesen. Dieser erste Theil hat 440 S.

Amsterdam.

Bey Rey ist noch 1777. abgedruckt: Essai qui a remporté le prix de la Soc. Hollandoise de Haarlem en 1772. sur cette question, qu'est ce qui est requis dans l'art d'observer: jusques où cet art contribueroit-il à perfectionner l'entendement. Par Benjamin Carrard, M. S. E. In zwey Theilen von 432 S. Die erste Auflage in groß Octav haben wir angezeigt, aber die jetzige ist stark vermehrt, die meisten Beyspiele sind aus der Astronomie und der versuchenden Naturkenntniß hergenommen, als in denen beyden unser bescheidene Verf. eine ächte Stärke besitzt. Wir heissen ihn bescheiden, weil er die ihm angetragene Stelle des resignirenden Hrn. Sulzers in Berlin ohne die geringste Entschädigung abgelehnt und lieber sich entschlossen hat, in seiner Vaterstadt für sich und ohne einige Besoldung zu leben, und seine eigene Kenntniß zu erweitern. Seine Räthe gehen überall dahin, zu zeigen, auf was für einem

Wege man in zweifelhaften Fällen die Wahrheit entdecken und entscheiden könne. Zur innern Kenntniß der gegrabenen Dinge räth er auch das Erforschen der innern Gewichte an, von welchem auch Boyle vieles gehofft hat, das aber heut zu Tage ziemlich verabsäumt wird. Er hofft, wie Guettard, man werde in der Erdkugel nach und nach Gegenden unterscheiden, denen gewisse gegrabene Dinge wie eigen sind. Man müsse die schon gemachten Versuche wiederholen und erweitern (vornehmlich aber einen jeden Versuch öfters wiederholen. Unzählbare Irrthümer sind, zumal in der Physiologie, daraus entstanden, daß man sich auf einen einzigen oder auf wenige Versuche verließ, da doch bey denselbigen ein zufälliger Umstand den Ausgang bestimmt hat; da hingegen bey den wiederholten Versuchen die unwesentlichen Umstände wegfallen, und nur dasjenige bleibt, was der Natur beständige Weise ist.) Die Zerlegung der Körper durch das Feuer, durch andere scharfe auflösende Dinge. Hierauf die Aufmerksamkeit auf die Kräfte und auch auf die Verrichtungen der Seele. Wie man die Veränderungen in der Natur wahrnehmen solle. Unerwartete Ausgänge der Erfahrungen, wie derjenige, daß das Wasser um etwas wärmer ist, gerade wenn es eben zufrieren will. Wie Duhamel gefunden, daß beym Wachsthume der Blätter nur diejenigen Nerven aus einander gehen, die am nächsten beym Stiele sind: (hingegen hat Hr. Hales auch durch Versuche gefunden, daß ein Blatt sich gleichförmig in allen seinen Theilen ausdehnt. Es muß also eine Ursache seyn, die den einen Versuch von dem andern unterschieden macht.) Wie man sich hüten müsse, aus wenigen Fällen und einer unvollkommenen In=

Induction auf alle Fälle zu schliessen, wie bey den Kometen, an denen man glänzende Schweife noch in ihrer weitesten Entfernung von der Sonne gesehen hat, die aber in andern Fällen nicht wahrgenommen werden. Wie eine Menge von Wahrnehmungen, in verschiedenen Zeiten und Ländern wiederholt, uns zuweilen erst in den Stand setzt, etwas Beständiges festzusetzen, z. E. uns zu entschliessen, ob wir glauben sollen, das Meer nehme ab. Hr. Toaldo, auf den Hr. Carrard sich gründet, hat vermuthlich bey der Bestimmung einer Wetterperiode die Regel nicht genug beobachtet. Der grosse Nutzen der gelehrten Gesellschaften. Man habe entdeckt, daß das Feuer und die Vulkanen mehr Antheil an dem jetzigen Zustande der Schaale der Erdkugel haben, als man ehemals von den wenigen bekannten Vulkanen erwartet hätte. Wie man durch eine genaue Beobachtung aller Eigenschaften die ächten Eindrücke vom Moos und Pflanzen von den blossen Dendriten unterscheiden könne; denn die Natur wirkt ordentlich und vollkommen, und bildet z. E. nicht ein Gewächs überhaupt, sondern mit Aesten, Blättern, Stengeln und Früchten. Wie schwer es sey, die Mittel zuverlässig zu bestimmen, durch welche man ausmachen kan, ob eine gewisse Wartung dem Getraide vortheilhaftig sey oder nicht; aber aus der nicht unbekannten Luette de la Vessie wollen wir noch keine Krankheiten erklären: die Sache selbst muß zuerst bestätigt und die Wirkung zu verursachen zureichend seyn. Der Nutzen anatomischer Erfahrungen, deren Hr. C. einige an Leuten anzustellen anräth, die zum Tode verdammt sind. (So hat man in Engelland die Hoffnung bestimmt, die man vom Einimpfen der Kinderpo-

cken haben kan; und so war es auch im Vorschlag, die Frage zu bestimmen, ob das Pauckenfell und die drey Knochen zum Gehör unumgänglich nothwendig sey oder nicht, nur haben die Gerichte diesen letztern Versuch nicht zugeben wollen.) Vom Einimpfen der giftigen Seuchen auf die Thiere, in der Absicht, die Fälle zu wissen, in welchen diese Seuchen anstecken oder nicht. Man solle die Gewalt des Feuers in den Seuchen versuchen. (Es ist zu Londen und zu Toulon im Grossen geschehen, aber unnütz und sogar schädlich befunden worden, und Hippokrates ist wohl an diesem Rathe unschuldig, als in dessen Werken man von der Atheniensischen Pest keine Spur findet.) Wie man über die Veränderungen der menschlichen Seele und ganzer Gesellschaften Wahrnehmungen anstellen könne, den Irrthümern und Unvollkommenheiten der Sinne zu begegnen. Die scharfsinnige Weise, den Durchgang der Venus zur Bestimmung der Parallaxe der Sonne anzuwenden. Wie Huygens den so unwahrscheinlichen Ring des Saturns entwickelt habe. Wie man habe bestimmen können, daß die Erde zwischen dem Mars und der Venus sey. Die Bewegung der Körper zu bemerken und vom Stillstehen zu unterscheiden. Die krummen Linien zu entdecken, in welchen die Fixsterne sich bewegen. Einige Regeln über die Ausfindung der Wege und des Fortschreitens der Natur. Man müsse niemals bey einer Methode bleiben, wenn die Frage wichtig ist, sondern alle bekannte Methoden versuchen; die letzte kan in der Erfahrung als die beste erfunden werden. Die Wahl der Werkzeuge zu den Wahrnehmungen, und wie man sie gebrauchen solle. Die verschiedenen Vergrösserungs- und Ferngläser. Das Maaß der kleinsten Grösse,

die

die man in dem Mond erkennen kan: einen Flecken von 570 Klaftern kan man unterscheiden. Der Barometer und Thermometer. Die Verbesserung und Erfindung der Werkzeuge. Mit was für einer Verfassung im Verstande man sich mit der Beobachtung der Natur abgeben könne, vor allen andern alle Arten von Ausgang sich gleich gefallen zu lassen, und nicht denjenigen Ausgang zu wünschen, der mit unsern oder unsers Lehrers Meynungen am besten übereinkömmt: hier wird überaus oft gefehlt. Die Benennung der Körper und die Classificationen der Körper. Eine vortreffliche, aber noch unvollkommene, Erfindung, mit welcher man sich übereilt, und Classen macht, ehe man die Geschlechter genug kennt, und Geschlechter, ehe man die Gattungen sattsam bestimmt hat. Bis hieher der erste Theil.

Im zweyten Theile dieses Werks untersucht Hr. C., wie viel die Kunst, wahrzunehmen, beytragen könne, des Verstandes Kräfte zu erhöhen. Unfehlbar vermehrt sie die Anzahl der Begriffe, da sie erfindet, und die Dinge auf neuen Seiten ansehen lehrt, indem sie auch von alten Dingen die Begriffe deutlicher macht. Der Nutzen der Sammlungen natürlicher Dinge und die freygebige Mittheilung natürlicher Seltenheiten an Freunde, auch in andern Nationen. Das Wahrnehmen erleichtert das Vergleichen unserer Begriffe, und wir gelangen dadurch zum Vermögen, die Wahrscheinlichkeiten zu schätzen. Eine Ausschweifung über die Erklärung der Wasserhosen aus den elektrischen Kräften. Die Wahrnehmungen lehren uns insbesondere die Schranken der Freyheit, mit welcher die Natur ihre sonst öfters bestätigten Gewohnheiten bisweilen überschrei-

schreitet. Also haben die Blattläuse uns belehrt, der Zugang des männlichen Geschlechts sey zum Befruchten nicht unumgänglich nöthig. Allerdings müsse man sehr sorgfältig seyn, ehe man diese Ausnahme für wahr annimmt: wie im Beyspiel, wo man mit etwas Luft das Wasser bis 55 Schuh zu steigen bringt, da es nur 33 steigen sollte, welches durch einen neuen Zuzug der, vermittelst einer kleinen Oeffnung zugelassenen, Luft geschieht. Viele Irrthümer sind aus unvollkommenen Wahrnehmungen entstanden, wenn man einige Ausgänge, die man oft bemerkt, für allgemein angesehen hat: dahin rechnet Hr. C. des des Cartes Beybehaltung einer gleichen Menge von Kräften, und Leibnizens Meynung, daß das Brechen der Strahlen eine Folge des Gesetzes der Sparsamkeit sey. Die Wahrnehmung allein lehrt uns in der Arzneywissenschaft die Wahrheit. Die Gesetzgebung (und Polizey) lernt von der Wahrnehmung die Erhaltung der Wälder. Hr. Portal habe einen Fall bestimmt, in welchem die Aerzte über die Kindermörderey rathen können, wenn der rechte Lungenflügel vor dem linken Athem holt: wie Hr. Portal entdeckt habe, so könne es geschehen, daß der eine Lungenflügel schwimme, ob schon der andere sinkt. (Dieser Irrthum wird schwerlich entstehen; wenn ja der rechte Lungenflügel einen Vorzug hat, so wird es schwer seyn, daß gerade in der Zwischenzeit, ehe die linke Lunge sich ausdehnt, ein Kind Athem zieht. Und wenn es geschähe, so würde nichts daraus, als höchstens ein Zweifel, niemals aber die Verurtheilung eines Unschuldigen erfolgen können.) Sogar bloß auf den Zufall beruhende Dinge werden durch wiederholte Wahrnehmungen bestimmt, wie die Vortheile des Wettens (im Pharao) und

wie

wie man die Hofnung der Lebensjahre ein jedes Jahr bestimmt. Andere Vortheile, die der Verstand von den Wahrnehmungen zieht: sie verschaffen uns ein zärteres Gefühl des Schönen, sie öffnen uns neue Auswege zur Zeit der Noth, und lehren uns, die Früchte der Natur auf neue Weisen in unsern Nutzen zu verwenden. Wie die Wahrnehmung uns die Reichthümer unsers Vaterlandes bekannt mache: Frankreich zeuge schönere Graniten, als Aegypten. Wie man durch neue Versuche das wohlfeile Abdünsten des Sohlensalzes erfunden habe. Die Wahrnehmung befreyt uns von vergebenen und eiteln Hofnungen, wie von den Versprechen der Adepten. Der Wahrnehmungen Einfluß, uns die Grösse und Majestät des Schöpfers sinnlicher und begreiflicher zu machen, und unsere Begriffe von Gott zu erweitern und zu erheben. Hr. C. trägt hier neue Zweifel über die Entstehung der Schalen und der Farben derselben in den Muschelthieren vor, worinn er über die beyden Meynungen des Reaumurs und Herissant seine Zweifel äussert.

Leipzig.

Christlieb Benedict Funks, der Naturlehre ordentlichen Professors, . . . Anweisung zur Kenntniß der Gestirne, auf zwey Planiglobien und zween Sternkegeln, nach Bayern und Baugondy. Bey Crusius 1777; 212 Octavseiten. Zu Erläuterung des Texts 2 Kupfertafeln, die Planisphären, Sternkegel und Horizonte zu jeden, zusammen sechs grosse Bogen. Sternkegel nach Doppelmayers Charten hatte Hr. F. 1770. herausgegeben. Sie waren grösser, als die Zimmermannischen, übrigens, so wie diese, nur eine ohne

ohne fernere Regeln gemachte Vorstellung der beyden Halbkugeln durch Kegel. Bey gegenwärtigen ist die Aehnlichkeit dieser Vorstellung folgender Gestalt weiter getrieben. Man setze in eine Halbkugel, deren Grundfläche der Aequator ist, einen gleichseitigen Kegel, dessen Grundfläche mit der Kugel einerley Halbmesser hat, also den Aequator deckt, und seine Höhe diesem Halbmesser gleich, also der Winkel seiner Seite mit der Grundfläche sowohl, als mit der Axe, 45 Grad ist. Jede Seite dieses Kegels stellt einen Quadranten eines Meridians der Kugel vor, und einem Auge im Mittelpunct der Kugel wird ein Stern, der sich in der Kugelfläche befindet, in der Kegelfläche da erscheinen, wo die Linie von ihm nach dem Auge die Kegelfläche schneidet. So sind gegenwärtige Kegel verzeichnet, eigentlich eine Centralprojection der Halbkugel auf einen Kegel, Hr. F. lehrt die Verzeichnung mit gehörigen Gründen. Der Winkel, der in dem Netze leer bleibt, und bey seiner Krümmung in die Kegelfläche ausgeschnitten wird, beträgt 105 Grad 26½ Minuten ohngefähr, (26 Minuten 27,6 Secunden) bey den bisher verfertigten ist er 60 Grad. (Fast keine andere Ursache, als die, daß sich dieser letztgenannte Winkel, und so der Umfang des Netzes, so leicht verzeichnen läßt, läßt sich angeben, warum man nicht eher auf gegenwärtige, so natürliche, Vorstellung verfallen ist.) Die Sternbilder sind durch ihre Umrisse und Nahmen kenntlich gemacht, und zeigen Baiers Buchstaben. Der Kegel Halbmesser ist über 6 pariser Zoll. Hr. F. erzählt die Nahmen der Sternbilder und Sterne nach Baier, Flamsteed und la Caille. Horizonte zu Sternkegeln zu verzeichnen, hat noch niemand

vor

vor Hrn. F. unternommen. Begreiflich ist die Gränze eines solchen Horizonts der Kegelschnitt, dessen Ebene mit des Kegels Grundfläche den Winkel macht, den Aequator und Horizont machen. Hr. F. lehrt die Gründe der Verzeichnung, und giebt dergleichen für unterschiedene Polhöhen. So kann man diese Sternkegel fast völlig wie Himmelskugeln brauchen.

Die Planisphären sind Polarprojectionen, der Durchmesser ihres äussersten Kreises ist beynahe 20 pariser Zoll, des Aequators der Kugel, auf dem die Projection gemacht ist, etwa 18. So ließ sich dieser Aequator bis auf Viertheilsgrade eintheilen, und ein ihn umgebender Kreis, der Stunden angiebt, bis auf Zeitminuten. Der äusserste enthält die Monate und ihre Tage, ist in $365\frac{1}{4}$ Theile, und jeder Tag wieder in 4 Theile von 6 zu 6 Stunden getheilt. So sind diese Planisphären groß genug, zulängliche Richtigkeit zu geben, so gut, als Vaugondys seine von 23 Zoll. Der Thierkreis ist bis auf 6 Grad 54 Minuten jeder Breite, und durch die ganze Länge durch in einzelne Grade getheilt, wie beym Vaugondy, nach dem überhaupt gegenwärtige Planisphären eingerichtet sind, auch so der Figuren Umrisse angegeben, ohne durch schön ausgezeichnete oder schattirte Bilder die Sterne zu verdecken. Die Bilder sind so gezeichnet, wie sie uns auf der hohlen Fläche der Kugel erscheinen, nicht wie man sie auf der erhabenen oder künstlichen Himmelskugel sieht. Vaugondy hatte das letzte gethan, daher unterscheiden sich beyder Zeichner Figuren immer so, daß recht bey einem, link bey dem andern ist. Auf einer eigenen Platte sind für diese Planiglobien Horizonte von

$2\frac{1}{2}$ bis 90 Grad Polhöhe verzeichnet, freylich anfangs für jede $2\frac{1}{2}$, nachdem für jede 5 Grade, auch ist ein Halbmesser dieser Horizonttafel so abgetheilt, daß man für jeden Grad den Horizont verzeichnen kann. Daß Hr. F. ältere Sternkegel, die zugleich mit einem neuen Abdruck der Zimmermannischen herauskamen, doch so viel Abgang gefunden haben, den Verlag gegenwärtiger und der Planisphären zu veranlassen, ist eine angenehme Probe, wie viel Liebhaber die Känntniß des Himmels in Deutschland hat, vielleicht an vielen Oertern mehr, als da, wo die bequemste Gelegenheit zu ihr dargeboten wird, auf Universitäten. Von jemanden, der so viel schon geleistet hat, wie Hr. Prof. F., kann man sich nicht enthalten, vors erste nur etwa Sterncharten, wie die sechs von Doppelmayern oder vor dem vom Pardies zu wünschen, mit Vorbehalt des mehrern.

Onolzbach.

Von hier verdient eine Einladungsschrift des Lehrers der zwoten Ordnung, M. J. Fr. Degen, eine Anzeige: Ueber die redende Grazie. Erstes Stück. Die redende Grazie nennt der Verfasser die Grazie in den redenden Künsten, und verspricht, in folgenden Aufsätzen insonderheit auf die Poesie die Anwendung von den Gedanken zu machen, die er dießmal voranschickt. Grazie scheint er in einem allgemeinen Verstand, als gleichgeltend mit Reiz und Anmuth, zu nehmen. Von der Schönheit, mit und ohne Grazie. Einzelne Wahrnehmungen an der Grazie. Ueberall ist viele Belesenheit eingemischt; mit reichlichen Blumen, welche einmal schöne Früchte ankündigen.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

25stes Stück.

Den 19. Junit 1779.

Paris.

Der zweyte Band der Considerations sur l'Origine et les Revolutions du Gouvernement des Romains ist 472 S. in Octav. Die Kapitel gehen von 13 bis 27 fort; und der Verf. führt nach einander die verschiedenen Veränderungen der Verfassung Roms an; freylich nach seiner Art; wie er glaubt, daß alles habe seyn sollen und müssen. Wir wollen das Bekannte übergehen, und nur das, was der Verf. Besonderes hat, berühren. Und doch, je genauer wir es betrachten, desto mehr sehen wir, daß eigentlich dem Verf. in der Hauptsache nichts eigen, sondern alles vom Duni geborgt ist, dessen Origine e Progressi del Citadino (Rom 763.) freylich ein sehr seltsames Buch ist. Von Tarquin: er wird, wie man es von einem Liebhaber paradoxer Aussprüche leicht erwartet, sehr gerühmt; so gar populär, gutthätig war er; hingegen Brutus — ein Schurke, ein Bösewicht. Das provocare ad

 po-

populum, könne nur an eine Commission, die das Volk vorstellte, gegangen seyn. Die Dictatur: man sehe nicht, wie der Consul habe gezwungen werden können, wider seinen Willen einen Dictator zu ernennen; (und doch ist es so oft geschehen.) Nicht auf ein halbes Jahr, sondern auf die Zeit, die das Geschäfte erforderte, habe die Dictatur gedauert. (Das halbe Jahr war der längste Termin.) Die Entweichung der Gemeinen auf den heiligen Berg sey nichts besser, als ein Entschluß von Schulknaben, die ihrem Pedanten entlaufen wollen, und hinter der Schulmauer stehen bleiben. Es sey ungereimt, daß die Comitia tributa und die Schlüsse der Gemeinen eine allgemeine Verbindlichkeit auch für die Patricier sollen gehabt haben. (Die Sache hat ihre Schwierigkeit: weil man nicht bedenkt, daß nicht alle Staatsgeschäfte, sondern nur gewisse Volksangelegenheiten vor die Comitia tributa konnten gebracht werden: die Gemeinen entschieden also über ihre Rechte, und diese Entscheidung mußten dann auch die Patricier gültig finden; ist hierinn etwas Ungereimtes?) Wahrscheinlich ist es freylich, daß die Patricier von den Volksversammlungen nach den Zünften werden ausgeschlossen gewesen seyn. Aber zugegen haben die Patricier seyn können; das sieht man aus ihren Widersprüchen und aus der Bestreitung der Tribunen. Des Tribuns Canulejus Anträge, die Ehen und den Consulat unter beyden Ständen gemein zu machen. Sonderbar ists, daß überall der Verf. das Meiste auf die den Tribunen in Mund gelegten Reden baut. Wie das Volk die Tribunen mit Consulargewalt und die Quästoren aus seinem Mittel hätte wählen können, ernannte es doch Patricier; hierüber philosophirt der Verf. viel.

Er

Er mußte an die Ränke der Patricier und ihren Einfluß und den Ausschlag denken, den sie in den Comitien nach Centurien gaben. Daß die Centuria prärogativa durchs Loos erst seit der Zeit bestimmet ward, als die Gemeinen die Wahlfähigkeit zum Consulat erhielten, ist eine Vermuthung des Verf. Daß vor dem Jahre 388. ein Plebejer habe ein Senator seyn können, leuguet er geradezu ab, und Livius (5, 12) vetus tantum senator, muß eine Unwahrheit sagen. (Wenn gleichwohl Wahlen, den Senat zu ergänzen, seit dem Consul Brutus gewesen sind, und Plebejer aufgenommen wurden, so konnten diese ja nicht Patricier werden, sondern blieben Plebejer nach, wie vor.) Die Plebiscita, seitdem sie alle Stände verbanden, nennt er immer die Souveraineté des Comices-Tribus. Zufolge der falschen Voraussetzung, daß die Curiata eine Versammlung der Patricier allein gewesen seyen, behauptet er, in denselben seyen die Schlüsse der Centuriaten bestätigt worden, und die Curiaten seyen also nach der Lex Publilia 415. eingegangen, da der Senat nur den Vortrag behielt, und die Schlüsse der Centuriaten genehmigen mußte; (ein deutliches Beyspiel, wie weit man gerathen kan, wenn man in der Historie von Raisonnements ausgehen und die Geschichte darnach bestimmen will!) Auch die wunderliche Vorstellung kömmt hier wieder vor, daß die Patricier, um das Geheimniß der Rechtswissenschaft für sich zu behalten, eine hieroglyphische Schrift, eine Art Chiffern, erfunden hätten. Der bekannte Cn. Flavius soll den Schlüssel dazu für sich herausgebracht haben. Die Patricier erfanden neue Chiffern; und diese soll Gruter und Nicolai herausgegeben haben. (Wenn man dergleichen unrichtige Sachen vorbringt, so

kan man freylich viel Neues und Eigenes sagen.) Auch wieder der Verstoß, daß die Lex Porcia von Porcius Cato dem Censor benennt sey. Wie kan der Verf. behaupten, die Consules hätten auch nachher täglich insgeheim und öffentlich Missethäter hingerichtet? Von der Revolution von Gracchus Zeiten an giebt der Verf. nur flüchtige Uebersicht, und kömmt bis auf die Zeiten herunter, da die Barbaren die Reichsprovinzen besetzten; hier philosophirt er darüber, warum nicht die Barbaren eben so gut Römer geworden sind, als die Manschu Schinesen. (Die kürzeste Antwort war: weil der Fall gar nichts Aehnliches hat; hier überschwemmt ein einziges Volk auf einmal; dort verschiedene Horden in verschiedenen Zeitpuncten bloß nach und nach.) Noch eine dem Verf. eigene Behauptung, das Feudalsystem sey nach der kirchlichen Hierarchie copirt. — — Der Verf. gehört unter die Schriftsteller, die man nur in der Hauptsache verfolgen kan; da sie, ihrer Einbildungskraft überlassen, jeden Schritt mehr sehen, als wirklich ist, andere Dinge zu ihren Absichten immer nur von einer halbwahren Seite vorstellen, so wäre des Streitens mit ihnen kein Ende; und die schielenden oder ganz falschen Aussprüche sind in dem Werke, wie es in allen solchen politisch- und historisch-witzelnden Schriften geht, ohne Zahl. Dennoch erkennt man überall das Gepräge des Genies. Noch wollen wir anführen, was Recensent erst aus ihm gelernt hat: der wahre Sinn des Motto vor dem Esprit des Loix, prolem sine matre creatam, gehe darauf, daß ein philosophisches Werk das Genie zum Vater, und die Freyheit zur Mutter haben sollte.

Göt-

Göttingen.

Christliche Religionstheorie fürs gemeine Leben; oder, Versuch einer Praktischen Dogmatik, von D. Gottfried Leß. 1779 auf 592 S. in Octav. Die grossen Aufschlüsse, welche der neuere Anbau der Philosophie, Naturkunde und Auslegung in den Lehren der Bibel gegeben hat, an der einen Seite; und an der andern die heftigen Misdeutungen und Verunglimpfungen des Christenthums, welche man in unsern Zeiten bis zur untersten Klasse der Menschen verbreitet siehet, machen ein Lehrbuch des theoretischen Theils der Religion (denn der moralische ist weniger den Misverständnissen und Anfällen ausgesezt) nothwendig, welches alle jene genauere Bestimmungen und neue Aufklärungen in einer, den Bedürfnissen der Zeit angemessenen und populären, Methode vorträgt. Ein solches Buch nennt der Hr. Verf. eine Praktische Dogmatik, oder eine Philosophie der christlichen Dogmatik, und giebt davon in dem Vorberichte eine ausfürliche Beschreibung, und in dem Werke selbst einen Versuch. Man siehet hieraus, daß eine Praktische Dogmatik von einem Katechismus gar sehr verschieden ist; sie fordert Leser, welche durch Lektur sich an Nachdenken gewönt, und einen gewissen Grad von Kultur erlangt haben. Mit der Schul-Dogmatik, welche alle die Distinktionen, Kunstworte und Entwickelungen abhandelt, die in der Polemik gebraucht werden, komt sie darin überein, daß sie die Religionstheorie ebenfalls systematisch und philosophisch behandelt. Aber sie hat einen ausgedänteren Zweck: denn sie soll nicht allein Lehrer bilden; sondern auch jeden Christen, der mehr von Reli-

gion wissen will, als der gemeine Mann, mit der Bibel selbst genauer bekandt machen, zu eigenem forschenden Lesen derselben gewönen, ihm einen vollständigen und gründlichen Begriff von ihrer ganzen Theorie geben, und endlich den Gebrauch davon in allen Umständen und freien Handlungen seines alltäglichen Lebens ihn lehren. Auf diesen Zweck und nach diesem Plan hat der Verf. bei Verfertigung seines Buchs gearbeitet; und sich bemühet, durch diesen etwanigen Anfang und Versuch andere Theologen zur Vollendung einer solchen wirklich Praktischen Dogmatik aufzumuntern. Jeden Theil (Artikel) trägt er daher in drei Abschnitten vor: indem er zuerst die dahin gehörigen klassischen Stellen der Bibel übersezt, entwickelt, und überhaupt so auszulegen sucht, daß Theologen und Nichttheologen mit der Sprachart der Bibel bekandt und zu eigenem Nachdenken darüber angeleitet werden; hierauf die Theorie des Artikels selbst, vollständig, aber mit der schicklichen Auswahl und dem gemeinfaßlichen Ausdruck und Einkleidung vorträgt; und endlich den Einfluß davon in Tugend und Freude entwickelt; auch dienliche Anweisungen, Rathschläge und dergleichen ertheilet. Auf diese Art kan man dieses Buch zugleich als System der christlichen Dogmatik, Inbegriff des Einen Theils der Bibel, und Apologie des Christenthums betrachten; und wie ein Andachtsbuch für aufgeklärtere Christen gebrauchen. Das Ganze ist in zwölf Artikel getheilt; von Gott, den göttlichen Rathschlüssen, der Schöpfung, der Vorsehung, den Engeln, von Unschuld und Fall der Menschen, dem allgemeinen Verderben, der Erlösung, der Theilnehmung an der Erlösung durch tugendreichen Glauben an Jesum, der Besserung menschlicher

See-

Seelen durch den heiligen Geist, dem christlichen Tugendmittel, und dem Leben nach dem Tode des Leibes. Dieser Abhandlung ist eine Einleitung vorgesezt, welche die Wahrheit der christlichen Religion beweist; das Neue und Alte Testament, jedes insbesondere, charakterisirt und beurtheilt; die Geschichte der unmittelbahren Offenbahrung Gottes erzält; den Inhalt und theologischen Gebrauch der Bibel, nebst den Grundartikeln des Christenthums genauer bestimmet; eine ausfürliche Anweisung zum rechten Gebrauch der Bibel giebt; und zulezt die klassischen Stellen von der Bibel und ihrem Gebrauche auslegt. In allen den Religionspunkten, worüber die allgemeinen symbolischen Bücher der lutherischen Kirche sich bestimmt erklären, findet man keine Abweichung von dem unter uns herrschenden Lehrbegriff: aber desto weiter entfernt sich der Verf. in den übrigen Stücken; z. E. von der Schöpfung, den Engeln, dem Fall, dem Stande der Unschuld, den Vorbildern, der Allgemeinheit moralischer Wirkungen des heiligen Geistes, der Natur dieser Wirkungen, dem Glauben der Kinder, dem Zwecke der Taufe, der sogenanten Privatkommunion, der Todtenauferweckung, den Zeichen des jüngsten Tages, der Ewigkeit der Höllenstrafen, und der Zahl der Seeligen und Verdammten. Am meisten geht der Verf. in der Bibelauslegung von der eingefürten Meinung ab. Eine nähere Vorstellung von diesem allen läßt sich ohne grosse Weitläufigkeit nicht geben; wir wollen daher unsere Anzeige mit Auszeichnung einiger Stellen schliessen, die dazu dienen, das Eigentümliche dieses Werks kennen zu lernen. — Eine ächte göttliche Religion muß die Kunst lehren, stets und recht froh zu seyn; aus wel-

chem Grundsaze die Kenzeichen einer göttlichen Offenbahrung hergeleitet werden. §. 3. 4. Menschenliebe gebildet nach Gottes Muster, und gebaut auf dankbahre zärtliche Liebe zu Ihm, ist das Wesen des Christenthums, dieser Religion der Liebe und Freude. §. 6. Wie man sich gegen Religionsspötter zu verhalten habe? §. 11. Die Inspiration ist etwas Uebernatürliches; läßt aber jedem der biblischen Schriftsteller seinen eigenen Styl, u. s. f. §. 17. und §. 18. Gewicht dieser Lehre. Sehr ausfürlich und mit steter Hinsicht auf die Beschaffenheit unserer Zeiten wird §. 19. f. vom Alten Testamente gehandelt; seiner Ehrwürdigkeit, göttlichem Ansehen u. s. Insbesondere erinnert der Verf., man müsse ein mehrtausendjäriges Buch nicht nach dem neuern historischen Style, sondern nach dem in der alten Welt gewönlichen und in der so genannten Fabelgeschichte, (d. h. wahre Geschichte in Fabeln gekleidet) sichtbahren auslegen. Ein Grundsaz, dessen Einfluß sich weit erstreckt, und welcher mit der, einem göttlichen Buche schuldigen, Ehrfurcht angewandt, die meisten und größten Schwierigkeiten dieser uralten Bücher hebt. In Absicht der Religion ist das Alte Testament, nach Pauli Ausdruck, nur ein Elementarbuch; der Unterricht für Kinder; das Neue Testament hingegen der Unterricht für Männer §. 22. In der Geschichte der Religion komt es vornemlich auf das allmälige Fortschreiten der Offenbahrung an; welches §. 25 f. bestimt wird. Die heut zu Tage von den gelehrtesten und würdigsten Männern bestrittene Uebernatürliche Kraft der biblischen Gotteslehre (Wort Gottes gemeiniglich genant, λογος Θεϑ) wird §. 31 f. sehr vollständig abgehandelt; §. 35. werden Regeln für den theologischen

schen Gebrauch der Bibel gegeben; und §. 36. versucht der Verf. die schwierige Frage, welches Grundartikel der Religion seyn? durch den Unterschied der objektiven und subjektiven Betrachtung derselben, in ein besseres Licht zu stellen. In den exegetischen Abschnitten der Artikel und den im Laufe der Abhandlung eingestreuten exegetischen Anmerkungen, findet man die wichtigsten Stellen des Alten Testaments fast alle beisammen, so wie auch diejenigen aus dem Neuen, welche zu dem dogmatischen Theil der Religion gehören; nebst vielen Beiträgen zu einem Lexiko der Bibel, und besonders des Neuen Testaments. Man sehe z. B. die Erläuterungen von δικαιος, δικαιοω S. 118 f. רוח und πνευμα S. 147 f., υιος Θεȣ, λογος S. 142 f., von den Hauptbildern und übrigen Metaphern des Briefs an die Hebräer, S. 418 f. βασιλεια Θεȣ, S. 420 f. πιςις, ἐργα νομȣ, Glauben Abrahams S. 452 f. Die moralischen Eigenschaften Gottes koncentriren sich alle in Seiner Allgüte nach §. 60. Bei dem einzelnen Vortrage der Eigenschaften Gottes werden die Aussprüche der Bibel klassificirt und so gestellt, daß sie zusammengenommen, Ein grosses Gemälde der Ewigkeit, Allwissenheit Gottes u. s. f. ausmachen; darauf wird nach einem bestimten Begriff von jeder Eigenschaft, dieselbe anschaulich gemacht; und zulezt der grosse Einfluß davon in Ruhe und Tugend dargestellt. Der Artikel schließt sich mit Rathschlägen für Zweifelnde in der Dreieinigkeitslehre §. 74. Die Schöpfungsgeschichte Mosis handelt bloß von unserer Erde, und zwar ihrer Umschaffung; aber in dem historischen Styl der Urwelt, d. h. in poetischer Einkleidung S. 176 f. und eben so muß man die Geschichte von Schöpfung Adams und der Eva §. 94. f. und von dem

 Fall

Fall erklären S. 278 f. Das Weltall und seine Schöpfung wird §. 89 f. beschrieben, um die Menschen an würdigere Begriffe von Gott zu gewönen; die Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Paar bewiesen und vertheidigt, §. 96 f.; der Sprache Ursprung bestimt, §. 97; die Grösse des Menschen geschildert, §. 99.; die herrschenden falschen Begriffe von Verfluchung der Erde und Menschen widerlegt, §. 141.; eine praktische Anweisung, die Spuhren der Vorsehung zu entdecken, gegeben, §. 104.; die moralische Regierung Gottes, und Bestimmung des Lebensziele des Menschen genauer erklärt, §. 110. f.; die religiöse Denkungs- und Handlungsart in Absicht unserer Schicksahle beschrieben, und die Zweifel gegen die Vorsehung gehoben. §. 114. f. In dem Artikel von den Engeln wird aus der Bibel gezeigt, daß sie, die guten sowohl als die bösen, nach Christi Zeit in keinem beständigen Zusammenhange mit uns stehen; und daraus der quälende Aberglaube von Hexen, Gespenstern u. d. gl. widerlegt. Der Artikel vom Allgemeinen Verderben enthält eine Praktische (d. h. die Ursachen, Aeusserungen und Heilmittel beschreibende) Abhandlung aller unter Menschen üblichen Sünden und Laster; deren Quelle die thörichte Sinlichkeit, und Summe, die Lieblosigkeit und Menschenfeindschaft ist, nach §. 161. f. In den Artikeln von der Erlösung und dem Glauben wird die verdienstliche Genugthuung mit Fleiß bewiesen, und ihre Wohltätigkeit entwickelt; bestimte und sichere Kennzeichen des ächten Glaubens angegeben, und Klugheitsregeln in Absicht des Vortrags dieser Lehren empfohlen. Auf den Artikel vom Leben nach dem Tode des Leibes hat der Hr. Verf. besondern Fleiß verwandt, und ihn

in

in seiner ächten neutestamentlichen Gestalt als eine unerschöpfliche Quelle moralischer Kräfte, der süssesten Tröstungen und innigsten Freuden darzustellen gesucht. — Man siehet übrigens aus dem Gesagten, daß eine Praktische Dogmatik, nach der Idee des Verf., ungleich vollständiger ist, als die Dogmatik der Schule.

Es ist freylich nicht möglich, daß unsere Blätter alle, auch nur die vorzüglichen Werke unsrer Landsleute, fassen könnten, zumal da die Anzeige der auswärtigen Schriften doch ein vorzüglicher Gegenstand unserer Bemühungen bleibt. Von den zurück gebliebenen wird zuweilen, bey nähern Veranlassungen verschiedener Art, ein und anderes Stück nachgeholt. Noch im vorigen Jahre sind einige Ausgaben von Classikern erschienen: eine genaue und ausführliche Darlegung oder Beurtheilung käme zu spät: wir wollen uns also mit einer allgemeinen Anzeige begnügen, hauptsächlich, um wenigstens den Antheil zu bezeugen, den wir am Ruhm unserer Landsleute und an den Vorsprung nehmen, den sie in der alten Gelehrsamkeit sich mit immer grössern Rechte anmassen können.

Leipzig.

Bey Schwickert: Xenophontis Historia Graeca — Recensuit, animadversiones et indicem adjecit Sam. Frid. Nath. Morus, Graec. et Lat. Lingu. Prof. Lips. acc. Leunclavii versio. 1778. groß Octav. Eine vorzügliche Ausgabe aus derjenigen Classe, in welcher es auf das Nützliche und Brauchbare, nicht auf kritischen Prunk und Ueberfluß, abgesehen ist. Das Buch selbst, die grie-

griechischen Geschichten, verdiente als eines der wichtigsten, die sich aus dem Alterthum erhalten haben, längst vor so vielen andern voraus bearbeitet und mehr in die Hände junger Humanisten geliefert zu werden. Die bescheidene edele Einfalt, mit welcher der gelehrte Herausgeber alles vorträgt, die Ordnung und die Deutlichkeit, mit welcher seine Anmerkungen sowohl unterm Text, als im Index und in den vorausgesetzten Excursus, abgefaßt und gestellt sind; alles ist dem Charakter eines Xenophon selbst angemessen: dem Mann von so edler Einfalt, und doch mit Nachdruck und Stärke. Die Jahrrechnung wünschten wir am Rande angezeigt zu sehen: ein für das Lesen und Nachschlagen so sehr bequemer Umstand.

Ηροδοτου — Herodoti Halicarnassei historiarum libri IX. —— opera Frid. Wolfg. Reizii. Bey Schwickert 1778. groß Octav. Erster Band, Ungeachtet sich von dieser Ausgabe nicht eher, als nach ihrer Vollendung, mit vollkommener Einsicht und Zuverlässigkeit wird sprechen lassen, so können wir doch nicht umhin, ihrer hier vorläufig auf das rühmlichste zu gedenken. Das, was erschienen ist, ist eigentlich ein Stück von dem ersten Bande, und enthält die vier ersten Bücher. Der Hr. Prof. giebt in der Vorrede selbst dasjenige an, was er beym Abdruck des Wesselingischen Texts gethan habe: eine grössere Genauigkeit in Reinigung des Texts von Druckfehlern, insonderheit in den Accenten; in Ansehung deren der Hr. Prof. der Subtilität der Grammatiker sehr viel Aufmerksamkeit gewidmet hat. Wichtiger sind die Verbesserungen der Inter-

terpunction, nachher auch bessere Lesarten, welche Wesseling nicht Muth genug hatte aufzunehmen, endlich sogar kritische Verbesserungen, auch ohne Vorschrift der Handschriften, mit Bemerkungen von unrichtigen, überflüssigen oder fehlenden Worten, durch Klammern oder Sternchen. Hr. Prof. R. führt einige ganz beträchtliche Beyspiele an, und bedauert nur, daß er nicht gleich anfangs eine beständige Einrichtung zu der ganzen kritischen Behandlung gemacht habe. Wenn er indessen nur bald den Abdruck vollenden wird, so wird das Publicum seine Ausgabe unter die genauesten und besten rechnen können. Eine grosse Bequemlichkeit für Lesen und Nachschlagen sind die unten am Rande beygefügten neuen Summarien mit der Zeitbestimmung nach Jahren vor Christi Geburt. Noch gedenkt der Hr. Prof. am Ende der andern Hälfte vom ersten Bande chronologische Tafeln und geographische Charten beyzufügen. Im zweyten Bande verspricht er eine neue lateinische Uebersetzung, mit vermehrten Sachenregister, welches beym Herodot freylich ein sehr wichtiges Stück ist, und im dritten seine kritischen und historischen Anmerkungen.

Bey Fritsch: Plutarchi Commentarius, quomodo adolescens poëtas audire debeat — secundis curis recensitus, emendatus, et multis animadversionibus novis illustratus opera Jo. Tob. Krebsii, ill. Moldani Rectoris. 1779. gr. Octav. Die Arbeit eines unserer gelehrtesten Schulmänner, die besonders denjenigen lehrbegierigen Jünglingen zu empfehlen ist, welche in der griechischen Philologie und Sprachkritik einen Vorrath von brauchbaren Anmerkungen und Kenntnissen beysammen finden

wol=

wollen. Recensent erinnert sich mit Vergnügen des Nutzens, den er aus der ersten Ausgabe (nicht lang nach ihrer Erscheinung im Jahre 1746.) so wie aus der mündlichen Erläuterung des Hrn. Rectors selbst geschöpfet, und dadurch den Grund zu seinen nachherigen Kenntnissen dieser Art gelegt hat. In der gegenwärtigen zweyten Ausgabe sind diese gelehrten Sprachanmerkungen wesentlich vermehrt.

Wir fügen diesem die Arbeit eines sehr geschickten Schülers der Herren Ernesti und Morus bey: Plutarchi Instituta et Excerpta apophthegmata Laconica. Recensuit — Theoph. Erdm. Gierig, Scholae Lennep. ad Rhen. Rector design. Bey Schwickert 1779. gr. Octav 74 S. Eine gute Behandlung der beyden kleinen Schriften, (doch die Apophthegmen nur im Auszug) nach dem Muster des Hrn. Prof. Morus an den Xenophontischen Schriften. Hr. G. sieht und gesteht ein, daß beyde Schriften dem Plutarch untergelegt, und vielleicht von einem Schullehrer, wie Hr. G. muthmasset, aus den Parallelen, Leben und andern Plutarchischen Schriften zusammengetragen sind. Aus den letztern hat er also auch den besten Theil der Berichtigungen u. Erläuterungen gezogen.

Noch sollten wir von der neuen Ausgabe des Homer vom Hrn. Prof. Nimeier sprechen, wovon der erste Band Halle 1778. gr. Octav erschienen ist. Doch unsere Anzeige, und noch mehr die Beurtheilung, würde sehr unvollständig seyn, so lange bis wir den versprochenen Clavis nicht erhalten haben. Bis dahin läßt sich zwar von dem, was man in den Anmerkungen für überflüssig halten dürfte, aber nicht von dem, was man vermißt und noch beygebracht

bracht zu sehen wünschte, etwas Gegründetes sagen. Der Plan und die Absicht, eine wohlfeile Handausgabe zu liefern, erfordert allerdings die größte Kürze; was keinen Aufschluß giebt, keine Dunkelheit aufklärt, kein helleres Licht verbreitet, als man schon hat, oder als erforderlich ist, gehört nicht in diese Art Ausgaben. Selbst die Andeutungen der Schönheiten des Planmässigen und des Absichtlichen können nur Fingerzeige seyn. Die Saite muß nur angeschlagen werden; doch auch selbst nur da, wo man sonst den rechten Ton verfehlen könnte.

Amsterdam.

Von dem zweyten Theile der Holländischen Uebersetzung des Linneischen Natursystems haben wir nun das sechste (vom Jahre 1776., ohne Register, Verzeichniß des Inhalts und Erklärung der Kupfer, S. 468) siebende (S. 832) achte (S. 784, und beyde von 1777.) und neunte Stück (von 1778. S. 760) vor uns. Wir finden auch hier die Uebersetzung treu, die Entdeckungen und Wahrnehmungen neuerer Naturkundigen mit guter Auswahl eingeschaltet, und manche für den Arzneyhändler und den Arzt, dem es um eine rechte Kenntniß der Arzneymittel zu thun ist, lehrreiche Nachrichten gesammlet. Mehrere seltenere Gewächse sind durch gute Abbildungen vorgestellt; auch mehrere neue, vornehmlich Japanische, Gewächse, eine Japanische Art des Klettenkörbels, der Anemone, der Waldrebe und des Löwenschwanzes, selbst einige neue Geschlechter, die Visenia (mit fünf Staubfäden) und die Regnoutria (mit zehen Staubfäden) ausführlich beschrieben und gut

gut abgebildet; der Ursprung des Namens, den mehrere Pflanzen von grossen Beförderern der Kräuterkunde haben, in vielen Fällen ausführlich, in einigen etwas zu kurz, in andern gar nicht angegeben. Die Geschichte der Cassava, mehrerer Ostindischer Gewürze, auch Ostindischer und Afrikanischer Schleimharze, des Tabacks, des Schierlings, des Kohles und anderer; die Zubereitung des Lackmus, des Oeles aus dem Wunderbaum, und der Soda für die Absicht ganz gut erzählt. Bey den Arzneykräften scheint der Uebersetzer hier und da etwas zu viele Nachsicht für das alte Herkommen zu haben; zuweilen ist er wieder zu kurz (wie z. B. bey dem Baldrian.) Der Samen des Mistels wollte einem seiner Freunde nur in der Rinde des Zuckerrohres aufkeimen. Der Vogelleim wird freylich nicht mehr aus Mistel gemacht, und die Costwurz der Apotheken kommt freylich nicht von dem Linneischen Costus. Das Epithymum trennt der Uebersetzer von der Europäischen Flachsseide. Mit Recht tadelt er Linne', daß er das Apocynum unter die Digynas setzt, da er nach diesem Grundsatze die Glockenblume unter die Trigynas bringen mußte. Auch in Holland färbt man den Veilchensaft zuweilen mit der Blume des Feldrittersporns (wir halten dieses noch für eine der unschädlichsten Verfälschungen.) Barleria Hystrix trennt der Uebersetzer auf Veranlassung des Leidenschen Kräuterkundigen, Dan. van Royen, von Barleria prionites. In diesen vier Stücken sind die Bäume und Stauden der sechs letztern Linneischen Classen, und die Kräuter der sechszehen ersten Linneischen Classen beschrieben.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

26stes Stück.

Den 26. Junii 1779.

Danzig.

Neue Sammlung von Versuchen und Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Danzig. I. Band mit illuminirten Kupfern (4 Platten, von welchen die drey erstern Schalenthiere, die vierte das gediegene Eisen von Pallas vorstellt) bey Wedel 1778. Quart S. 316, ohne Vorrede, Verzeichniß der seit 1756. aufgenommenen Mitglieder und des Inhalts. Seit 1756. hatte die Gesellschaft aus Gründen, die in der Vorrede angeführt werden, keine Abhandlungen herausgegeben. In diesem Bande erscheinen 1) Hanow neue Bemerkungen von dem Gebrauche des Gesichts. 2) Reyger Vorstellung des Weltgebäudes aus der Venus und dem Mond. 3) Hanow sichere Bestimmung der Feinigkeit der Haare und Fädenchen. 4) Reyger nähere Bestimmung des Untergangs der Sonne und ihrer Mittagshöhe in Danzig: den 1. Jenner 1771. gieng sie um 3 Uhr 34 Min. 32 Sec., den 1. Julii um

 8 Uhr

8 Uhr 26 Min. 24 Sec. unter. 5) Ebend. nähere Bestimmung der Länge der Dämmerung in Danzig. 6) Ephr. Krüger vom Fall schwerer Körper in reinem Wasser und in Salzwasser, schon 1767. der Gesellschaft vorgelesen. Voll genauer Versuche und Berechnungen; nur wünschte Rec. den Grad der Sättigung bestimmter angegeben. 7) von Schröder Versuch einer Abhandlung von den Phosphoris; von ihren Benennungen. Die Hauptabtheilung in natürliche und künstliche; und von jeder mehrere Arten: den Bologneser Stein würde Rec. doch eher zu den natürlichen zählen. Ihre Vergleichung mit andern leuchtenden und brennenden Körpern, mit dem elektrischen und dem Sonnenfeuer und dem Lichte. Von den Ursachen ihres Leuchtens und ihrer Entzündung. Hr. von Schr. sucht schweflichte Theile darinn; (Recens. würde sie lieber brennbare Theilchen nennen.) Beccaria, Wilson und Volta scheint der Hr. Verf. nicht genutzt zu haben. 8) John Versuch mit dem Quassienholze. Weingeist und Wasser ziehen etwas davon aus; dieses mehr als jener, der auf die Farbetheilchen mehr wirkt. Geruch- und geschmackvolle Körper verliehren durch seine Beymischung wo nicht allen Geruch und Geschmack, doch etwas davon; es zieht die Fasern des thierischen Körpers nicht so zusammen, wie die Fieberrinde. 9) Therkorn Gedanken über die sogenannten Berg- oder Erdkohlen: Hr. Th. betrachtet vornehmlich die bey Artern; auf diese mag seine chemische Zergliederung passen; ihr Unterschied von andern Kohlen, ihre Lage in der Erde; die Kennzeichen, die ihre Gegenwart vermuthen lassen, sind ganz gut angegeben. 10) Zorn v. Plobsheim über die künftig etwa noch zu entdeckende neue vierfüssige Thiergeschlechte und Gattungen: mit sehr vieler Belesenheit

heit geschrieben; Rec. traut doch, bey allen Verdiensten unserer neuern, in weniger bekannte Gegenden reisenden, Naturforschern, ihren Entdeckungen keinen so weiten Umfang zu, als Hr. Z., und glaubt, ohne ihrer Ehre zu nahe zu treten, daß ihnen in den Ländern, die sie bereist haben, noch viele, selbst vierfüssige, Thiere entwischt sind. 11) von Scheffler Beyträge zu den Untersuchungen über das Elektrum und den Lynkur der Alten, mit vieler Gelehrsamkeit geschrieben; der gelbe Chalcedon scheint dem Verf. das Elektrum der Alten zu seyn. 12) Zorn von Plobsheim Beschreibung der abgebildeten Conchylien nebst dem Verzeichniß aller der sogenannten südländischen Conchylien, die in der gesellschaftlichen Sammlung befindlich sind. 13) Ebend. Beschreibung der abgebildeten gediegenen Sibirischen Eisenstufe. 14) Reyger Nachricht von dem Leben Paul Swietlicki. 15) Sendel Leben Hrn. Balth. Hagemeisters. 16) Ebend. Lobrede auf Jac. Theod. Klein, den berühmten Naturforscher.

(Paris.)

Dupuy hat, ohne Anzeige des Ortes, 1777 in Quart herausgegeben: Fragment d'un ouvrage grec d'*Anthémius*, sur des Paradoxes de Mécanique. Der Text ist nach vier Manuscripten berichtigt, und mit einer Vorrede, Französischen Uebersetzung und Anmerkungen begleitet. Alles zusammen auf sieben Bogen. Anthemius hatte noch vier Brüder, die alle durch verschiedene Talente berühmt wurden. Er selbst war ein vortreflicher Mathematiker; und seine Neigung gieng vorzüglich auf die Baukunst und Mechanik. Justinian bediente sich seiner bey Erbauung der

Sophienkirche, und unter allen Architecten, die daran gearbeitet haben, gebühret ihm die erste Stelle. Das Fragment, das nun zum erstenmal im Druck erscheint, bestehet nur aus vier Aufgaben. Die erste untersucht die Gestalt des Spiegels, von welchem die zu einer gegebenen kleinen Oeffnung einfallende Sonnenstrahlen, zu jedweder Tags- und Jahrszeit, unveränderlich nach einem gegebenen Ort hin zurückgeworfen werden. Es wird bewiesen, daß es ein elliptischer Sphäroid seyn müsse, dessen Brennpuncte die gegebene Oeffnung und zu erleuchtende Stelle sind. Die Neigung und Richtung des Sonnenstrahles in beyden Solstitien, bestimmt die Gränzen des Spiegels, nemlich denjenigen Theil des Sphäroids, der zur Aufgabe den Umständen nach erforderlich ist. Die zwote Aufgabe giebt eine Erklärung des Archimedischen Brennspiegels, vollkommen auf Büffonsche Art. Vorläufig wird gezeigt, daß die gemeine Vorstellung davon so gut als unmöglich sey. Denn wäre es ein gewöhnlicher Brennspiegel gewesen; so hätte der zu entzündende Gegenstand mit ihm und der Sonne in gerader Linie liegen müssen; auch würde ein Spiegel, der in der Weite eines Bogenschusses zünden sollte, eine Grösse fordern, dergleichen man ihm nicht geben kan, (dabey würde auch sein Gebrauch an eine gewisse Weite des Gegenstandes gebunden seyn.) Die Sache ist aber durch mehrere ebene Spiegel möglich zu machen, die von eben so viel Personen nach einem gemeinschaftlichen Punct gerichtet werden. **Anthemius** glaubt, daß nicht weniger als 24 Spiegel dazu nöthig seyn möchten, (nemlich bey der angenommenen Entfernung, vielleicht auch Grösse der Spiegel;) und weil es beschwerlich sey, so viele Personen dabey zu gebrau-

chen;

chen; so schlägt er sechseckigte, mit einander verbundene und an einander bewegliche Spiegel vor, die zusammen gleichsam einen Brennspiegel von veränderlicher Brennweite vorstellen, und von einem einzigen Menschen, oder wenigen Gehülfen, gestellet und gerichtet werden können. Um einen mittlern Spiegel liegen sechs andere, ihm ähnliche und gleiche; um diese herum, (wie wir die Stelle verstehen,) wieder 12 andere; um diese 18 u. s. f. Alle diese Spiegel konnten nun zwar in einer Ebene sich an einander schliessen; aber nicht in der Fläche einer Kugel oder eines parabolischen Sphäroids, ohne einander hinderlich zu seyn; und diese Schwierigkeit mußte immer grösser werden, je mehr die Zahl der Spiegel wuchs. Daher räth **Anthemius**, nicht die sämmtlichen Spiegel in eines zu verbinden, sondern in mehrere solche Fliegenaugen oder Brennspiegel abzutheilen, z. B. in 4, 5, **ja wohl gar in** 7, (ἀνὰ ἑπ]α; wir würden lieber übersetzen: **jeden zu** 7; nemlich jeder der vier oder fünf einzelnen Holspiegel soll aus sieben Planspiegeln bestehen.) Auf diese Weise könne man ihnen auch dadurch mehr Wirkung geben, daß man die einzelnen Brennspiegel auf eine schickliche Weite aus einander rücke, damit ihre Strahlen sich nach weniger spitzigen Winkeln, also schärfer, schneiden und an einen bestimmtern Ort zünden. Das dritte Problem ist eine Vorbereitung zur Auflösung des zweyten: einem ebenen Spiegel eine solche Lage zu geben, daß er einen gegebenen Strahl nach einem gegebenen Punct werfe. Das vierte lehret die geometrische Construction eines Holspiegels, der parallel einfallende Strahlen in einem Puncte sammlen soll; und beweiset, daß die Lehre dazu eine Pa-

rabel seyn müsse. Hier und da sind zwar im Texte Lücken, die aber nicht hindern, den Vortrag des Verf. überhaupt genommen, zu verstehen. Die Uebersetzung und die Anmerkungen tragen das ihrige mit dazu bey.

London.

An Enquiry into the Merits of the Operations used in obstinate Suppressions of Urine, by *Alexander Reid*, of Chelsea, Surgeon. 1778. Octav 63 Seiten. Mit Verwunderung ersieht man aus dieser Schrift, daß die Durchbohrung der Urinblase durch den Mastdarm, welche Hr. Pouteau in seinen Melanges de Chirurgie bereits vor vielen Jahren beschrieben hat, und die auch in Deutschland längst bekannt, und oft genug verrichtet worden ist, in England bis jetzt noch so unbekannt gewesen ist, daß Hr. Hamilton, der sie vor kurzem verrichtete, (s. phil. Transact. Vol. LXVI.) glaubte, er habe sie zuerst erfunden, und nachher mit Verwunderung hörte, daß sie Hr. Flurant zu Lion bereits vor langer Zeit erfunden hatte. Die Absicht des Verf. ist, diese Operation in England bekannt zu machen und zu empfehlen. Unleugbar hat sie viele Vorzüge vor der Durchbohrung der Blase im Mittelfleische und über den Schaambeinen. Bey der erstern ist man immer in Gefahr, die Blase zu verfehlen, bey der letztern ist vorzüglich die Infiltration des Urins ins Zellengewebe des Beckens zu befürchten. Bey der Durchbohrung des Mastdarms ist nicht die geringste Unbequemlichkeit. Kein Theil von Bedeutung ist hier, der verletzt werden kann, die Saamenbläschen ausgenommen, die jedoch leicht vermieden werden, wenn man nur den

Mastdarm hoch genug durchbohrt. Die Operation ist so leicht, und unschmerzhaft, daß man sie beynahe ohne Vorwissen des Kranken unter dem Vorwande, ein Klystier zu geben, verrichten kann. Sie ist selbst dem Gebrauche des Catheters vorzuziehen, wenn derselbe, wie oft geschieht, mit grossen Schwierigkeiten und Schmerzen verbunden ist. Um genaue Nachricht von dieser Operation einzuziehen, schrieb der Verf. an Hrn. **Flurant**, den Erfinder derselben, selbst; und dieser versichert in seiner Antwort, daß diese Operation zu Lion oft, und jederzeit mit dem besten Erfolge, verrichtet worden; daß man die Röhren zuweilen 39 Tage in der Blase liegen lassen, ohne die geringste Unbequemlichkeit zu bemerken. (Ueberzog sie sich denn nicht mit Sand?) Er meldet zugleich, daß er die Operation dadurch wesentlich verbessert habe, daß er dem Troikart eine biegsame silberne Röhre gegeben, welche weit bequemer im Mastdarme und in der Blase liegt, als die unbiegsame. (Dieser Verbesserung hat bereits Hr. **Le Blanc** in seinen chirurgischen Operationen vor vier Jahren gedacht: weit vorzüglicher aber ist der unter uns bereits bekannte Vorschlag des Hrn. Generalchirurgus **Theden**, die Röhre aus resina elastica zu verfertigen. Eine solche Röhre incrustirt sich nicht leicht in der Blase, und ist so weich und biegsam, daß sie dem Kranken in der That auch nicht die geringste Beschwerde verursachen kann. Die biegsame silberne Röhre ist noch immer so hart, spröde, und wenig biegsam, daß sie druckt, reibt und reizt, und dadurch allerhand Beschwerden verursachen kann.)

Berlin.

Joh. Carl Schulze, wirklichen Mitglieds der Königl. Preussischen Akademie der Wissenschaften, Neue und erweiterte Sammlung logarithmischer, trigonometrischer u. a. zum Gebrauch der Mathematik unentbehrlicher Tafeln. Berlin 1778; bey Aug. Mylius. groß Octav. I. Band 308 S. II; 319. Im I. B. befinden sich: Briggische Logarithmen der natürlichen Zahlen von 1 bis 101000 nach Sherwins Ausgabe abgedruckt, auch so mit Absetzung der ersten Zifern, und den Proportionaltheilen. Natürliche Logarithmen, jeder bis auf 48 Decimalstellen, berechnet von Hr. Wolfram, Artillerielieutenant in Diensten der Generalstaaten. Für 1 bis 2200 nach der Ordnung, von da an bis 10009 für die Primzahlen, und einige stark zusammengesetzte. Am Ende fehlen bey einigen wenigen Zahlen die Logarithmen, es werden aber Vorschriften gegeben, wie man sowohl diese, als andere, berechnen kann: auch natürliche Logarithmen der Sinus bis auf 20 Decimalstellen zu berechnen. Nun: Briggische Logarithmen der Sinus und Tangenten, für die ersten drey Grad, durch alle Secunden; logistische Logarithmen. Ausserdem, daß die natürlichen Logarithmen zur Anwendung von Integralformeln häufig erfordert werden, so dienen sie auch zu Berechnung Briggischer Logarithmen für grosse Zahlen, und eben dazu müssen sie auf viel Decimalstellen zuverlässig seyn. Man ist also Hrn. Wolfram für eine Arbeit, die nur mit ausserordentlichem Eifer und Gedult konnte vollendet werden, sehr viel Verbindlichkeit schuldig. Natürliche Logarithmen für gemeine Zahlen sind dem Rec. sonst nirgends vorgekommen, als in des Danziger Prof. Crügers

Pra-

Praxi Trig. logarithmicae Danz. 1634.; die auch Hr. Prof. Scheibel in seiner mathematischen Bücherkänntniß erwähnt hat. Sie gehen bis 10000, nehmen aber ab, indem die Zahlen zunehmen, wie ihr Vorbild, die Neperischen trigonometrischen.

II. B. Anfangs die trigonometrischen Tafeln. Die vier ersten und die vier letzten Grade von 10 zu 10 Secunden, die übrigen durch ganze Minuten. Jede Seite ist durch einen starken Querstrich, in obern und untern Theil gesondert, dieser der kleinere von beyden. Jeder obere Theil enthält einen halben Grad, oder bey den äussersten, 5 Minuten. Auf den Seiten linker Hand stehen Sinus und Tangenten selbst, auf den rechter Hand, ihre Logarithmen. Neben jeden die ganzen Unterschiede bey den äussersten Graden, Sechstheile der Unterschiede bey den übrigen, Unterschiede für zehn Secunden, zehnfache derer, die sich in Clarks Ausgabe von Sherwins Tafeln Lond. 1771 befinden. Vorerwähnter Crüger, und Pitiscus in seinem kleinen Canon Frankf. 1612; haben die Unterschiede auch so angegeben. Proportionaltheile zu nehmen, sind sie sehr bequem, aber der Nutzen der ganzen beygesetzten Unterschiede fällt weg, die Zahlen durch sie zu prüfen.) Der Untertheil jeder Seite enthält natürliche Secanten, und die Neperischen trigonometrischen Logarithmen, unter der Aufschrift: hyperbolische; (welches sie in Absicht auf das System sind, aber mit der eigenen Einrichtung, daß sie für wachsende Zahlen abnehmen.) Nach den trigonometrischen Tafeln folgen die Vielfachen jedes Sinus ganzer Grade, durch die neun Zifern; analytische Reihen für Kreis und Linien in ihm. Längen der Kreisbögen bis auf 27 Decimalstellen des Halbmessers. Von Brü-

chen zwischen 0,01 und 1; die Potenzen bis auf die eilfte, Quadrate und Würfel der Zahlen bis 1000. Quadrat- und Cubicwurzeln der ganzen Zahlen von 1 bis 1000; von Hrn. Prof. Röhl in Greifswalde berechnet. Tafel zum Einschalten nach dem Decimalsystem. Wie hoch ein Körper fallen muß, mit der erlangten Geschwindigkeit von 1 bis 1000 rheinl. Fuß in einer Secunde zurückzulegen, und umgekehrt, was für Geschwindigkeit ihm der Fall von 1 bis 1000 rh. F. in einer Secunde giebt. Rationale Trigonometrie, d. i. recht winklichte Dreyecke mit lauter rationalen Seiten, die Hälfte des kleinen Winkels hat allemahl mehr als $\frac{1}{25}$ zur Tangente, diese von Hr. Sch. berechnet. Eigene Schweren aus Muschenbröck. Maasse und Gewichte aus Crusens Contoristen. Zuletzt Minuten und Secunden in Decimaltheilen.

Nebst dem deutschen Titel haben diese Tafeln auch einen Französischen: Recueil de tables, logarithmiques, trigonometriques et autres necessaires dans les mathematiques pratiques. Auch Hrn. Schulzens Einleitung zu jedem Bande, ist in beyden Sprachen abgefasst. Mit Recht sind diese Einleitungen nur kurz, weil man solche Tafeln zu brauchen aus trigonometrischem Unterrichte schon muß gelernt haben, aber in dieser Kürze enthalten sie viel Merkwürdiges. Bey der Beschreibung, wie sorgfältig Hr. Sch. für die Richtigkeit der Tafeln gewesen, rühmt er den Beystand eines grossen Kenners der Mathematik und Candidaten der Rechte, Hrn. Eisenhard, der aber früh gestorben ist. Das Bestreben, der Sammlung immer mehr Vollkommenheit zu verschaffen, hat die Ausgabe von 1776 bis 78 verzögert. So sehr, als Hrn. Sch. hat es auch den Re-

Recensenten immer befremdet, daß in Deutschland kleine Tafeln, wie Wolfs und Vlacqs seine, und viel andere, so oft sind gedruckt worden, aber keine grössern. Diesem Mangel für Deutschland ist durch gegenwärtige abgeholfen. Sie enthalten ungemein viel in einem engen Raume, und mit sehr bequemer Einrichtung. Praktiker, die mit Bequemlichkeit doch genau und richtig rechnen wollen, können sie nicht entbehren. Hoffentlich wird der Abgang dieser Sammlung die Ausgabe eines dritten Bandes befördern, den Hr. Sch. erwarten läßt. Seine so grosse und so nützliche Arbeitsamkeit verdient erkenntliche Aufmunterung und Verehrung. In dem kleinen Verzeichnisse der Druckfehler des I. B. ist selbst ein klein Versehen begangen. Es ist 8 statt 6 in den Logarithmen zu setzen, der, wie dorten steht, zu 5177 gehört. Weil diese Zahl nicht in die Reihe passte, machte der Recensent die kritische Conjectur 51770 und diese versichert sich nicht nur durch die Collation mit dem Codice Sherviniano u. a. sondern auch durch das, was hie beweist, wie der Autor muß geschrieben haben, die Differenz.

Greifswald.

Grundriß der reinen und angewandten Chemie, zum Gebrauch akademischer Vorlesungen, entworfen von Christ. Ehrenfr. Weigel. Greifswald 1777. Octav. Bey Röse. I. Band, die reine physische und medicinische Chemie, 564 S., ohne Zueignungsschrift, Vorrede von XL Seiten, und sechs Tabellen von den chemischen Charakteren, Gewichten und Verwandschaften. II. Band, technisch-ökonomische Chemie, S. 792, ohne Vorrede von XXXII S. 8., nebst einem vollständigen Register

gister über die angeführten Schriften, Schriftsteller und Sachen. Mit ungemeinem Fleisse und einer weit ausgedehnten Belesenheit, die man schon aus andern Schriften an Hrn. W. gewohnt ist, ist hier alles gesammlet, was den Scheidekünstler angeht, er mag nun für seine eigene, oder für andere Künste, Wissenschaften und Handwerker arbeiten. Freylich nöthigte der weite Umfang, den der Hr. Verf. seinem Entwurf gab, ihn manchmalen, sich sehr kurz auszudrücken; aber auch da hat er den Leser durch die Menge von Schriften, auf die er ihn zu seiner weitern Belehrung verweist, hinlänglich schadlos gehalten; doch hätte Rec. gewünscht, daß der Hr. Verf. zuweilen eine strengere Wahl angestellt, und bey manchen Schriften sein Urtheil von ihrem wahren Werthe angezeigt hätte. Bey der gedrängten Kürze, die sich Hr. W. bey dieser Einrichtung zum Gesetze machen mußte, würde es auch eine ungerechte Forderung an ihn seyn, hier immer eine fliessende Schreibart zu erwarten, da Hr. W. das Schwerfällige und Unverständliche doch meistens glücklich vermieden hat. Durch seine Bemühung, den chemischen Kunstwörtern und Producten, selbst den neuern, ein teutsches Gewand umzuwerfen, wird er freylich nicht allen gefallen, die an eine schönere Lectur gewöhnt sind, und durch solche Steine des Anstosses manchem den Weg zu holpericht machen, als daß er es wagen möchte, ihn zu betreten; allein das würde er auch, wenn er auch in seiner Wahl immer noch so glücklich gewesen wäre. Man hat also hier zugleich eine vollständige chemische Bibliothek, auch die Geschichte der Chemie, (die letztere freylich sehr kurz.) Von den Uranfängen (so nennt der Hr. Verf. die Elemente anderer Chemisten) läßt Hr. W. nur Erde

und

und Feuer gelten. Wasser und Luft sind bey ihm Urstoffe, (principia bey andern) und schon nicht mehr ganz einfach. (Rec. kann sich noch nicht von der Zusammensetzung des reinsten Wassers aus Erde und Feuer überzeugen, und glaubt aus Marggrafs und Lavoisiers Versuchen, welche Hr. W. zu Bestätigung seiner Meynung anführt, vielmehr das Gegentheil schliessen zu müssen.) Die Luft zeichnet sich nach Hrn. W. von dem Wasser nur dadurch aus, daß sie mehr Feuertheilchen, und von diesen eine grössere Federkraft hat. (Rec. erwartet noch die unumstößlichen Beweise dieses Satzes.) Gemischte Körper sind bey dem Hrn. Verf. solche, die aus Elementen und principiis bestehen; (bey andern nur solche, die bloß aus Elementen zusammengesetzt sind.) Mit Recht zählt Hr. W. die einfachsten Erden, so wie wir sie in der Natur finden, unter die gemischten Körper. Ob Kalkerde eine veränderte Kieselerde sey, dünkt dem Rec. noch nicht ausser allen Zweifel gesetzt zu seyn. Bey der metallischen Erde hätte Rec. gewünscht, die Wenzelischen Versuche genutzt zu sehen. Die leidende chemische Werkzeuge theilt Hr. W. in einschliessende, anwendende und behülfliche. Die Art, wie die Krystallen entstehen: in dem nassen Wege (durch Wasser) und in dem trockenen (durch Feuer.) Der Begriff der Versüssung scheint dem Rec. viel zu weit, wenn ihn Hr. W. durch die Milderung einer Schärfe vermittelst eines Zusatzes bestimmt. Die Geschichte der Verwandtschaften ist sehr ausführlich behandelt, und mit einer Menge neuer und eigener Beobachtungen bereichert; doch scheint der Hr. Verf. Hrn. Wenzels (damals freylich noch unvollständige) Lehre von den Verwandtschaften der Körper nicht genutzt zu haben. Selbst was

viel-

vielleicht mancher Leser in einem Grundriß der Chemie nicht gesucht hätte, ein reiches Verzeichniß über die Schriften von der elektrischen und magnetischen Kraft. Die Phosphore nennt Hr. W. sehr wohl Lichtmagnete, oder auch Leuchtsteine, so wie den Pyrophor Luftzünder. Die Kälte hält Hr. W. für eine blosse Beraubung der Feuertheile. Luftig gemachtes, d. i. in Dünste aufgelöstes, Wasser und fixe Luft ist bey Hrn. W. einerley. Die Reizbarkeit der Sinnpflanze sollte doch gewiß schwer aus dem Einflusse des Lichts, der Wärme und Kälte zu erklären seyn. Die medicinische Chemie theilt Hr. W. in die physiologische, pathologische, pharmaceutische, diätetische und therapeutische. Mikroskopische Thierchen schließt Hr. W. von den Ursachen der Ausschlagfieber aus. Rec. kennt keine akademische Schrift des Ph. Fr. Gmelin de noxis et abusu potuum aquosorum etc. wohl aber eine andere vom gleichen Jahre de noxis et abusu potuum spirituosorum etc. Auch Hr. W. leugnet die Möglichkeit der Verwandlung der unedlen in edle Metalle nicht, ob er gleich die meisten Erzählungen von der wirklich geschehenen Verwandlung für ungewiß und falsch hält. In dem zweyten Bande eine vollständige Lithurgie, Halurgie und Metallurgie. Auch Hr. W. vereinigt Erden und einfache Steine in eine Classe, und nimmt die Erde des schweren Spats als eine eigene Erdart an, vermuthet aber doch, sie sey aus einigen andern gemischt. Die Kieselerde löst sich doch, wenn sie recht oft geglüht und wieder abgelöscht wird, in Vitriolsäure auf. Die verschlingende Erde, welche man in der Asche der Thiere mit warmem Blute und in der Holzasche findet, ist durchaus keine reine Kalkerde. Die Basaltsäulen sieht der Hr. Verf. nicht

alle

alle für krystallisirte Laven an, aber könnte ihnen wohl das die Stelle unter den natürlichen Körpern des Mineralreichs streitig machen, daß sie natürliche Gläser sind? Die mineralischen Säuren haben ihre grössere Stärke nicht bloß der Reinigkeit vom Schleim und brennbaren Grundstoff, sondern auch den ihnen in grösserer Menge beywohnenden Feuertheilchen zu danken. Nach Hrn. W. treiben Thon, Alaunerde und Quarzsand deswegen die Säure aus dem Salpeter aus, weil das Laugensalz näher mit diesen Kieselarten, als mit der Säure verwandt ist. Die blaue Farbe der durch Arsenik ausgetriebenen Salpetersäure ist wohl nicht in dem Arsenik, sondern vielmehr in dem vorgeschlagenen Wasser zu suchen. Salzsäure, die ihr Brennbares verlohren hat, löst das Gold allein auf, und löscht die rothe, blaue und gelbe Farbe der Gewächse aus. Die Säure des Flußspats hält Hr. W. für eine mit der Kieselerde innigst vereinigte Salzsäure. Nach Hrn. W. werden die Säuren der thierischen Säfte mit der Phosphorsäure übereinkommen. Daß die flüssigen Pflanzensäuren ihre Entstehung der Salzsäure zu danken haben, ist dem Rec. unwahrscheinlich. In der Geschichte der Laugensalze sind Wenzels Erfahrungen nicht genutzt. Sollte wohl die Erde, die man aus der Mutterlauge des Salpeters gewinnt, Bittersalzerde seyn? oft ist sie wenigstens Kalkerde. Unter Bernsteinweinstein möchte doch mancher Leser etwas anders denken, als Hr. W., wenigstens kein Mittelsalz, welches aus Bernsteinsalz und feuerfestem Laugensalze aus dem Gewächsreiche besteht. Ueberhaupt gebraucht Hr. W. öfters das Beywort Weinstein, wo er dieses letztere Salz nennen will, so wie den Beynamen

Se=

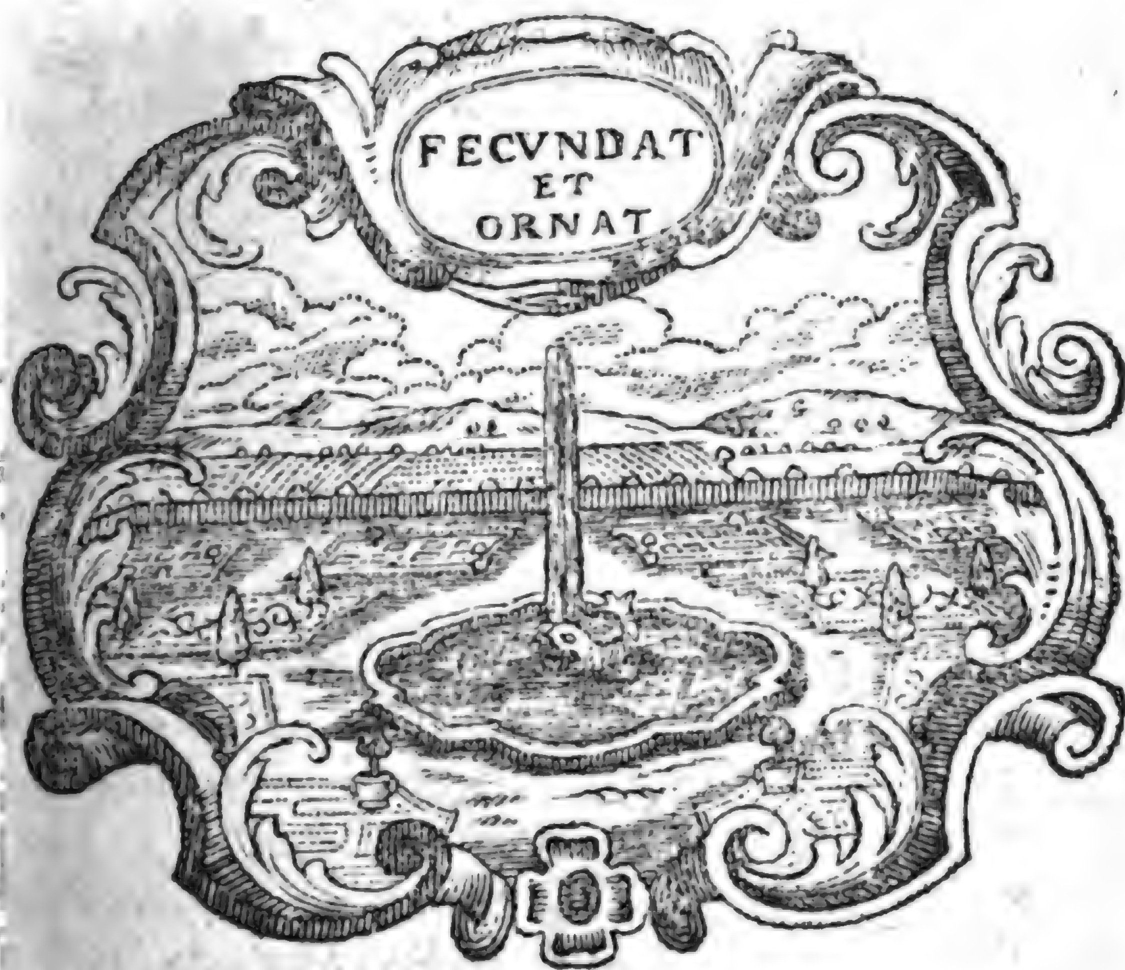
Selenit von erdhaften Salzen, in welchem Kalkerde ist. An die gänzliche Uebereinstimmung der Galle mit Seifen kann Rec. noch nicht glauben. Auch Hr. W. stellt den Braunstein als ein eigenes Geschlecht unter den Metallen auf, ob man gleich bisher noch keinen metallischen König von einer eigenen Art daraus erhalten hat. Die Vermuthung des Hrn. Verf. über die Mischung der Metalle wünschte Rec. durch Gründe bestätigt zu sehen; die Grundsätze der Gerberey hätte er nicht in einem Grundriß der Chemie, am wenigsten unter der Gährungschemie, gesucht. Die Ordnung des Ganzen ist vornehmlich nach den mancherley Zweigen der Chemie eingerichtet: zum Gebrauch akademischer Vorlesungen hat sich, wie es Rec. dünkt, Hr. W. etwas zu weit ausgebreitet.

Erfurt.

Miscellaneen artistischen Inhalts. Herausgegeben von J. Ge. Meusel. Erster Heft. Im Verlag der Keyserschen Buchhandlung 1779. Octav 4 Bogen. Hr. Hofr. M. hat die vorhin angekündigte Kunstzeitung in eine periodische Schrift verwandelt, von welcher sechs Hefte ein Bändchen ausmachen werden. Es läßt sich gern glauben, daß die erste Anlage Mühe gekostet hat; allein schon das erste Stück enthält verschiedenes Nützliche, so daß es Künstler und Kunstliebhaber zu Beyträgen aufmuntern kann. Unter andern kömmt ein guter Auffsatz von den Schweitzerprospecten vor; eine Nachricht des Hrn. Chodowiecki selbst, von seinen Arbeiten seit 1768. Nachrichten eines Künstlers von der Abbtey Schwarzach in Franken.

Zugabe
zu den
Göttingischen Anzeigen
von
gelehrten Sachen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band.
auf das Jahr 1779.



Göttingen,
gedruckt bey Johann Christian Dieterich.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

27stes Stück.
Den 3. Julii 1779.

Stockholm.

Die *Kongl. Vetenskaps Academiens Handlingar* fürs Jahr 1777 machen den 38. Band aus, und sind in eben dem Jahr bey Lange abgedruckt. Wir theilen für dies mahl nur den Inhalt der ersten Hälfte dieses Bandes mit.

Erstes Vierteljahr. 1) Der Hr. Prof. Martin untersucht, wie der Verlust eines oder des andern der äusserlichen Sinne bey Menschen durch eine grössere Vollkommenheit in den übrigen ersezt werde. Diese für den Psychologen sowohl, als den Arzt, sehr reichhaltige Materie wird dergestalt behandelt, daß zuvörderst beydes eigene und fremde Beobachtungen umständlich erzählt, und sodann daraus einige allgemeine Folgerungen über den Vorzug des einen Sinnes vor dem andern und die Art der Ersezung des Verlustes gezogen werden. Zu der ganzen Abhandlung hat das merkwürdige Beyspiel eines vier und dreyssigjähri-

 gen

gen Mannes im Stockholmschen Lehen, der seit dem dritten Jahr von den Pocken blind gewesen, Veranlassung gegeben. Bis ins dreyssigste Jahr hat er doch um ein weniges Dunkelheit und Licht unterscheiden können, nachher aber hat er auch nicht einmal so viel gesehen. Demohngeachtet kan er sich auf den Landstrassen und sogar in den Wäldern von selbst forthelfen, Holz spalten, allerley Holzarbeiten verfertigen, schmieden, Häuser bauen, Knöpfe und Schnallen giessen, nehen, Leder gerben, Karten spielen u. s. w. Lezteres kan er doch nur entweder mit eigenen Karten thun, oder einem Spiel, das er ohngefähr eine Stunde lang in Händen gehabt, wobey man ihm aufrichtig den Werth der Karten hat andeuten müssen, da er dann die Steifheit, Biegsamkeit, Erhabenheiten, Senkangen, die Beschaffenheit der Ecken u. s. w. bey den Karten sich merkt. Farben kan er aber nicht durchs Gefühl unterscheiden, nicht einmahl das Gepräge beym Gelde. Ein anderer Blinder, in Finnland, hat schöne Schreinerarbeit, auch furnirte, verfertigen können. Von einem Mann in Stockholm, der einige Tage lang ohne alles Athemholen, wie todt darnieder gelegen, und dennoch wieder zu sich kam. Eine Frau, der Hr. M. den Staar gestochen, konnte anfänglich beym Verbande nur bey niedergelassenem Fenstervorhange sehen, nicht aber, wenn derselbe aufgezogen war. In Stockholm hat es auch drey stumme und taube Personen gegeben, die in der Seidenweberey es sehr weit gebracht haben. 2) Hr. Sparrman, der Gefährte der Herren Forster nach dem Südpol, theilt einige Versuche mit, die er auf der Rückreise von dem Vorgebürge der guten Hoffnung unter 29 Grad 27 Minuten nördlicher Breite und 38 Gr. 21 Min. Länge westwärts vom

Pa=

Parisermeridian angestellt hat, um das Wasser aus einer beträchtlichen Tiefe des Oceans zu schöpfen. Die dazu gebrauchte Bouteille wurde 60 Klafter tief niedergesenkt, und sodann in die Höhe gezogen, da dann das darin befindliche Wasser gar nichts von dem eckelhaften Geschmack bey sich hatte, der sich bey dem Wasser an der Meeresfläche befindet, wohl aber eine stärkere aber reine Salzigkeit. 3) Nach des Hrn. Prof. **Bergman** Proben hält dieses Wasser ausser Kochsalz etwas Gips und Magnesia in Salzsäure aufgelöst, schließt aber nicht das geringste Bittersalz in sich, das sonst gemeiniglich im Meerwasser, wenigstens nach der Fläche hin, befindlich ist. Den eckelhaften Geschmack des Meerwassers an der Fläche leitet er von den unzähligen Fischen und Gewürmen her, die im Meer sterben und nach der Fläche hinschwimmen und daselbst verfaulen. 4) Von den Kornwürmern in dem Rockenkeim und ihren verschiedenen Verwandlungen liefert Hr. **Bjerkander** genaue Beschreibungen. Sie lassen sich leicht innerhalb den grünen Blättern, die aber verwelken wollen, entdecken, gehören zum Fliegengeschlecht und machen mehrere Arten aus. Dabey giebt Hr. B. Vorschläge, sie zu verhüten und zu vertilgen: z. B. daß man den Acker nur mit altem oder verfaultem Mist dünge, mit Acker und Wiese abwechsele, den Rocken und die Frühlingssaat mit Kalch vermische, beräuchere und gelinde trockene, seichte und saure Aecker mit den gehörigen Graben versehe, den Acker durch Erdmischungen fruchtbar mache, den Dünger auf einmahl hinausfahre u. s. w. 5) Der Pfarrer **Hollsten** berechnet die Volknummer in vier Districten des Schwedischen Lapplands, nebst Anmerkungen über die Lebensart bey den dortigen gemei-

meinen Lappen und ihrer Zunahme und Abnahme. Jeder dieser Districte hält 100 Quadratmeilen und darüber; dennoch zählt man daselbst nur 3370 Menschen. Zu den ihnen unbekannten Krankheiten gehört auch der Stein und das Wechselfieber. Vor den Pocken, welche sie sich durch den Handel bisweilen zuziehen, fürchten sie sich so sehr, daß sie oft von dem Kranken ganz entfliehen und ihm allen Beystand versagen. 6) Die Protea Sceptrum Gustavianum vom Cap ist eine Pflanze des Hrn. **Sparrman**, auch hier abgebildet. Sie hat zweyerley Blätter, davon die untern ästig, die obern keulenförmig und dreyeckig sind, und trägt an jedem Ast eine eyförmige Aehre. 7) Hr. **Joh. Carl Wilke** erzählt Versuche mit dem Elektrophor, der durch Nachrichten Hrn. Prof. Adolph Murrays von Wien aus dorten bekannt ward. Er betrachtet die Wirkungen desselben als einen mit der dazu angewandten Harzcomposition vortheilhaft angestellten Ladungsversuch. Seine Elektricität rechnet er zu der Art, die durch blosse Vertheilung der elektrischen Materie entsteht, und leitet alle Erscheinungen aus der Ladung her, die noch rückständig ist, nachdem der Ladungsstoß aus der Harztafel gezogen worden. Er handelt auch von Hrn. Beccarias Elektricitas Vindex, und bringt einige neue elektrische Versuche bey. 8) Des Hrn. Prof. **Acrel** glückliche Abbindung eines Schenkelpulsaderstamms übergehen wir, da wir dieselbe bey der Anzeige von unsers Hrn. Prof. Murray Uebersezung der Acrelschen chirurgischen Vorfälle (gel. Anz. 1777 S. 1099) schon erwähnt haben. 9) Nur gedenken wir noch einer beygefügten Anmerkung des Hrn. Prof. **Martin**, in welcher die Fälle, worin zur Heilung der Aneurismen ein Druck schon hinlänglich und worin gegentheils eine Unter-

terbindung erforderlich ist, mit einander vergli-
chen werden.

Zweytes Vierteljahr. 1) Hr. **Martin** sezt hier die oben erwähnte Abhandlung von den äussern Sinnen fort, und läßt sich tiefer in den Bau derselben ein. Das Hospital in Herndsand hat einen an den obern Gliedmassen geschwächten Menschen unterhalten, der mit den Füssen diejenigen Geschäfte gleich fertig verrichten konnte, die sonst den Händen zukommen, wie schneidern, schreiben, Karten spielen u. s. w. Ein annoch in Stockholm lebender, ebenfalls des Gebrauchs der Arme beraubter, Mensch schreibt mit dem Munde. (Nach so vielen Proben von Ersezung des Verlustes des einen Sinnes durch die Cultur des andern ist es unverantwortlich, daß man in Städten so oft bemerkt, wie das Betteln an öffentlichen Oertern die einzige Art sich zu nähren bey solchen Unglücklichen ausmacht, und daß namentlich so viele durch die Pocken blindgewordene herumstreichen, die, statt nüzliche Handarbeiten zu verrichten, nur Muthwillen treiben, und manchen Vorbeygehenden, die entweder selbst, oder deren Angehörigen noch nicht die Pocken gehabt haben, Schrecken und Kummer einjagen; wofern dieses nicht einen Wink zu einer zeitigen Einpfropfung geben kan.) 2) Hr. **Wilke** sezt seine Abhandlung vom Elektrophor fort. Er beschreibt Versuche, die jeden Mechanismus dieser Wirkungen zu erläutern dienen. Hier verstattet natürlicher Weise der Raum nicht, mit gehöriger Umständlichkeit von ihnen zu reden. 3) Hrn. **Thunberg**, (der vor kurzem glücklich mit wichtigen natürlichen Producten bereichert in seinem Vaterland von der Reise nach Cap, Japan, Java u. s. w. zurückgekommen ist,)

Zusäze zu seiner Beschreibung der Hydnora africana (des Hrn. von Linne' Aphyteja; man s. Gött. Anz. 1778. S. 1244) nebst ein Paar Abbildungen der Frucht. Er gesteht doch nun selbst ein, daß sie zur Monadelphia im Sexualsystem gehört, und zwar hinter der Waltheria. 4) Viuerra Ratel, ein neues Capisches Thier, womit Hr. Sparrman uns bekannt macht, zumahl durch eine Zeichnung. Es verfolgt, des ihm beliebten Honigs wegen, die Bienen, die ihre Nester in den von mancherley vierfüssigen Thieren gegrabenen Erdhölen haben, welche es ausspähet, indem es gegen die niedergehende Sonne den einen Vorderfuß vor die Augen hält, und dadurch die nach den Hölen fliegenden Bienen entdeckt, oder auch durch den Flug eines Kukkuks, Cuculus indicator, der auch auf die Bienen erpicht ist, darauf geleitet wird. Die dicke Haut des Körpers sichert dieses Thier wider die Bienenstiche. Es ist am Scheitel und auf dem Rücken aschgrau, übrigens aber schwarz. 5) Hr. Nils Landerbeck, Mag. Doc. zu Upsala, betrachtet Rectificationen elliptischer und hyperbolischer Bogen. 6) Abermahls Berechnungen über die Volknummer einiger Districte in Lappland, und zwar vom Hrn. Högström. Das Schwedische Lappland sey doch ehedem volkreicher gewesen. 7) Eine im vorigen Jahr von Hrn. Gadd eingesandte Abhandlung von der Urbarmachung sumpfiger und morastiger Gegenden wird hier geendigt. Ihr Halt und ihre Fruchtbarkeit ist sehr verschieden, und folglich ihre Bearbeitung ebenfalls. Einige schicken sich zu Wiesen und Weiden, andere zu Aeckern und Pflanzungen. Hr. G. berechnet auch die Kosten, in Vergleichung mit der Urbarmachung eines festen Bodens. 8) Die Gentiana saxosa; corollis quinque-

quefidis campanulatis foliis spatulatis ist ein neuer Enzian aus Neuseeland, vom jüngern Hrn. Forster entdeckt, auch hier abgebildet. Er versichert doch, auf seiner Reise um die Erdkugel 250 neue Pflanzengattungen entdeckt zu haben, die ohngefähr zu 70 neuen Geschlechtern gehören. 9) Einige Erfahrungen, wie man die schwärmenden Bienen in neue Stöcke bringt, und wie man diese am besten besorgt, von Hrn. Algren.

Prag.

Jo. Ant. *Scopoli* (nunmehrigen Professors zu Pavia) Fundamenta chemiae praelectionibus publicis accomodata, apud Gerle 1777. gr. Oct. S. 166. Wunderbar klingt es freylich, daß unter der Menge von chemischen Lehrbüchern Hr. Sc. keines finden konnte, das seinen Absichten angemessen war; aber Hr. Sc. zeigt sich auch hier als den Mann, der nicht blos andern nachdenkt, oder nachschreibt, und in dem Plan dieses Werks sowohl, als in der Ausführung, viel Eigenes hat, ob er gleich so kurz ist, daß ihn der Anfänger an sehr vielen Stellen ohne Anleitung nicht verstehen wird. Zuerst von den Gegenständen und Werkzeugen des Scheidekünstlers: Licht und Wärme sind (nach Hrn. Sc.) Eigenschaften des Feuers; jene äussert es, wenn seine Elemente ungestört sind, diese, wenn sie dichter zusammengebracht werden; das äussere Feuer bringt das innere in Bewegung, und wirkt gemeiniglich erst in Verbindung mit diesem auf die Körper; am nächsten ist es mit dem Salze verwandt, und mit vielen Körpern so fest verbunden, daß es auf keinerley Art davon geschieden werden kann; aus andern aber läßt es sich durch andere Körper

wieder scheiden; deswegen entsteht (nach Hrn. Sc.) eine Wärme, wenn Silbermilch mit Zinnasche gerieben wird. Die verschiedenen Wirkungen des Feuers auf verschiedene Körper: die Laugensalze werden von dem Feuer selbst caustisch, und erfordern alsdann auch viel mehr Säure und Schwefel zu ihrer Sättigung, als zuvor. Hr. Sc. hält das Feuer auch für ein vorzügliches Werkzeug bey der Fäulung, Gährung und dem Zerfallen des Kieses, von welchem Hr. Sc. eine eigene Erklärung giebt, die aber Rec. noch nicht befriedigt hat. Die Luft bestimmt Hr. Sc. als chemisches Werkzeug, nicht als Element: die Luft in den Körpern hat ihre Schnellkraft nur so lange verlohren, als sie in den Körpern ist; sie hat ihre Verwandtschaften, und ist in einigen Körpern feuerfester, in andern flüchtiger. Hr. Sc. glaubt, der rohe Kalkstein befördere deswegen den Fluß strengflüssiger Erze, weil er viele feste Luft enthält, die das Feuer verstärkt. Das Wasser hält er für ein Gemenge aus Feuer, Luft, Salz und Erde (das wünschte Rec. erwiesen zu sehen) auch er glaubt, es können keine Krystalle ohne Salz entstehen. (Wenn Hr. Sc. das für Salz hält, was andere dafür annehmen, so könnten wir ihm viele Steinkrystallen entgegen halten; aber freylich setzen sich viele Chemisten über das Bestimmte des Ausdrucks hinaus, und halten es für Schulzwang, einer Bedeutung getreu zu bleiben.) Unter die einfachen Salze zählt er den allgemeinen flüchtigen salzigen Grundstoff, der in allen Körpern zugegen seyn soll, den ungelöschten Kalk (der sich doch so sichtbarlich in ungleichartige Theilchen theilt) das mineralische (Natrum muriaticum) und das Laugensalz des Gewächsreiches. (Wie kann er doch diese einfach nennen?)

Die

Die Alaunerde (Natrum aluminosum) und die Bittersalzerde (Natrum serpentinum.) (Wie kommen doch diese unter die Salze, sie, die weder Geschmack, noch Auflöslichkeit im Wasser haben?) Englisches und Glauberisches Salz zählt Hr. Sc. unter die gekünstelten Salze. (Kommt doch das letztere vornehmlich sogar gediegen vor.) Viele andere Mittelsalze bekommen neue Namen. Was sal energeticus eigentlich seyn soll, wie Muria und sal muriaticus, nitrum und sal nitriformis von einander verschieden seyen, möchte Rec. wohl Hrn. Scopoli genauer fragen. Alle Säuren, die einige Schwefelsäure ausgenommen, hält Hr. Sc. für Producte der Kunst, und nennt sie chemische Salze (weil sie nemlich die Natur nicht rein darstellt.) Die Versuche, wodurch Hr. Sc. seine Vermuthung, die Salzsäure sey die ursprüngliche, zu bestärken sucht, haben Rec. nicht überzeugt. Alles Laugensalz ist (nach Hrn. Sc.) vom Feuer erzeugt. (Kann nur im weitläuftigsten Verstande wahr seyn, in so ferne fast nichts ohne diese allgemeine Kraft der Natur entsteht.) Den Schwefel, den Hr. Sc. als unauflöslich in allen Säuren beschreibt, sah doch Hr. Scheele im rauchenden Salpetergeiste sich auflösen. Nun im zweyten Theile von den chemischen Producten und ihrem Nutzen. Zuerst die Verkalkung und ihre verschiedene Arten bey verschiedenen Körpern: Salmiakgeist verkalkt doch ausser dem Spießglase noch viele andere Metalle nicht. Daß ausser dem Verlust der festen Luft und des brennbaren Grundstoffs noch etwas zur Verkalkung der Metalle erfordert werde, hat Hr. Sc. Rec. noch nicht überzeugt; auch würde er aus allen Versuchen, die Hr. S. anführt, nicht folgern, daß Scheidewasser nichts anders, als durch Feuer etzend gemachter Salpeter,

ter, und Salpetergeist kein Bestandtheil des gemeinen Salpeters sey. Dann die Wiederherstellung (Reductio) unter welcher Hr. Sc. auch die Bildung der Salze in den Krystallen begreift, mit Erinnerungen, die dem Metallurgen sehr nützlich sind. Ferner die Auflösung, und die chemischen Arbeiten, die man als Unterarten derselbigen ansehen kann; bey allen ist das Feuer das thätigste Werkzeug. Bey den Aufgüssen, Tränken (Decoctis) und Extracten scheint Hr. Sc. vergessen zu haben, daß es auch solche giebt, welche mit Wein oder Weingeist gemacht werden. Daß sich Platiña in der Säure des Königswassers nicht auflöse, findet Rec. wider alle Erfahrung, und daß eine gesättigte Auflösung des Zinns in dieser Säure nicht ohne Farbe sey, hat er sich durch eigene Versuche belehrt; auch daran zweifelt er sehr, ob gemeine Salzsäure etwas von dem Silber auflöse, wenn Hr. Sc. nicht die Verbindung in dem Hornsilber Auflösung nennen will. Mineralischen Turbith uud Hornsilber hätte Rec. nicht unter den Salzen gesucht, da sie weder Geschmack, noch Auflöslichkeit im Wasser haben; unter dem erstern versteht freylich Hr. Sc. nicht, wie andere, den gelben Quecksilberkalk, sondern die weisse Masse, die aus dem Kochen des Vitriolöls mit Quecksilber entspringt. Auf diese die Fällung: Hr. Sc. glaubt, daß unsere ganze Erde aus Wasser entstanden sey. Den Goldschwefel aus dem Spießglas zählt er unter die exsoleta (das ist er wenigstens in Teutschland und England nicht.) Der Aether scheidet die Platina von dem Königswasser, in welchem sie aufgelöst war, und Salmiak schlägt sie nieder; die Auflösung eines reinen Kupfervitriols in Wasser scheidet das Gold in metallischer Gestalt aus dem Königswasser. Der

Kalk,

Kalk, der durch Salzwasser aus der Silberauflösung gefällt wird, ist von dem unterschieden, den der Salzgeist aus eben dieser Auflösung niederschlägt; die Blutlauge macht (nach Hrn. Sc.) mit Säuren keine Mittelsalze; das Färbende, das sich aus ihr mit dem Eisenkalke verbindet, ist ein feines Oel. Daraus, daß der Wißmuth durch gemeines Wasser nicht ganz aus dem Scheidewasser niedergeschlagen wird, schließt Hr. Sc., daß die Metalle nicht aus einförmigen Theilen bestehen. Die Destillation: die flüchtigen Oele enthalten Säure. Unter der Destillation auch das Ausschmelzen des Spießglases, des Wißmuths und der Zinks aus ihren Erzen. Die Säure des Fettes und des Blutes würde Rec. lieber mit der Phosphorsäure, als mit der Säure der Insecten, vereinigen, unter welcher Hr. Sc. doch vermuthlich auch die Ameisensäure begreift. Durch den Essig sah Hr. Sc. einige Leute wieder gesund werden, die durch den Genuß von Wolfskirschen in Raserey verfallen waren. Die Sublimation: den etzenden Sublimat bereitet Hr. Sc. aus der eingekochten Auflösung des Quecksilbers in Vitriolöl, welcher er noch Kochsalz zusetzt. Zwischen dem Hombergischen Salze und der Phosphorsäure nimmt er eine grosse Uebereinstimmung an. Endlich noch die Mischung. Den Kobolt erklärt Hr. Sc. auch hier für kein eigenes Metall, sondern für ein solches, das aus mehrern andern gemischt ist.

Giessen.

Magazin für Ingenieur und Artilleristen, herausgegeben von Andreas Böhm. I. Band. In der Kriegerischen Handlung; 372 Octavseiten 4 Kupfertafeln. Hr. Prof. Böhm hat die Absicht,

den

den auf dem Titel angezeigten, solche für sie brauchbare Schriften zu sammlen, die entweder gar ungedruckt, oder selten, oder in grössern Sammlungen enthalten sind, welche man wegen eines oder ein paar solcher Aufsätze sich ungern anschaffen würde. Hier erscheinen I. Bilfingers Zusätze zu den gewöhnlichen Manieren der Befestigungskunst, aus dem Französischen vom Hrn. Prof. B. übersetzt. II. Ypey über die Gründe, auf denen die Aufgabe eines gegebenen Vielecks mit dem größten Vortheil zu befestigen, beruht. III. Eben derselbe über die Profile der Festungen. IV. Dessen Auflösung dreyer Fortificationsfragen; Wall und Graben, da der letzte dem ersten die Erde geben muß, zu vergleichen, und den Druck der Erde gegen Mauern zu bestimmen. Diese drey Abhandlungen hat Hr. B. aus dem Holländischen übersetzt, sie stehen in den Schriften der harlemschen Gesellschaft. V. Zaders verstärkte und verbesserte Contrescarpe, auf trocknen und nassen Horizonte. VI. Megrignis Bericht von seinen bey Tournay 1686; über die Minenladung angestellten Versuchen. VII. Belidor, von Ladung der Canonen zur größten Schußweite. VIII. Dessen Anmerkung über Versuche mit groben Geschütze. Diese drey Aufsätze von Hr. Geuß, Professor der Mathematik zu Kopenhagen, aus dem Französischen übersetzt, und mit historischen Erläuterungen begleitet. B. entdeckte zuerst, durch ein Drittelkugelschwer Pulver treibe die Kugel so weit, als jede stärkere Ladung, und diese, für die Kriegsökonomie so wichtige Entdeckung, ward ihm mit Verdruß und Verfolgung belohnt. Nähmlich der Professor sollte in der Wissenschaft, die ihm aufgetragen war, nicht Wahrheit sagen, wenn Ignoranten in Posseß waren, den entgegen-

gengesetzten, dem gemeinen Wesen nachtheiligen, Irrthum zu sagen. IX. Hrn. Pr. Geuß Versuch einer Artilleriebibliothek, nach der Zeitordnung, von Tartaglias Werke 1537 an. Gedruckte Nachrichten von Büchern sind hiebey, ausser der Herren Böhm und Geuß eigenen Sammlungen, gebraucht worden, und sie ersuchen um Beyträge zur Ergänzung. Von diesem Magazine soll jede Messe ein Band erscheinen. Die Bemühung um wissenschaftliche Einsichten in die Geschäfte des kriegerischen Genies sind doch schon so ausgebreitet, und werden immer allgemeiner, daß ein so nützliches Unternehmen ohne Zweifel durch häufigen Beyfall unterstützt werden wird.

Kiel, und Kopenhagen.

Am ersten Ort ist noch im vorigen Jahr Tentamen de doctrina publica ecclesiae *Graecae* seculo a christo nato sexto vere christiana, 88 S., und am lezten in diesem Tentamen de doctrina publica nec non orthodoxia ecclesiae *Latinae* seculo a christo nato sexto. 154 S. in Quart gedruckt worden, welche beyde Schriften wir jezt billig verbinden. Zu beyden hat sich am Ende der Zuschriften ein Verfasser, Hr. Nikol. Riegels, genannt, ein junger Gelehrter, der durch die ihm eigene Wege, die Kirchengeschichte zu bearbeiten, ein merkwürdiger Schriftsteller werden kan, und wenn gleich diese beyden Proben keinen uneingeschränkten Beyfall erhalten sollten, doch Hochachtung und Ermunterung, in seinem Fleiß fortzufahren, auf alle Art verdient. Er ist in seinem Fach ein vollkommener Autodidactus und seine Arbeiten haben daher alle angenehme und unangenehme Seiten, die von diesem Charakter

eines Gelehrten natürlich erwartet werden. Da er die Quellen selbst lieset, ohne Vorarbeiter vorher gebraucht zu haben, so macht er, mit weniger befangenem Gemüth, Beobachtungen, die andern entwischt sind, und erzehlet ohne Vorurtheil das und so, was und wie er es in seinen Quellen zu finden glaubt, und wird dadurch oft lehrreich, hingegen hält er auch das für neu, was nicht neu ist: seinen sonst guten Käntnissen fehlet es an der so nöthigen Vollständigkeit, um die Sachen nicht auf einer, sondern auf allen Seiten zu betrachten, und an Bekanntschaft mit Zweifeln, Kritiken, Widersprüchen, durch welche unsere ersten Vorstellungen oft gebessert werden. Die beyden Schriften haben den Zweck, zu beweisen, daß der reine christliche Lehrbegrif im sechsten Jahrhundert weder in der morgenländischen, noch abendländischen Kirche so verderbt worden, oder wohl gar sich verlohren, wie man gemeiniglich glaube. Eigentlich wissen wir nicht, wer das glaube, und sind versichert, daß von dem, was Hr. R. wirklich bewiesen, das Gegentheil nie behauptet worden. Sehr richtig ist seine Regel; und wenn sie gleich nicht unbekannt; doch von sehr vielen in der Ausübung vernachlässiget, daß man den wesentlichen, in Glaubensbekäntnissen, Gesezen, Concilienschlüssen (Hr. R. sezet diesen auch Homilien oder Predigten an die Seite, die doch wohl eher zu Privatvorträgen zu rechnen) enthaltenen Lehrsäzen von den Lehren und Schwärmereyen der Privatlehrer, besonders der Münche, zu unterscheiden, und nicht aus diesen, sondern aus jenen allein der öffentliche Lehrbegrif herzuleiten. Nun wird bewiesen, daß in dem gedachten Jahrhundert man in beyden Kirchen den Glaubensbekäntnissen von Nicäa und Constantinopel in der Dreyeinigkeits-

keitslehre und dem Schluß von Chalcedon in der Lehre von der Person Christi unverändert treu geblieben, und da beyde Lehrvorschriften nichts Neues enthalten, sondern nur alte Lehren genauer bestimmten, so wird daraus gefolgert, daß die Lehrer dieser Periode von dem ältesten und wirklich christlichen Lehrbegrif nicht abgewichen. Es stehen aber noch mehrere und viele unerwartete Anmerkungen, die der Hr. R. zur Aufklärung seines Sazes vor nöthig gefunden, in beyden Schriften. Vom Antheil der Fürsten an Religionsangelegenheiten, von den Zeiten Constantins bis ans Ende des sechsten Jahrhunderts, und dessen stufenmässigen Wachsthum, ist viel Gutes gesagt. Eben so gehet er die abendländischen Reiche der Ost- und Westgothen, der Franken u. s. w. durch, und sagt hier schon weniger Bekanntes. Daß Reccared aus politischen Ursachen von der arianischen zur rechtgläubigen Parthey übergetreten, wird hier sehr wahrscheinlich erklärt. Eine sehr gute Beobachtung ist diese, daß das Vorurtheil des menschlichen Ansehens unter den Abendländern ein Werk der Noth gewesen; doch würde dieses nicht geschehen seyn, wenn jenes nicht vorhero in der Kirche geherrscht hätte. Eines der besten Stücke ist in der lezten Schrift der Auszug aus einigen Schriftstellern des sechsten Jahrh. von den Lehren der vornehmsten Artikel. Ungern vermissen wir unter jenen den Gregorium den Grossen, ob sich gleich Hr. R. deswegen entschuldigt: er ist doch immer vor die Geschichte der Glaubenslehre der lat. Kirche ein sehr wichtiger Lehrer. Wenn Hr. R. durch wohl verdiente Unterstützung diese Arbeit durch die folgenden Jahrhunderte fortzusezen in Stand gesezt wird, so zweifeln wir nicht, dadurch manche wichtige Bereicherungen unserer Käntnisse zu erhalten.

Gotha.

Gotha.

Von der musikalisch-kritischen Bibliothek des Hrn. J. N. Forkel, welcher ohnlängst auf hiesiger Universität zum Musikdirector gnädigst ernennt worden, ist der dritte Band bey Ettinger abgedruckt 1779. groß Octav 348 S. Die Einrichtung des Werks ist vorhin angezeigt; wir übergehen die Recensionen, Anzeigen und Uebersetzungen, worunter auch die vom Rhythmus, vom Is. Vossius ist, und wollen nur einen Aufsatz anführen, der hier zuerst erscheint: Einige Anmerkungen über die Pythagorische Musik vom Hrn. Prof. Tiedemann: was wir davon wissen, ist, daß Pyth. ausser den Verhältnissen der Töne, die sittliche Anwendung wahrgenommen hat, die die Alten von der Musik machten. Die unwahrscheinlichen und übertriebenen Behauptungen des Jamblichus und anderer, die mehr nicht als so viel zum Grunde haben mögen, daß Pythagoras die Wirkung der Musik auf die Erweckung und die Beruhigung der Gemüthsbewegungen kannte; und daß dieß ein Lehrsatz unter den Pythagoreern gewesen ist, thut der Hr. Pr. durch ein Zeugniß des Chamäleon dar, eines Schriftstellers von den Zeiten des Aristoteles.

Abbtey S. Emmeran in Regensburg.

Wie wir von Sr. Fürstl. Gnaden dem hiesigen Hrn. Fürst und Abbt benachrichtigt sind, beschäftigen sich einige hiesige Benedictiner mit einem sehr rühmlichen Unternehmen, einer neuen Ausgabe der Werke des Rhabanus Maurus, wozu sie schon aus verschiedenen Baierischen Bibliotheken vortreffliche Hülfsmittel erhalten haben, und auch aus andern Bibliotheken um Beyträge von Handschriften und alten Drucken der einzelnen Schriften ansuchen.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

28stes Stück.

Den 10. Julii 1779.

Montpellier.

Histoire naturelle de la province de Languedoc, partie mineralogique et géoponique, publiée par ordre de Nosseigneurs des états de cette Province, par Mr. de Genssane, bey Rigaud, Pons und Compagnie. Octav. I. B. von den Kirchsprengeln Nimes, Uzes, Alais, Montpellier und Beziers. 1776. ohne eine Kupferplatte und ein Verzeichniß des Inhalts, aber mit einer Vorrede von 144 S., S. 288. II. B. von den Kirchsprengeln Narbonne, S. Pons, Lodeve und Gévaudan. 1776. mit der Vorrede von 172 S. S. 267. III. B. von den Kirchsprengeln Vivarais, Vélay, Castres, Lavaur und Agde. 1777. mit der Vorrede von 174 S. S. 275. Freylich kürzer, als man in drey Bänden, und flüchtiger, als man von einem Manne, der aus der Mineralgeschichte dieser einzelnen Provinz aus besonderer Verbindlichkeit sein Hauptgeschäft macht, erwarten könnte, aber nicht ohne nützliche Winke,

und neue merkwürdige Nachrichten, giebt uns Hr. von G. die Mineralgeschichte dieser für den Naturforscher und Cameralisten so merkwürdigen Provinz. Freylich scheint der Verfasser zuweilen etwas Neues sagen zu wollen, was, wenigstens in Deutschland, den Werth der Neuheit verlohren hat, mischt zu viele Hypothesen unter seine Wahrnehmungen, und scheint überhaupt nicht allenthalben genau untersucht und beschrieben, und, wie wir es wünschten, die Natur in der Natur stüdirt zu haben. In der Vorrede zum I. Bande kommt eine Anleitung vor, wie man Steinkohlen am besten bauen solle. In Languedoc versteht man unter Houille eine mit Erdharz durchdrungene Erde. Bey Viller im obern Elsaß und bey Reven im Kirchsprengel Alais fördert und verkauft man Steinkohlen mit Vortheil, obgleich die Flötze sehr niedrig sind. In der Annehmung der deutschen Worte ist der Hr. Verf. so unglücklich, als seine meisten Landsleute, denen er selbst darüber einen Vorwurf macht; so wie er überhaupt den Teutschen in Absicht auf den Bergbau und denen dazu gehörigen Wissenschaften und Einrichtungen einen Vorzug vor seinen Landsleuten zugesteht. Zuletzt in dieser Vorrede beschreibt der Hr. Verf., wie er bey der Einrichtung einer Steinkohlengrube verfahren würde. Unter seine Mergelarten zählt er offenbar Kalkarten, wenigstens scheint es die Marne coquilliere zu seyn. Von dem Kirchsprengel von Nimes sagt Hr. v. G., in seinem ganzen Umfange finde man kein Mineral: er ist einer der fruchtbarsten; bey Bagnol finden sich Wasser mit Bergöl geschwängert; und von einem Berge, der nur eine Viertelstunde davon liegt, sieht man des Nachts Flammen aufsteigen. An den Ufern der Ardeche findet man viele Kohlen-

lenz

lenflötze, und bey der Carthause von Valbonne gute Eisengruben (näher beschreibt sie der Verf. nicht;) bey Cornillon Flötze von Alaunerde, zuweilen mit gediegenem Alaun, zwischen diesen Pfeifenthon, und über ihnen eine feine citronengelbe Erde, die der Hr. Verf. zur Glasur der Fayence empfiehlt; bey Villefort viele Bley= und Silbergruben (die Erze und Gangarten beschreibt Hr. v. G. nicht) auch einige Kupfergruben; bey Deze zwo Bley= und Silbergruben, deren Erz Hr. v. G. mit Kobolt vergleicht. In dem Sande der Flüsse, die auf den Cevennen entspringen, Gold; bey Ausou eine Bergölquelle; bey Mandagoust Bergkork; bey Assas unterirdisches Holz und Steinkohlen; bey Camplong eine Menge Kohlenflötze, auch Silber= Bley= und Kupfererze. Die Vorrede zum II. Bande handelt von der Geschichte des Mineralreichs: in dieser ein schönes Beyspiel, das uns zeigt, wie sehr Gelehrte betrogen werden, und sich und andere betrügen können, wenn sie die Natur nicht an Ort und Stelle untersuchen. Bey Doué eine ganze lange Bank voll verwandelter Thiere und ihrer Theile, vornehmlich (falun) Schalenthiere. Hr. v. G. gedenkt eines silberhaltigen Ammoniten. Aus der durch das Wasser herbeygeführten Gur leitet er die Entstehung des Quarzes her, (aber die weisse krystallische Materie, deren er hier gedenkt, war wohl eher Spat.) Sollten wohl wahre Bley= und Kupfererze an der Luft zu einen Rost verwittern, der kein Metall mehr hält (Rec. bekennet seinen Unglauben, oder vermuthet, daß Hr. v. G. seinen Worten eine andere, nicht gewöhnliche, Bedeutung giebt.) Das durch Wasser festgemachte Feuer vergleicht er mit Bechers Mercurialerde, und die feste Luft hält er für bloß verdickte gemeine Luft (sollte man das in unsern Zei-

 ten

ten noch glauben können?) Drey Mündungen von Vulkanen, auf dem S. Loup, in S. Martin, und unter Brescou, auch viele Laven; und Anzeigen von andern, auch in andern Gegenden von Languedoc. Bey Bize finden sich viele Kohlenflötze, und mancherley schöne Marmorarten; bey Aulaire schöne Eisengruben; das Erz ist schwer und in runden Körnern, und giebt sehr gutes Eisen; bey Peyriac Salzwerke; von Durban bis Villeneuve viele Gipsfelsen; bey Cas-Castel sehr feiner Marmor; bey Segure Steinkohlen, Eisen- und Silbererze; bey Paleirac grauer Bleykalk, überhaupt in der Gegend Bley- Kupfer- und Silbergruben; bey Davoja und Villeneuve viele Eisengruben, und bey Rousia eine Gagatgrube; bey Lanet Kupferpecherz, Kupferkies und Kupferlasur; bey Cassillac wieder eine beträchliche Kupfergrube; das Erz ist Fahlerz, bricht in grossen Klumpen, und giebt bis 25 Pfunde aus dem Centner; bey Colombieres eine sehr gute Bley- und Silbergrube, auf dem Wege von Mende nach Florac eine Menge guter Eisengruben; bey Combetes zwo Bleygruben, die aber nicht betrieben werden; bey Bayard mehrere Bleygruben; das Erz ist kiesicht. Die Vorrede zum III. Bande enthält einen Entwurf der Bergbaukunst, und mehrere Erinnerungen des Hrn. Verf. an seine Landsleute, ihre Bergwerke nicht liegen zu lassen, noch die Metalle zu ihren Fabriken von Ausländern zu erkaufen. Aus dem Schweben der brennbaren Luft über gewissen Gegenden will Hr. v. G. auf die Gegenwart von Bergwerken schliessen, und aus der Farbe ihrer Flamme auf die Art des Metalls; über Bleyerzen war sie bläulicht (von dem Schwefel des Bleyglanzes; bey andern Bleyerzen wird dieses Merkmal fehlen) über Kupfererzen grünlicht, über Silbererzen weißlicht (Hr.

von

von G. scheint die Voltaischen Versuche gar nicht zu kennen, sonst würde er diese so sehr schwankenden Anzeigen nicht angeführt haben.) Den Bolus hält er für eine in einer eisenschüssigen Säure aufgelöste Kalkerde (sollte er diese Beschreibung in wahrem Ernste niedergeschrieben haben?) Viel erzählt Hr. v. G. von den Vorurtheilen, welche die Bergleute wegen des Bergmännchens haben, und leitet, was noch daran wahr ist, von dem brennbaren Schwaden her. Die Ausdrücke, gefaulter Schiefer (pourri) verbrannter Granit, scheinen, dem Rec. wenigstens, keine bestimmte Bedeutung zu haben. Die senkrechte Farten in den Schachten hält der Hr. Verf. für sehr gefährlich, und giebt deswegen an, wie man sie so einrichten könne, daß sie einen schiefen Winkel mit dem Horizont machen. Bey Argentiere förderte man vormals Bleyerze, welche im Centner acht bis zehen Loth Silber hielten; auf den Bergen in der Gegend, auch zwischen Pradal und Vaisseaux, bey Fayet, und Villeneuve-de-Berg erhärteten Bleykalk, der Körner von gediegenem Bley eingeschlossen hat; (aller Gründe des Hrn. Verf. ungeachtet, glauben wir doch, daß sie von ehemals hier gestandenen Bleyschmelzwerken herkommen) bey St. Laurent des Lains Bleyerze in amethystblauem Fluß, und ein warmes Bad; im Thale von Mayres sehr viele Bley- und Silbergruben, auch mit etwas Spießglas. Hier fand der Hr. Verf. noch viele Spuren von dem Bergbau der Römer, der überhaupt sehr leicht von dem Bergbau anderer Völker und neuern Zeiten unterschieden werden kann. Und nun die Spuren von ehemaligen Vulkanen in Vivarais und Ve'lay, die aber Faujas de S. Fond besser beschrieben hat. Die Puzzolane hält der Hr. Verf. für sehr zuträglich zum Ge-

traidebau. Bey Broussain eine sehr gute und gut gebaute Bleygrube, deren Erz fast kein Silber hält, und von den Töpfern zu ihrer Glasur gebraucht wird; bey Poussin Spießglas mit Erdkohlen; in den Gebirgen von Vivarais viel guter Gips; bey Glavena viele Baumsteine; bey Lavaur grobkörniges mit Kalk vermischtes Eisenerz, und nicht ferne davon eine gute Bleygrube. Von S. Thibery bis Bessan ist alles mit vulkanischen Producten gleichsam übersät, die überhaupt in dem ganzen Kirchsprengel von Agde sehr gemein sind.

Venedig.

Bibliotheca veterum patrum antiquorumque scriptorum ecclesiasticorum, postrema Lugdunensi multo locupletior atque adcuratior. Cura et studio *Andreae Gallandii*, presbyteri congregationis oratorii, *tomus* XI. 1776. bey Albrizi, 28 u. 859 S. in Folio. Mit diesem Theile machen wir den Anfang eines der wichtigsten Werke, das in unserm Jahrhundert unternommen, und bis jezt mit vorzüglichem Glück ausgeführt worden, anzuzeigen. Da wir wenigstens aus dem Stillschweigen unserer gelehrten Büchernachrichten, die wir lesen, die Freyburgischen ausgenommen, schliessen müssen, daß das kostbare Werk in Deutschland noch wenig bekannt; so hoffen wir diesesmal von unsern Lesern die Erlaubniß erbitten zu dürfen, nicht allein von diesem eilften Theile, sondern auch von der gesammten Einrichtung des ganzen Werks, und von dem, was dabey bisher geleistet worden, Nachricht zu geben, die den Werth und die Brauchbarkeit desselben zu beurtheilen hinreichen kan. Daß schon vorhero ganze Sammlungen von Schriften der Kir-

chen-

chenväter veranstaltet worden, und die zweyte Lyonische bibliotheca maxima patrum, in 27 B. in Folio vom J. 1677. die letzte unter ihnen gewesen, die herausgekommen, sezen wir als bekannt voraus. Bey allen Fehlern und Mängeln, war sie doch vor den gelehrten Forscher der Kirchenhistorie oft unentbehrlich, weil auch in den zahlreichsten Bibliotheken wohl selten alle darinn gesammleten Schriften einzeln zu finden waren. Der P. Gallandi hat den Hauptplan beybehalten, der darinnen bestehet, daß in eine solche Sammlung nicht alle von christlichen Schriftstellern hinterlassene Werke; sondern nur kleinere gebracht werden. Dieser Begriff ist nun sehr zweydeutig. Es ist leicht begreiflich, daß die Werke der Kirchenväter, deren Sammlungen selbst Reihen von Folianten ausmachen, wie von Chrysostomo, von Augustino u. d. g. bekannt ist, in eine solche Bibliothek nicht gehören; allein aus eben dem Grund hätte man billig noch mehrere auslassen können. Nach unserer Einsicht sollte dieser Grund darinnen liegen, daß kleine Ausgaben einzelner Schriften selten zu bekommen, und nach dieser Regel gehören billig dahin alle, welche an sich nicht öfters herausgegeben sind. Eben die Ursache, warum z. B. Athanasii Werke nicht aufgenommen worden, hätten wohl billig die griechischen Apologeten, den Lactantium, den Sulpicium Severum ausschliessen sollen. Aufrichtig zu bekennen, verdienen die Lyoner hier eher Entschuldigung, als Gallandi, wenn nicht diese, wie billig, in seinen übrigen unleugbaren Vorzügen zu suchen. Eben so hat dieser die chronologische Ordnung beybehalten, welche schon von den erstern beobachtet worden und ohne Streit die natürlichste ist. Endlich hat auch G., so wie die Lyoner, historische Nachrichten von den Verfas-

sern und ihren Schriften vorgesezt. Dieses sind die drey Stücke, worinnen die Aehnlichkeit beyder Sammlungen zu sezen. Nun wollen wir aber auch ihre Verschiedenheiten bemerken, die fast alle Vorzüge der neuen, und das sehr erhebliche Vorzüge sind. Denn noch zur Zeit haben wir nur eine bemerkt, welche der ältern einen Vorzug giebt. G. will mit dem h. Bernhard seine Sammlung schliessen: d. i. sie bis zum zwölften Jahrhundert laufen lassen; die Lyonische aber geht bis zum sechszehenden; doch macht jener Hofnung, nach den nun freylich nicht vorherzusehenden Umständen auch weiter zu gehen. Geschiehet dieses und wird alles, was die Lyoner geliefert, hier und so, wie es bisher geschehen, besser wieder gedruckt, denn wird die ältere schlechterdings entbehrlich, ja völlig unbrauchbar seyn. Der erste Vorzug der Gallandischen bestehet in einer überwiegenden Vollständigkeit. Es fehlen zwar allerdings einige Schriften, die in der Lyoner einen Plaz erhalten, wie z. B. des Sokratis und Sozomeni Kirchenhistorien; diese Auslassung aber dürfte eher Dank, als Tadel verdienen, ja den Wunsch erwecken, daß noch mehrere ausgelassen worden. Um sich davor einen richtigen Begriff von dem, das G. aufgenommen, zu machen, so bemerken wir folgende Gattungen desselben. Von den Schriften der Lehrer, die nur kleine, d. i. nicht in grossen Folianten bestehende Schriften hinterlassen, wird alles geliefert, was von ihnen vorhanden ist. Von den Schriften derer, welche nun so viel geschrieben, ist alles aufgenommen, was nicht in den neuesten Sammlungen ihrer Werke stehet, und erst nach ihrer Herausgabe ans Licht getreten; z. B. im ersten Band, Clementis von Wetstein zuerst herausgegebene Briefe; im fünften, Hilarii

Er-

Erklärungen des 15., 31. und 41. Psalms, Athanasii von Montfaucon in der collect. nova script. Gr. herausgegebene Schriften, Gregorii von Nazianzus Gedichte, nach Muratori und Tollen, und Briefe nach Bongiovanni: Gregorii von Nyssa, von Zaccagni und Caraccioli an das Licht gebrachte Schriften von verschiedenem Inhalt: (Ist es nicht Schade, daß dem fleissigen G. die in Wolfs anecd. zuerst bekannt gemachten Arbeiten dieses Schriftstellers unbekannt geblieben?) im siebenden Basilii Rede wider die Gesellschafterinnen gottesdienstlicher Personen, nach Bandini: Augustini zwey Briefe, nach dem Abbt Bessel: im achten drey Reden vom Chrysostomo, im neunten einige Schriften des Theodoreti. Man kan hieraus schon schliessen, wie es wahr ist, daß G. alles, was in den grossen und kleinen Sammlungen ungedruckter Schriften und Urkunden nur einen Anspruch auf eine Stelle in seiner Bibliothek machen konte, aufgesucht und eingerückt. Von beyden Arten von Schriftstellern liefert er nicht allein ganze Schriften, Reden, Briefe u. d. g. sondern auch Fragmente. Diejenigen, die wiederum schon in den einzelnen Ausgaben der grössern gesammlet sind, und die, welche nur in den catenis patrum aufbehalten worden, sind ausgeschlossen, und das leztere wegen der Unsicherheit. Hingegen sind nicht allein solche von andern schon angezeigte, oder wohl herausgegebene Bruchstücke, z. E. von Eusebii demonstrat., welche Fabricius drucken lassen; sondern auch eine Menge zuerst entdeckter Fragmente mit grossem Fleiß gesamlet worden. Zu solchen Schriften der Kirchenlehrer kommen noch andere, Märtyreracten, die G. vor ächt und alt hält, z. B. im ersten Theil die epistola de martyrio de S. Andrea, welche Woog zuerst griechisch drucken las-

lassen, die Acta S. Iustini, mit Mazochi gelehrten Untersuchungen und Erläuterungen, ferner die alten Pseudepigrapha, wie die Sibyllinischen Bücher, die Testamente der zwölf Patriarchen, selbst Aristeä Brief von LXX. der nun wohl gar nicht hieher gehöret: ferner die Briefe der Römischen Bischöfe (wiederum mit Ausschliessung derer, von denen wir eigene Sammlungen haben, z. B. vom Leo, Gregorio dem Grossen) obgleich Coustants Sammlung vorhanden. Es sind aber nicht bloß schon vorher gedruckte, sondern auch einige ungedruckte Stücke von dem Herausgeber mitgetheilt worden, freylich wenige, und unter diesen einige wenigbedeutende. Die wichtigsten scheinen uns zu seyn, im sechsten Theile einige Briefe vom Gregorio von Nazianzus aus einer Handschrift der Marcusbibliothek; im siebenten sechs Artikel zu Philastrii Kezergeschichte aus einer Handschrift der Benedictiner zu S. Germain, und im zehnten Euthalii vor die Kritik des N. T. wichtige biblische Arbeiten, von denen Zaccagni nur einen Theil herausgegeben, aus einer Handschrift des Vaticans. Dieses sey genug von dem grossen Reichthum der Schriften, die geliefert worden. Der **zweyte** Vorzug betrifft die Beschaffenheit der Ausgabe dieser Schriften, wie sie in dieser Bibiothek erscheinen. Die Lyoner liefern nichts, als lateinische, und von griechischen nur Uebersezungen; G. hingegen durchgehends die Urkunden selbst mit den Uebersezungen. Und dieses nicht bloß in Absicht auf die griechischen Schriftsteller, sondern auch auf andere. So findet man im ersten Theil gleich im Anfang Clementis beyde oben schon gedachte Briefe syrisch (und das mit Finetti kritischen Conjecturen und Verbesserung der Uebersezung) und im fünften Jacobi von Nisibe Reden armenisch.

Die

Die Texte selbst sind nicht allein nach den besten vorhergegangenen Ausgaben abgedruckt, sondern auch mehrere derselben mit einander, bey einigen auch Handschriften, verglichen worden. Zu den aufs neue verbesserten Stücken gehören im dritten Band die Schriften des Novatiani, im vierten des Arnobii, welche hier zuerst in kleinere Abschnitte gebracht worden. Alles ist daher, wo es nur nicht an Vorrath gefehlet, mit kritischen Noten begleitet, die bey den meisten unter dem Text, bey andern aber jedem angehängt worden. Zu diesem Ende sind nicht allein die Anmerkungen der ältern Herausgeber, jedoch mit Abkürzung der weitläufigen und mehrentheils gänzlicher Auslassung der nicht zur Kritik gehörenden Commentarien; und anderer Gelehrten, in ihren einzelnen Sammlungen von kritischen Beobachtungen, genuzet, sondern auch diese vom G. selbst vermehrt worden; so daß wohl in den meisten Fällen inskünftige diese Abdrücke bey kritischen Fragen und Untersuchungen nicht aus der Acht zu lassen. Der dritte Vorzug besteht in den, bald zusammen jedem Band; bald den einzelnen Stücken, vorgesezten Nachrichten von eines jeden Verfasser, Ausgaben, und zum Theil vor die Theologie eigenen Merkwürdigkeiten. Die Lyoner begnügen sich entweder bloß mit dem Artikel aus Bellarmins Buch de S. E. oder mit dem, was die ältern Herausgeber in ihren Vorreden davon gesammlet. G. theilt uns entweder ganz neue, und das geschieht in den meisten Fällen, oder auch aus neuern Schriften, z. B. Fontanini, Mazochi u. d. g. entlehnte Abhandlungen dieses Inhalts mit, und diese sind denn so reich an wichtigen und zum Theil neuen Beobachtungen, daß wir sie vor vortreffliche Ergänzungen solcher Bücher erklären müssen, in denen die Geschichte der Kirchenlehrer enthalten.

Sie

Sie können auch manche neue Untersuchungen veranlassen, weil es nicht fehlen kan, daß man zuweilen anderer Meinung seyn wird. Aus diesem allen wird man den Grund unsers Urtheils von der Wichtigkeit und Brauchbarkeit dieser Samlung einsehen. G. Fleiß leistet wirklich alles, was man wünschen kan, und verdient vollkommen unsern Dank. Unterdessen macht doch diese Bibliothek andere gute Ausgaben der hier gelieferten Schriften nicht entbehrlich. Noch muß man Coteliers apostolische Väter, Marans griechische Apologeten, Dufresnoi oder Bünemanns Lactantium, Coustants Briefe der Römischen Bischöfe, Merenda Damasum haben, und hieraus folgt, daß das Studium der Kirchenhistorie durch die grosse Samlung zwar erleichtert; aber auch auf der andern Seite erschweret wird, welches wohl durch eine andere Einrichtung hätte vermieden werden können. Vor die Liebhaber der Litteratur sezen wir nur hinzu, daß der erste und zweyte Theil im J. 1766., der dritte 1767., der vierte 1768., der fünfte 1769., der sechste und siebente 1770., der achte 1771., der neunte 1773. und der zehnte 1774. ans Licht getreten, und daß die eilf Theile zusammen bis an die Hälfte des sechsten Jahrhunderts gehen, woraus Kenner leicht abnehmen werden, was vor eine Reihe von Folianten noch zu erwarten, ehe nur das vors erste bestimmte Ziel erreicht wird.

Nun kehren wir zur nähern Anzeige des eilften Theils zurück. In diesem sind auf die beschriebene Art abgedruckt: Cäsarii von Arles vierzehen Reden, die Baluze zuerst herausgegeben, mit einigen kleinen Schriften aus Holstens Samlung der Münchsregeln; Ennodii Werke, nach Sirmond, mit andern aus Martene; Severi oder Hesychii Harmonie der Auferstehungsgeschichte, und von den Verschiedenheiten

der

der Handschriften des Marcus, nach Montfaucon; Petri Diaconi Schrift im Theopaschitenstreite mit Fulgentii Antwort; Agapeti Kapitel, nach Banduri; Zacharia von Mitylene Schriften von der Weltschöpfung und wider die Manichäer; Theodor von Skythopoli von Origenis Irrthümern, nach Montfaucon; des h. Benedicts Münchsregel aus dem Holsten; Fulgentii Ferrandi Briefe und kleine Schriften; Kosmä des Indienfahrers, seltsames Buch von der Welt, nach Montfaucon; Barsanuphii Schrift von Origenis Lehren, nach ebendemselben; Gregentii Unterredung mit dem Juden Herban; Facundi zwölf Bücher vor die drey Kapitel, nach der viel verbesserten Ausgabe des Bianchini in der Venetianischen Sammlung von Sirmonds Werken. Von allen diesen Schriftstellern und Schriften handeln die vorgesezten Untersuchungen, aus denen wir einiges als Probe auszeichnen. S. 7. von der vorgedachten, immer merkwürdigen, Harmonie der Auferstehungsgeschichte. Montfaucon hat sie vor ungedruckt gehalten und dem berühmten Monophysiten Severo beygelegt. Beydes ist falsch. Sie stehet schon in Gregorii von Nyssa Werken und in Combefisens auctar. und ihr Verfasser ist Hesychius, ein Lehrer zu Jerusalem: S. 11 der h. Benedict hat ausser seiner Regel nichts geschrieben, und die ihm häufig beygelegten andern kleinen Schriften sind nicht seine Arbeiten: S. 17 Ferrandus soll unter den Lateinern der älteste Samler von Kirchengesezen seyn. Dieses können wir nicht recht verstehen: wahrscheinlich muß es auf Privatsamlungen eingeschränkt werden: S. 20 gute Litterärgeschichte des Denkmals des K. Ptolemäi Evergetä zu Adule beym Kosma. Erinnerung wegen der Religionsparthey des leztern. S. 23 wird viel Gutes von Facundo; doch auch einiges nicht ohne Parthеylichkeit gesagt, besonders von

der

der bekannten Stelle vom h. Abendmal. G. übersieht hier, wie die meisten seiner Religionspartheyen, den Zusammenhang mit dem Widerspruch gegen die Monophysiten. So bald man durch erkünstelte Erklärung diesen Mann die Transsubstantiation lehren läßt; so bald läßt man ihn den Irrthum billigen, gegen den er mit allen Kräften streitet.

Mannheim.

Gründliche Vertheidigung neuer Beobachtungen von Fixsterntrabanten, welche zu Mannheim auf der Kurf. Sternwarte entdeckt worden sind. Verfasst von Christian Mayer, Kurpf. geistl. Rath, Hofastronomus u. ord. Prof. der Sternk. zu Heidelberg, auch Mitglied der Kurpf. u. a. Akad. In der Hof- und Akademiebuchdruckerey. Gegen die Ankündigung von Hrn. M. Entdeckungen hatte Hr. Hell im Wiener Diarium Erinnerungen gemacht. — Hie soll nur einiges angeführt werden, was Hr. M. in gegegenwärtigen Blättern beybringt. Eines Fixsterns Trabante (comes) heisst bey Hr. M. ein kleiner Stern, der sich sehr nahe bey einem grössern befindet. Vom grössern erleuchtet zu werden, ist keine nothwendige Bedingung eines Begleiters. Aendern nun beyde Sterne sicherlich ihre Lagen gegen einander, so beweist dieses, daß sich beyde, oder einer von beyden bewegen. So braucht man Berichtigung und Prüfung älterer Beobachtungen, Aberration, Nutation u. d. g. nicht, sich zu versichern, daß bisher sogenannte Fixsterne, eigene Bewegungen haben, und in dieser Bequemlichkeit setzt Hr. M. den Vorzug des von ihm gebrauchten Verfahrens vor dem ältern weitläuftigern und mühsamern, dessen sich der göttingische Tobias Mayer bedient hatte. Auch war es schon in Engelland beym Arcturstraban-

danten gebraucht worden, aber diese Entdeckung war nicht hinlänglich, eine astronomische neue Methode für alle übrige Fixsterne zu bestimmen. Hiezu wird erfordert, daß man bey allen oder den meisten hellen Sternen einen oder mehr solche kleinere entdecke, deren gegenseitige Entfernung vom Hauptsterne nach O. und W., S. und N. genau festsetze, um von Zeit zu Zeit derselben Abänderung zu prüfen. Diese Art nun, die eigene Bewegung der Fixsterne zu beobachten, erklärt Hr. M. für neu. In la Caille's, Bradley's, Tob. Mayer's Verzeichnissen hat er, bey hundert bekannten Fixsternen seine kleinen Trabanten nicht angezeigt gefunden, die zu Mannheim vom 30 Jänner 1776 bis 14 Sept. 1777 entdeckt worden. Seitdem hat er eben so viel andere gefunden, und von Zeit zu Zeit kommen deren je länger desto mehr zum Vorschein, daher er schon kurz nach dieser Zeit an die Londner Societät und Pariser Akademie gemeldet: Er glaube nicht, daß ein grösserer Stern, der nicht einen oder mehrere kleinere bey sich habe, in dem südlichen Theile des Himmels zu finden sey; dahin nähmlich ist sein Mauerquadrant von 8 Fuß, mit einem achromatischen Fernrohre gerichtet, eine von Birds letztern Arbeiten. Aus der Vortrefflichkeit dieses Werkzeuges, das in Deutschland und Frankreich seines gleichen nicht hat, macht Hr. M. begreiflich, wie dieser Art Entdeckungen so viel sich ihm zeigen können. So hat Hr. Maskelyne, wie aus dessen Briefen angeführt wird, α des Herkules als einen Doppelstern gefunden, einen der 3 Grösse, den andern etwa der 6; aber durch das gemeine Fernrohr, dessen sich Bradley bey seinen Beobachtungen im Meridian bedient hat, so vortrefflich es auch sonst ist, unsichtbar. Aenderungen der gegenseitigen Lage zwi-

schen

schen Sternen und ihren Begleitern, giebt es, entweder in Absicht auf den Unterschied der Rectascension, oder Declination, oder alle beyde. Dieses zu zeigen, vergleicht Hr. M. besonders Flamsteeds, auch des göttingischen Mayers, Beobachtungen solcher Sterne mit den seinigen. So ist z. E. γ des Widders ein Doppelstern. Der göttingische Mayer giebt in seinem Sternverzeichnisse für 1756, von beyden Sternen, Unterschied der Rectascensionen 1,9 Bogensecunden, Abweichungen 9,1 Sec. Hr. M. schätzte beyde genau zugleich in der Mittagsfläche, und der Abweichungen Unterschied fand er 11,3. Es giebt auch Sterne, von denen schon bekannt ist, daß sie eine eigene Bewegung haben. Wenn nun bey einem solchen Sterne, wie z. E. α der Wage ist, schon Flamsteed einen kleinen Stern bemerkt hat, und Hr. M. dieses kleinen Sterns Lage gegen den grössern, noch eben so findet, wie Fl., so ist die Folge: der kleine Stern müsse eben die eigene Bewegung haben, die der grosse hat. Arctur hat 14 Begleiter, einen hat schon Flamst. bemerkt, einige sind in Engelland beobachtet worden, mehrere hat Hr. M. entdeckt. Er stellt sie zusammen auf einer Kupferplatte vor; eine andere enthält Zeichnungen, darzuthun, daß solche Aenderungen in der Erscheinung der gegenseitigen Lagen, nicht von der Bewegung der Erde herrühren können. Vom Arctur war schon eine eigene Bewegung bekannt, und Hr. M. kündigt als seine Entdeckung an, daß die Sterne, welche vor andern die grössre eigene Bewegung haben, auch die meisten Trabanten bey sich führen. Dieses als wenige Proben, wie reich an Veranlassung zu neuen und wichtigen Untersuchungen gegenwärtige Schrift ist. Auch wird der Mannheimer Mauerquadrant beschrieben, sein Fernrohr, die Art mit ihm zu observiren, und andere Werkzeuge der dortigen Sternwarte.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

29stes Stück.

Den 17. Julii 1779.

Stockholm.

Wir verfügen uns zur zweyten Hälfte der *K. Vetenskaps Academiens Handlingar för År 1777* hin. Im **dritten Vierteljahr** theilt 1) Hr. Berger Resultate seiner bey Salpeterwerken in Helsingfors angestellten Versuche über die Erzeugung, Bestandtheile und Läuterung des Salpeters mit. Diesen zu folge widerlegt er einige über die Bestandtheile des Salpeters gehegte Meynungen. Die Salpetersäure besteht aus einer Säure, die innigst mit einer verdünnten Fettigkeit vereinigt ist. Die Lauge des rohen Salpeters schießt eben wegen dieser übermässigen Fettigkeit in keine Crystallen an. In ganz Schweden läutert man doch nirgends den Salpeter durch einen Zusaz von Laugensalz, sondern trennt nur durch mehrmahliges Auflösen und Einkochen die Fettigkeit und das Kochsalz nebst dem Salmiak und der in der Fettigkeit eingewickelten Kalcherde, von dem Salpeter. Durch einige Versuche wird die Gegenwart des flüchtigen Laugensalzes in dem rohen Salpeter erwie-

erwiesen. Der Salmiak zerfrißt das Kupfer in dem Salpetersiederkessel. Das flüchtige Laugensalz ist allerdings bey Erzeugung des Salpeters höchst nöthig, doch nicht als ein wesentlicher Theil des rohen Salpeters betrachtet. Die nöthige Fäulniß wird durch zu viel Feuchtigkeit verhindert. In Helsingfors giebt es einen wirklich salpeterhaltigen Brunnen, davon die Kanne (Schwed. Maasses = 8 Pf.) ein Loth hält. Er schließt ebenfalls ein flüchtiges Salz ein. 2) Daß die Magnesia nitri ein Kalch sey, oder sich in Kalch verwandeln lasse, wird von Hrn. **Bergman** bestritten und durch Versuche erwiesen, was eigentlich diese falsche Meynung veranlaßt habe. 3) Hr. **Wilke** schließt seine Abhandlung mit Untersuchungen über die Elektricität des Tellers beym Elektrophor. 4) Die Capische Wanze, Cimex paradoxus, beschrieben und abgebildet von Hrn. **Sparrman**, sieht der Gestalt und Farbe nach wie ein verschrumpftes Blatt aus, und macht sich eben dadurch gegen ihre Verfolger in Wäldern unkenntlich. 5) Ein zwölfjähriger Knabe starb an einer Wasserscheu, nachdem er einen kranken Schooshund, der, wie der Erfolg zeigte, toll war, einige Tage lang betastet, auch vermuthlich geküßt und die Nacht, ehe er verreckte, in seinem Bett liegen gehabt, und einen andern ebenfalls tollen Hund in eben dem Hause geliebkoset hatte. Er läugnete, daß er von einem dieser gebissen worden, auch war keine Spur eines Bisses kenntlich. Umsonst wurde er vom Hrn. **Odhelius** mit Aderlasse, wobey das Blut gar nicht entzündlich war, Mercurialsalbe, Mohnsaft und Biesam behandelt. Alle diese Maasregeln wurden aber erst nach der schon entstandenen Wasserscheu ergriffen. Die Leiche stank sehr bald und den Tag nach dem Tode ward man blauer

Fle-

Flecken und Blutblasen an der Brust und an dem Halse gewahr. Die Hundswut ist sonst in Schweden ein sehr seltenes Uebel. 6) Auch bey dem in vielen Ländern bisher üblichen Anbau der Potatoes ist noch immer des Hrn. Joh. Alströmer Abhandlung davon lesenswürdig, die sich auf sehr ins Grosse fallende Versuche bezieht. Er merkt sechs Abänderungen der Potatoes an, und stellt in Tabellen deren verschiedene Ergiebigkeit nach den Abänderungen und dem Boden vor. Sein sel. Hr. Vater brachte sie schon 1716 nach Schweden. Ihr mannigfaltiger ökonomischer Nuzen wird kurz angegeben. 7) Durch Hr. Sköldebrand wird das von den Mohren Zerda genannte Thier, das dem Fuchsgeschlecht am nächsten kömmt, bekannt. Die Beschreibung ist zwar nicht systematisch, aber auch schon in dem Kupferstich sind bey dem ersten Anblick dessen grosse Ohren auffallend. 8) In Westnorrland hat man den Dreschflegel bey Seite gelegt, und bedient sich statt dessen zum Dreschen entweder der Wagen, oder hölzerner, mit hervorragenden Ecken versehener, Walzen, welche leztere Hr. Hellze'n hier beschreibt und abzeichnet. 9) Hr. Stüzer erwähnt einer an zwey Orten von einem wahrscheinlich tollen Hund gebissenen Magd, welche durch das in die Wunden gestreute Cantharidenpulver, die unterhaltene Eyterung, eine bis zum Speichelfluß eingeriebene Quecksilbersalbe, und das Cobbische Pulver, gerettet wurde.

Viertes Vierteljahr. 1) Hr. **Wilke** von den jährlichen und täglichen Aenderungen der Magnetnadel in Stockholm. Man hat hierüber zu Stockholm sehr sorgfältige, mit astronomischen berichtigte, Beobachtungen; 1763; 18 May, war die Abweichung 11 Gr. 50 Min. W. und

1777; 23 Jun. 13 Gr. 56 M. Das hieraus berechnete jährliche Wachsthum von 9 M. weicht auch nicht weit von den Beobachtungen ab. Aus Elvius Angabe 1718; wäre damahls die Abweichung etwa 5 Gr. 37½ M. gewesen, welches, mit der neuesten verglichen, jährlich 8½ M. giebt. So wäre etwa vor 100 Jahren der magnetische Meridian durch Stockholm gegangen. Da ausgemacht ist, daß der Nordschein beträchtliche Aenderungen der Nadel veranlasst, so schreibt ihm Hr. W. auch die, welche man täglich bebachtet, zu, und schliesst so, es entstehen täglich Nordscheine. Anleitung, die Wirkung des Nordscheins auf Magnetnadeln zu beobachten, wozu aber die Werkzeuge müssen verbessert werden. 2) Hr. Hellant hat die Abweichung der Magnetnadel an unterschiedenen Oertern innerhalb des Polarkreises beobachtet. Die französischen Erdmesser fanden sie zu Torne 1737 im Jänner 5 Gr. 5 M. W. Hr. H. 1777 auch im Jänner 11 Gr. 45 M. Zu Wärdhus fand er im August 1748 keine Abweichung, der Kön. Dänische Observator, Hr. Bützow, im März 1775; 5 Gr. 32 M. W. Aus Vergleichung mehrerer solcher Beobachtungen schliesst Hr. H., die Magnetnadel werde am westlichen Ufer des weissen Meers ohne Abweichung seyn. Von Archangel hat er keine Beobachtungen erhalten können. Hr. H. hat folgendes befunden: Einer und derselbe Compaß hat im Sommer fast ½ Grad mehr Abweichung, als im Winter in einem kalten Zimmer. Die schnellsten Nadeln sind in kalten Zimmern träger, die täglichen Aenderungen, auch die rechte Stellung zu weisen, als in Zimmern, die 12 bis 15 Gr. Wärme über dem Eyßpuncte zeigen. (Der 15 schwedische Grad ist der 59 Fahrenheitische.) Je kälter das Zimmer ist, desto mehr senkt sich

der

der Nadel nordliches Ende, und erhebt sich bey zunehmender Wärme. Hr. H. brachte, diesen Aenderungen gemäß, die Nadel immer durch Verschiebung eines Stückchen Papier in horizontale Stellung. 3) Ein mit dem Stein in der Harnblase behafteter Mann gebrauchte ganze 14 Jahre lang täglich 1 Loth Seife und 3 Pfund Kalchwässer. Obgleich anfänglich die Zufälle gelinder wurden, wuchs der Stein doch dergestalt an, daß er nach dem Tode 11 Unzen wog. Hr. Prof. Bergius, dem dieser Fall vorgekommen, bringt noch andere ähnliche fruchtlose Versuche mit diesen Mitteln aus Schriften bey. Auch hat er, wie andere, erfahren, daß die Seife nichts in Auflösung des Gallensteins vermag. Dreymahl aber hat dawider der Weinsteincremor nebst einer Suppe von grünen Kräutern vortreflich gewirkt. 4) In Upland und Südermannland wächset, obgleich sehr sparsam, eine Tannenart, die sich von der gemeinen besonders durch die langen herunterhangenden Aeste unterscheidet. Von Linne hat sie für eine Bastartart gehalten und niemahls Zapfen tragen gesehen. Hr. **Clas Alströmer** hat aber diese bemerkt und eine botanische Beschreibung von Hrn. **Sparrman** nebst einer Zeichnung veranstaltet, da sie denn als eine besondere Gattung hinkünftig unter dem Namen Pinus viminalis; ramulis elongatis dependentibus flexuosis laxis, erscheinen wird. 5) Mehrere Versuche mit der Platina von Hrn. **Bergman**. Er ist doch wider Marcgraf und Lewis im Stande gewesen, dieselbe mit dem mineralischen Laugensalz niederzuschlagen. Nur muß die Säure der Auflösung zuvörderst von dem Laugensalz gesättigt werden. Der Niederschlag der Platina vom vegetabilischen und flüchtigen Alcali, wie auch vom Salmiak. Auch er hat das Schmel-

zen derselben leicht durch Salmiak bewirken können. Wie sich das der Platina anhängende Eisen trennen lasse. Eine dergestalt gereinigte Platina wird gar nicht vom Magneten gezogen, ist härter als Kupfer, silberweiß und läßt sich dünne hammern, wird in Königswasser aufgelöset, ausser andern Proben, die hier übergangen werden müssen. Hr. B. läugnet in so ferne, daß dieses Metall eine Mischung von Gold und Eisen sey, und hält es gegentheils für ein wesentlich verschiedenes. 6) Hr. Algren noch ferner von den Bienen, nach eigenen Erfahrungen; daß nehmlich das Schwärmen der Bienen durch Verschliessung des Ausgangs nicht verhindert werden müsse, die Reinigung der Stöcke sehr nöthig sey, und daß der Vorsichtigkeit wegen mehrere Nachbaren als Interessenten bey dem Bienenbau zusammentreten müßten. 7 bis 11) Die folgenden Aufsäze enthalten insgesamt Beobachtungen über das Weltauge (Oculus mundi). Hr. **Pötzsch** giebt von demjenigen zu Eibenstock Nachricht, und hat der Akademie der Wissenschaften einen Stein, der diesem sehr ähnlich ist, zugeschickt, den Hr. **Qwist** ferner hier untersucht, woraus wahrscheinlich wird, daß es mehrere Arten des Weltauges gebe. Hr. **Adolph Murray** erzählt die Versuche des Hrn. Berghauptmanns **von Veltheim**, der sehr grosse Steine von der Art besizt. Viele Proben hat der Verf. mit lezterm auf dem Harz wiederholt. Demnach sind die Schattirungen seiner Farben mannigfaltig, auch seine eigenthümliche Schwere, der Stein läßt sich leicht feilen und sodann giebt er einen Geruch wie Froschlaichpflaster von sich, wird von Säuren, selbst den rauchenden mineralischen, nicht angegriffen, ist feuerfest, durch Zusaz eines Salzes aber verschlackt er sich in ein grünes undurchsichtiges Glas,

im

im Bruch ist er wie die Jaspisarten matt, findet sich schichtweis in seinem natürlichen Zustand, sellt sich dem Opal am liebsten zu. Einige Versuche von der Durchscheinlichkeit desselben in Flüssigkeiten, und andere Beyspiele dieses Steins, die Hrn. M. auf seinen Reisen aufgestossen sind, unter denen die wie halbe Erbsen gestalteten in ein Paar Privatcabinettern in Wien hier für keine ächte Weltaugen erklärt werden. Die Durchscheinlichkeit im Wasser kömmt auch einigen Opalen, wie auch einigen Agatarten, zu. Demnach läßt sich diese Eigenschaft nicht als die eigentlich das Weltauge characterisirende betrachten. Hr. Brünniche hat einen Ferröischen Chalcedon bekommen, dessen Fläche mit einer blassen undurchsichtigen Borke bedeckt war und im Wasser klar wurde. Eben dieses geschahe mit einer milchweissen Rinde eines opalartigen Cacholong. Hr. Bergman schließt aus den bisherigen Bemerkungen auf die Verwandschaft des Weltauges mit den Chalcedonen und Opalen, und bestätigt dieß auch mit einigen Versuchen.

Wien.

Abhandlung über die Lehre von den Parallellinien, beym Edl. v. Trattner 1778; 27 Octavs. 1 Kupfert. Als Verf. hat den Vorbericht Hr. Franz Xaver von Kesaer unterzeichnet: Die bekannte Schwierigkeit soll dadurch gehoben seyn. Es ist also wohl der Mühe werth, Hrn. v. K. Verfahren umständlich darzustellen. Die Figuren dazu kann sich jeder, der nur etwas Geometrie weiß, nach Anleitung der Buchstaben zeichnen. Wenn zwo gerade Linien (AB; CD) sich in einer Ebene befinden, und es sind von zween Puncten (E; G) der

einen, (CD) welche sich auf einer Seite der andern befinden, zwo senkrechte und gleiche gerade Linien (EF; GH;) auf die andere (AB) gezogen, so heissen obgedachte Linien gleichlaufend oder parallel. Dieß ist Hrn. v. K. Definition §. 4. (Da Worterklärungen willkührlich sind, so wird es freylich verstattet, zu sagen, CD sey unter der angenommenen Bedingung mit AB gleichlaufend; weil man aber jezo noch nicht weiß, ob auch zwey Perpendikel von AB auf CD gleich sind, so läßt sich nicht zugleich sagen, AB sey der CD gleichlaufend. Eine Relation, die nur von einer Linie gegen die andere darf angenommen werden, läßt sich nicht von beyden gegenseitig, als Definition sagen.) Hr. v. K. beweist §. 28; folgendes: Wenn von einer geraden Linie CD; Puncte E, auf AB ein Perpendikel EG gezogen ist, das mit CD ungleiche Nebenwinkel macht; so sey GED spitzig, und also auf der Seite dieses spitzigen Winkels GF auf CD senkrecht. Dann liegen die Puncte der Linie CD von E nach F zu, der Linie AB immer näher und näher. Das nennt Hr. v. K., CD nähere sich der AB, nach der Gegend des spitzigen Winkels zu, und entferne sich von ihr nach der Gegend des stumpfen. (Von dieser Entfernung ist gar nichts im Beweise dargethan, denn er sagt nichts von Perpendikeln, die auf der Seite des stumpfen Winkels von CD auf AB fielen; daß eine gerade Linie, die sich einer andern nach einer Gegend nähert, nach der andern Gegend sich entfernt, ist wahr, aber wer die Lehre von den Parallelen zu erweisen unternimmt, muß auch das beweisen.) Noch ist §. 30. bewiesen, wenn von CD auf AB ein grösser Perpendikel EG, und ein kleiners FH fällt, so liegen der CD Puncte von E nach F zu immer näher und näher bey AB, und das heisst wieder im Satze,

CD

CD nähere sich der AB. Hieraus folgert nun §. 31: Wenn bey den Linien der Definition, die Perpendikel EF, GH, gleich sind, so sind alle Perpendikel von CD auf AB gleich. Denn man nehme in CD einen Punct I, ausser dem Stücke EG, näher bey E, als bey G; Von ihm fälle man IK senkrecht auf AB. Ist dieses Perpendikel kleiner, als EF; so entfernt sich CD von AB von I nach E, und also kann GH nicht so groß, als EF seyn, wie doch angenommen wird; Und eben so, wenn IK grösser, als EF wäre; da näherte sich CD der AB, und GH müsste kleiner als EF seyn. (In Hrn. v. K. vorhin erwähnten ist nur enthalten, daß CD zwischen I und E sich von AB entfernen, oder ihr nähern müsse: Wie es über den Punct E hinaus nach G zu gehe, davon sagen die Beweise kein Wort. Wenn sich CD der AB zwischen ein paar bestimmten Puncten nähert, so nähert sie sich auch, ausser diesen Puncten fortgezogen; Diesen Grundsatz annehmen, hiesse: statt des euklidischen, einen noch viel weniger evidenten setzen. Hr. v. K. aber fühlt nicht einmal, daß er so was annimmt, sondern denkt, er habe von der fortgezogenen Linie bewiesen, was er nur von einem bestimmten Stücke auf ihr bewiesen hat. Sein sogenannter Beweis schließt also von einem bestimmten Stücke aufs Ganze, ist daher tief unter allem, was noch über diese Sache ist gesagt worden, und thut nichts dar, als daß Hr. v. K. von der Schwierigkeit, die er heben wollte, so wenig einen Begriff hat, als von dem, was zu einem geometrischen Beweise erfodert wird. Die Kenner, auf deren oft wiederholtes und dringendes Anhalten er diese Schrift herausgegeben, mögen andere Sachen kennen, die ersten Anfangsgründe der Geometrie kennen sie

nicht. Unter diese Kenner gehören, wie Rec. versichern kann, die Herren Hell, Scherfer, v. Metzburg, u. a. berühmte dortige Mathematikverständige nicht. Sie würden Hrn. v. K. gerathen haben, seinen Aufsatz zurückzuhalten, und hätten dadurch mehr zu seiner Ehre beygetragen, als die ungeometrischen Lobredner.

Berlin.

Neuentdeckte Natur und Eigenschaften des Kalkes und der etzenden Körper, nebst einer ökonomisch-chemischen Untersuchung des Kochsalzes und dessen Mutterlauge von J. A. **Weber**, Med. zu Tübingen. Bey Wever 1778. Octav S. 237. Weder die fixe Luft eines Black, noch die fette Säure eines Meyer scheinen Hrn. W. hinreichend, die Erscheinungen zu erklären, welche diese Schriftsteller und ihre Anhänger davon abgeleitet haben. Hr. W. scheint dagegen geneigter, sie nach dem Vorgange des Leidenschen Lehrers, Gaub, aus dem brennbaren Wesen zu erklären, das die etzenden Körper verlohren haben; für diese letztere Meynung bringt er nicht nur die schon bekannten Gründe und Versuche, sondern auch einige neue bey, womit er zugleich die Unvollkommenheit jener Meynungen sowohl, als auch nach dem Erfolge, den er in seinen Versuchen gesehen hat, zu erweisen sucht, daß die Verfechter jener Meynungen zuweilen falsch gesehen und beobachtet, oder die Versuche, die sie beschrieben, nicht immer selbst angestellt haben. Daß man, wie Hr. W. erzählt, einen Salmiak machen kann, aus welchem sich, ohne Zusatz eines dritten Körpers, nicht etzendes flüchtiges Laugensalz im Feuer losreißt, und daß Hr. W.

hin-

hinwieder aus etzendem flüchtigem Laugensalze und der Säure des Kochsalzes keinen Salmiak machen konnte; (Das schränkt Hr. W. doch an einer andern Stelle in etwas ein.) daß die Bleykalke, die doch, wie alle metallische Kalke, mit fixer Luft gesättigt sind, aus dem Salmiak ein etzendes, und hingegen Metalle selbst ein nicht etzendes Laugensalz austreiben, daß etzende Laugensalze, mit Essig gesättigt, und nachher durch das Feuer ihres Essigs wieder beraubt, nicht mehr etzend sind, daß Kalk auch durch etzendes Laugensalz aus dem Kalkwasser niedergeschlagen, zuweilen roh niederfällt, scheint allerdings der Blackischen Lehre sehr zu widersprechen; daß die Körper, welche etzend werden, so merklich an ihrem Gewichte verliehren, daß man auch in verschlossenen gläsernen Gefässen aus rohem Kalke etzenden machen kann; daß Dünste, die von dem Kalke, wenn er gebrannt wird, oder von Metallen, wenn sie aufgelöst werden, oder von faulenden Körpern aufsteigen, auf Kalkwasser geleitet, rohen Kalk niederschlagen kann, läßt sich aus der Lehre von der fetten Säure nicht erklären; Daß der rohe Kalk, wenn er durch die Gewalt des Feuers sein Brennbares verlohren hat, etzend; daß der etzende Kalk, so wie die etzenden Laugensalze, wenn sie durch die Verbindung mit einem Körper, der mit brennbarem Wesen gesättigt ist, durch Vermischung mit gemeinen nicht etzenden Laugensalzen, oder auch mit Harn, durch fette Oele, die man darüber verbrennt, durch Essig, den man bis zur Sättigung zugießt, und nachher wieder abzieht, durch glühende Kohlen, die man darinn ablöscht, durch öfteres Anhauchen u. d. g. nicht etzend werden, macht es sehr wahrscheinlich, daß die etzende Kraft bloß von dem

Man=

Mangel des brennbaren Grundstoffs herrührt. Hr. W. nimmt also den rohen Kalkstein, den er allein aus dem Thierreiche ableitet, als ein Gemenge aus Wasser, Luft, etzender Erde, und einem brennlichen Körper an, und glaubt, die Versuche, die er angestellt hat, und die hier größtentheils berührt sind, erweisen, daß man ihn auch aus diesen Bestandtheilen wieder zusammensetzen könne. Diese etzende Erde sey nun rein in dem ungelöschten Kalke. Die reinste Feuermaterie nennt er lieber elektrische Materie, oder Aether. Den Versuch, durch welchen Boyle die Schwere des Feuers zu erweisen sucht, erklärt er so, daß die feinsten Theilchen der Feuermaterialien in die Zwischenräumchen des glühenden Metalls eindringen, und sich einige Zeit darinn erhalten. Größeres und feineres Brennbares Wesen. Die Unauflöslichkeit des rohen, und die Auflöslichkeit des gebrannten Kalkes vergleicht Hr. W. sehr gut mit der Unauflöslichkeit des Schwefels und der leichten Auflöslichkeit seiner Säure. Feuerfestes Laugensalz ist aber doch wohl schon, ehe es durch Kalk geschärft ist, im Stande, Schwefel und Oele aufzulösen, freylich nicht so leicht und vollkommen. Trockenes flüchtiges Laugensalz, auch mit dem stärksten Salzgeiste vermischt, erregt doch so gar keine Hitze, daß Quecksilber im Wärmemesser vielmehr fällt; hier kann doch das Wasser nicht hindern, da noch dazu flüssiger Salmiakgeist mit eben dieser Säure sich erhitzt. Ob der Salmiak deswegen, weil seine Säure die Kalkerde auflöst, das Kalkwasser nicht trüb mache, zweifelt Rec. noch. Und nun zu dem Anhang, in welchem Hr. W. zwar manches sagt, was schon andere gesagt haben, was aber freylich nicht oft genug ge=

gesagt werden kann, aber auch manche neue Bemerkung und Vorschlag eingestreut hat. Viele Salzquellen haben gar keine Kalkerde, sondern blosse Bittersalzerde, so z. B. die Quelle bey Halle in Schwaben und die alte Quelle bey Sulz am Neckar; beyde Erden sind immer mit einer Säure, mit Vitriol- oder Salzsäure, oft mit beyden zugleich, verbunden; alle diese bleiben in der Mutterlauge, die noch überdieß eine Fettigkeit (Rec. würde Anstand nehmen, sie flüssigen Bernstein zu nennen) zuweilen, aber sehr selten, Salmiak, und oft noch wahres Kochsalz enthält. Hr. W. räth, die Salzsäure entweder ohne Feuer bloß durch Vermischung der Mutterlauge mit Vitriolsäure oder durch Destillation ohne Zusatz in ganz einfachen Gefässen auszutreiben, und vornehmlich auf Goldscheidewasser und Zinnauflösung zu nützen. Bey einer Mutterlauge, welche auch Kalkerde enthält, ist es allerdings nöthig, diese zuvor durch Vitriolsäure abzuscheiden, wenn man eine Bittersalzerde daraus gewinnen will. Bittersalz und Wundersalz können aus den meisten nicht eher geschieden werden, als bis die Lauge durch Kochen ganz eingetrocknet, und recht durchgeglüht, und dadurch alle Fettigkeit zerstört ist. Zuweilen scheiden sie sich von selbst, wenn man die Lauge den Winter hindurch ruhen läßt; wenn aber die Mutterlauge viele Kalkerde hält, so ist die Scheidung schwerer; doch giebt Hr. W. eine Art an, diese Schwierigkeiten zu heben. Auch die Fettigkeit kann durch starkes Vitriolöl, welches damit zu einem erdpechigen Körper wird, der leicht abgeschäumt werden kann, von der Mutterlauge geschieden werden. Auch kann man mit Vortheil die Erden der Mutterlauge durch Asche von Büchen-

chenholz niederschlagen, die Flüssigkeit abgiessen, durchseihen und einkochen, und so Sylvisches Digestivsalz erhalten, das sehr wohl statt gemeinen Kochsalzes gebraucht werden kann. So kann auch eine nicht zu fette Mutterlauge, wenn ihre Erden durch den flüchtigen Geist verschiedener leicht zu habender und wohlfeiler thierischer Körper gefällt werden, sehr vortheilhaft auf Salmiak genutzt werden. Hr. W. empfiehlt sie auch zum Dünger, wenn sie nicht zu fett ist, zum Preussischen Blau und zur Löschung des Feuers, und die Magnesie, die daraus zubereitet werden kann, ausser dem gewöhnlichen Gebrauche zur Besserung saurer Weine. Hr. W. glaubt, daß eben so viel nicht darauf ankomme, ob noch Kalkerde unter der Magnesie ist, wenn sie zum Arzneygebrauche bestimmt ist. (Rec. ist noch nicht von seinen Gründen überzeugt, so wie er überhaupt von Krebsaugen und dergleichen Mitteln anders denkt.) Das Kunststück, Mutterlauge aufzubewahren und zu versieden, behält Hr. W. für sich. Zuletzt noch einige, zum Theil gegründete, Erinnerungen an Hrn. Henn, vornemhlich gegen die Verwandlung des Kochsalzes in Salpeter.

Wien.

Gräffer verlegt: Raphael Johann Steidele, der Anatomie, Chirurgie und Geburtshülfe ausserordentlichen Lehrers zu Wien, Sammlung verschiedener in der chirurgisch-praktischen Lehrschule gemachten Beobachtungen. Zweyter Band. 1778. Octav 116 Seiten. Zum Theil unerheblich. Ein Paar tödtliche Kopfwunden mit Blutergiessung. In einem Falle war das ausgetre-

tene Blut in den Rückgradskanal bis zum vierten Halswirbelbeine herabgesunken. Ein Stich in die Leber, wobey die Gallenblase verletzt war. Es floß eine gallichte und speichelähnliche Feuchtigkeit aus der Wunde. Der Kranke starb den vier und funfzigsten Tag an den Zufällen der Auszehrung. Die Geschichte einer Schlagaderverlezung. Von einer verschlossenen Mutterscheide. Alles wie gewöhnlich. Die Kranke starb einige Zeit nach der Operation an einem Fieber, dessen Ursprung man nicht zu erklären weiß. Eine Durchbohrung der Blase über dem Schaambeine, ohne alle beschwerliche Zufälle. Ein Steinschnitt mit dem Pouteauschen Instrumente. Der Kranke starb am Brande. Glücklicher fiel eine Steinoperation mit dem Instrumente des Bruder Kosmus aus. Eine Mastdarmfistel, die mit den Instrumenten des Hrn. Brambilla glücklich operirt wurde. Eine ganz sonderbare Geschichte von einem eingesperrten angebohrnen Hodensacksbruche. Der Verfasser kannte die angebohrnen Brüche nicht, hielt nach Eröffnung des Hodensacks den Bruchsack für den angeschwollenen Hoden, und ließ ihn uneröffnet liegen. Den folgenden Tag, als er endlich seines Irrthums gewahr wurde, war der Brand bereits da. Le Blancs Dilatorium wurde einigemal mit Nutzen gebraucht. Bey angebohrnen Brüchen, meynt der Verfasser, kann es deswegen nie gebraucht werden, weil die Ursache der Einklemmung bey diesen immer in einer Verengerung des Bruchsackhalses liegt. (Nicht immer ist dies die Ursache der Einklemmung; wenn sie es ist, ist freylich keine Ausdehnung nöthig, weil bey der Operation der Bruchsackhals aufgeschnitten wird; liegt

liegt aber die verengerte Stelle des Bruchsackhalses in oder hinter dem Bauchringe, so kann man sie ja wohl eben so gut, und leichter, ausdehnen, als den Bauchring.) Ein eingesperrter angebohrner Bruch soll immer die Operation erfordern, weil die Ursache der Einklemmung immer eine Verengerung des Bruchsackhalses ist. (Gesetzt, sie ist es; sollte man denn durch den engen Bruchsackhals die Därme nicht eben sowohl, als durch den engen Bauchring, zurückdrucken können?) Einmal zeigte sich das lauwarme Halbbad bey einem eingesperrten Bruche sehr wirksam. Der Kranke saß eine Stunde drinnen. Man soll im Bade Klystiere geben. Eine Warnung, daß man dem Fieber bey eingesperrten Brüchen nicht trauen soll. Sie täuschen oft den Wundarzt. Ich habe oft gesehen, sagt der Verfasser, daß auch bey den gelindesten Zufällen, bey einem fast unmerklichen Fieber, ohne vorhergehende grosse Schmerzen, ja beynahe ohne alle Zeichen der Entzündung, der Brand im Bruche angetroffen wurde. Man darf also die Nothwendigkeit der Operation nicht immer nach der Heftigkeit der Zufälle abmessen. Ein Fall, wo die Tabacksklystiere offenbar schadeten. Der Kranke ward darauf sehr unruhig, beängstigt, der Leib schwoll auf, die Schmerzen vermehrten sich; und alle diese Zufälle verschwanden sogleich, als nach einer halben Stunde der Rauch wieder abgieng. Ueberhaupt soll man den Tabacksklystieren nicht trauen, wo schon viel Reiz, Entzündung und Schmerz ist. Am Ende ist auf einer Kupfertafel eine seltene Abweichung der Blutgefässe in der Brust von dem Gewöhnlichen abgebildet.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

30stes Stück.

Den 24. Julii 1779.

Brüssel.

Von hier haben wir noch mehrere Preisschriften, vom Jahre 1774. = 1778. und den ersten Band der in Französischer Sprache geschriebenen eigenen Abhandlungen der nun zur Akademie erhobenen Kaiserl. Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, Quart im Verlage von Boubers, nachzuholen, die wir also nur kurz anzeigen wollen.

Vom Jahre 1774. 1) D. Rob. Hinckmann Abhandlung über die Frage: Ist es vortheilhaft, Neubrüche, wie in England, einzuschliessen? Welches ist überhaupt das geschwindeste und kräftigste Mittel, Neubrüche fruchtbar zu machen? S. 84.

2) de Launay Abhandlung über eben dieselbige Frage. S. 30.

3) P. J. Heylen kurze Beschreibung der vornehmsten Flüsse der Niederlande (Belgicae hodiernae) der Aenderung ihrer Bette, und der Anstalten, die man bis auf Karls des Fünften Zeiten

theils um die Schiffahrt überhaupt zu erweitern, theils um sie mit verschiedenen Städten zu vereinigen, von Zeit zu Zeit getroffen hat; in lateinischer Sprache. S. 103.

Vom Jahre 1776. 1) J. F. Foulle' Abhandlung über die Frage: Welches sind die Mittel, die Wolle des Wollviehes in den Niederlanden zu verbessern? S. 52.

2) Uebersetzung der Abhandlung des Hrn. L. J. E. Pluvier über die Frage: Zu welcher Zeit seit dem Anfang der Herrschaft der Franken bis auf die Geburt Karls des Fünften kann man sagen, daß der Zustand der Niederlande am blühendsten, die öffentlichen Sitten am reinsten, und das Volk am glücklichsten gewesen ist? S. 30. Hr. Pl. entscheidet für die Regierung Philipps des Schönen.

3) P. J. Heylen Antwort auf die Frage: Welches geschriebenen Rechtes haben sich die Niederländer vom siebenden Jahrhunderte an bis ungefähr zu dem Anfang des dreyzehenden bedient, und wie haben sie in dieser Zeit die Justiz verwaltet? S. 71. in lateinischer Sprache.

4) Norton Abhandlung über die Frage: Welches sind die Mittel, in den Niederlanden die Wolle des Wollviehes zu verbessern? S. 14.

Vom Jahre 1777. 1) W. F. Verhöven Antwort auf die Frage: Wie war der Zustand der Manufacturen und des Handels in den Niederlanden im dreyzehenden und vierzehenden Jahrhundert? S. 181. in Niederländischer Sprache.

2) Zergliederung dieser Abhandlung. S. 20.

3) Norton Antwort auf die Frage: Würde der Gebrauch der Ochsen in unsern Ländern sowohl zum Feldbau, als zum Transport der Waaren auf den Canälen, dem Gebrauch der Pferde, wel-

welcher man sich insgemein bedient, nicht vorzuziehen seyn? S. 32.

4) Foulle Abhandlung über die besten Mittel, allzu feuchte, morastige und oft überschwemmte Felder, die sich in verschiedenen Theilen unserer Provinzen, und vornehmlich in Flandern, finden, anzubauen und zu bessern. S. 32.

5) Norton Antwort auf eben dieselbige Frage. S. 24. in Niederländischer Sprache.

6) Auszug aus einer Abhandlung über eben dieselbige Frage von einem Ungenanten. S. 75.

Vom Jahre 1778. Mane Abhandlung über die verschiedenen bis jetzt erfundenen Methoden, die Gebäude vor Feuer zu sichern. S. 39. Hr. M. betrachtet sie sehr theoretisch, und rühmt das Verfahren des Engländers Hartley, zieht ihm aber doch die Art vor, die er von Lord Mahone gelernt hat, welcher statt Eisenblech einen Kütt aus einem Theile groben Sands, zween Theilen Kalks und drey Theilen zerhackten Heues gebraucht. Beyde Methoden sind genau beschrieben, und zum Theil durch Zeichnungen erläutert.

Nun zu den eigenen Abhandlungen, welche die Aufschrift: Mémoires de l'academie impériale et royale des sciences et belles lettres de Bruxelles führen, und deren I. Theil von 1777. ohne Vorrede von CXI S. S. 557 stark ist. Zuerst einige Nachrichten von der Geschichte und der innern Einrichtung der Akademie, die Namen der Mitglieder, die Anzahl und Gegenstände ihrer Zusammenkünfte. In der Gegend von Oudenarde findet sich eine Art Tripelerde. Nachricht von einem glücklichen Erfolg des Anbaues der Rhabarber. Nun die Abhandlungen selbst. I. Pigot astronomische Bemerkungen in den Jahren 1772. und

1773. in den Oesterreichischen Niederlanden gemacht. II. Abt Marci Abhandlung über die Verhältnisse der Fässer, und ein allgemeines Maaß derselbigen. III. Abt von Nelis Abhandlung über das Chilische Schafkamel, und gelegenheitlich über die Verbesserung unserer Wolle; etwas aus der Naturgeschichte dieses Thiers, von andern entlehnt. IV. Mann Abhandlung über den alten Zustand der Flandrischen Küste, über die Veränderungen, die sie nach und nach erlitten hat, und ihre Ursachen; über ihren Himmelsstrich und Boden; über die Moräste an dieser Küste, und ihre Vergleichung mit der Höhe verschiedener Theile des angränzenden Landes. Vieles über die Entstehung und die allgemeinen Veränderungen unserer Erde, grossentheils nach Needham. V. Needham Sammlung einiger physikalischer Bemerkungen, auf einer astronomischen Reise im Jahre 1772. in der Provinz Luxemburg gemacht. VI. Abt d'Everlange de Vitry Abhandlung über die elektrische Materie, in so ferne sie die bewegende Flüssigkeit in den Pflanzen und in dem menschlichen Körper ist. VII. Rob. von Limburg, des jüngern, Abhandlung über die Naturgeschichte eines Theils der Niederlande; dieser Theil begreift das, was von Limburg, Luxemburg, Stavelot und Lüttich zwischen der Maas und dem Rhein bis an die Gränzen der Niederlande nach Mittag zu liegt, in sich. Die Sprache des Verf. ist etwas zu unbestimmt. Der Kiesel steht bey ihm unter den Kalksteinen. Versteinerungen sind sehr gemein, besonders von Schalenthieren. VIII. J. B. de Brunie Abhandlung über eine Krankheit, welche giftige Miesmuscheln erregen. Die wichtige Bemerkung, daß sie nicht von den Muscheln an sich komme, sondern von ganz kleinen Meersternen, welche roh auch für

die

die Hunde ein tödtliches Gift sind, und die Haut des Theils, der sie unmittelbar berührt, entzünden, aber ihr Gift durch Kochen und Essig verlieren; sie finden sich zu gewissen Zeiten sehr häufig in und neben den Muscheln. Hier etwas von der Naturgeschichte der Meersterne und der Muscheln. Dann die Beschreibung der Krankheit selbst und ihre Heilart, bey welcher Brechmittel das meiste thun. IX. Abt d'Everlange de Vitry über die Gesundwasser von Sauchoir; sie sind eisenhaltig. X. Godart Erklärung der Ursache der Leeren, die man auf holperichten Wegen unter den Eisschollen wahrnimmt. XI. Mann Abhandlung über die Mittel zu einer vollständigen Theorie der Meteoren zu gelangen. XII. Ebendesselben Abhandlung über das Gefrieren des Meerwassers; eigene Erfahrungen mit den Erfahrungen anderer älterer und neuerer Naturforscher und Reisenden verglichen. XIII. Bournons Abhandlung, enthaltend eine Anleitung zu einer allgemeinen Integrationsformel. XIV. du Rondeau Abhandlung über die Natur des gemeinen Salzes, dessen sich die alten Belgier und Germanier bedienten. XV. de Limburg des jüngern Abhandlung zur natürlichen Geschichte der Fossilien in den Niederlanden. Torf ist, auch in den Oesterreichischen Niederlanden, sehr gemein. Einige Tropfsteinhöhlen bey Renonchamps in Luxemburg, und bey Rochefort in Lüttich. XVI. des Roches Abhandlung über die Religion der Völker in dem alten Belgien. XVII. Abt von Nelis Abhandlung über ein altes Denkmal in Tournaisis, genannt der Stein Brunehaut (das hier abgezeichnet ist.) XVIII. des Roches Untersuchung der Frage: Hat die Etruscische Sprache Aehnlichkeit mit der Sprache der Niederländischen Völker?

 XIX.

XIX. Ebendess. Erklärung eines schweren Briefs, der sich in der Sammlung von Briefen des heil. Bonifacius findet, mit Betrachtungen über die alte Dichtkunst der Belgischen Völker. XX. Ebendesselben neue Untersuchungen über den Ursprung der Buchdruckerkunst, in welchen man zeigt, daß der erste Gedanke darzu von Brabandern kommt. Zuletzt noch XXI. Auszug aus meteorologischen Beobachtungen, die zu Brüssel und in einigen andern Niederländischen Städten gemacht worden sind.

Tübingen.

Bey J. F. Heerbrandt ist 1778. auf neun Octavbogen eine heraldisch-biographische Schrift unter folgender Aufschrift verlegt: **Historische Nachrichten von dem Hause und Wappenbild der Herren Riedesel, Freyherren von und zu Eisenbach, in einem Schreiben vorgetragen von Samuel Wilhelm Oetter, Hochf. Brandenburg. Geschichtschreiber.** Diese Abhandlung ist an die Frau Kammergerichtsassessorin Riedesel, Freyin von Eisenbach, gebohrne Freyin von Seckendorf, gerichtet, und enthält erst eine Untersuchung des Ursprunges und Wapens des Riedeselschen Geschlechts, ferner eine Vergleichung der Verdienste, die dieses und das Seckendorfische Geschlecht bekanntlich in Betracht der Wissenschaften, Religion, Vaterlandsliebe und Tapferkeit erlangt hat, und dann in zweyen Beylagen einen bisher ungedruckten Erbvertrag zweyer Riedeselschen Linien vom Jahre 1586., wie auch einen Entwurf von einem ausführlichen Werke, welches der Hr. Verf. über die Vorrechte, Vorzüge, Verdienste, Güter, Wapen und Geschichte der Freyen

von

von Seckendorf ausgearbeitet und zum Druck bereitet hat. Der erste Gegenstand dieser kleinen Abhandlung begreift viele neue Bemerkungen, die ihr einen allgemeinen Nutzen im heraldischen und antiquarischen Fache verschaffen. Wir führen daraus folgende Proben an: Der älteste des Riedeselischen Geschlechts heißt in einer Marburgischen Urkunde vom Jahre 1226. Ditmarus Riedesel, und scheint seinen Namen nicht von einem Dorfe, sondern entweder von dem Wahrzeichen seines Burghauses zu Marburg, oder von seinem Schildsbilde erhalten zu haben. Der Esel behielt bey den Teutschen, wenigstens bis 1459., den Ruhm, den ihm Homers Zeitalter schon beylegte, und ward für ein Sinnbild der Stärke gehalten. Daher nahmen viele angesehene Helden sein Bild in ihren Schild, und nannten sich nach selbigem. Noch in jenem Jahre 1459. entstanden zwey Rittergesellschaften in dem Fränkischen Kreise, die sich die Gesellschaft zum Esel nannten, und etwa hundert Jahre später gab P. Melissus ein Eselshaupt für ein Zeichen der Weisheit aus. Es ist sehr wahrscheinlich, daß ein grosser Theil der Zunamen des Adels von Schildsfiguren entstanden ist, und der Hr. Verf. zeigt, daß sogar gewisse Namen, die jetzt Schimpfnamen zu seyn scheinen, von alten rühmlichen Benennungen und von Wapenfiguren entlehnt sind. Zum Beyspiel dient der Name Schelm, der ehedem keinen unredlichen Menschen, sondern die Viehseuche und ferner ein todtes Vieh oder Aas bezeichnete, wie der Hr. Verf. aufs Neue aus alten Urkunden und Gesetzen dargethan hat.

Eine andere heraldische Schrift ist 1779. auf vier Quartbogen in eben diesem Verlage unter der

Aufschrift an das Licht getreten: Ueber die Wappenschildhalter, insonderheit des Römischen Teutschen Reichsadlers, die zween Greiffen, vom geheimen Rath Hoffmann zu Tübingen. In selbiger wird bemerkt, daß die Annahme und Verwerfung der Schildhalter nicht zu den kaiserlichen Reservatrechten gehöre, sondern jedem frey stehe, und daß von den 15,000 Wapen, die das fortgesetzte Siebmacherische Wapenbuch jetzt in sich fasset, nur 150 mit Schildhaltern, nemlich 50 mit Löwen, 20 mit Greifen, und die übrigen mit andern wirklichen oder idealischen Stützen, versehen sind. Das Herzogl. Würtembergische Wapen hat unter der jetzigen Regierung einen Schildhalter bekommen, der von andern, die zuweilen gebraucht, bald aber wieder verworfen sind, abweicht. Der Greif ist kein neues, sondern uraltes Bild, welches von den Römern und Griechen nach Teutschland gekommen seyn kann. Die Greife des kaiserlichen Wapens finden sich zwar auf einigen Münzen und Siegeln des K. Maximilian I., allein als beständige Schildhalter hat sie erst K. Karl VI. gebraucht. Der Hr. Verf. erklärt sich für die Meynung, daß sie wohl aus den vielen Löwen und Adlern, die im Oesterreichischen Schilde sind, zusammengesetzt seyn können.

Erlangen.

Novae species quadrupedum e glirium ordine cum illustrationibus variis complurium ex hoc ordine animalium, auctore P. S. *Pallas*. Fasc. I. Sumtu Waltheri. 1778. Quart mit 5 Kupferplatten S. 70, ohne Zueignung an einige gelehrte Freunde und Vorrede. Anfangs hatte Hr. P. diese Be-

Bemerkungen, die er auf seinen Reisen gesammlet hatte, Hrn. Hofr. Schreber als einen Beytrag zu seiner Geschichte der Säugthiere zugeschickt, aber der Hr. Hofr. fand sie zu reichhaltig und zu merkwürdig für den Zoologen, als daß sie nicht als ein eigenes Werk erscheinen sollten. Dieses Heft hat vornehmlich das Geschlecht des Hasen zu seinem Gegenstande, das Hr. P. hier mit fünf neuen Arten, dem Lepus variabilis, der vornehmlich in den nordischen Reichen zu Hause ist, aber auch in Schottland und Lievland vorkommt, eine schwarze Ohrenspitze und einen ganz weissen Schwanz hat, sonst aber die Farbe seiner Haare alle Herbst und Frühling ändert, dem Lepus Tolai, der auf der ersten Platte abgebildet ist, die Ohrenspitze schwarz eingefaßt und auch oben an dem Schwanze eine schwarze Farbe hat, die Farbe seiner Haare nicht oder doch nur wenig ändert, und in mehr mittägigen Ländern zu Hause ist; dem Lepus pusillus, der am häufigsten in den mittägigern Thälern, Hügeln und Vorgebirgen der uralischen Gebirgen vorkommt, mehr einzeln lebt, weißgerandete beynahe dreyeckige Ohren, über den ganzen Leib eine gemischte braune und graue Farbe, keinen Schwanz und wider die Natur anderer Hasen eine stark durchdringende Stimme hat; dem Lepus ogotona, der vornehmlich in den gebirgichten Gegenden jenseits des Sees Baikal vorkommt, übrigens viele Aehnlichkeit mit dem Lepus pusillus zeigt, und wie dieser keinen Schwanz, aber über den ganzen Leib eine graugelblichte Farbe, und ovale Ohren von der gleichen Farbe hat; und dem Lepus alpinus, der sich am häufigsten an der Seite der höchsten Altaischen Gebirge zeigt, immer auf rauhen wal-

dichten Gebirgen lebt, sonst viele Aehnlichkeit mit beyden vorhergehenden, auch, wie sie, keinen Schwanz, aber mehr eine röthlichte Farbe über den ganzen Leib, geründete Ohren und braune Fußsohlen hat. Hr. P. hat die Sitten, Wanderungen, Nahrung, Wohnung, Lebensart, Feinde, die innern und äussern Theile dieser Thiere einzeln und in ihrem Zusammenhange, das Gewicht und die Ausmessungen der ganzen Thiere und einzelner Theile und Gegenden, selbst bey einigen in verschiedenen Altern des Thiers auf das genaueste beschrieben, die Natur mit den Beschreibungen der Schriftsteller, vornehmlich unter seinen Vorgängern, verglichen, und, wo er die letztern unrichtig fand, nicht selten getadelt und berichtigt. Durch das Beyspiel des Lep. variab., der gerade zu der Zeit, da der ganze Körper voll, gemästet und stark ist, anfängt, weisse Haare zu bekommen, hat er die Meynung derer Naturforscher zweifelhaft gemacht, welche diese weisse Farbe bey den Thieren, die sie nicht immer und beständig in ihrer Art haben, von einer Schwäche des Körpers herzuleiten suchten. Den Lepus alpinus quält eine eigene Art Bremsen, (Oestrus) deren Larven in seiner Fetthaut nisteln. Hr. P. hat sie auch hier beschrieben und durch eine Zeichnung erläutert. Von dem Lepus variabilis hat Hr. P. auch eine sehr gewöhnliche Bastartart beschrieben.

Leipzig.

Bey Müllern ist gedruckt: **H. Macquers neuer chymischer Versuch, wie man der Seide vermittelst der Kochenille eine lebhafte rothe Farbe geben kan; nebst Nachricht von Zubereis**

reitung der Zeuge auf K. George III. Insel. 6½ Bogen in Octav. Macquer hat in den Schriften der Pariser Akademie den Vorschlag gethan, die Seide in Zinnsolution einzuweichen, und sie erst hernach in die Cochenillebrühe zu bringen. Diese Abhandlung ist hier übersetzt worden. Der ungenannte Uebersetzer hat Anmerkungen beygefügt, die oft gar nicht zur Sache gehören, und, wie die Uebersetzung selbst, einen Anfänger zu verrathen scheinen. Nach S. 15 soll die Zinnauflösung entweder mit Vitriolöl oder Salzgeist, nicht aber mit Scheidewasser, gemacht werden! freylich nicht, sondern mit Königswasser, so wie Macquer selbst es angiebt, welches der Uebersetzer vielleicht noch nicht gelesen hatte, als er jene Anmerkung schrieb. Saflor heißt hier Safran oder wilder Saflor, und soll nur aus einem einzigen Stengel bestehen. Malackazinn scheint dem Uebersetzer nicht bekannt zu seyn; in dieser Verlegenheit versichert er, überhaupt werde unter malac de Grenaille jedes gekörntes Metall verstanden; nicht doch! Macquer versteht gekörntes Malackazinn. Der Anhang ist aus den schon allgemein bekannten Reisebeschreibungen der Engländer zusammengetragen.

Halle.

Hr. Wenceslaus Johann Gustav Karsten, der Philosophie D. und damahls, herzogl. mecklenburgschwerinischer Hofrath, der churfürstl. Akademie der Wissenschaften zu München, der holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem und der königl. Dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Copenhagen Mitglied, hat beym Antritte seines öffent-

öffentlichen Lehramts der Mathematik und Naturlehre zu Halle, nebst einer Anzeige seiner künftigen Vorlesungen, einen Versuch einer völlig berichtigten Theorie der Parallellinien auf 20 Quartseiten herausgegeben. Er fängt davon an, daß zwo Linien gegen eine dritte (Alles versteht sich in einer Ebene) einerley Lage alsdann, und nur alsdann, haben, wenn sie die dritte unter gleichen, übereinstimmig liegenden, Winkeln schneiden. Nun sagt er 15 Seite 6 Abs. Jede gerade Linie hat für sich ihre bestimmte Lage, wenn also zwo Linien gegen eine dritte einerley Lage haben, so haben sie auch für sich einerley Lage; aber nicht einerley Lage für sich, wenn sie gegen eine dritte nicht einerley Lage haben. Hieraus folgt freylich sogleich, daß zwo Linien, die eine dritte unter einerley Winkeln schneiden, auch jede vierte u. s. w. unter einerley Winkeln schneiden, denn sonst hätte sie wegen der dritten für sich einerley Lage, wegen der vierten aber nicht. Hr. K. kann mit jemanden, der diese Sätze nicht für befriedigend hält, nicht darüber disputiren, so wenig, als mit jemanden, dem die Sätze vom Decken der Linien und Grössen nicht befriedigende Grundsätze wären. (Also nicht zu disputiren, sondern, weil es die Achtung gegen einen verdienten Gelehrten erfodert, wenn seine Schlüsse nicht befriedigen, anzuzeigen, was man dabey ergänzt wünschte, sey folgendes beyzufügen verstattet: Für sich einerley Lage haben, klingt zwar etwas neu, und ist von Hrn. K. in Entgegensetzung des: gegen eine Linie einerley Lage haben, nicht definirt, es kann aber wohl nichts anders heissen, als was man positione gegeben nennt. Nun scheint es, als liessen sich die ersten

Sä-

Sätze in Hrn. K. 6 Abs. auf krumme Linien anwenden, von denen doch der Schluß nicht gilt. Auf einer unbegränzten geraden Linie nehme man willkührlich einen Punct für Brennpunct, und einen für Scheitel einer Parabel, so ist die ganze Parabel, ihrer Lage für sich nach gegeben, völlig wie eine gerade Linie durch Lage gegen eine andere, denn Parabel und gerade Linie sind auch, eine wie die andere, unendlich. Nun auf eben der vorigen geraden Linie nehme man anderswo Brennpunct und Scheitel so weit von einander, als das erstemahl, so giebt sich eine zweyte Parabel, von der ersten nur numero unterschieden, von diesen beyden Parabeln kann man völlig in der Bedeutung wie von geraden Linien sagen, sie haben einerley Lage 1) gegen die gerade Linie, in der ihre Scheitel und Brennpuncte liegen, 2) für sich, in dem unendlichen Raume, den sie durchstreichen. Eigentlich sind es auch krumme Parallellinien. Daraus aber, daß diese beyden krummen Linien gegen eine gewisse gerade Linie, und auch für sich einerley Lage haben, folgt gar nicht, daß sie auch gegen jede andere gerade Linie einerley Lage haben. Kurz, sollte Hrn. K. 6 Abs. Recens. überzeugen, so müsste: **eine Lage für sich**, und: **einerley Lage haben**, so bestimmt werden, wie diese Prädicate der geraden Linie eigen sind; in dem, was Hr. K. sagt, ist der Begriff der geraden Linie nicht ausgedrückt, und ohne denselben folgen die Schlüsse nicht. Freylich kömmt es darauf an, daß bey der geraden Linie, und bey ihr allein, alle Theile einerley Lage haben. Aber eben das bringt die Sache auf den blos klaren Begriff der geraden Linie, und zeigt, daß man in diesem

die

die Richtigkeit des Euklidischen Grundsatzes sieht, doch ist es kein ordentlicher geometrischer Beweis, wie sich von der Conversa geben lässt.) Hr. K. kündigt unter seinen Lehrstunden auch welche über die Vernunftlehre nach Hrn. geh. R. Darjes Lehrbuche an, und bestreitet mit Recht das Vorurtheil, daß die künstliche Logik unbrauchbar sey. (Einige der Gelehrten, die er diesen Gedanken zu unterstützen beschuldigt, werden wohl eine gewisse grillenfängerische Logik, die der Zusammenhang bey ihnen leicht kenntlich machen wird, verstehen. Die wahre Logik kann wenigstens kein Verehrer von Leibnizen und Wolfen verachten, beyde empfehlen sogar, was selbst Locke und manche Logiker für nicht sehr wichtig halten, die Syllogistik.)

Dresden.

Sammlung freundschaftlicher Originalbriefe zur Bildung des Geschmacks für Frauenzimmer; Herausgegeben von D. H. von Runkel. Zweyter Theil 1779. 212 Octavs. Briefe des Hrn. Bibliothecar Daßdorf hatten schon in der ersten Sammlung gefallen, hie ist eine grössere Menge von ihm, und unterschiedene artige Gedichte, gleich zum Anfange: Wunsch eines jungen Frauenzimmers an die Tugend und Weisheit, ein Lied, das sich auch in Noten gesetzt dabey befindet. Die Briefe sind nicht bloß freundschaftlicher Umgang, manche enthalten auch Nachrichten, Gedanken über neue Bücher u. d. g. Menschenfreunden werden die guten Handlungen, die 49; und 173; S. erzählt werden, angenehm rührend seyn. Die nothleidende Frau, am letztangeführten Orte, ist ein Beyspiel zu einem sonst schon ge-

gesagten Satze: Daß man wohl thut, die Religion noch Niedrigen und Armen zu lassen, wenn gleich Grosse und Reiche zu stark wären, ihrer Arzney zu bedürfen. Man findet auch hier einen Aufsatz, die Lebensumstände der seel. Frau Hofr. Heyne betreffend, von Hrn. Hofr. Kästner, und als eine Probe, wie die Verstorbene dachte und schrieb, ein Brief von Ihr an ihren Bruder. Ausser den angezeigten Nahmen, ist von den Verfasserinnen oder Verfassern der Briefe, Niemand völlig genannt. Die Aufnahme dieses Theils wird ohne Zweifel veranlassen, daß die Frau von Runkel die Hoffnung erfüllt, die Sie zum dritten macht.

Leipzig.

In der Dykischen Buchhandlung: Lustspiele von J. K. Wezel. Zweyter Theil 398 Seiten mit einem Titelkupfer. I. Eigensinn und Ehrlichkeit. Einer verwittweten Gräfin gefällt der Lehrer ihrer Tochter so gut, daß sie sich ihm zur Gemahlinn anbietet, und eine Emilie, mit der er vorlängst versprochen war, bewegt, ihn ihr abzutreten. (Nach seiner Empfindung glaubt der Recensent, die Kaufmannswittwe in Weisens Großmuth für Großmuth handle edler, als die Gräfinn.) II. Die seltsame Probe. Die Geliebte läßt ihrem Liebhaber beybringen, sie sey eine lasterhafte Person, weil er sich darauf trennen will, belohnt sie seine Achtung für die Tugend. Ein Landedelmann, der sich vortreflich auf den Handel mit Wolle und Korn versteht, und ein gewesener Capitain, jezo siegreich gegen Schinken, Rindszungen und Burgunder,

sind

sind für die Lacher; in beyden Schauspielen aber natürlicher und anständiger Dialog, wahre und mannigfaltige Charaktere, geschickte Anlegung und Entwickelung des Plans, für alle Freunde theatralischer Werke.

Altenburg.

Physiognomische Reisen, Drittes Heft. In der Richterischen Buchhandlung 1779. 216 Octavs. Geschichte eines Mannes, der durch lauter ehrliche und gute Gesichter um Vermögen und Unterhalt war gebracht worden. Besuch bey dem Beamten Sportler, Sammler von Spitzbubensilhouetten, unter denen des Reisenden eigne auch einmahl angezweckt gewesen war. Allerley muthwillige, nicht allemahl ganz richtige und gerechte, Einfälle und Ausfälle, darunter der letzte ist: nach fünf und zwanzig Jahren werde die Physiognomik, statt der Lehre von der Tortur, zur Criminalwissenschaft gehören. (Aber, wie lassen sich: Etwas von unserer Modelectüre, und fünf und zwanzig Jahre zusammendenken?)

Leipzig.

Von daher haben wir kürzlich bey C. F. Schneidern eine teutsche Uebersetzung von J. F. van Berckheys Naturgeschichte von Holland und deren I. Bande, Octav S. 314, erhalten. Die Uebersetzung ist fliessend; der Uebersetzer hat aber manchmalen, doch nicht allenthalben, wo wir es gewünscht hätten, seinen weitschweifigen Schriftsteller abgekürzt.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

31stes Stück.

Den 31. Julii 1779.

Berlin.

Beym Königl. Buchdrucker Decker 1779. gedruckt: Nouveaux memoires de l'Acad. Roy. des Sc. et d. Bell. Lettr. année 1776. Geschichte 72 Quartſ. Abhandl. 464 S. 18 Kupfert. In der Geschichte finden sich merkwürdige Versuche Hrn. Wilsons. Er bereitet Austerschalen durchs Feuer, daß sie, dem Sonnenlichte einige Secunden ausgesetzt, alsdann im Dunkeln eine der prismatischen Farben zeigen. Nun wies eine roth. Auf sie ließ er die Farbenstralen des Prisma nach einander fallen; im rothen zeigte sie blässer roth, aber in andern Strahlen viel lebhafteres, am lebhaftesten im Violet. Hr. Beguelin findet dieses mit der Unveränderlichkeit der Farbenstrahlen nicht zu vereinigen. Hr. Marggraf wünscht umständlichere Nachricht vom Versuche. (Bey der Sorgfalt, welche die Versuche erfodern, auf denen die Newtonische Farbentheorie nach allen ihren Umständen beruht, muß man solche Erfahrungen selbst gemacht

 ha-

haben, wenn man daraus schliessen oder darüber urtheilen will.) Die Abhandlungen sind folgenden Inhalts. Experimentalphysik: 1) Hrn. Lamberts zweyte Abhandlung über das Reiben. Versuche mit einer grossen stehenden Welle angestellt, aber nach seiner eigenen Erinnerung noch nicht genug für ein allgemeines Gesetz. 2) Ders. über die Kraft des menschlichen Körpers, die z. E. beym Springen, Steigen, Stossen u. s. w. angewandt wird. Er betrachtet sie als ein immaterielles Wesen, in Vergleichung mit welchem, der Körper nur Masse, die bewegt werden soll, ist. (Dieser Ausdruck hat den Rec. und jeden, dem er die Stelle wies, anfangs sehr befremdet. Also wird wohl nicht überflüssig seyn, zu erinnern, daß die Meynung ist: Man stelle sich eine Kraft vor, etwa wie eine Federkraft, die in einer kleinen Masse sehr groß seyn kann, und bey der man also an die Masse, von der sie ausgeübt wird, nicht denkt, nur an die Masse, die von ihr bewegt wird. Aehnliche Bedeutung hat in Joh. Bernoullis Hydraulik, die vis immaterialis (Kästners Hydrodynamik 663.) 3) Hr. Marggraf, chymische Untersuchung des Topases vom Schneckenberge. Er besteht vornehmlich aus sehr feinen Theilchen einer Alaunerde und Kalktheilchen. 4) Hr. von Franchéville zeigt: das weibliche Becken könne sich bey der Geburt erweitern, da es aus so viel Knochen, mit Knorpeln und Bändern vereinigt, bestehe. Die wirkliche Erweiterung belegt er mit einer Menge Autoritäten. 5) Hr. Achard erzählt Versuche mit dem Elektrophor. Er stellt sich den Harzkuchen in viel horizontale Schichten getheilt vor; die obere wird durchs Reiben elektrisch, und behält die Elektricität lange, weil sie auf den untern isolirt ist. Unterschiedene neue Elektrophore. 6)

Dess.

Dess. Versuche über die Erde, die Pflanzen und Thieren zum Grundstoffe dient. Nachdem man nehmlich aus Theilen von Pflanzen oder Thieren alles Flüchtige durch vereinigte Wirkungen von Feuer und Luft zerstreut, das Rückständige ferner calcinirt und ausgelaugt hat, diese von Salztheilchen befreyte Erde. Bey Pflanzen ist sie kalkartig, auch bey Thieren eine Art davon, eine andere alkalisch, von allen bekannten unterschieden. 7) Ders. vom Zusammenhange fester Materien mit flüssigen. Die Gewalt untersucht, mit welcher Scheiben aus Glase u. a. festen Materien, von Wasser u. a. flüssigen Materien abgesondert werden. Wärmere flüssige Materie hängt schwächer an, weil sie nähmlich dünner ist, so berühren weniger Theile von ihr eben die Fläche der festen Scheibe. Für unterschiedlich gepaarte feste und flüssige Materien hat Hr. A. kein Gesetz des Zusammenhangs nach eigener Schwere oder andern schon bekannten Umständen entdeckt. Es scheint ihm, als komme es hiebey auf die Menge der Berührungspuncte an, die sich mit nach der Gestalt der kleinsten Theilchen der flüssigen Materie richten wird. Er schlägt Mittel vor, diese Eigenschaft, nach welcher sich die Stärke des Zusammenhängens richtet, in mehr Licht zu setzen. Eilf gedruckte grosse Tafeln stellen die häufigen, mühsamen, selbst kostbaren Versuche vor, die Hr. A. gegenwärtiger Abhandlung wegen unternommen hat. 8) Hr. Marggraf ergänzt seine Untersuchung über den Topas. Eine gallertartige Materie, die er dabey fand, rührt vom calcinirten Weinsteinsalze her. 9) Hr. Gerhard über das Weltauge. Der Churbraunschw. Unterberghauptmann, Freyh. v. Veltheim, welcher selbst viele Versuche damit angestellt, hat Hrn. G. ein Stück übersandt, und

ihn dadurch in Stand gesetzt, den Stein in Schlesien zu entdecken, wo er die bräunlichte Rinde des gelben, grünen und weissen Chrysopras ausmacht. Er ist nicht viel über zweymahl so schwer als Wasser, folglich von geringer Dichte, doch müssen seine häufigen Zwischenräume sehr klein seyn, denn von festen Materien, die Wasser aufgelöst hat, nehmen sie nichts ein. Was Fettigkeiten auflöst, beschleunigt seine Durchsichtigkeit, er enthält also fettichte Theile, wird übrigens vom Wasser auf eben die Art durchsichtig, wie Papier u. d. g. Hr. G. giebt ihm den Namen: Smectis porosus, in aere opacus, in aqua pellucidus. 10) Berlinische Witterungsbeobachtungen 1776; von Hrn. Beguelin.

Mathematik: 1) Hr. de la Grange, Formeln, die Aenderungen der mittlern Bewegungen der Planeten zu berechnen. 2) Dess. Ausdrückungen von Seiten oder Winkeln der Kugeldreyecke, durch Reihen, die nach gegebenen Seiten oder Winkeln convergiren. Ein Gebrauch hievon ist, wenn man Unterschiede zwischen ein paar solchen Dingen finden will, z. E. zwischen Hypothenuse und Grundlinie, wie bey der Reduction auf die Ekliptik. 3) Dess. Gebrauch der fractionum continuarum in der Integralrechnung. Sie dienen, eben wie Reihen, mit dem Vorzuge, daß sie den Ausdruck durch eine endliche Menge von Theilen geben, wenn dergleichen Ausdruck statt findet. 4) Hr. von Castillon der Vater, über die Aufgabe: In einen gegebenen Kreis ein Dreyeck zu zeichnen, dessen drey Seiten durch drey gegebene Puncte gehen. Beym Pappus findet man sie für die drey Puncte in einer geraden Linie. Hr. v. C. löst sie durch die geometrische Analysis nach Art

der

der Alten auf. Bald nachdem Hr. v. C. diesen Aufsatz vorgelesen, sandte Hr. de la Grange ihm eine sinnreiche und kurze algebraische Auflösung. Dieses veranlasste beyde Mathematiker zu fernern Untersuchungen, bey denen sich noch nicht bemerkte Eigenschaften der Kegelschnitte entdeckten, besonders Segmente gerader Linien an diesen krummen betreffend. Sie machen den Innhalt der 5. Abh. aus, in Hrn. de la Gr. algebraischen Vortrage und Hrn. v. C. geometrischen. 6) Hr. Messier hat Beobachtungen eingesandt, von Oppositionen Saturns, und Erscheinungen und Verschwindungen seines Ringes. Auf der Fläche des Ringes hat er glänzende Tüpfelchen von unterschiedener Grösse wahrgenommen, manchmahl so häufig, als ob sie damit besäet wäre; ihr Licht weißlicht lebhaft, funkelnd. Eine Charte zeigt den scheinbaren Weg Saturns für die Zeit der Beobachtungen, die Erscheinungen des Ringes, und auch diese lichte Tüpfelchen. 7) Zweene Briefe an Hrn. Beguelin, von Hr. Euler und Hr. Fuß, Hrn. Eulers neue Methode, eine grosse Zahl zu prüfen, ob sie eine Primzahl ist.

Speculative Philosophie: 1) Hrn. Sulzers dritte Abhandlung über die Unsterblichkeit der Seele, physisch betrachtet. Der erste Zustand nach der Trennung vom Leibe sey eine Lethargie. Das lasse sich aus den Beyspielen solcher schliessen, die, als ertrunken, erstickt u. d. g. wieder zum Leben gebracht worden. Aber das feine Körperchen, das die Seele bey dieser Absonderung begleitet, vermenge sich nicht mit der übrigen Materie. Diese kleine beseelte Masse richte sich nach ihrer Art eigenen Gesetzen, nach denen habe sie anfangs den Weg in den Leib gefunden, den sie belebte, und kön-

könne sich wieder mit einem vereinigen. Daß der Seele ohngefähr so ein Leib, wie der, den sie verlässt, zum Empfinden nöthig sey, unternimmt Hr. S. freylich nicht zu beweisen, erläutert es aber doch dadurch: derselbe mässige gleichsam die Wirkungen, welche so unzählbare Kräfte in der Welt, zugleich auf die Seele thun, sie dadurch verwirren und betäuben würden, lasse durch seine Werkzeuge nur so viel zu ihr, als gehörig ist. (Und könnte so was nach Verlassung des Leichnahms nicht auch der feine Körper leisten, den man doch deßwegen, weil er feiner ist, nicht für unorganisch zu halten Ursache hat. Von Todtgeschienenen Seelen läßt sich auf die abgeschiedenen nicht schliessen; der Mann, der im Tretrade herumgeht, eine Last zu heben, muß stehen bleiben, wenn das Rad gehemmt wird, geht er heraus, so kann er seine Kraft anders brauchen. Mit Traurigkeit denkt man bey dieser Abhandlung daran, daß ihr Verfasser über das Alles schon mehr Unterricht hat, als er Mitsterblichen geben konnte.) 2) Hr. von Beausobre über die Gewißheit. Er findet nur Ueberzeugung, wo man deutliche Einsicht in die Gegenstände und derselben Verhalten hat, Alles andere rechnet er zur Ueberredung, selbst Begebenheiten, man glaube sie nun eigener Empfindung, oder anderer Zeugnisse. (Weil Hr. v. B. Gewißheit in Ueberzeugung und Ueberredung eintheilt, so läugnet er doch hiemit die Gewißheit der Begebenheiten nicht, und es kömmt also hiebey nur darauf an, welches freylich willkührlich ist, Ueberzeugung für Gewißheit a priori zu nehmen.) 3) Dom. Pernetty, was allerley physische Umstände, z. E. Geschlecht, Clima u. d. g. für Einfluß auf den Geist des Menschen haben.

Schö=

Schöne Wissenschaften: 1) Hr. Merian vom Einflusse der Wissenschaften auf die Poesie erster Theil dritte Abhandl. Die griechischen Dichter nach den Homer, bis auf den Lycophron. Hr. M. gesteht ihnen nicht viel Philosophie zu. (Systematische freylich gehörte eben nicht für Dichter, aber jeder könnte immer bey den Fehlern, die Hr. M. an ihnen aussetzt, philosophie du bon sens gehabt haben.) 2) Hr. Weguelin fünfte und letzte Abhandlung über die Philosophie der Geschichte. 3) Hr. von Francheville, Aufklärung einiger Schwierigkeiten bey der Erzählung in Aimonis Continuation, von einem Feldzuge, den K. Otto des Grossen Völker vor Troyes in Champagne gethan.

Frankfurt und Leipzig.

Aus der Felseckerischen Buchhandlung haben wir noch 1777. und 1778. den zweyten und dritten Band der gemeinnützigen juristischen Beobachtungen und Rechtsfälle erhalten, welche die Verfasser der neuesten juristischen Litteratur herausgeben, und wovon der erste Band bereits 1777. im 115. Stück dieser Anzeigen bekannt gemacht ist. Ein gefälliger und leichter Ton, deutlicher Vortrag, stetige Abwechselung der Materien und andere auf das Aeussere sich beziehende Verdienste sind auch bey diesen beyden Bänden Vorzüge, die sehr wenige ähnliche Sammlungen mit ihnen theilen, und die sie zu der Stufe der classischen Schriften erheben würden, wenn innerer Werth und Bearbeitung der einzelnen Stücke mit jenem Putze in gleichem Verhältniß stünden. Schade, daß es dieser Sammlung daran so sehr fehlt! Rec. hat diese Bemerkung besonders bey

dem zweyten Bande an den meisten Stücken machen müssen. Man darf nur, um sich davon zu überzeugen, die Nummern V. X. XI. XIV. XV. als Beyspiele lesen. Doch der Werth und Unwerth dieses Werks ist in der Gelehrten Republik schon längst entschieden. Rec. zeigt also nur einige der einzelnen Stücke näher an. — **Nr. 1. Etwas zu der Lehre von der Gewährsleistung bey Theilungen und andern** *contractibus innominatis*. Die Theilung wird darinn für einen Tausch angenommen, und nun alles, was **Mann** in der Abhandlung de obligatione auctorum intuitu evictionis von der Gewährsleistung bey unbenannten Contracten gesagt hat, auf die Theilung eines Waldes zwischen zweyen Brüdern angewendet. Es soll daher der eine Bruder, welcher von einem Dritten der Benutzung seines Antheils factisch entsetzt wurde, auf die Gewährsleistung, oder auch condictione caussa data etc. auf die Aufhebung der Theilung selbst klagen können, ohne die Entwährung abzuwarten. Sollte dieses wohl mit der heutigen Verfassung unbenannter Contracte, und sollte es selbst mit der Theorie des Röm. Rechts übereinkommen? — Es würde hier zu weitläufig seyn, beyde Fragen vollständig auszuführen; aber das verdient doch bemerkt zu werden, daß der Fall von Entwährung einer in der Theilung zugefallenen Sache einigemal in dem Röm. Gesetzbuche vorkommt, daß aber jedesmal erst *re evicta* die actio praescriptis verbis gegeben ist. L. 14. C. fam. ercisc. L. 7. C. comm. utriusq. jud. L. 58. L. 66. §. 3. ff. de evict. Selbst **Mann** erfodert (cap. III. §. 19) daß ausser Zweifel sey, die übergebene Sache gehöre einem Dritten. Das läßt sich doch gewiß vor der Entwährung nicht sagen? In dem bey dem Verf. zum Grunde liegenden Falle kommt zwar

das

das Besondere vor, daß das zugetheilte Stück Waldes schon vor der Theilung in gerichtlichen Anspruch genommen war. Ein Umstand, der in einem wahren unbenannten Contracte nach der Vorschrift der Röm. Gesetze von Veräusserung streitiger Sachen die Grundsätze des Verf. allerdings geltend machen würde. Aber bey einer Theilung kann er kein Entscheidungsgrund werden. L. 12. pr. L. 13. D. fam. ercisc. — **Nr. 4.** kommt eine **nähere Erläuterung der Lehre von der Replik** vor, die sich aber bloß auf das Röm. Recht einschränkt. Man würde daher dem Verf. unrecht thun, wenn man seinen Begriff (Bemühung des Klägers, die Schutzreden des Beklagten durch neue Gründe zu entkräften,) und die darauf gebauten Grundsätze nach der heutigen Gerichtssprache abmessen wollte. — Die Abhandlung **Nr. 12.** enthält einige sehr gute und practische Regeln über die **Ertheilung der Moratorien**, ob sie gleich übrigens weder neue Aussichten öffnet, noch auch auf den ganzen Umfang dieser Materie gerichtet ist. — Am besten in dem ganzen Bande hat Rec. **Nr. 13. von den Folgen des Betrugs bey Verträgen** gefunden. Der Betrug bey Verträgen schreibt sich entweder von einem der Paciscenten her, oder von einem Dritten. Bey dem ersten Fall hat der Verf. größtentheils die Grundsätze beybehalten, die **Nettelbladt** in einer besondern Abhandlung über diese Materie aufgestellt hat. Rührt hingegen der Betrug von einem Dritten her, so ist zu untersuchen, ob derselbe Namens eines der Contrahenten zum Vorschein kam, oder ob er Dritter im strengen Verstande war. Hier (bey dem ersten Falle sind die Grundsätze bekannt) kann zwar der Betrug des Dritten dem unschuldigen Mitcontrahenten nicht zur Last gelegt werden; er

wirkt aber doch in so fern eine Nichtigkeit, als er einen unvermeidlichen Irrthum nach sich zog, auf den entweder der ganze Contract, oder seine jetzige Modification gebaut ist. Ueberall hat der Verf. die Grundsätze des natürlichen Rechts mit den Verordnungen willkührlicher Gesetze zu verbinden gesucht, und man liest diese Abhandlung mit Vergnügen. —— Der dritte Band, welcher nur XVI Stücke enthält, ist besser bearbeitet, auch bey den einzelnen Fällen eine bessere Auswahl getroffen, als in dem vorigen Bande. Rec. zeichnet auch hier einiges aus. — **Nr. 1. Etwas von den Episcopalrechten protestantischer Reichsfürsten in ihren Territorien.** Bey Gelegenheit einer wider Willen der Mutter eingegangenen heimlichen Ehe entstanden unter andern die beyden Rechtsfragen: "Kann ein Landesherr eine bey seinem Consistorio bereits anhängig gemachte Ehesache „abnehmen, mit Uebergehung der gewöhnlichen „Instanz dieselbe selbst untersuchen, und nach „hinlänglicher Prüfung entscheiden?" und: "kann „sich die Mutter gegen dieses Erkänntniß des Fürsten an eines der höchsten Reichsgerichte wenden?" Hr. E. bejahet die erste Frage, weil der Fürst Rechte, die ihm die Kirche übertragen hat, auch in eigener Person ausüben kann; weil sich zwischen ihm und seinen Consistorien das Verhältniß eines Mandanten zum Mandatarius findet, und weil eben dieses Abfoderungsrecht catholischen Bischöfen eingeräumt wird. Die zweyte Frage wird mit Recht geläugnet, weil den Reichsgerichten in Ehesachen keine Gerichtsbarkeit zusteht, welches hier, zwar nicht aus neuen, aber mit den besten Gründen erwiesen ist. — **Nr. 6. Ob derjenige Bürge, der eine höhere Verbindlichkeit, als der Hauptschuldner, übernimmt, nach der** Theo-

Theorie der römischen Gesetze zu nichts verbunden werde? Die Frage ist bekanntlich wegen des in der L. 8. §. 7. de fidejuss. et mandat. vorkommenden Ausdrucks: quod si fuerint in duriorem causam adhibiti, placuit eos *omnino non* obligari, sehr strittig. Der Verf. tadelt die Haloandrinische Versetzung *non omnino*, statt des *omnino non* und verwirft mit Recht, daß *omnino non* für *non in totum* zu erklären sey. Beyde Erklärungen sind ihm zu willkührlich. Er läßt daher den Ausdruck: omnino non, stehen, wie er steht, schränkt ihn aber auf das Mehrere ein, wofür sich der Bürge verbürgt hat, und das das Ebenmaaß der Hauptschuld übersteigt. Das Resultat dieser Erklärung wird darauf aus bekannten analogischen Gründen vertheidigt, jedoch darunter das Argument aus L. 33. mand. mit Recht verworfen, weil hier nicht die Rede ist, von dem Verhältniß des Bürgen gegen den Gläubiger, sondern von dem Verhältniß des Bürgen gegen den Hauptschuldner. Nr. 7. Von der eigentlichen Beschaffenheit der Habitation nach dem römischen Rechtssystem. Das, was der Verf. zur Aufklärung dieser Beschaffenheit gesagt hat, läuft größtentheils auf die Hypothese hinaus, (die schon Noodt, Majans u. a. vorgetragen haben) daß die Worte im L. 10. de cap. min. "quia tale legatum *in facto* potius, „quam in jure consistit," von Vermächtnissen zu verstehen seyen, welche, von keinem Röm. Gesetze modificirt, blos durch Naturrecht ihre Consistenz und Form erhalten hätten. Rec. hat sich nie überzeugen können, daß das Modestins Sinn gewesen sey. Wie hätte er sonst den angehängten Entscheidungsgrund sowohl auf das Vermächtniß der Habitation, als auf das legatum annuum, ausdehnen können, da doch diesem die bürgerliche

Con-

Consistenz und Form nicht mangelte? Schwerlich ist also hierinne die eigentliche Beschaffenheit des röm. Rechtssystems in dieser Materie zu suchen. Nr. 11. Ob bey der Lehre von der allgemeinen Gemeinschaft der Güter unter Eheleuten das römische Recht in Absicht auf die Heirathsgüter der Töchter zu Hülf genommen werden müsse? Ein Aufsatz des Hrn. Hofr. E., der schon 1774. besonders gedruckt war, hier aber etwas verbessert eingerückt worden ist. — Nr. 12. Rechtliches Gutachten in der von Schmidbergischen Regredienterbschaftssache. Es wird darinn gegen die Regredienterben mit den besten Gründen gestritten, und diese Sache überhaupt sehr gut detaillirt. Wenn jedoch S. 199 eine von Schmidbergische Regredienterbin um deswegen ausgeschlossen wird, weil sie sich unstandesmässig an einen Rector der Musik verheurathet hatte, so muß Rec. aufrichtig bekennen, daß ihn die Gründe des Verf. nicht überzeugt haben. Hr. E. beruft sich vorzüglich auf den in den Familienverträgen gebrauchten Ausdruck: "adelich „eheliche Nachkommen." Aber zu geschweigen, daß dieses Beywort in den meisten adelichen Familienverträgen ein blosses Compliment des Concipienten ist, so findet es sich hier nicht einmal in der Hauptstelle des Familienvertrags (S. 168 lit. c.) wo doch von Abfindung der Töchter durch den Mannsstamm ganz allein die Rede war. — Nr. 16. enthält eine Nachschrift an die Recensenten des ersten Bandes in der allgemeinen deutschen Bibliothek und in diesen Anzeigen, bey der aber der jetzige Recensent keinen Beruf fühlt, sich in fremde Angelegenheiten zu dringen.

Altenburg.

In Richterischen Verlage ist 1778. und 1779. abgedruckt: **Ueber die Geschichte der vereinigten Niederlande, nach dem Französischen frey übersetzt, berichtigt und vermehrt von Friedrich Carl Thürnagel. Erster und zweyter Theil.** (Octav 2 Alph. 15 B.) Ein Werk, welches die Zeit vom Anfange der christlichen Zeitrechnung bis auf den Tod des Prinzen Moritz 1625. begreift, und unterhaltend, wiewohl nicht fehlerfrey ist. Die Grundschrift, die wir gleichfalls vor uns haben, führt den Titel: Abrégé de l'Histoire de la Hollande et des Provinces unies par Mr. I. C. F. Kerroux, und ist im Jahre 1778. zweymal, in Leiden und Paris, abgedruckt. Hr. Kerroux erhielt den Auftrag, einen gewissen Holländisch geschriebenen Auszug aus Hrn. Wagenaars bekannten grössern Geschichte, der mit Beyfall aufgenommen war, in das Französische zu übersetzen, dachte aber in Betracht des Entwurfs anders, als der Verfasser seiner Urschrift, und verfassete daher eine eigene Geschichte, der er in der Einleitung einen Vorzug vor allen übrigen Abhandlungen gleichen Inhalts beyzulegen wagt. In dieser Einleitung versichert er, daß Bor, von Meteren, Brand und Wagenaar den Ausländern unbekannt wären, vermuthlich aber rechnet er die Teutschen nicht mit zu diesen Ausländern, denn diese haben wenigstens den Meteren und Wagenaar schon lange in ihrer Sprache besessen. Vom Bentivoglio, Grotius, Basnage, Janiçon, Strada und de Neufville urtheilt er, daß sie nicht vollständig seyn, und sich nicht auf die Familienverfassung einlassen, das ist nach seiner Erklärung, die Regierungsverfassung, Gebräuche, Charaktere

und

und den Wohlstand der Nationen (unter gewissen Rubriken) abhandeln. Seine eigene Geschichte hält er für nothwendig, weil die Ausländer nicht wohl eine gute Geschichte vom Holländischen Handel, von den Gesetzen und überhaupt von den statistischen Gegenständen der Niederlande länger entbehren könnten, woraus man schliessen muß, daß ihm die Arbeiten des Hrn. Totze unbekannt geblieben sind. Hr. Thürnagel giebt von seinem Verfahren bey seiner Uebersetzung, theils selbst, theils durch den Berlinischen Hrn. Prediger Ulrich, der eine Vorrede dem ersten Theile vorgesetzt hat, Nachricht, und versichert, daß er von Hr. Kerroux Schrift die Eintheilung und Wahl der Sachen und verschiedene Beobachtungen beybehalten, übrigens aber aus den Quellen das Zweckmässigste hineingebracht, und vieles, was weniger interessirte, mit wichtigern Thathandlungen vertauscht habe. Dennoch bemerkt Hr. Kerroux schon, daß seine Schrift viele Lücken des Wagenaarischen Werks ausfülle, und wo dieses nicht interessant genug gerathen, anziehender eingerichtet sey. Nach diesen zweyfachen Aeusserungen werden die Leser die Uebersetzung als eine sehr vollkommene Arbeit betrachten; allein der Rec. kann eine solche Erwartung nicht bestätigen, und beruft sich, um eine Probe übersehener Unrichtigkeiten zu geben, nur auf eine Stelle, die hiesiges Land betrift (185. S. 2. Th.) in welcher den Einwohnern der Stadt Stade in der Brenkenschen (Bremischen) Diöcese nachgesagt wird, daß sie der Ketzerey wegen vertilgt worden, eigentlich aber von den Stedingern in der Grafschaft Delmenhorst die Rede ist. Zu den jetzt interessanten Dingen gehören auch schwerlich Kometenerscheinungen und ähnliche Himmelsbegebenheiten, die man, wiewohl sparsam, in dieser Geschichte antrift. Daß viele

viele Stellen wörtlich aus Hr. Totzens kürzern Auszuge eingerückt sind, darf dem Hrn. Thürnagel nicht verargt werden, weil er es getreulich angezeigt hat.

In eben dieser Richterischen Buchhandlung ist in der Ostermesse dieses Jahrs der von uns im Jahrgange 1775. (Zug. S. 297) angezeigte fünfte Band der Loisirs der Fräulein v. Eon übersetzt geliefert, unter der Aufschrift: **Historisch-statistische Abhandlungen über Rußland aus dem Französischen des Ritters d'Eon von Beaumont.**

Berlin.

Bey Pauli ist neulich herausgekommen: **Erfahrungsmässige Abhandlung von Seuchen und Krankheiten des Rindviehes**, von dem Verf. der Berliner Beyträge zur Landwirthschaftswissenschaft. 20 B. in 8. Der Werth dieser Bogen ist nicht gering, ungeachtet er eigentlich nur in demjenigen, was von Verhütung der Krankheiten, und von dem, was Landleute nach geendigter Seuche bey Wiederankaufung des Viehes zu beobachten haben, zu setzen ist. Denn eine gründliche Anleitung zur Kenntniß und Heilung der Krankheiten, kan freylich nur von einem Arzte, der alle Theile der Arzneygelahrtheit wissenschaftlich erlernt, und solche zu Untersuchung der Viehkrankheiten sorgfältig angewendet hat, erwartet werden. Beobachtungen, die bey einem solchen Unterrichte zum Grunde gelegt werden müssen, verlangen mehr Kenntnissen, als man sich bey andern Beschäftigungen nebenher sammlen kan. Uns hat der Verf. desto leichter befriedigen können, da wir alle Hofnung, wider die Seuche noch ein anderes Mittel, als die strengste Sperrung und schnelle Tödtung des erkrankten Viehes, zu erhalten, längst aufgegeben haben. Der V. selbst ist von dieser Ver-

zweif-

zweiflung nicht mehr weit entfernt, und würde vielleicht ganz unserer Meynung geworden seyn, wenn er ausserdem, was S. 147 gesagt ist, überlegt hätte, daß die Seuche nicht eher erkannt wird, als bis sie zu der Heftigkeit gekommen ist, daß das Vieh stirbt, eher irgend ein Mittel zu wirken anfangen kan. Freylich kan es ein Ungefähr seyn, daß, nach einem S. 52 erzählten Versuch, mehr Vieh ohne Arzneyen, als durch Arzneyen gerettet ist; aber es ist doch auffallend, daß auf gleiche Weise die Holländer, welche am meisten Arzneymittel gesucht, versucht und zu finden geglaubt haben, nie von der Seuche frey geworden sind, welches doch den Engländern, Bernern und einigen Theilen Deutschlands, durch Sperrung und Tödtung des erkrankten Viehes, geglückt ist. Auch wir sind der Meynung des Verf., daß vieles Saufen und der Genuß des Salzes heilsam sey, ungeachtet wir nicht dabey an seifenartige Säfte denken, auch nicht glauben, daß die Verbindung des alkalischen Salzes mit Oel sich nicht ohne Kochsalz bewirken lasse. Wider den Gebrauch des gefeilten Kupfers und des Spangrüns liessen sich noch weit wichtigere Einwendungen machen, als S. 281 angegeben sind. Auch finden wir den Rath S. 283, das von der Windsucht leidende Vieh, bey den schon bis zum Zerplatzen ausgedehnten Häuten, mit Füssen zu treten oder zu trampeln, sehr gefährlich. Die Preussischen und Sächsischen Anstalten wider die Seuche hat der V. erzählt und beurtheilt; Schade, daß ihm die Berner und neuern Französ. Verfügungen nicht bekannt gewesen sind! Was der V. von Anschaffung des Viehes nach der Seuche gesagt hat, verdient von jedem Landwirthe gelesen zu werden. Man erkennt, daß alles dieses durch traurige Erfahrungen erlernt ist. Aeusserliche Schäden und chirurgische Mittel sind hier nicht beygebracht worden.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

32stes Stück.
Den 7. August 1779.

London.

Eine Sammlung von Briefen merkwürdiger Personen, gesandtschaftlichen Berichten und andern Staatspapieren aus verschiedenen für die Brittische Geschichte interessanten Zeitpuncten der beyden letzten Jahrhunderte, führt die Aufschrift: Miscellaneous State-Papers from 1501. to 1726.; in two Volumes. Bey Strahan und Cadell; groß Quart. Der ungenannte Herausgeber giebt seine Absicht dahin an, merkwürdige Reihen von Begebenheiten, Charaktere erheblicher Menschen in ein heller Licht zu setzen, als sie noch bisher hatten. Er unterscheidet sich allerdings durch strengere Auswahl erheblicher Materialien von ähnlichen Sammlungen, und die meisten, die er liefert, werden nicht nur dem Geschichtforscher zu besonderm historischen Gebrauch, sondern auch jedem allgemeinen Liebhaber der Engl. Geschichte interessant seyn. Die Quellen, woraus er sie genommen, werden meistens angegeben; oft ist es

das Staatsarchiv und die Harlejanische Handschriftensammlung. Möchte nur bald mehr aus diesem und andern Schätzen des Musei Brittannici mitgetheilt werden!

Eine Vorschrift des Ceremoniels beym Empfang und Vermählung der Arragonischen Prinzessin Catharina, bestimmten Braut des Prinz Arthur von Wallis, giebt eine artige Idee von Sitten und Aufwand im J. 1501. Wo möglich, solle die Vermählung auf einen Sonn- oder Festtag fallen, um sie desto feyerlicher zu machen. Zum Schein solle an diesem Tage feyerlich gegen die Heyrath, als in den göttlichen Gesetzen verboten, protestirt, aber auch sogleich vertheidigt und mit der Dispensation völlig gerettet werden. Dieß mußte in lateinischer Sprache geschehen. — Im J. 1536. war es fast durchgängig Sitte der Gentlemen und Knights auf dem Lande, ganz öffentlich in ihren Häusern Concubinen zu halten, und ihre Weiber oft herauszujagen. — Bericht Richard Morrison, der 1552. zu Carl V. auf dem Feldzuge gegen Frankreich gesandt war. Der Kaiser habe eine bewundernswürdige Gewalt über den Ausdruck seines Gesichts im Gespräch; nichts rede bey ihm, als die Zunge. Verstärkung der Stimme und Lebhaftigkeit sey bloß künstlich bey ihm, wenn er besondern Ernst zeigen wolle. — Reisejournal der letzten Gesandtschaft von England an den päpstlichen Hof zur Zeit der K. Maria, 1555. Unter den Schauwürdigkeiten von Paris wird eine Charte vom gelobten Lande angemerkt, die aus verschiedenem Holz von natürlichen Farben zusammengesetzt, und wie gemahlt schien; eben so hatte man auch die Apostel gemacht. Unter dem dazu gebrauchten Holz ist auch schon Brasilienholz erwähnt.

wähnt. In Mayland hatte ein Hospital jährlich 25000 Kronen Einkünfte; zur Wartung der Kranken und Aufziehen armer Kinder waren 500 Ammen drinn. Sonderbar wird von den Juden in Italien angemerkt, daß sie den Sonnabend feyerten, und den Sonntag nur Fische speiseten. — Eine Reihe Briefe des Nicolaus Throkmorton, Gesandtens am Französischen Hofe, an die Königin Elisabeth und ihren Staatssecretär Cecil, vom J. 1560. Wenig erheblich. Ein durch den Spanischen und Venetianischen Gesandten ausgebrachtes, von der Königin von Frankreich laut geäusfertes, Gerücht, daß Elisabeth ihren Oberstallmeister Lord Robert Dudley, heyrathen werde, veranlaßte Throkmorton, durch einen Mr. Jones seine Monarchin davon zu benachrichtigen. Die Königin hörte es mit vielem Lachen. Die Schotten nannte sie populus sine capite. Aber Cecil fand übel, daß Jones der Königin von Beschickung des Tridentinischen Conciliums gesagt, "weil diese Materie für eine Frau zu hoch sey. — Briefe dieses berühmten Staatsmanns an Throkmorton. Er habe, klagt er, in 15 Jahren seiner Dienste nichts erworben, sey mit Schulden beladen, und müsse Güter und einträgliche Aemter verkaufen: (der Herausgeber merkt dagegen an, es sey doch notorisch, daß Cecil groß Vermögen erworben.) Auch könne er mit allen seinen Arbeiten so wenig Dank bey der Königin verdienen, daß er nun auch alles gehen lassen wolle, wie es gehe. So schrieb er am Ende 1561. — Eine Berathschlagung der vornehmsten Staatsbedienten (auch 1561.) ob ein päpstlicher Nuntius, der schon in Brüssel mit Briefen vom Papst und andern Fürsten angekommen, ins Reich gelassen werden könne? Alle Stimmen waren für die Verneinung. — Die

wegen der Thronfolge äusserst eifersüchtige Elisabeth hatte auch den Graf **Henrich Huntingdon** (der durch weibliche Linie von einem Bruder K. **Eduard** IV. abstammte) in Verdacht, er mache Anspruch auf den Thron. Ein Brief desselben an den Graf **Leicester** von 1563., worinn er sich deshalb rechtfertigt. — Einige politische **Liebesbriefe** der gefangenen Königin **Maria** von **Schottland** an den Herzog von **Norfolk**. — Briefe vom **Eduard Stafford**, Gesandten am Französischen Hofe in den Jahren 1583. u. f. an **Elisabeth** und **Walsingham**. — Brief der Schottischen **Maria** an Carl Paget, und Resultat **der Untersuchung von der über dieselbe niedergesetzten Commission, die in Fotheringay und dann in der Sternkammer sich versammelte.** Dieses erhebliche Stück enthält die Zeugnisse der eigenen Secretäre der Maria und der Verschwornen selbst, daß die **Maria** wirklich sich in die Verschwörungen gegen **Elisabeths** Leben tief eingelassen habe. — Man hatte diese Beweise noch nirgends so vollständig gedruckt, und **Robertson** in **der Geschichte von Schottland** kann hieraus ergänzt werden. — Ein sehr interessanter gesandtschaftlicher Bericht von **Eduard Stafford** (Gesandtens am Französischen Hofe) an die K. Elisabeth von 1587. K. Heinrich III. ließ den Gesandten in der Nacht in ein unbekanntes Haus durch einen unbekannten Boten holen, und hatte eine lange Unterhaltung mit ihm, deren Inhalt Niemand, als die Königin und der Staatsminister, dem sie dieselbe anvertrauen wollte, wissen sollte. Er bestand darinn: Heinrich wünsche die innere Ruhe in seinem Reiche befestigt, die auch Englands Vortheil födere, um gegen den gemeinschaftlichen Feind, Spanien, agiren zu können. Diese innere Ru-

Ruhe sey aber nur dann möglich, wenn der nächste Thronfolger, der König von Navarra (nachher Heinrich IV.) und der Prinz Conde die katholische Religion annähmen, und dadurch den Guisen und der Ligue allen fernern Vorwand zu innerm Aufstand entzögen. Dieß würde sogleich die ganze Nation für den König von Navarra einnehmen, und die Ligue würde in Bettelarmuth versinken, so wie sie im Frieden kaum ihren Hunger hätte stillen können. Die Staatsklugheit fodere das nun einmal, und deshalb ist Heinrichs III. Ansinnen an Elisabeth, sie möchte den König von Navarra zu Annahme der katholischen Religion überreden. Die Reformirten könnten darum doch alle Freyheit und Toleranz geniessen; denn so sehr er (der König) seiner Religion zugethan sey, und die ganze Welt zu derselben bekehrt wünsche; so sey er doch auch nicht Bigot: (der Gesandte fand noch nöthig, seiner Monarchin dieß Wort durch over-superstitious zu erklären.) Wir wüßten nicht, daß ein anderer Geschichtschreiber dieses sonderbaren Antrages erwähnt hätte. — Von eben dem Stafford eine Nachricht von der Hinrichtung des Herzogs von Guise und Cardinals von Lothringen im Jahre 1588. Aber, wie der Herausgeber anmerkt, nicht von einer authentischen Kopie des Staffordschen Originalberichts, wie der vorige Bericht, den der Herausgeber aus dem Archiv geliefert hat. — Eine erhebliche Correspondenz des Graf Leicester mit Burleigh, Davison, Walsingham und dem ganzen Privy Council der Elisabeth vom Jahre 1586. Leicester hatte die Oberstatthalterschaft der vereinigten Niederlande angenommen, ohne die ausdrückliche letzte (denn eine allgemeine war schon vorhergegangen) Bewilligung der Königin. Diese nahm es sehr übel

auf, bezeugte grosse Eifersucht gegen den Graf, der seine Macht und Grösse auf Kosten der ihrigen zu gründen suche. Man hatte ihr beygebracht, Leicester wolle seine Gemahlin überkommen lassen, mit einem zahlreichen Gefolge von Cavaliers und Hofdamen, und werde einen Hofstaat errichten, prächtiger als der der Königin. Dieß brachte sie ungemein auf, sie könne nur einen Hof erhalten, sagte sie, wollte auch von gar keinen Entschuldigungen hören, nicht einmal Leicesters Briefe annehmen; sondern seine ganze Autorität vernichten, und ihn zurückrufen. Endlich ließ sie sich wieder besänftigen. Die Kön. Armee kostete damals 76,000 Pf., eine Summe, welche Elisabeth oft zu wiederholen pflegte. — Briefe vom Großschatzmeister **Burleigh** an den Agenten des Herzogs von Parma (des damaligen Spanischen Generals in den Niederlanden) über einen Frieden zwischen Spanien an einer, England und den Staaten an der andern Seite. Die **Königin** und **Burleigh** waren sehr für diesen Frieden; **Walsingham** und die andern Minister aber sehr dagegen. Auch bey den Staaten verursachte er viele Unruhe. **Burleigh** meldet dem Herzog von **Parma** ganz offen, daß die Staaten glaubten, Elisabeth habe schon wirklich einen besondern Frieden mit Spanien geschlossen, Graf Leicester werde alle Städte, die er besetzt habe, übergeben. — **Walsingham** in Briefen an **Leicester** erklärt sich sehr eifrig wider diese Friedensnegotiation. Es sey der Ruin des Staats, und unbegreiflich, wie die Königin und ein Mensch von gesundem Verstande glauben könne, es sey dem Spanischen Hofe Ernst, da er so erstaunende Zurüstungen zum Kriege mache, und der König von Frankreich wirklich die zuverlässige Nachricht erhalten habe,

Phi-

Philipp II. suche nur Zeit zu gewinnen. Man sieht, daß Walsingham nicht so viel Einfluß bey Elisabeth hatte, als seine Talente verdient hätten; so wie die meisten Minister klagen, daß sie keinen Dank bey ihrer Monarchin verdienen können. — Mehrere Ministerialschreiben eben dieses Walsingham an Stafford, vom Jahre 1588. Nach der grossen Niederlage der unüberwindlichen Flotte verlangte Elisabeth von Heinrich III., daß er schlechterdings alle Kornausfuhr aus seinen Landen nach Spanien verbieten sollte, welches auch geschah. Auch ließ sie an den Küsten dieses Reichs Kriegsschiffe kreuzen, um alle mit Korn, Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen nach Spanien bestimmte Schiffe, sie möchten gehören, welcher Nation sie wollten, wegzunehmen. Sie ließ auch dieses den Staaten an der Ostsee anzeigen, und hoffte auf die Art Spanien auszuhungern. Daß der König von Frankreich wegen des Siegs über die Spanische Flotte nicht hatte complimentiren lassen, wurde sehr übel aufgenommen. — Briefe von Dudley Carleton über Raleighs und anderer Verschwörung im Jahre 1603. gegen Jacob I. — Einen der interessantesten Theile dieser Sammlung macht die Correspondenz zwischen Jacob I. mit seinem Sohne Carl und seinem lieben Steenie (Herzog von Bukingham) während letztere zu Madrit waren, um die bekannte Vermählung des Prinzen zu negotiiren. Eine ärmlichere Schwäche bey einem Monarchen läßt sich gar nicht denken, als hier Jacob darlegt. Die Briefe des Sohns und des allvermögenden Günstlings sind immer gemeinschaftlich an ihren Dear Dad and Gossip gerichtet. Bukingham unterzeichnet sich, your humble Slave and dog. Jacobs Anrede ist, My sweet boys, auch wohl, and

dear ventrous knights, worthy to be put in a new Romanso. Fast alle seine Briefe sind voll Seufzer über ihre Abwesenheit, Sehnsucht nach der Rückkunft und höchst mikrologischer und pedantischer Instructionen, auch Meldung, wie sich Bukinghams Gemahlin, Räte, befinde, und wie viel Trostbriefe der König an sie geschrieben, und wie viel Antworten wieder erhalten habe. Die Diamanten und andere Kostbarkeiten, die der Prinz der Infantin von Spanien nach und nach, und zwar immer die kostbarsten die letzten, schenken solle, werden genau beschrieben. Bey Ueberreichung eines kleinen Spiegels soll Carl seiner Geliebten sagen, er habe durch magische Künste ihn so einrichten lassen, daß sie allemal die schönste Dame, die es nur in Spanien und England gäbe, drinn sehen würde, so oft es ihr beliebte, hineinzublicken. Am St. Georgstage sollen die lieben Knaben ja in ihren Ordenskleidern öffentlich speissen, welches, meynt er, den Spaniern ein schöner Anblick seyn würde. Die Aufnahme der dear adventurers, wie sie Jacob auch betitelt, am Madriter Hofe war sehr ehrenvoll. Der König selbst legte seinen Besuch ab. Um den feyerlichen Einzug zu halten, mußten sie sich nach Eskurial begeben, wo sie dann der König mit seinem ganzen Ministerio und hohem Adel abholte. Der Prinz mußte durchaus zur rechten Hand reiten; alle Gefangene wurden an dem Tage losgelassen, alle Art von Gnaden in des Prinzen Willen gestellt, in der That alles so eingerichtet, wie bey der Thronbesteigung eines Königs von Castilien. — Die Hauptsache oder Negotiation lief immer darauf hinaus, theils die Dispensation des Papsts zur Heyrath, theils Jacobs Versprechen der Aufhebung der Gesetze gegen die Katholiken, zu erhalten.

ten. Letzteres versprach er gern, in so fern er die Sache bey dem Parlement bewirken könne. Ja er wolle mit der römischen Kirche usque ad aras gehen, als ein westlicher König sich zum westlichen Patriarchen halten, und den Papst in Gottes Namen primus episcopus inter omnes episcopos und princeps episcoporum, wie Petrus princeps apostolorum gewesen, seyn lassen, auch zugeben, daß alle Appellationen in Sachen der Geistlichen an ihn giengen, en dernier resort, wenn er nur sein göttliches Ansehen und Gewalt über die Könige aufgeben wollte. Aber gegen mehr noch als dieses, und gegen das Anerkennen des geistlichen Supremats des Papstes (die man wirklich zuweilen Spanischer Seits verlangete) setzte er sich immer. Doch ließ er sich bereden, eine Versicherung auszustellen, daß er Alles pünctlich erfüllen werde, was sein Sohn in seinem Namen versprechen würde. Artig war es, daß durch Vermittelung des Französischen Gesandten zu London der Spanische alle diese Briefe an Jacob bekommen hatte. — Der niederträchtige Bukingham schreibt dem König (der ihn der Nation und dem Parlement beliebt zu machen suchte) er habe mehr Talente, als irgend ein Mensch gehabt. Die ganze Nation, ja die ganze Welt, werde er gern verachten, um dem König zu gefallen; hierinn soll allein seine Popularität bestehen. Ein anderer Brief contrastirt gegen diese Sprache sehr. Bukingham redet darinn wie ein patriotischer Minister; er müsse schmeicheln, wenn er Jacobs Meynung beytreten, Verrätherey begehen, wenn er seine eigene nicht sagen wolle. Die Sache war, Jacob sollte die ganze Spanische Heyrath und alle Unterhandlung mit Spanien aufgeben, und nach dem Rath der Nation einen Krieg erklären,

ren, wobey sie ihn mit ansehnlichen Subsidien unterstützen wolle, aber dann auch verlange, daß er nicht, ohne das Parlement zu hören, Frieden mache, auch die Anwendung des bewilligten Geldes ihm vorlegen lasse. Bukingham redet ihm sehr zu, endlich einmal einen festen Entschluß zu fassen, und nicht immer zwischen seinen Unterthanen und den Spaniern zu schwanken. Wegen seiner schlechten Vorsätze komme er so wenig zu ihm. (Wie es scheint, hatte eine Ungnade des Königs diesen patriotischen Paroxysmus hervorgebracht, da der alte Liebling davon befallen war, konnte er ihn dann auch desto stärker äussern.) Die folgenden Briefe sind wieder im alten Ton, gleich der nächste dankt für die schönen Melonen und Zuckerbohnen, womit Jacob den patriotischen Eifer seines Pathen wohl wieder verbannen mochte. — Hierauf folgen Depeschen des Lord Bristol, der in den Jahren 1622-24. Gesandter am Madriter Hofe war. Der Prinz Carl und Bukingham suchten die Schuld der mißlungenen Heyrath ihm zuzuwälzen; es wurden ihm eine Menge Fragen zur Beantwortung vorgelegt. Diese ist mit grosser Deutlichkeit und Simplicität abgefaßt und beweiset offenbar, daß Bristol sich in der ganzen Begebenheit als einen klugen und fähigen Staatsmann bewiesen habe. Eine Bedingung, die Jacob I. forderte, war, daß seinem Schwiegersohn, Friedrich V. von der Pfalz, Würden und Land wieder hergestellt, und der Spanische Hof, falls er es nicht durch gütliche Unterhandlung vom Wiener bewirken könne, sich deshalb genau mit England verbinden, und die Sache durch die Waffen zu erhalten suchen solle. Natürlich wollte der Spanische Hof nicht um einer so schwachen Verbindung willen (als die mit England damals war) sein

na-

natürliches Interesse aufopfern und sein ganzes politisches System umändern. Zu gütlichen Verwendungen verstand er sich, doch solle der Churprinz Friedrichs V. am Wiener Hof erzogen und mit einer Prinzessin desselben vermählt werden. Beyläufig merkt Bristol (der vorher zu **Wien** Gesandter gewesen) an, daß daselbst 14 bis 15000 Protestanten freye Religionsübung genössen. — **Ueber** die glücklichere, aber nicht mit mehr Politik geführte, **Unterhandlung** wegen der Französischen Heyrath. Die Depeschen der deshalb nach Frankreich Gesandten, Graf **Carlisle** und **Holland**, an den Prinz, Lord Bukingham und Staatssecretär Conway, und die Antworten, meistens vom letztern. Man sieht die Ueberlegenheit im Negotiiren des Ministeriums unter Richelieu. Jacobs I. Hauptfehler war, daß er dem Französischen Gesandten an seinem Hofe immer mehr zugab, als er den seinigen am Pariser Vollmacht gegeben hatte, und daß Richelieu die letztern damit nun in die Enge trieb. England foderte Beystand für **Friedrich** V., und **Frankreich** Freyheit der Religionsübung und Aufhebung der Gesetze gegen die Catholiken im Brittischen Reich. Jacob I. mußte dieses durch ein Ecrit secret versprechen; und nachher foderte man gar eine förmliche, von ihm, dem Prinzen und Ministerio unterzeichnete und hernach zu publicirende, Acte. Dagegen gab der König von Frankreich sein Versprechen nur mündlich, und behauptete, man könne sich auf sein blosses Wort genug verlassen. Noch ein Verzeichniß der Bedienten, Kleidungen und anderer Meublen des **Bukingham** bey seinem Einzuge in Paris, um die endlich glücklich negotiirte Braut abzuholen. Seine Diamanten wurden 80,000 Pf. Sterl. geschätzt

schätzt (damals, vor der Entdeckung der Brasilischen, gewiß sehr viel!) er hatte 2 Ober- und 25 Unterköche. — Ein Anhang enthält noch einige Briefe aus den Zeiten der Elisabeth, von den Befehlshabern der Englischen Flotte von 1588. und andere. Dieser Band hat 587 S.

Wien.

Supplementum in J. J. de Well defensionem doctrinae Blackianae et epicrisin super calcis incalescentia, quod dissertationis inauguralis loco edidit Ign. Jos. *Langmajer*. Bey Kraus 1778. Octav S. 352, nebst einer Zueignung an Hrn. v. Störk, und einer Vorrede, in welcher die Geschichte der Blackischen Lehre erläutert, und behauptet wird, daß fast alle Scheidekünstler, ohne einige Rücksicht auf Feuertheilchen, ihre Wahrheit in ihrem ganzen Umfange anerkennen. Zuerst eine lateinische Uebersetzung der beyden in der Aufschrift angezeigten Wellischen Schriften bis S. 206. Und nun erst die eigene Arbeit des Hrn. L. Daß die Kalkerde, sagt Hr. L., unter allen die einfachste sey, braucht bey Chemisten und Mineralogen keines weitern Beweises; aus ihr entsteht durch stufenweise Erhärtung die härtere Kieselerde; (aber Pallas, der hier zum Beweis angeführt wird, sah doch seine Feuersteine nicht aus Kalkerde, sondern aus Thon entstehen) alle Schalenthiere in dem ganzen grossen Weltmeere sind nicht im Stande, nur einen von den Grenzbergen auszumachen, welche Ungarn von Siebenbürgen scheiden; die höchsten Oesterreichischen, Steyrischen, Tyrolischen Berge bestehen ganz aus Kalkstein, ohne, auch in einer sehr be-

trächt-

trächtlichen Tiefe, einen Kern von Granit zu haben (aber sind sie wohl auch tief genug untersucht worden?) Die Kieselerde ist viel zu grob und unauflöslich, als daß sie von dem organischen Körper eingeschluckt werden könnte; die Pflanzenasche enthält keine Kieselerde (wider die Erfahrung des Rec.) Die fixe Luft hat keine von den Eigenschaften der gemeinen Luft (sollte das nicht zu viel gesagt seyn?) Die fixe Luft ist keine Säure (kennt wohl Hr. L. die überzeugenden Versuche, die Bergmann über diese Natur der fixen Luft angestellt hat?) und wenn sie Spuren zeigt, hat sie diese der mineralischen Säure zu danken, welcher man sich bedient, um sie auszutreiben; die übrigen von Priestley beschriebenen Arten der fixen Luft sind keine eigene Arten der Luft (doch ist ihr Einfluß auf den thierischen Körper und ihre übrigen Eigenschaften sehr verschieden;) die fixe Luft ist in den Sauerwassern das vehiculum ihrer feinen Säure, aber nicht diese Säure selbst. Von S. 261. wider die Verfechter der fetten Säure und der Feuertheilchen. Wider Hrn. D. Daniel, der Hrn. Erxleben für den vornehmsten und beynahe für den einigen Schriftsteller halte, welcher die Blackische Lehre den Teutschen bekannt gemacht habe. Wider Corvini giebt weder caustische Lauge, noch etzender Salmiakgeist, in einem luftleeren Raume Bläschen, noch brausen sie darinn auf, wenn man Säure zugießt. Aus einer Auflösung der Kalkerde in Salpetersäure schlägt der Salmiakgeist, der mit ungelöschtem Kalke gemacht ist, wenig, etwas mehr die etzende Lauge, noch mehr der Salmiakgeist, der mit Mennige gemacht ist, dann der gemeine Salmiakgeist, und mehr als alle diese,

zer=

zerflossenes Weinsteinsalz nieder. S. 290 ein neuer Versuch, welcher zeigt, daß die Bestandtheile des Glauberischen Salmiaks nicht so fest unter sich zusammenhängen, als in dem gemeinen. Viele Versuche mit dem Salmiakgeiste, der mit Mennige gemacht ist (sollte der Unterschied nicht zum Theil darinn liegen, ob die Mennige kürzere oder längere Zeit gelegen, und daher weniger oder mehr fixe Luft in sich hat?) Bohn kannte die neuere Art nicht, das feuerfeste Laugensalz des Gewächsreiches in Krystallengestalt zu bringen; die Krystallen, die er daraus erhielt, waren wahres Mittelsalz, das jedes ähnliche Laugensalz, so wie es aus dem Feuer kommt, enthält. Das Feuer ist kein Bestandtheil der Körper, und offenbar das nicht, wofür es Hr. Weigel hält (vielleicht schreibt ihm Hr. W. zu viel zu, aber Hr. L. gewiß zu wenig.) Die rothe Farbe des für sich verkalkten Quecksilbers ist kein Beweis von der Gegenwart, oder von der grössern Menge der Feuertheilchen, überhaupt läßt sich auf diese nicht aus der Farbe schliessen (allein nicht; aber doch haben die Körper, welche gar keine Feuertheilchen haben, gewiß auch keine Farbe.) Luft, fixe Luft, ist in allen metallischen Kalken (warum aber treiben frische recht ausgebrannte reine metallische Kalke aus dem Salmiak einen luftleeren Geist aus? warum brausen sie nicht, wenigstens lange nicht so stark, als die noch unzerstörten Metalle, mit Säuren auf?) Der ungelöschte Kalk erhitzt sich niemalen so, daß er, auch die brennbarsten Körper, entzünden könnte; das zeigt Hr. L. durch mehrere gute Versuche (aus denen aber allein noch nicht gefolgert werden kann, daß der Kalk durchaus

keine

keine Feuertheilchen enthalte. Rothglühende Metalle sind nicht schwerer als ganz kalte (bey solchen Versuchen ist es doch leicht möglich, daß das glühende Metall durch seine Hitze den Arm der Waage auf der Seite, auf welcher es liegt, verlängere, und dadurch eine Irrung in die Rechnung mache.) Eine ganze glühende Kohle erwärmt allerdings das Wasser stärker, als eben so viel glühender Kohlenstaub, weil jene dichter ist, nicht so geschwind erlöscht, und nicht so geschwind zu Asche wird. Der beste Lichtmagnet, der den ganzen Tag über im Lichte gelegen hat, leuchtet nicht, wenn er, in einem Gefässe fest verschlossen, in eine recht dichte Finsterniß gebracht wird.

London.

Noch im Jahre 1777. ist auf 32 Seiten in Octav abgedruckt: Observations and Experiments on the power of the mephytic acid in dissolving stones of the bladder, in a Letter to Dr. Percival. By W. Saunders, M. D. Physic. to Guy's Hospital. Dieser Brief steht schon in Percivals Essays, nud eine Uebersetzung davon befindet sich im vierten Stücke des dritten Bandes der auserlesenen Abhandlungen zum Gebrauche practischer Aerzte, daher führen wir nur kurz an, daß des Hales Versuche den Verfasser zu seinen Untersuchungen veranlaßten. Die mit der fixen Luft, die hier mephitische Säure heißt, geschwängerten Flüssigkeiten lösen die Steine des Harns und der Galle eher auf, als alle Laugen oder Säuren; dieß ist zu verstehen von Versuchen ausserhalb des thierischen

rischen Körpers. Nun aber glaubt der Verfasser, und die neuern Erfahrungen anderer, wie des Hulme, scheinen es wohl zu bestätigen, daß wirklich die entwickelte Luft unverändert bis in die Blase dringe, und die Steine erweiche, ohne schädliche Wirkungen auf die Säfte des Körpers zu haben, wie die scharfen Laugen, die noch dazu wohl mit Kalk caustisch gemacht sind, und woraus fast alle die unzähligen Arcana und Nostrums bestehen, die man in England wider die Steinbeschwerden anpreißt. Vielleicht aber lasse sich doch ein vorsichtiger Gebrauch von etwas Laugenhaftem der fixen Luft mit Nutzen voranschicken.

Ebendaselbst.

A critical Essay on Jer. 33, 16. — intended as a specimen of a Critical Dissertation on many difficult Texts in the Old Testament, by Manoah Sibly. Ein halber Bogen in Octav. Eine Widerlegung mehrerer unrichtiger Erklärungen der Worte: וזה אשר יקרא לה יהוה צדקנו. Der Verfasser übersetzt sie so: Dies soll's seyn, was man predigen wird in ihr: Jehova ist unser Heil. Die Erklärung ist nicht neu, und der Sprache gemäß; hier aber besonders auf die Accente gegründet, die dem Verfasser sehr heilig sind. Die gewöhnlichere Uebersetzung aber: Man wird sie nennen: Jehova unsere Gerechtigkeit, die der Sprache nach gewiß nicht unrichtig ist, wird schlecht widerlegt.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

33stes Stück.

Den 14. August 1779.

Paris.

Machines approuvées par l'Academie royale des Sciences. Tome VII. Depuis 1734. jusqu'en 1754. — 1777. in Quart 476 S.; die Kupfer gehen vom 430. bis zum 495. Gallon, der Herausgeber der vorigen Theile, hatte auch noch die Materie zu diesem gesammlet, und diese Beschäftigung bis an seinen Tod fortgesetzt. Man ist entschlossen, alle sieben Theile auch in Folio, in drey Theilen, herauszugeben, damit Liebhaber sie mit den Arts et metiers verbinden können; auch wird man Exemplare illuminiren. In diesen Theil sind, ausser den vom Sammler herrührenden Aufsätzen und Beschreibungen der Maschinen, auch die Berichte und Urtheile derjenigen Mitglieder, denen die Akademie die Untersuchung aufgetragen hatte, eingerückt. Ueberhaupt enthält er viele Maschinen, die sich theils durch die Wichtigkeit ihres Nutzens, theils durch das Sinnreiche der Erfindung, vortheilhaft auszeichnen. Wir glau-

ben, es werde vielen unserer Leser angenehm seyn, eine kurze Anzeige von allen und jeden hier zu finden. Der Kürze wegen lassen wir die Namen der würdigen Erfinder weg. Werkzeug, zur See die Abweichung der Magnetnadel zu finden. (Eine Art horizontaler Sonnenuhr, die aber freylich für jede Polhöhe besonders verzeichnet werden muß. Sie ist hier umständlich beschrieben und mit Beweisen versehen.) Maschine, das Wasser zu heben. (Das Ungewöhnliche daran ist die Art, wie der Trilling die Pumpenstange wechselsweise hebt und niederdrückt.) Tabacksreiber, (eine gezähnte Scheibe, die sich, mit Hülfe eines Bogens und seiner Sehne, in senkrechten Kreisen hin und her drehet.) Vorrichtung, einen Quadranten bequemer zu bewegen und zu stellen. (Cassini hat bey einem seiner Quadranten Gebrauch davon gemacht.) Schleifmaschine für Objectivgläser. (Wir zweifeln, ob grosse Künstler den vielen Rädern und Getrieben mehr zutrauen werden, als dem unmittelbaren Gefühle ihrer Hand.) Astronomische Werkzeuge. (Das eine, den Durchgang der Sterne durch den Meridian zu beobachten. Sinnreich ausgedacht, aber schwerlich eben so genau in der Ausübung. Es kommt dabey auf die richtige Gestalt und Lage dreyer Planspiegel an. Man findet nicht nur die Zeit des Durchganges, sondern auch den Abstand der Sterne vom Meridian und vom Horizont.) Neuerfundenes Repetirwerk. (Es schlägt von selbst Stunden und Viertel; auch wenn man will, die Stunden bey jedem Viertel; repetirt wie andere Uhren, und lauft bey dem Wiederholen nicht ab.) Eine Wasserwage. (Durch einige Räder und Getriebe sollen die kleinsten Schwünge des Pendels dem Auge sehr merklich werden. Im Kupfer sehen wir davon nichts.)

Pen-

Pendeluhr. (Ohne besonderes Räderwerk für die Zeiger. Alle Wellen liegen auf Frictionsrollen.) Eine sehr einfache und wirksame Pumpe, wo eine Klappthür das Geschäfte des Kolbens verrichtet. Feuersprütze (mit einem Windkessel; auf einen Arbeiter eingerichtet.) Hydraulische Maschine (sehr sinnreich; fallendes Wasser hebt einen Kolben, dessen Stange die Maschine bewegt; eine Pumpe treibt gleichsam die andere.) Trillinge, statt der Kurbel, bey Pumpwerken angebracht. Wasserwage (mit zwey hängenden Spiegeln, das Instrument zu verificiren; nebst einem dritten, der feste ist, zu doppelter Reflexion.) Werkzeug, kleine Entfernungen aus einem einzigen Standpuncte zu messen. (Wie alle andere zu dieser Absicht vorgeschlagene, fordert und verspricht es mehr, als Künstler und Werkzeuge leisten können.) Ein Schornstein, (den man verschliessen kan, wenn er in Brand gerathen ist.) Horizontalmühle. (Man kan sie als Wind- oder als Wassermühle gebrauchen; im letzten Falle ist das Rad ganz unter Wasser.) Ein Bett für unvermögende Kranke. (Man kan den Kranken auf dem ausgespannten Bettuche, mit Sail und Rollen in die Höhe ziehen, um unter ihm das Bette zu machen.) Maschine, Schwärmer und andere kleine Feuerwerke geschwinde zu füllen. Dreyerley neue oder verbesserte Schwungbewegungen für Taschenuhren, wodurch das Räderwerk nicht rückgängig gemacht, sondern bloß zum Stillestehen gebracht wird, (échappement à repos.) Eine tragbare Pendeluhr und eine Taschenuhr, mit eben solchen aufhaltenden Vibrationen, ohne Kette und ohne Schneckenspindel. Um die Vibrationen gleich zu machen, schlägt die Spiralfeder an eine krumme Linie an, die ihre grössern Schwünge beschleunigt.) Eine

Aequationstaschenuhr, (welche wahre und mittlere Zeit weiset.) Verbesserung des Pendels mit ankerförmigen Haaken. (Sie endigen sich mit Rollen zu Verminderung des Reibens.) Ein Cirkel, Spirallinien zu beschreiben. Verbesserung des Wegmessers. (Sie bestehet darinn, daß, wenn der Wagen rückwärts gehet, die Umdrehungen des Rads sich von selbst abrechnen; da sonst Bewegung vorwärts und rückwärts sich zusammen zählte. Man kennt jetzt schon weniger gekünstelte, das ist, bessere Einrichtungen.) Ein neuerfundenes Clavecin. (Eine Art Geigenwerk, an dessen Saiten Stränge von Pferdehaaren hinstreichen, die die Stelle der Violinbogen vertreten. Durch die Claves werden hier nicht die Saiten an die Stränge, sondern diese an jene angedrückt. Den Resonnanzboden machen die Gehäuse eines Violoncells und einer Violine.) Bruchband. Verbesserung der Papiermühle. (Eine Art Holländer.) Verbesserter Storchschnabel. Uhr, die eine halbe Minute lang gehet, statt der Sanduhr, bey den Lokmessungen zu gebrauchen. Eine Schiffwalkmühle und Maschine zum Raschkräusseln (à friser les ratines.) Maschine, das Wasser mit Hülfe des Feuers zu heben, (eine Verbesserung der alten Englischen Feuermaschine; umständlich beschrieben. Man kan sie so klein machen, daß sie sich zu allerley Gebrauch fortbringen lassen.) Drathziehmaschine, zu Getrieben. Sand- und Moddermühle, zu Reinigung der Seehäfen. Ein Rad, die Seide von den Cocons abzuhaspeln. Reverberirlaterne. (Ein conisches gläsernes Gefäß, das die Spitze unterwärts kehret; mit einem sphärischen Deckel von Blech, an welchem das Oelbehältniß feste sitzt.) Maschine, das Wasser zu heben. (Durch zwey Wasserkästen an den Enden

eines

eines Wagebalkens, der durch Aufschlagwasser bewegt wird. Man kan die Vorrichtung vervielfältigen, um das Wasser desto höher zu heben.) Filtrirmaschine. (Das Wasser muß durch Schwämme dringen.) Ein Spinnrad (das so viele Spulen, als man will, herumdrehet; auf welchem also eben so viele Personen zugleich spinnen können.) Eine neue Art Ruder, die sich im Kreis drehen. (Wenigstens viel sinnreicher, als die längst vorgeschlagenen Schaufelräder.) Ein Kochtopf. (Das Feuerbecken stehet mitten im Wasser. Man kennt die Einrichtung unter dem Namen der Theemaschine.) Werkzeug, den Abstand der Räder, die in einander greifen sollen, aufs genaueste zu messen. (Eine Art Stangencirkel.) Soldatenbett. (Eine Nachahmung der Hängematten auf Schiffen; der Matrosenbette.) Eine neue sehr einfache Art, das Pendel im Schwung zu erhalten. (Es kan bis 100 Fusse lang seyn; die Pendelstange bleibt sich alsdann beynahe parallel; die Uhr wird wenige Fusse über der Linse angebracht.) Ein Regulator, (den Ausfluß des Wassers aus einem Gefässe, wo es nicht immer einerley Höhe hat, gleichförmig zu machen; sehr einfach und sinnreich. Die Oefnung wird nach Maaßgabe immer grösser, so wie das Wasser niedriger stehet.) Spiegelteleskop am Quadranten angebracht; und neue Art, ihn abzutheilen. (Im Teleskop wird statt des kleinen Spiegels auf eine unschädlichere Art das Augenglas beweglich gemacht; die Theilung geschieht auf die gewöhnliche Art, wird aber nachher, durch eigene Werkzeuge mit der äussersten Genauigkeit corrigiret.) Abweichungscompaß. (Eine sinnreiche Anwendung des Kunstgriffes am Spiegelsextanten, wodurch ein zweyter Beobachter erspart wird.) Vorgeschla-

gene Mühle für die Rhone. (Das Rad, wenn man es so nennen kan, ist eine stromab schräge liegende Schraube ohne Ende.) Ein Ventilator, (zur Probe im Invalidenhospital angelegt.) Neue Einrichtung der Schwungbewegung in Taschenuhren. (Das Steigerad ist wagerecht gelegt, und greift in einen einzigen Spindellappen.) Oellampe, in Gestalt eines Leuchters mit einer Kerze. (Diese sinnreiche Einrichtung hat sich auch schon bey uns bekannt und beliebt gemacht.) Maschine, die Wanduhren durch einen Durchzug von Luft wieder aufziehen zu lassen; (denen nützlich, die das Aufziehen vergessen möchten.) Maschine, das Eisen zu hobeln. Verbesserter Ventilator. Aequationsuhr (zu Vergleichung der wahren und mittlern Zeit.) Vorschläge zu besserer Verbindung der Schiffbrücken mit den Ufern. Mittel, dem Wagen mit vier Rädern mehrere Vollkommenheit zu geben. Maschine, den Sand aus Flüssen zu schöpfen, wenn man sie reinigen oder darein bauen will. (Eine Nachahmung der Eymerkunst.) Wassermühle (durch ein Wasserrad bewegte Maschine) einen Pfahlgrund tief unter Wasser mit der Säge dem Rost gleich zu machen. Neuerfundenes Werkzeug, Bewegung hervorzubringen. (Ein Barometer um eine Walze schraubenförmig gewunden. Das, durch die Schwere der Luft gehobene, Quecksilber bringet die Walze immer wieder aus dem Gleichgewichte, und fährt so lange fort, sie umzudrehen, bis es das verschlossene Ende der Röhre erreicht hat; worauf die Maschine durch rückwärts Drehen wieder aufgezogen werden muß. Der Herausgeber hat sie unrecht verstanden oder undeutlich erklärt. Die Akademie erkennt sie für sinnreich; erinnert aber, daß man von Seiten der Kraft nichts dabey gewinne. Das

war

war auch, so viel wir einsehen, nicht die Absicht des Erfinders; sondern bloß die Ersparung des Raumes, den niedersteigende Gewichte fordern würden.) Werkzeuge zur Einathmung heilsamer Dünste (à vaporiser la poitrine.)

London.

The Pythian, Nemean and Isthmian Odes of Pindar, translated into English Verses with critical and explanatory Remarks. — Bey J. Dodsley. groß Quart. 1778. 446 S. mit 22 S. Vorreden. Der Verf. ist Hr. Eduard Burnaby Greene, und will hier alle die Oden Pindars, die noch vom West und dem ungenannten Verf., welcher 1775. sechs Olympische Oden übersetzt herausgab, übrig gelassen waren, nachholen. Ganz verschieden ist hier alles von der ähnlichen Arbeit des Hrn. Gedicke, die wir im 98. Stücke unserer gelehrten Anz. anführten. Hr. Greene fühlt anders, sieht anders, als die Dinge unsern Augen sich darstellen, und geht einen Gang, den wir den Lesern bloß darstellen wollen, ohne ihrem Urtheil vorzugreifen. Aber auch die ganze Anlage ist auf eine ganz verschiedene Art gemacht. Hr. Greene übersetzt in gereimten Jamben, doch nach Strophen, Antistrophen und Epoden, die aber mit dem Pindarischen Vers- und Sylbenmaaß in keiner genauen Verbindung stehen. Von dem Werthe dieser Verse, als Englische Verse, urtheilen wir nicht; aber daß darinn ein ganz anderer Charakter, Ton, Gang, Sinn herrscht, kan man auch als Ausländer sagen, da es jedem Auge offenbar darliegt, und auch, der Natur der Sache nach, nicht anders seyn kan. Das Reimgeklingele schon allein muß gleich alles ändern. Doch läugnet man dadurch nicht,

daß Hr. Gr. in seinen Versen sonst viel Kunst gezeigt haben kan. Er begnügt sich, den Sinn des Griechen nur überhaupt auszudrücken, stellt anders, sagt etwas anderes, schaltet Begriffe ein, läßt aus, wie es bey einer Arbeit dieser Art fast unvermeidlich ist. Ein Beyspiel z. E. der Anfang Pyth. IX.

Pythian Victor, *in the field*
Thou, who rea'rst the brazen Shield!
Encircled with the radiant Zone
The Graces *mark thee for their own.*
Bless'd who the course of Fame could'st trace,
Thy Steeds unrival'd in the Race.
Pride of Cyrene, matchless Fair,
Whose bosom felt a mother's Care,
Wrap'd with th' enamor'd Pow'r of Day s. w.

Man vergleiche dagegen Hrn. Gedike's Uebersetzung: "Den erzbeschildeten Pythosieger, Telesicrat, will ich verkünden und preisen, mit den tiefgegürteten Grazien; ihn den glücklichen Mann, die Krone der Roßbezähmerin Kyrene." In schweren Stellen, in nicht leicht zu erreichenden Bildern, sieht man vergeblich nach, wie Hr. Gr. den Dichter gefaßt hat; es ist ihm immer genug, ein allgemeines oder etwas ähnliches Bild, Wort, Ausdruck, gefunden zu haben. Z. E. der Schluß von Nem. 7. man lege das Griechische daneben: May Glory stamp their present Hour! and lavish still the future show'r, The show'r of deathless praise! Nor be thy toil, ingenuous Heart, With ceaseless ardor to impart Ev'n Truth's severer lays! While thus revolving Numbers trace The Heroe of a matchless race, Weak is the tide of words; the Sage imploys Such o'er each Truth avow'd; learn'd Trifler with his Boys!

Von S. 277 an folgen Annotations. Auch diese muß man nicht nach deutschem Geschmack beurtheilen. Größtentheils sind es zufällige Gedanken; zu gutem Theile Erklärungen der im Pindar aufstossenden Fabeln und der mythischen Personen, im Geschmack und der Deutungsart des Hrn. Bryant's (s. Gött. Anz. 1775. S. 479. 1777. S. 92) aus welchem auch grosse lange Stellen ausgezogen werden. So, soll die Fabel vom Ixion vom Kain abgeleitet seyn, und über diesen Erzrebellen wird eine lange Abhandlung eingeschaltet. P. 10. über die Hyperboreer, als Cuthiten in Colchis, und ihrem Eselsopfer, verglichen mit dem bekannten Vorwurf, den man den Juden machte. Nie hätten wir geglaubt, daß Hr. Bryant mit seiner Art zu mythologisiren eine Secte stiften könnte. Offenbar ist wenigstens, daß jene mythologischen Spitzfindigkeiten, die man in die Patriarchengeschichte hineinträgt, und daraus Fabeln von unendlich verschiedener Art ableitet, dem Dichtergebrauch der Fabel und der Dichterbegeisterung ganz nachtheilig werden. Hin und wieder hat Hr. Gr. seine Erklärungsart sogar in die Uebersetzung aufgenommen. P. 11. am E. wo von den Dioscuren wechselsweise jeder einen Tag im Olymp, den andern im Grabe zu Therapnä zubringen: — ye stars, who glow Alternate beams of heav'n and hell below. Aus Chandlers Reisen in Griechenland sind gleichfalls ganze Steilen eingerückt. Das, was eigentlich auf den Pindar Beziehung hat, sind eigene Erklärungsarten von einzelnen Stellen, Erläuterungen, vermuthlich für eine besondere Classe Leser. Den Oxfordischen Herausgeber nimmt er gegen die Göttingische Ausgabe einige Male in Schutz. Endlich auch einige kritische Anmerkungen. Auch

hier hat Hr. Gr. oft seine eigene Art, zuweilen seine eigene Grammatik; allein wir halten uns zu der Höflichkeit verbunden, ihm weder zu widersprechen, noch mit ihm zu streiten. Wir wollen also nur das Brauchbare ausziehen: P. 2, 20. ὅταν verwandelt Hr. Gr. nicht übel in ὅτ' ἐν. V. 132. den Affen πιθων möchte er gern mit πειθων verwechseln; und das soll den Schmeichler bezeichnen. P. 4, 125. wird angerathen: Τίς δὲ κίνδυνον, alluding to Fate or Necessity, und V. 356. πιθόμενος nämlich Mopsus. In Ol. 13, 30. meynt er, διδυμος οιωνων βασιλευς sey eben der doppelte Adler im Delphischen Tempel, wie Pyth. 4, 7. (aber ναοις?) P. 8, 36. soll interpungirt werden: νικαφόροις ἐν ἀέθλοις, θρ. και θ. P. 9, 218. findet er δικον unerklärlich, und will δ' ἐποντ' oder φέροντ' lesen, das wir unsers Orts nicht verstehen, auch nicht sehen, wie es der Grammatik und der Prosodie nach angeht. P. 11, 53. soll nicht Strophius, des Pylades Vater, zu verstehen seyn (und doch wie viele andere nennen ihn auch!) sondern στροφιον soll die Hauptbinde bedeuten, welche Orestes aufhatte, und φερων ausgelassen seyn: und V. 59. will er ἁμασιπορον lesen, und das soll von ἁμὰς die See (ein Wort, das wir in unserm Leben noch nicht gehört haben) und von πειρῶ (πείρω) herkommen; auch V. 89. εὐνωνύμων, welches wir zwar nicht verstehen, noch in seinen Versen Pindars Sinn finden können: For Him no Terrors crowd the Tomb. Fav'rites of Fame his offsprings bloom; Still lives, the man no more, the Heroe's breath. Nem. 3, 13. räth er an δαξιωπατᾶν. 7, 30. λόγον Ὁ. ἢ πάθην. (πλέον ἢ πάθεν ist so viel, als πλέον ἢ κατ' ἐκεῖνα ἃ ἔπαθεν.) Isthm. 8, will er lieber in den Krieg der

The=

Thebaner mit den Athenienſern vor der Schlacht bey Chäronea vor Chr. Geb. 447. ſetzen; denn das vierzigſte Jahr, welches Pindar beym Einfall des Xerxes hatte, ſey für ſeinen Ruhm zu früh. Die Verbeſſerung V. 24. παροικομενου, appropinquatum, imminens, καρτερὸν ἔπαυσε μεριμνᾶν wiſſen wir nicht zu rechtfertigen. Bey dem allen iſt Rec., der wohl eingedenk iſt, daß man jedem ſeine eigene Art, die Sachen anzuſehen, laſſen muß, weit entfernt, des Hrn. Gr. Gelehrſamkeit und Dichtergaben in Zweifel zu ziehen. Vieles, was ſonſt manchem auffallen könnte, iſt vermuthlich Schuld des Setzers, der überhaupt das Griechiſche äuſſerſt fehlerhaft geſetzt hat, als: the ſymplegadae, that the βωλακα or glebe was loſt ſtatt βωλαξ. the Island of Delphos. ῥαπ]ῶν komme von ῥᾶβδος. Aegiſtheus überall für Aegiſthus ſ. w. Noch iſt ein Anhang von Anmerkungen, in welchen doch weniges den Pindar ſelbſt angeht. Dem Werke iſt eine Abhandlung vorgeſetzt: Muthmaſſungen über die Zeit, da die Olympiſchen und andere Spiele Griechenlands aufgehört haben. Allerdings ſeitdem Griechenland von den Römern unterjocht war; aber er glaubt, daß die Römer an ihrer Stelle die ſäculariſchen Spiele eingeführt haben.

Stettin.

Hr. Ludwig Wilhelm Brüggemann, Conſiſtorialrath und Hofprediger bey der Schloßkirche in Stettin, hat hier auf eigene Koſten drucken laſſen: **Ausführliche Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtandes des Königl. Preuſſiſchen Herzogthums Vor- und Hinterpommern. Erſter Theil, welcher auſſer der allgemeinen**

Einleitung die Beschreibung des Preussischen Vorpommern enthält. Mehr als drey Alphabet in Grosquart. Gewiß eine reichhaltige, mit vieler Sorgfalt und mit guter Unterstützung ausgearbeitete Beschreibung, die durch ihren mannigfaltigen Nutzen den Wunsch nach mehrern ähnlichen Werken nothwendig vermehren muß. Uns erlaubt der Raum freylich nicht, viele Sachen auszuzeichnen, aber auch nur eine kurze Nachricht von dem Inhalte wird unser Urtheil rechtfertigen, und beweisen, daß jeder, der sich mit Geographie, Statistik und den verwandten Wissenschaften beschäftigt, und der die neuern Preussischen Einrichtungen zur Verbesserung der Gewerbe und ihren Erfolg kennen will, hier neue wichtige Belehrungen finden werde. Den Anfang macht eine sehr vollständige Nachricht von den Pommerschen Charten, nebst kurzer Beurtheilung derselben vom Hrn. Kammerherrn von der Osten. Nach der Bestimmung der Lage und Gränze des Herzogthums, folgt eine kurzgefaßte Naturgeschichte des Landes, die vom Hrn. Prof. Kölpin zu Stettin aufgesetzt, und zum Theil aus den Papieren eines Arztes gezogen ist. Sie bezieht sich mehr auf die Veränderung des Bodens, der Ströme u. d. g. als auf die Naturalien. Bimsteine hätten wir freylich dort nicht vermuthet, und wir zweifeln, daß diese Bemerkung vom Hrn. K. sey. Ueber den Charakter der Pommern und zum Lobe derselben ein überflüssiges Verzeichniß derer von Adel, die seit hundert Jahren hohe Ehrenstellen erhalten haben. Unter den berühmten Pommerschen Gelehrten finden wir auch unsern ehrwürdigen Hrn. Prof. Hollmann genannt. Von den Ueberbleibseln der Wenden zwischen der Divenow und Lupow. Unter den Sprüchwörtern und Wen-

di-

dischen Redensarten lesen wir doch viele, die auch im platdeutschen Dialect hiesiger Landen gar üblich sind, und wohl nicht eigentlich Wendischen Ursprungs seyn möchten. Von den Königl. Landescollegien zu Stettin und Cöslin. Ein Verzeichniß aller unter der Accise- und Zolldirection stehenden Accise-Zoll- und Licentämter, nebst den dabey angesetzten Bedienten. Bey den fünf Departements, nämlich dem Stettinschen, Anklamschen, Stargardschen, Colbergschen und Cöslinischen, sind überhaupt 55 Accisämter, 29 Hauptzölle, 10 Specialzölle, und eben so viele Nebenzölle, 5 Hauptlicentkassen und 6 Nebenlicentkassen; ferner 4 Provincialcontrolleurs, 12 Stadtcontrolleurs, 56 Acciseinnehmer, 9 Zolleinnehmer, 6 Licenteinnehmer, 2 Plombageeinnehmer, 57 Cassencontrolleurs, 2 Plombagecontrolleurs, 5 Buchhalter, 53 Commis aux exercices, 70 Visitirer, 149 Thorschreiber und 4 Thorcontrolleurs, also überhaupt 429 Bediente. Ausführliche Nachricht vom Pommerschen Adel, Beschreibung ihrer Wapen; Verzeichniß aller adlichen Vasallen, ihrer Güter und Erben vom Jahre 1777., als auf welches Jahr sich überhaupt die meisten hier gelieferten Berichte beziehen. Von den Regimentern in Pommern, und von denen ihnen angewiesenen Cantons, oder von der sogenannten Enrollirung. Die kirchliche Verfassung und Verzeichniß der Synoden. Die Katholischen haben in Vor- und Hinterpommern, mit Einschliessung des Lauenburg- und Bütowschen Kreises, überhaupt 4 Stadt- und 24 Landkirchen. Eine artige Tabelle über den Zustand der Forsten; eine andere, worinn die sämmtlichen jetzt vorhandenen Schiffe verzeichnet sind. Noch angenehmer ist der Abschnitt vom jetzigen Zustande der Manufacturen, Fabriken und

des

des Seidenbaues in Pommern, worinn der Ertrag derselben angegeben ist. (Also muß wohl die Verheimlichung solcher Nachrichten im Preussischen nicht so weit getrieben werden, als gemeiniglich geglaubt wird, nicht so weit, als man sie in kleinern Staaten wirklich zu treiben pflegt.) In Stettin allein ist der Werth derer im Jahre 1777. verfertigten Tücher 1903 Rthlr., der Zeuge und Rasche 10272 Rthlr., der Strümpfe 3792 Rthlr., der weissen Seife 3180 Rthlr., der schwarzen Seife 40025 Rthlr. u. s. w. Auch lieset man hier, wie viel von diesen Waaren ausser Lande gegangen ist. Bestimmung der Maassen und Gewichte; Lauf der Posten, Meilenzeiger. Mehr als Leser hier erwarten werden, ist die tabellarische Angabe des gegenwärtigen Zustandes der Städte, Königl. Aemter und der adlichen Güter, welche auch schon ohne Ausfüllung vielen Dank verdienen würde, da sie als Muster dienen kan. Auch erfährt man hier, wie glücklich die Aufhebung der Gemeinheiten fortgesetzt wird. Das Verzeichniß der Dörfer, wo noch Gemeinheiten sind, ist nur sehr klein. Die jetzige Eintheilung des Landes ist auch durch eine Tabelle kurz dargestellt worden.

Die andere Hälfte dieses ersten Theils ist eine sehr vollständige Topographie vom Preussischen Vorpommern, worinn alle Städte, Flecken, Dörfer, Güter u. s. w. aufs genaueste beschrieben sind, und welche ohne grosse Mühe und viele Beyhülfe nicht möglich geworden wäre. Die Ordnung ist nach den Kreisen. Erst werden die immediaten Städte mit allen ihren Gütern ausführlich beschrieben; dann folgen die mediaten Städte, darauf die Königl. Aemter, und endlich die adlichen

Der=

Oerter. Die Geschichte der Städte ist kurz berührt. Anklam hat nur 447 Häuser und 115 in den Vorstädten. Ausser der Besatzung ist die Volkmenge 3152. Die Befestigung ist 1762. abgetragen worden. In der Beschreibung der Aemter findet man viele neuangelegte Dörfer, deren Einwohner dienstfrey sind. Im Amte Uekermünde ist eines neuen Guts gedacht, was ein Kriegs- und Domainenrath Winkelmann an der Stelle einer abgelassenen See, die über 237 Hufen groß war, angelegt hat. Dazu sind weite Graben, zum Theil durch hohe Berge, gezogen worden. Teerbrennereyen sind in vielen Gegenden zahlreich. Hin und wieder kommen neuangelegte Wollenspinnercolonien vor, wie S. 44. Am weitläufigsten ist die Beschreibung von Stettin. In der Stadt, der Lastadie, beyden Wiecken, Fort-Preussen und dem Torney sind überhaupt 1558 bewohnte Häuser, deren Bewohner, ausser der Einquartirung, 14670 Seelen ausmachen. Zu den Zierrathen der Stadt wird die schöne Naturaliensammlung des durch seine chemischen Kenntnissen bekannten Hofapotheker Meyer gerechnet. Die Stadt wird nachts mit 315 Laternen erleuchtet. S. 145 ein Verzeichniß der im Jahre 1777. seewärts eingeführten und auch der ausgeschifften Güter. Unter den erstern sind 10041 Centner Kaffee, für 2490 Rthlr. Glaserde aus Holland und England, 28971 Tonnen Heeringe, 5766 Centner Salpeter, größtentheils aus Frankreich und Spanien, 13475 Pf. Thee, meistentheils aus Dänemark, 15986 Oxhoft Franzweine u. s. w. Unter den ausgegangenen Waaren ist Holz der größte Artikel; mehr als für 10000 Rthlr. Glas nach Rußland, eben dahin auch 12948 Stück Tücher u. s. w. Der Schiffbau ist in neuern Zeiten ein wichtiger Handels-

delszweig geworden. In der Stadt sind 147 Stühle im Gange, und beschäftigen 815 Arbeiter. Vorzüglich gut sind die Waaren der Zeug- und Raschmacher. Um Pölitz wird viel Hopfen gebaut, wovon jährlich über 300 Wispel nach der Mark, Mecklenburg und Schweden verfahren werden. Zu Pecun im Randowschen Kreise werden jährlich wohl für 2000 Rthlr. Strohhüte verfertigt und verkauft. Geschichte des Hafens zu Swienemünde, der hernach die Anlage der Stadt gleiches Namens veranlasset hat. Der andere Theil dieses Werks soll die Beschreibung von Hinterpommern und des einverleibten Lauenburgschen und Bütowschen Kreises enthalten, dessen baldige Ausgabe vermuthlich alle Leser des ersten Theils wünschen werden.

Liegnitz und Leipzig.

Italienische Anthologie, aus prosaischen und poetischen Schriftstellern in deutschen Uebersetzungen; in der David Siegertschen Buchh. 1779. II. Th. 155 Octavs. III. Th. 125 Octavs. Von 23 italiänischen Schriftstellern werden hie Stücke übersetzt geliefert, manche ziemlich lange, als: Wahre Liebe sieht nicht aufs Interesse, ein Lustspiel von Giov. Batt. Faginoli; Roger, ein Trauerspiel von Gian Ant. Bianchi; beyde in Prosa. Sehr viel kleinere Gedichte sind in deutsche Verse übersetzt, die als deutsche Verse, dem Recens. gefallen haben. Vergleichung mit den Originalen beyzubringen, verstattet hie der Raum nicht. Von den Schönheiten, die der ital. Sprache eigen sind, geht wohl nothwendig manches in jeder Uebersetzung verlohren. Vom Leben der Verfasser nur kurze Nachrichten. Allemahl ist diese Anthologie ein nützlicher Beytrag zur angenehmen Litteratur.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

34stes Stück.

Den 21. August 1779.

Yverdon.

L'Ezour-Vedam, ou ancien commentaire du Vedam, traduit du Samscretan par un Brame. 1778. T. I. 332. T. II. 264. Die Uebersetzung dieses Buchs ist von einem Oberpriester der Pagode zu Cheringham, und kam durch einen Hrn. von Modave in die Hände des verstorbenen Voltaire, der sie der Königl. Bibliothek in Paris schenkte. Nach diesem Exemplar, das aber der ungenannte Herausgeber nach einer andern Abschrift des Hrn. Anquetil ergänzt, und was die Sprache betrift, hin und wieder verbessert hat, ist die gegenwärtige Ausgabe abgedruckt worden. Das Buch selbst ist eins von den Schasters oder angeblichen Auslegungen der Vedams, und hat einen Mann aus derjenigen Secte der Bramen zum Verfasser, die eine erklärte Feindin und Bestreiterin der Volksreligion und des Aberglaubens des Indischen Pöbels ist. Man würde sich aber sehr irren, wenn man nach dem Inhalt dieses

Buchs die Vedams der Indier beurtheilen wollte, weil alle übrige mit einander streitende Partheyen der Brahminen, selbst diejenigen, die den Volksglauben in ihren Schutz nehmen, sich gleichfalls für ächte Bekenner der Lehren ihrer heiligsten Bücher ausgeben. Wir finden in diesem Ezour-Vedam nicht ein einziges Datum, aus welchem man das Zeitalter seines Verfassers genau bestimmen könnte: wir schliessen aber nicht nur mit dem Herausgeber aus den vielen neuern Namen von Oertern, die darinn vorkommen, und die noch jetzo in Indien gebräuchlich sind, sondern weit mehr aus den Meynungen, die bestritten und vorgetragen werden, daß dieß Werk nicht sehr alt seyn könne, und lange nach der Verbreitung der christlichen Religion und abendländischer Philosophie in Indien geschrieben seyn müsse. Der gelehrte Herausgeber hat dem Buche eine vortreflich ausgearbeitete Einleitung, die mehr als die Hälfte des ersten Bandes ausmacht, vorausgeschickt, und überdem noch erklärende Noten und schätzbare Erläuterungen hinzugefügt. In der erstern untersucht er vorzüglich den Ursprung und das Alterthum der Indischen Philosophie und Religion. Er bemüht sich, zu beweisen, daß die Indier von den Aegyptiern abstammen, und beruft sich auf gewisse Aehnlichkeiten des Gottesdienstes und der Meynungen beyder Völker, die aber größtentheils erzwungen sind, und wenn sie auch alle wirklich wären, sich mit leichter Mühe in gleicher Zahl unter den verschiedensten Religionen entdecken lassen. Die den Persern und Indiern gemeinschaftlichen Gebräuche hätten sehr vermehrt werden können: wir würden aber nicht, wie der Verf., aus diesen Uebereinstimmungen schliessen, daß die Indier von den alten Persern, sondern daß die spätern

tern Nachkommen der letztern von den erstern geborgt hätten. Er läßt die Samaneer, eine von den Indischen Brachmanen ganz verschiedene Secte von Philosophen, und mit ihnen Aufklärung und wissenschaftliche Kenntnisse, aus dem alten Baktrien oder Arien nach Indien kommen, und die Geburt des Hauptes dieser Secte, des Budda, setzt er mit dem de Guignes ins Jahr 683. vor unserer Zeitrechnung. Dieser sey der Stifter der Religion, die sich von Indien aus über das ganze östliche und nördliche Asien ausgebreitet habe, und als ihre Hauptlehren Mehrheit und Erscheinungen von Göttern, und Wanderung der Seelen verkündige. Wenn wir aber auch alles, was die griechischen Schriftsteller aus und nach dem Zeitalter des Alexanders vom Budda und der Religion der Indier und Brachmanen sagen, auf das sorgfältigste prüfen, und mit der Zeit der Ankunft der Indischen Religion in den östlichsten Gegenden Asiens vergleichen; so müssen wir nicht nur die Abstammung der ältesten Indischen Philosophie aus Bactrien und Arien für eine Fabel erklären, sondern auch zugleich annehmen, daß Budda und seine Religion meistens fünfhundert Jahre zu alt gemacht werden. Wir stimmen hingegen dem Verf. bey, wenn er bemerkt, daß griechische Sprache und Litteratur nach dem Alexander in Indien nicht nur bekannt, sondern auch in manchen Gegenden allgemein geworden, und sich viele Jahrhunderte erhalten habe: und daß ferner die Brahminen sowohl, als das Volk in Indien sehr viele Gebräuche und Meynungen von den Christen und Arabern angenommen hätten. Ausser den vier Vedams, deren Daseyn, oder wenigstens unverstümmelte Vollständigkeit noch sehr zweifelhaft ist, besitzen die Indier noch achtzehn heilige Bücher,

die Puranams genannt werden, und deren einer der Bagavadam ist, den de Guignes in dem neuesten Bande der Abhandlungen der Akademie der Inschriften beurtheilt hat. Dieß Buch, dem die Indier gleichfalls ein Alter von mehrern Jahrtausenden geben, kann nicht vor dem funfzehnten Jahrhunderte nach Christi Geburt geschrieben seyn, weil es gewisser Begebenheiten erwähnt, die erst in den Anfang des genannten Jahrhunderts fallen. Wenn man nun annimmt (137. S.), daß die übrigen Puranams ohngefähr eben so alt, und nach der Meynung der Brahminen ohngefähr fünfhundert Jahre jünger, als die Vedams sind, so würden die letztern nur bis in das Jahr 1000. nach unserer Zeitrechnung hinaufsteigen; eine Angabe, die der Wahrheit gewiß weit näher kömmt, als die ungereimten Fabeln der Indier über das fast gränzenlose Alterthum ihrer heiligen Schriften. Von beyden Arten von Werken muß man die Schasters unterscheiden, die weniger Ansehen haben als beyde, nicht so alt, oder doch nicht älter sind, als die Puranams, und eben so wenig mit einander übereinstimmen, als die verschiedenen Secten von Brahminen, von deren Anhängern sie zu verschiedenen Zeiten geschrieben worden. Zu diesen gehört nun, wie wir vorher erinnerten, der Ezour-Vedam, der in Form eines Gesprächs abgefaßt ist, und aus acht Büchern besteht. Die redenden Personen sind ein gewisser Biache, bis dahin ein eifriger Anhänger der Volksreligion und aller ihrer Erdichtungen, der zuerst seine bisherigen Meynungen über die wichtigsten Artikel des väterlichen Glaubens vorträgt, und sich dann von einem gewissen Schumontu (Choumontou) ohne weitere Einwürfe zu machen, widerlegen und eines bessern belehren läßt.

Unserm Urtheile nach ist die Thorheit des erstern wichtiger und interessanter, als alle fremde und unindische Weisheit des letztern: jene stellt nämlich ein treues lebhaftes Gemälde des Glaubens und Aberglaubens des Pöbels sowohl, als der gemeinen Brahminen dar, das einen jeden überzeugen muß, daß die oft unbegreiflich ungereimten Fabeln und Fictionen, die die zuverlässigsten Reisebeschreiber von beyden erzählt haben, im geringsten nicht übertrieben waren: diese hingegen macht uns bloß mit dem System eines einzigen Mannes oder einer Secte bekannt, das der gemeinen Denkungsart zu sehr widerspricht, als daß es jemals viele Freunde gefunden haben könnte. Schumontu widerlegt die gewöhnlichen Meynungen der Indier und ihrer Priester über die Erschuffung der Welt, über die Verwandlungen der Gottheit und die unwürdigen Gestalten, unter welchen sie verehrt wird; er zeigt das Lächerliche und Gefährliche in der allgemeinen Art zu beten, Busse zu thun, und Vergebung der Sünden für Lebendige sowohl, als Verstorbene zu suchen, und beschliesst die Widerlegung eines jeden Irrthums mit dem Vortrage dessen, was er für Wahrheit hält. Er lehrt Einheit der Gottheit, die alles aus nichts hervorgebracht habe: ferner Unsterblichkeit der Seele, ewige Belohnungen und Strafen nach dem Tode, und bemüht sich, seinen Lehrling zu überzeugen, daß die Hofnung einer wahren Glückseligkeit in diesem sowohl, als in einem andern Leben sich ganz allein auf Tugend und ächte Frömmigkeit gründe. Er erklärt Brama, Wistun, Chrixnu, Sieb entweder für blosse Menschen, oder für erdichtete Wesen, sagt nichts von Seelenwanderungen, nichts von Welten der Strafe und Reinigung, und widerspricht in allen diesen

Puncten nicht nur der Religion des Volks, sondern auch den Grundsätzen aller übrigen Indischen Philosophen, in so weit wir sie bisher kannten. Spuren des Christenthums kommen häufig vor. Adimo, heißt es T. I. 196, war der erste Mensch, und Belohnungen sowohl, als Strafen, müssen ewig seyn, weil die göttliche Güte und Gerechtigkeit unendlich sind. T. II. p. 186. Am meisten hat uns die Behauptung befremdet T. II. p. 119, daß Gott nur eine Seele erschaffen habe, und daß aus dieser alle übrige Menschenseelen entstanden seyen. Schumontu erhält sich aber nicht immer: bisweilen fällt er in Indische Albernheiten zurück, und wird sich selbst alsdenn am meisten ungleich, wenn er seinen Schüler aus der Geographie und Physik zu belehren sucht: seine Irrthümer in diesen Wissenschaften scheinen eines ganz andern Ursprungs zu seyn, als seine übrige Philosophie, und man kann es kaum erklären, wie alles Wahre und Falsche, was er sagt, sich in demselbigen Kopfe beysammen finden konnte. Auf der Mitte der Erde nimmt er mit den übrigen Indiern den fabelhaften Berg Meru an, von welchem alle, wenigstens die größten, Ströme herabfliessen sollen. I. 191. S. Er erzählt es ganz ernsthaft, daß der Stammvater des Menschengeschlechts Adimo mehrere Kinder aus seinem Nabel hervorgebracht habe. S. 196. Er erdichtet S. 240 u. f. mehrere Länder und Berge, und bevölkert sie mit Wesen, die seine Landsleute für höchste Gottheiten halten. Die Sterne erhalten seiner Meynung nach ihr Licht vom Monde, und sind viel niedriger, als dieser: dieß schließt er daraus, daß sie so lebhaft funkeln 259. S. Die Wolken hält er für grosse steinichte Massen, aus deren Reibung Feuer und

Blitz entstünde. Den Wohnsitz der Gottheit II. 12. umgiebt er mit Mauren von dem reinsten Golde, und nimmt vier Thore an, durch die man in diesen Ort der Seligkeit eingehe, wo man nur lauter geistige Freuden koste, die das Herz erfüllen, ohne es zu sättigen. Endlich hält er es für sehr heilsam und verdienstlich, wenn jemand, der zu träge sey, jeden Tag alle Namen der Gottheit herzusagen, doch wenigstens einen Theil derselbigen abbete. Wir endigen unser Urtheil über dieses Buch mit der Bemerkung, daß der Glaube an die frühe Aufklärung, und das Alterthum der Schriften der Asiatischen Völker wahrscheinlich in eben dem Verhältnisse verschwinden wird, in welchem wir mehrere von ihren heiligen Schriften erhalten werden.

London.

Schon im Jahre 1777. ist bey Blyth erschienen: An Essay on the Theory on Cure of the venereal Gonorrhoea, and the Diseases, which happen in Consequence of that Disorder. By *John Andree*, Surgeon to the Magdalen Hospital. Oct. 67 Seiten. Die Absicht dieses Schriftstellers ist, die Meynung einiger neuern Aerzte zu widerlegen, welche behaupten, daß die Gonorrhoe nicht von einem venerischen, sondern eigenen Gifte entstehe. Seine Gründe, die zum Theil Aufmerksamkeit verdienen, sind folgende. Quecksilber leistet zwar wenig oder nichts zur Heilung der Gonorrhoe, daraus aber läßt sich noch nicht folgern, daß diese Krankheit nicht venerisch sey. (Aber gerechten Argwohn erregt es doch.) Ein Mann ward von einer Gonorrhoe durch die gewöhnlichen Mittel geheilt. Nachdem die Entzündungszufälle ver-

schwunden waren, floß eine gelbliche Materie mit Schmerzen in der Gegend des häutigen Theils der Harnröhre aus, es zeigte sich eine Schwierigkeit beym Abgange des Urins, und man entdeckte eine Verengerung des Harngangs, die durch Wachskerzen geheilt wurde. Bald darauf erschienen Schmerzen in den Gliedern, und Flecken in der Haut, welche wirklich venerisch waren, denn sie wichen dem Quecksilber. (Daraus läßt sich nun auch nicht schliessen, daß sie venerisch waren. Und gesetzt sie waren es; so fragt sichs: waren sie die Folge der Gonorrhoe, oder einer venerischen Mitansteckung?) Der Verf. vermuthet, daß in diesem und noch einem andern Falle, der diesem ähnlich ist, bey der Gonorrhoe ein Geschwür in der Harnröhre entstand; welches aus dem zurückbleibenden Ausflusse und Schmerze und der bald darauf folgenden Verengerung der Harnröhre wirklich zu vermuthen ist, und glaubt, daß die Gonorrhoe nur alsdann venerische Zufälle erregt, wenn sie ein Geschwür in der Harnröhre erregt, wodurch die Einsaugung des Giftes geschehen kann, welche nicht möglich ist, wenn nur Entzündung da, und die Harnröhre übrigens ganz und unverletzt ist. (Dieß verdient wirklich Aufmerksamkeit und Untersuchung.) Und da nun bey der Gonorrhoe gemeiniglich nur Entzündung ist, höchstselten Geschwüre entstehen, so darf man sich nicht wundern, daß die Gonorrhoe so selten venerische Folgen hat; wenigstens darf man daraus nicht schliessen, daß die Gonorrhoe nicht von einem venerischen Gifte entsteht. Daß eine Gonorrhoe venerische Zufälle verursachen kann, scheint den Verf. folgender Fall, für dessen Gewißheit er Bürge ist, zu beweisen. Ein Herr, der sich eine Maitresse hielt, ward ihr einmal untreu, und

hol-

holte sich eine Gonorrhoe von einer gemeinen Weibsperson. Er kehrte darauf zu seiner Maitresse zurück, und diese bekam bald darauf wirklich venerische Chankers. Also, sagt der Verf., ein Chanker von einer Gonorrhoe. (Aber wer kann dafür stehen, daß die Maitresse ihrem Liebhaber nicht auch untreu war, und den Chanker wo anders hergeholt hatte?) Wichtiger und beweisender ist folgendes. Der Verf. versichert, daß ein einsichtsvoller Wundarzt zu seiner eigenen Ueberzeugung sich vermittelst einer Lanzette gonorrhöische Materie inoculirt, und einen wirklich venerischen Chanker bekommen hat. (Ist dieser Versuch zuverlässig: so beweist er viel, und wir glauben, daß durch dergleichen Versuche allein man zur Wahrheit gelangen kann.) Man darf sich, sagt der Verf., nicht wundern, daß venerisches Gift in der Harnröhre keine Chankers, sondern die Gonorrhoe verursacht; zwey der größten Zergliederer haben bey wiederholten Versuchen gefunden, daß das venerische Gift auf eine feine aber ganze und unverletzte Haut applicirt, immer bloß Entzündung und vermehrte Absonderung, in einer kleinen Wunde aber immer einen Chanker erregt. — Zur Heilung der Gonorrhoe sind antiphlogistische Einspritzungen sehr dienlich. Je eher die Entzündung gehoben wird, je weniger hat man ein Geschwür oder einen hartnäckigen Nachfluß zu fürchten. Man hat nicht zu fürchten, daß der Ausfluß gestopft wird; die Ursache des Ausflusses ist die Entzündung; die Einspritzungen stopfen nicht den Ausfluß, sondern heben die Ursache desselben. Durch Einspritzungen kann eine Gonorrhoe in 14 Tagen geheilt werden, die bey der gewöhnlichen Kurmethode 5 Wochen gedauert haben würde. — Alle Schwierig-

rigkeiten, die mit eyternden Bubonen verbunden sind, verhütet man, wenn man sie nicht öffnet, sondern von sich selbst aufbrechen läßt. (Es kommt darauf an, daß sie nicht eher geöffnet werden, als bis alle Härte zerschmolzen ist.) Die Entzündung des Hoden bey einer Gonorrhoe scheint nicht einer wirklichen Einsaugung des Gifts zuzuschreiben zu seyn. Man bemerkt bey diesem Zufalle zuweilen ganz deutlich eine Sammlung von Feuchtigkeiten in den Hoden. Diese verschwindet immer mit der Entzündung; man hüte sich daher ja, in der Vermuthung, daß sie von Eyter entsteht, den Hoden zu öffnen. Venerische Warzen kommen, wenn sie abgeschnitten werden, leicht wieder, auch wenn hinreichend Quecksilber gebraucht worden ist. Dieß thun sie nicht leicht, wenn man sie abbindet oder wegezt. — Ein Fall, wo ein Bougie in die Blase fiel, und durch die Operation des Steinschnitts ausgenommen werden mußte. Man soll sie deswegen ja nicht des Nachts liegen lassen. Es giebt wirklich Karunkeln in der Harnröhre, sie sind aber nicht das, wofür man sie gemeiniglich gehalten hat, sondern vielmehr gleichsam kleine Polypen der Harnröhre.

Dessau.

Die unter der Direction der Lehrer des dortigen Erziehungsinstituts herauskommenden **Pädagogischen Unterhandlungen**, die wir noch vor ihrer Erscheinung J. 1777. Zugabe S. 224 angekündigt haben, umständlich bis auf die ersten Stücke zurück anzuzeigen; möchte nun wohl auch zu späte seyn. Wir schränken uns jetzt also nur auf den gegenwärtigen Jahrgang ein, mit welchem sich auch eine neue Einrichtung des Journals

mals anfängt; indem nicht nur andere Arbeiter gewählt worden, statt des Hrn. Campe hauptsächlich Hr. Wezel; sondern auch die Stücke für Erzieher und das Publicum von denen für die Zöglinge abgesondert erscheinen, welche Absonderung allerdings sehr gut ist. Von jedweder Gattung werden jährlich vier Stücke geliefert. Wir haben jetzt drey vor uns. Von den Abhandlungen für die Erzieher und das Publicum haben uns vorzüglich gefallen die Bemerkungen über Erziehungsgeschichten, die Anmerkungen zu den philanthropischen Gedanken über den Philanthropinismus, Ueber die Frage, welche Seite der Welt man jungen Leuten zeigen soll; alles von Hrn. Wezel; die Bemerkungen für schreibende und redende Kinderlehrer von Hrn. Villaume, Pastor zu Halberstadt, die einige auch in guten Erziehungsschriften noch vorkommende Fehler rügen. Ueber die rechte Weise, der Onanie Einhalt zu thun; Ueber die Belehrung der Kinder vom Ursprunge ihres Lebens von Hrn. Wolke, dem jetzigen Director des Instituts, (mit dessen Grundsätzen Recens. nach vieljähriger Ueberlegung, und mehrern eingezogenen Erfahrungen nun auch übereinstimmt. Ja er ist überzeugt, daß ohne Schaden die Erklärungen bisweilen noch weiter gehen können, als Hr. W. sie hier gehen läßt; wenn gefragt wird, und unter der Bedingung, daß man mit Anstand, und der Kunst die gehörigen Nebenideen zu erwecken, die Wahrheit zu sagen verstehe, und die übrigen Erziehungspflichten nicht verabsäumt. Einige in dem Aufsatze vorgeschlagene Antworten kann Recens. nicht gut heissen, weil sie die Wahrheit zu sehr verdrehen.) Den fremden Aufsätzen hat Hr. Wolke häufig

zur

zur Erklärung und Berichtigung dienende Anmerkungen beygefügt. Auch hat er wegen des beleidigenden, allen dem Recens. bekannten Lesern gleichfalls anstössig gewesenen, polemischen Ton einiger Aufsätze in den ersten Stücken, sein und des Instituts Mißfallen in Folgendem ausdrücklich zu erkennen gegeben. — Die drey Stücke des Lesebuchs für die Jugend enthalten gleichfalls manche recht schöne Aufsätze, in Versen und Prosa, mehrentheils im erzählenden Ton. Dem Rec. haben unter andern Basedows Empfehlung des Gehorsams, der Arbeitsamkeit und der Liebe zur Ordnung; und die Anrede des Hrn. Du Toit, eines neuen aus der Schweiz gekommenen Lehrers, sehr wohl gefallen. Die kleinen Leser und Leserinnen hiesigen Ortes sind aber am begierigsten auf die Fortsetzung der in einen für sie schicklichen Auszug gebrachten Geschichte des Robinsons. — Beyderley Stücke geben auch Nachrichten von dem gegenwärtigen Zustande des Instituts; für die eine und für die andere Gattung der Leser. In dem Lesebuch für die Jugend sind die Gesetze für die Philanthropisten und Famulanten mitgetheilt. Das Institut unterhält jetzt 6 Professoren und noch zwey andere Lehrer, ausser einigen vom Fürsten besoldeten Maitres, oder aus freyem Wohlwollen am Unterrichte Antheil nehmenden Personen. Der Durchlauchtigste Beschützer des Instituts hat neuerlichst den Lehrern die gewisse Fortdauer ihres gegenwärtigen Gehalts auf eine bestimmte Anzahl von Jahren versichert. Die meisten und ansehnlichsten Wohlthaten kommen noch immer aus den Provinzen des Russischen Reichs.

Osna-

Osnabrück.

Acta Osnabrugensia, oder Beyträge zu den Rechten und Geschichten von Westfalen, insonderheit vom Hochstifte Osnabrück. Erster Theil. Bey J. W. Kißling. Octav. Hr. J. F. A. Lodtmann, Herausgeber dieser Beyträge, hat die Absicht, in denselben Nachrichten von der ganzen Landesverfassung, vom Verhältniß des Fürsten und der Landstände, von Auflagen, von Gewerben und Fabriken, von Lehn- Erb- und Zinsgütern, Eigenbehörigen u. s. w. Beschreibungen merkwürdiger Begebenheiten und Veränderungen, Geschichten einzelner Bischöfe, einzelner Aemter, Städte, Dörfer und Klöster, angesehener Familien und Gelehrten, wie auch Entscheidungen merkwürdiger Rechtsfälle in Landessachen und Urkunden, welche solche erläutern, zu liefern. Jeder Band wird, so wie der gegenwärtige, vier Stücke in sich fassen. Dieser enthält folgendes. Eine Abhandlung vom Hochstifte und Fürstenthume Osnabrück, dessen Bischöfen, Kaiserl. Freyheitsbriefen und Verfassung überhaupt. — Weil dem Verfasser noch einige nöthige Urkunden mangelten, konnte der Beschluß dieser Abhandlung hier nicht folgen, sondern mußte bis auf einen der künftigen Theile ausgesetzt werden. S. 68 Bischofs Johann von der Hoya zu Münster, auch Administrators zu Osnabrück und Paderborn, Privilegium und Versicherungsurkunde für das Hochstift Münster, insonderheit wegen der Erbfolge in den dasigen Lehngütern vom Jahre 1570. In einer Note wird diese Urkunde durch Anführung verschiedener Fälle weiter erläutert. Von dem S. 79 gegebenen Entwurf einer Bibliothek von Osnabrückischen Sa-

chen wünschen wir bald eine vollständige Ausführung. S. 81 Lehnregister zu Zeiten B. Johann II. Hoet zu Osnabrück und dessen Fortsetzung S. 161, nebst einem Index der damaligen Vasallen nach alphabetischer Ordnung. S. 90 Vehmgerichtsordnung für die Freygrafen und Freyschöpfen aus zwey verschiedenen alten Handschriften. S. 104 eine lateinische Begräbnißordnung für die Altstadt Osnabrück vom Jahre 1277. S. 108 eine Urkunde von 1350., die Verbindung der Burgmänner zu Grönenberg betreffend. S. 111 Anmerkungen und Bedenken über verschiedene Rechtsfälle, nemlich 1) von der Abtheilung und Verpflichtung der Güter im Hochstift Osnabrück überhaupt; 2) von den sogenannten Hofhörigen und Hausgenossen; 3) über die Bestimmung der von freyen Personen zu entrichtenden Lehnwaare, welche in Ermangelung besonderer Landesgesetze nach den gemeinen Rechten geschieht; 4) von dem Unterschiede des Wahlrechts und Anerbrechts bey freyen und Landgütern, besonders bey reihepflichtigen Höfen; 5) die Beschwerden über die gutsherrlichen Auslobungen gehören nicht an den Richter des Gutsherrn, sondern an den Richter des Eigenbehörigen; 6) das gutsherrliche Straf- und Pfandungsrecht bey Eigenbehörigen erstreckt sich nur auf die Verwüstung des Hofes, Pächte und Dienste; 7) über die Verbindlichkeit eines Eigenbehörigen, zuweilen einige Tage nach einander mit dem Spanne zu dienen; 8) die Atteſtate der Landstände werden, wenn sie Gebräuche und Gewohnheiten beurkunden, nicht aber bey Bestimmung einer Rechtsfrage befolgt; 9) von der Gültigkeit der sogenannten Landgödingssprüche. — S. 217 f. zehn

Ur-

Urkunden, das Burgmannscollegium zu Vechte und dessen Verpflichtungen betreffend. — Das letzte Stück dieses Bandes enthält einen ausführlichen Beytrag zu einer geographischen Beschreibung des Hochstifts Osnabrück, und einen sehr genauen Aufsatz über die Volksmenge des ganzen Landes vom Jahre 1772., welche sich damals auf 116664 Personen belief. — Wegen mehrerer Bequemlichkeit beym Gebrauch dieses Werks wäre sehr zu wünschen, daß Hr. L. einen jeden der folgenden Theile vorne mit einer kurzen Anzeige des Inhalts und am Ende mit einem Register der vorzüglichsten Sachen versehen wollte.

London.

Nichols druckte im Jahre 1778.: Collatio Codicis Cottoniani Geneseos cum ed. Romana, edita ab Henr. Owen. Die Handschrift, die im J. 1731. bis auf einige, jetzt auch verlohren gegangene, Fragmente verbrannt ist, hatte alle äussere Zeichen von sehr hohem Alter und Werth. In der Londonschen Polyglotte ist sie verglichen, aber sehr flüchtig und nur bis aufs 26. Capitel. Grabe verglich sie im Jahre 1701. genauer, und versprach in den Prolegomenis zur Ausgabe der LXX, ihre Geschichte und Beschreibung herauszugeben, starb aber darüber. Die Collation selbst, die Hr. Owen unter den nachgelassenen und der Oxfordischen Bibliothek vermachten Manuscripten des sel. Mannes fand, giebt er in diesen 9 Octavbogen heraus, mit ein Paar beygefügten Kupferplatten, die den Charakter der Schrift darstellen, und aus den 1749. von der Londoner antiquarischen Societät herausgegebenen

nen Fragmentis Codicis Cottoniani entlehnt sind. Die Hauptcollation ist nach der Römischen Ausgabe gemacht, und geht durch die ganze Genesis. Dann folgt eine kürzere nach der Alexandrinischen, die aber mit dem 11. Vers des 8. Capitels sich endigt. Gar oft heißt es in beyden: desunt verba, und dies nicht bloß von einzelnen Worten, sondern ganzen Abschnitten und Capiteln; ohne daß ein Wink gegeben wäre, ob hier an eigentliche, durch die Zeit verursachte, Lücken in der Handschrift selbst, oder an wirkliche Auslassungen des Abschreibers der Handschrift gedacht werden müsse. Wichtige, den Sinn verändernde, Lesarten haben wir bis ans 32. Capitel (so weit und über das 49. Capitel geht unsere Vergleichung) nicht bemerkt. Auch hat die öftere einfältige Verwechselung der Buchstaben γ und κ (γυνηγοι statt κυνηγοι) ι, η und ει (ησιν statt εισιν, εκλιψει statt εκλειψει u. s. w.) und eine Menge Sprachfehler anderer Art, z. B. γυναικαν statt γυναικα u. s. w. uns von dem innern Werth der ganzen Handschrift einen sehr geringen Begriff gemacht. Die sonderbarsten Verschiedenheiten sind 7, 4. πασαν την αναϛασιν, ἣν statt παν το αναϛημα, ὃ — 21, 26. το πραγμα statt το ῥημα. 24, 50. προσταγμα (wie die Alexandrinische) statt πραγμα. 26, 31. ωμωσαν ανθρωπος ganz wörtlich hebräisch statt: ωμωσεν ἑκαϛος.

Druckfehler.

Zugabe 31. Stück 486. S. 14. Z. statt: Todtgeschienenen, lies: Todtgeschienener
dritte Zeile von unten lies: Dom Pernetty.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

36stes Stück.

Den 4. September 1779.

Straßburg.

Hier ist bey dem Universitätsbuchdrucker Heitz, einem fleissigen und geschickten Manne, von dem wir letzthin (S. 13 d.A.) den kleinen so reitzend abgedruckten Anacreon anzeigten, gedruckt: Sophoclis Electra et Euripidis Andromache. Ex optimis exemplaribus emendatae. 1779. Octav 169 S. Auch ehe wir noch den Namen des berühmten Gelehrten, dem wir diese Ausgabe zu verdanken haben, nennen hörten, konnten wir leicht einen geübten Athleten in der griechischen Kritik erkennen. Aus der vom Hrn. Prof. Schweighäuser vorgesetzten Vorrede sehen wir, daß der Königl. Kriegscommissär, Hr. von Brunk, dessen Eifer für griechische Litteratur in unsern Tagen, so weit unsere Kenntniß gehet, ohne Beyspiel ist, derjenige ist, von dem diese artige Ausgabe von zwey tragischen Stücken veranlaßt und befördert worden, und von dem wir noch weit mehr, wie nachher angezeigt werden soll,

zu erwarten haben. Der Hr. Prof. Schweighäuser fieng beym Antritt seiner Profession der griechischen und der morgenländischen Sprachen zu Straßburg an, über einige griechische tragische Stücke zu lesen; es fehlte aber an Exemplarien; (so wenig ist also der Buchhandel in dem südlichen und im nördlichen Deutschland in Verbindung gebracht, daß alle die Abdrücke von einzelnen Stücken oder von Chrestomathien, an denen es nun seit ein zehn Jahren nicht mehr fehlt, immer nur in einer Stadt oder in einer Provinz bekannt sind und gesucht werden.) Hr. v. Brunk bot sofort eine Abschrift von der Electra des Sophocles und der Andromache des Euripides, welche er beyde kritisch bearbeitet und berichtigt hatte, an, um einen Abdruck davon zu veranstalten; welchen auch Hr. Prof. Schweighäuser mit einem gelehrten Fleisse besorgt hat. Der Druckfehler sind uns sehr wenige aufgestossen; aber desto mehr hat uns die Richtigkeit, so wie die gute Einrichtung des Drucks, vergnügt. Zur Andromache sind Animadversiones vom Hrn. von Brunk beygefügt, welche sich vorzüglich auf die Musgravische Ausgabe beziehen, von welcher man nun etwas lauter, als wir es im Anfang zu thun wagten, den Werth dahin zu bestimmen scheint, daß viel darinn geleistet ist, für eine so prächtige und kostbare Ausgabe aber noch weit mehr, vor allem aber typographische Sorgfalt und Druckrichtigkeit, erwartet werden konnte. Hr. v. B. hat seiner eigenen Angabe nach, die Pariser Handschrift 2712., welche Hr. D. Musgrave schon gebraucht hat, für sich selbst verglichen, und dabey die Juntische und die Aldische Ausgaben. Die Zahl von Berichtigungen der Musgravischen Arbeit und neue kritische Verbesserungen oder Muthmassungen,

gen, insonderheit Lesarten aus der Pariser Handschrift, welche vom Hrn. D. M., oder dem, der sie verglichen hat, übersehen oder übergangen worden sind, ist grösser, als man sie erwarten sollte. Gern führten wir Beyspiele an, wäre es nur möglich, dem Leser, der nicht die Musgravische Ausgabe vor Augen hat, alles deutlich zu machen. Mit Recht wird der 7. V. ἐμοῦ πέφυκεν ausgestrichen, und der sechste νῦν δ', εἴτις ἄλλη, δυστυχεστάτη γυνή. gelesen; völlig nach der tragischen Sprachgewohnheit. V. 23. ἄρσεν' ἐντίκτω κόρον liest Hr. v. B. γόνον (weit poetischer; doch Hr. v. B. hält es sogar für lächerlich: ἄρσην κόρος. παῖς ἄρσην scheint doch an und für sich nicht so gar befremdlich zu seyn.) — 24. δεσπότῃ γ' ἐμῷ statt τ'. Es ist zu wundern, wie man dieß τ' vorhin hat stehen lassen können; und eben dieß sagt man sich selbst, bey einer Menge Partikeln und grammatischer Kleinigkeiten, die hier vom Hr. v. B. nachgeholt sind, wie 219. χεῖρον statt χεῖρον'. 256. τόσον statt τὸ σόν. 1127. 1129. ἤνυεν. In andern Fällen nimmt Hr. v. B. die Lesart oder Verbesserung wirklich in den Text auf, wozu Hr. D. M. nicht Muth genug gehabt hatte; (S. 1020. versetzt er die ganze Strophe und Antistrophe) zuweilen auch seine eigene, nach Sinn, Grammatik und Versmaaß; eine der wichtigsten ist V. 1040. πολυκτεάνων ἐπιβὰς ἀδύτων. Aus dem Paris. Mspt. kommen noch wichtige Verbesserungen vor, als 253. εἰ μὲν θανοῦμαί γ' (und so muß auch der Scholiast gelesen haben:) und ὡς τοῦτ' ἄραρ' οὖν, οὐ μένω πόσιν μολεῖν. 745. σκιὰ γὰρ ἀντίστοιχος ὥς, 770. κηρυσσομένοις δ' ἀπ' ἑ. θ. — V. 405. vertheidigt Hr. v. B. das οὐκ ἐξικμάζω sehr sinnreich durch das verwandte ἐκμάσσω. Doch kan man

sich die kaum erträgliche Härte der Erklärung auf keine Weise verhelen. ἐκμάσσεσθαι ἴχνη ist noch weit von ἐξικμάζω κακὰ entfernt; und noch zweifeln wir, ob εκμασσεσθαι etwas anders, als abdrucken, abformen, nachbilden, von der Nachahmung und Aehnlichkeit, heissen könne: selbst beym Theocrit 17, 122. Hingegen zum λογίζομαι scheint nichts besser als das Musgravische ἐξιθμάζομαι zu passen. Sehr streng, deucht uns, ist auch die Kritik über 593. ἄδουλα. Die Frage, sollte Menelaus bey seiner Wegreise keine Sklaven zurückgelassen haben? könnte man auch bey dem ἄκληστ' thun; sollte er das Haus nicht verwahrt haben? Bey 650. hat, wie uns deucht, Barnes und Musgrave τήνδ' nicht recht gefaßt: es ist ὁδὸν zu verstehen, wie so oft geschieht: κατὰ τ. Hr. v. B. verbessert gleichwohl τῆλ' ὑπὲρ Νείλου ῥοάς· der Ausdruck ist vom Pindar entlehnt Isthm. 6, 33. 34.) und gleich darauf καὶ παρεκβαλεῖν ἀεί. unstreitig sehr sinnreich; nur das ἀεὶ wird so ein müsiges Wort; denn das immer weiter steckt nicht wohl im Griechischen. Doch das gemeine κἀμὲ παρακαλεῖν ἀεὶ schützen wir deswegen nicht. V. 660. möchte Hr. v. B. für κτανεῖν lesen παύειν. sehr gut! die Schwierigkeit fällt doch weg, wenn man ἃ für δὶ ἃ θέλων κτανεῖν τήνδ' nimmt. Sollte κενταύρων δορὶ ὁμιλεῖν nicht attischer und poetischer seyn V. 786. als ὁμιλεῖν κενταύροις δορί; daß in V. 847. ein Fahrzeug verstanden werden muß, ist offenbar; Hr. v. B. muthmasset sehr gut ἐπακτρίδα μ' — aber bey dem Glossema δηλαδὴ πόσις V. 850. wird es an Widerspruch nicht fehlen. Dem Affect, wird man sagen, war es angemessen, daß das Subject, der Mann, nicht genennt ward. — Wir übergehen eine Zahl feiner Bemerkungen, auch von der grammatischen

Art;

Art; als: es ist ein ungegründetes Vorgeben, daß die Attiker so gern das Augment weglassen sollen. Beyläufig wird z. E. Sophocles Oedip. Col. 307. ὥστε κ' εἰ βραδὺς εὕδει glücklich verbessert ἕρπει — und so noch einige Stellen mehr. Von den in der Electra gemachten Veränderungen wird Hr. v. B. künftig Nachricht geben. Wir haben einige Chöre verglichen, und darinn nicht nur grammatische und metrische Berichtigungen bemerkt; sondern auch Sinnesverbesserungen: z. E. 150. Ἰὼ π. Νιόβη, σέ, σ' ἔγωγε νέμω θεὸν, ἅτ' ἐν τάφῳ πετραίῳ αἰεὶ δακρύεις, letzteres nach dem Triclinius; V. 96. finden wir noch ἐξείνισε, wo wir doch für die rechte Lesart halten, ἐξήνυσε, wohin auch der Scholiast führt, ἀπέκτεινε — 159. ἀκέων für ἀχέων, nach Hrn. Mudge. 181. βούνομον ἀκτάν. und 216. ist das ἐμπίπτεις aus der Aldischen Ausgabe, und der V. 226. τίνι γὰρ ἔπος nach dem Scholiast verbessert, und im Chor. 1060. (5) τροφῶν κηδομένους. 62. οὐκ ἐπίσας nach dem Schol. 63. οὐ μὰ τὰν Δ. 75. οἶτον ἀεὶ π. nach der Verbesserung von Mudge, wenn wir uns recht erinnern. —

Natürlicher Weise wird der Freund der griechischen Litteratur zu wissen wünschen, wenn und wo Hr. v. Br. von seinen Verbesserungen und ihren Quellen näheren Bericht geben will; und da können wir Nachricht geben, daß dieser mit so warmen Patriotismus für die griechische Litteratur erfüllte Gelehrte den Vorsatz hat, die drey Tragiker nach und nach nach seiner kritischen Bearbeitung herauszugeben. Mit dem Sophocles wird der Anfang gemacht; und Rec. hat zween Bogen von dem Oedipus Tyrannus in Händen. Zum Druck sind neue scharfe Lettern gebraucht,

 die

die doch im Verhältniß zum Format etwas klein und mager auszufallen scheinen, das Aeusserliche ist gefällig und edel; besonders gefällt uns die Stellung der Verse in den Chören; von Abbreviaturen (ein Ueberbleibsel der Barbarey; denn die Handschriften, die wir haben, sind nicht aus den Zeitaltern des guten Geschmacks, auch in der Schreibkunst nicht) von welchen selbst die Drucker in England, wie der Druck vom Euripides, voll sind, sind hier nur wenige noch beybehalten, die ȣ, ϑ, ς. Die grossen Anfangsvocalen sind ohne Spiritus; wozu doch kein grammatischer Grund vorhanden ist; dagegen verdient es alle Billigung, daß die Verse mit keinem grossen Buchstaben angefangen und die grossen Buchstaben überhaupt nur für die Nomina propria gespart werden. (Da von Schriftprobe die Rede ist, so achten wir auf diese Kleinigkeiten, für uns sind sie sonst keiner Betrachtung werth.) Die Richtigkeit, mit welcher diese Probe gedruckt ist, läßt einen Druck von einem griechischen Dichter hoffen, dergleichen wir noch keinen haben. Der andere Vorzug ist die kritische Behandlung und Berichtigung. Gleich in den ersten Versen kommen folgende vor; 11. στέρξαντες, das, auch unserm Bedünken nach, die wahre Leseart ist; im 59. ist ἱμείροντες, und sie verlangen auch vom Oedipus, er soll ein Mittel zur Abwendung der Plagen ausfündig machen. 18. ἱερῆς. ἠϊθέων. 29 und 35. Καδμεῖον und μέλας δ' im andern Vers Ἅδης. 42. ἡμῖν. Bey 45. ist auf die Leseart des Triclinius und Toup billig nicht geachtet. 50. στάντες τ'. 67. πλάνοις nach dem Schol. (eben hier sollte interpungirt seyn: ἀλλ', ἴστε, π. denn die Construction aus dem vorigen gehet fort.) 68. ηὕρισκον. 78. οἱ δέ γ. 80. ist nicht nur das

ἐν τύχῃ aufgenommen, sondern auch ἐν τύχῃ γε τῶς geschrieben. 86. ἡμῖν. 101. τὴν δ' wie Mudge las. In dem darauf folgenden Chor sind die Veränderungen noch beträchtlicher, schon in Ansehung des Versmaases, so daß das Chor wie ganz neu aussieht. Sophocles wird einen Quartband von ohngefähr 800 S. ausmachen, und nebst den sieben Tragödien, die Fragmente, die alten Scholien, und die Anmerkungen vom Hrn. v. B. enthalten. Euripides wird in zween solchen Bändchen nachfolgen, und dann Aeschylus. Die ganze Unternehmung geht auf Hrn. von Br. Kosten; es sind neue Lettern, wie die Probe zeigt, dazu gegossen, und der ganze Druck wird unter Hrn. v. Br. Augen geschehen, so daß die Richtigkeit des Drucks einer der Hauptvorzüge dieser Ausgabe seyn wird. Unverantwortlich ist es, und gereicht dem Buchhandel in jenen Gegenden zu keiner Ehre, daß ein Privatmann ein solches Werk auf seine Kosten durchsetzen muß; denn natürlicher Weise wird nun nur eine geringe Anzahl Exemplarien abgezogen werden, und das Werk in Deutschland schwerlich sehr gemein werden; denn zur Zeit ist der grössere Theil nach Frankreich und England bestimmt. Auf den Nachdruck darf kein Buchhändler rechnen; denn der Fleiß, der auf die Besorgung der Richtigkeit des Drucks verwendet wird, ist nicht die Sache eines Nachdruckers. Ueber 500 Stücke gedenkt Hr. v. Br. im Abdrucke nicht hinauszugehen, und Liebhaber müssen sich also bey Zeiten melden. Buchhändlern, welche sich indessen im voraus zu einer gewissen Anzahl Exemplarien einschreiben, ist er doch geneigt, das Werk um einen sehr gemässigten Preiß zu überlassen, da er sonst nachher keinen Band unter einem neuen Louisd'or, oder 6 Rthlr. verkaufen wird. Wäre

das Werk glücklich vollendet, so wünschten wir noch einen guten Index über die drey Dichter, worinn das, was der tragischen Sprache eigen ist, mit Einsicht und Genauigkeit verzeichnet wäre. Da in jener Ausgabe, die ganz kritisch ist, für die Interpretation wenig geschehen kan; so würde der erläuterte Sprachgebrauch der Dichter wenigstens für einen Theil der schweren Stellen statt Erklärung dienen. Muß man doch oft selbst bey den Verbesserungen und Muthmassungen wünschen, den Sinn angezeigt zu sehen, in welchem der Kritiker das Wort und die Stelle gefaßt hat, oder wie fern er seine Verbesserungen nothwendig und schicklich findet.

Leipzig.

Bey Weidmanns Erben und Reich: **Einiger vom Dessauischen Philanthropin abgegangenen Lehrer Gedanken über die wichtigsten Grundsätze der Erziehung, und die darauf gegründete (künftige) Einrichtung einer Erziehungsanstalt, als eine Erweiterung der dem Publicum durch Hrn. Iselin bekannt gemachten philanthropischen Aussichten redlicher Jünglinge.** 1779. 564 S. groß Octav. Die nicht nur durch Hrn. Iselin, in den Ephemeriden der Menschheit, sondern auch durch die mehrern Nachrichten vom Dessauischen Institut bekannt gewordenen jungen Männer aus dem Elsaß, tragen in dieser Schrift ihre bisherigen Schicksale in Beziehung auf ihre pädagogischen Absichten, ganz kurz; ausführlicher aber ihre Grundsätze, weitern Absichten und Wünsche vor. Wen edle, und nicht nur bey ihrem Entstehen, sondern auch in der Dauer, bey weder nahen, noch sehr wahrscheinlichen,

chen, Aussichten auf eigene Vortheile, ungewöhnlich starke Entschliessungen interessiren; dem wird diese Schrift schon darum nicht gleichgültig seyn können. Aber es macht dieß Buch noch ein anderer persönlicher Umstand merkwürdig. Nemlich der eigentliche Schreiber desselben, obgleich an den Grundsätzen und Absichten alle gleichen Theil nehmen, ist erst in seinem neunzehnten Jahre, da er schon ein ausgelernter Bauer, Winzer und Kiefer war, zum Studiren gekommen. Es ist der vor kurzem verstorbene Hr. Mochel; dessen Geschichte, wenn sie gewünscht wird, in einem besondern Buche seine Freunde zu liefern geneigt sind. (Rec. wünscht sie; aber so kurz und simpel, als es die Absicht, die Experimentalphilosophie dadurch zu bereichern, zuläßt. Und so könnte sie wohl in einem Journal Platz finden.) Wir kommen nun zum Inhalt des Buchs. Von der Begierde entflammt, für die bessere Erziehung etwas zu thun, glaubten die jungen Männer, daß das erste Bedürfniß dabey die genaueste Vereinigung der Gemüther und Gesinnungen derjenigen sey, die als Lehrer und Vorsteher der Sache sich unterziehen wollten. Ohne mehrjährige Versuche und Uebung, und zwar unter eben solchen oder ähnlichen Umständen, unter welchen sie lebenslang einmüthig wirken wollten, liesse sich diese Vereinigung, als vollständig und auf die Dauer hinlänglich gesichert, nie erwarten. Sie verbanden sich also nicht bloß unter einander, auch mittelst einer gewissen Gemeinschaft der Güter, zur genauesten Freundschaft, und zu gemeinschaftlichen, gesellschaftlich zu treibenden Studien; sondern sie giengen auch mit und nach einander nach Dessau; nie in der Gesinnung, auf beständig mit dem dortigen Institut sich zu verbinden; sondern nur es

 über-

überhaupt zu ihrer Bildung zu nutzen, und besonders zum Versuche, wie sie bey der Ausübung ihrer vorgesetzten Beschäftigung mit einander harmonirten oder zur Harmonie einander zu stimmen sich geschickt fänden. Dieß soll denn auch ihre geschehene Trennung von demselben erklären und rechtfertigen, ohne daß einem Theil etwas dabey zur Last gelegt werden darf. Wiewohl sie deutlich genug zu erkennen geben, daß die dortigen Einrichtungen und Grundsätze, besonders die zu wenige Gleichsetzung und collegialische Vertraulichkeit der Lehrer, dann die Basedowschen Absichten und Lehrart beym Latein, nicht allerdings ihren Beyfall hatten. — Von ihren eigenen, in diesem Buche vorgetragenen, Grundsätzen wollen wir nur die hauptsächlichsten auszeichnen. Der Endzweck der Erziehung muß seyn, den Menschen zur Empfindung und Liebe alles Guten nach seinem wahren, ewig wahrbleibenden, Werth anzuführen. Da der Mensch vermöge seines Grundtriebs nichts wollen kann, als was seiner Empfindung nach gut ist, und dieß wollen muß: so liegt der Grund aller seiner Fehler und Vergehungen darinne, daß er nicht den wahren Werth der Dinge empfindet. Mangel am Bewußtseyn des empfundenen Werthes der mancherley andern Güter und Vergnügungen, und Gefühllosigkeit für dieselben, sey die Ursache der Ausschweifungen in den sinnlichen Lüsten. Frühe und anhaltende Uebung könne aber die größten Verschiedenheiten hierinne bewirken. Gelegenheit dazu verschaffen, und natürlich vor und mit empfinden, sey das Mittel, jene Gefühle zu erwecken und zu üben. Durch gegewärtiges angenehmes oder unangenehmes Gefühl müsse in allen Fällen der Zögling gelenkt werden; nicht durch Verheissungen künftiger Vortheile; überhaupt nicht

nicht durch Vernunftgründe, so wenig, als durch das Gebot eines blinden Gehorsams. Wo das Angenehme und Unangenehme nicht in den unmittelbaren natürlichen Wirkungen der Dinge sich findet: da müsse der Erzieher sein (des Erziehers) Vergnügen oder Mißvergnügen dem Zögling zum Beweggrund geben; vorausgesetzt, daß jener sich der Liebe des letztern versichert hat, und diesen Beweggrund nicht, ohne wenns wirklich nöthig ist, gebraucht. (Aber werden nicht bey aller dieser Voraussetzung öfter, als man erwartet, Fälle kommen, wo dem Zöglinge der Wille seines Lehrers, weil er ihn nicht begreift und seine Neigungen dagegen sind, hart, unbillig, eigensinnig scheinen wird; wenn ihm nicht Gründe aus der Natur der Sache und dem Verhältnisse zu ihm selbst angegeben werden? Oder ist es sogar nicht möglich zu machen, daß der Zögling durch Vernunftgründe, oder wenigstens durch Vertrauen in die mehrern Einsichten seines Führers, sich lenken läßt?) Dieß ist auch den anderweitigen Grundsätzen der Verff. nicht entgegen. Denn sie wollen doch, daß man **wünschen, rathen und abrathen** soll, statt zu befehlen. Wenn aber der Zögling dadurch, daß er nicht folgte, in Gefahr geräth; soll man mit Gewalt ihn derselben entreissen. (Setzt voraus, daß man ihm immer zur Seite und nahe genug ist; eine Voraussetzung, die sie auch ausdrücklich sonst noch zum Grundsatze machen.) Nichts vorsagen von Pflichten, bevor einer den Grund derselben hat empfinden lernen; nichts von Gott, bis die Sinne für die Vollkommenheiten der Welt geöffnet und die Seele des Gefühls derselben voll ist. So auch nichts von Pflichten gegen die Gesellschaft, bis er die Vortheile, die von ihr herstammen, durch eigene Empfindungen hat kennen und schätzen lernen.

Ein

Ein Hauptfehler bey der Erziehung ist, daß man nach vorausgefaßten Grundsätzen und Absichten, ohne genugsame Einlenkung nach den individuellen Naturen, das Werk treiben will; und ein anderer eben so grosser, daß man sich mehr an Erreichung der gegenwärtigen Absichten, an Erhaltung der Befolgung seines Willens, als an der Erreichung der letzten Absichten im künftigen Leben der Zöglinge gelegen seyn lässet. Ein dritter, daß Eltern, sonderlich Mütter, die Aufwallungen der Liebe gegen ihre Kinder nicht in Grenzen halten, oder vor ihnen verbergen können; wodurch in diesen das Urtheil einer mehrern Wichtigkeit für ihre Eltern, als sie sich nicht beylegen sollten, entsteht. Die einzige Art willkührlicher Strafen, die gebraucht werden darf, ist Wiedervergeltung. — Der Unterricht muß, so viel möglich, gelegenheitlich gegeben werden, beym Daseyn der Dinge oder Fälle. Anfangs durchaus keine andere Sprache, als die Muttersprache; von fremden Sprachen zuerst eine lebende. Alle durchs Lesen, bis zum Auswendiglernen wiederholtes Lesen der classischen Schriften, oder vielmehr daraus gemachter Auszüge. Dialogische Wiederholung des Gelesenen, die einzige erste Uebung im Sprechen einer fremden Sprache. Kindern ordentlichen Unterricht im Lesen und Schreiben zu geben, sey wenigstens überflüssig. Bloß dadurch, daß man ihnen den versagt, aber aushilft, so oft sie etwas fragen, würde ihr eigener Trieb die Sache zu Stande bringen. (Bey einigen vielleicht, bey vielen schwerlich; die Worte genau genommen.) Die Absichten der Verff. gehen jetzt weiter noch nicht, als auf die Errichtung einer Erziehungsanstalt auf dem Lande, in welcher Kinder, die zu städtischen Gewerben, oder zum gelehrten Stande, bestimmt werden, bis ins zwölfte Jahr, andere aber, die über

dieses Alter weg sind, zur Landwirthschaft erzogen würden. Weswegen auch in einem eigenen Abschnitt die Grundsätze der verbesserten Landwirthschaft entworfen sind. Unter den Bedingungen, ohne deren Erfüllung die Verff. nicht gesonnen sind, die Sache anzufangen, ist auch die Verfertigung aller, sowohl den Lehrern als Lehrlingen, nöthigen Bücher; die sie überall noch vermissen, und selbst zu verfertigen sich nicht getrauen. Sie glauben, daß durch Preißaufgaben solche am ersten zu erhalten wären; und erklären, daß die Elsassische philanthropische Gesellschaft geneigt sey, so weit es ihre Kräfte erlauben, die Preise dazu auszusetzen. Zu ihrer fernern Vorbereitung rechnen sie auch noch Reisen, hauptsächlich in der Absicht, mit den mancherley vorhandenen Schulanstalten sich bekannter zu machen. Ueberhaupt urtheilen und versprechen sie nicht im Ton der Adepten; sondern mit oft wiederholter Bemerkung, daß sie vieles selbst noch nicht wissen, und Bitte um Belehrung. Lebhafte, oft bis zum Enthusiasmus steigende, Empfindung herrscht übrigens in der ganzen Schrift, wie im ganzen Project. Und wer fände sich nicht geneigt, sie zu verzeihen? Aber wie die Schrift an Deutlichkeit, vorsichigeren Bestimmungen, Ordnung und Kürze würde gewonnen haben, wenn dabey die aufwallenden Empfindungen mehr zurück- und dadurch die Begriffe zweckmässiger zusammen wären gehalten worden; also werden vielleicht die edlen Absichten dieser brüderlichen Freunde, so weit sie zu erreichen sind, auch eher erreicht werden; wenn sie ihre Erwartungen und Forderungen noch mehr herabstimmen, und fürs erste mit einem geringern Anfang sich begnügen wollen. Auch dahin läßt sich der vernünftige Grundsatz S. 158 anwenden, daß es Unsinn sey, so ins allgemeine hineinwirken wollen,

len, daß man einzelne Menschen suchen müsse zu bessern. Allgemeiner ausgedrückt heißt dieß, daß man Gutes thun müsse, so viel die Umstände erlauben, und nicht über der Erwartung allzuunwahrscheinlicher, obgleich wünschenswerther, Bedingungen den Anfang so lange hinausschieben, daß gar nichts daraus wird. Bey pädagogischen Absichten ist dieß um so mehr zu bedenken; je weniger jetzt vom Publico sich erwarten läßt, daß es, ohne Proben zu sehen, Verheissungen leicht mehr wirksames Zutrauen schenken werde.

Gotha.

Bey Ettinger ist gedruckt: **Wilhelm Gottlieb Hesse, Lehrers der Mathematik und Naturlehre zu Erfurt, ökonomische Abhandlung vom Holzanbau.** 16 Bogen in Oct. Die Absicht ist, solchen Landleuten, welche mit den Hülfswissenschaften des Forstwesens nicht genug bekannt sind, dasjenige zu erklären, was zum Holzanbau nöthig ist. Deswegen redet der Verf. viel von der Vegetation der Pflanzen, vom Nahrungssafte derselben, von der Güte des Bodens u. s. w. und mit starken Gründen sucht er sonderlich seine Landsleute zum Holzanbau zu ermuntern. Eicheln säet er lieber im Frühjahre, als im Herbste, und er dünget das Land ein Jahr vorher. Er schneidet die jungen Bäume, um sie zu besserm Nutzholze zu ziehen, mehr vielleicht, als andere anrathen würden. Zu Verzäunungen der Wälder werden Erlen angerathen, die freylich dazu vorzüglich sind. S. 163 von Vermehrung der Weiden durch Setzlinge. S. 176 von der Italiänischen Pappel, die allerdings im Wuchse merklich genug von unserer gemeinen Art unterschieden ist,

un-

ungeachtet letztere doch wohl nicht langsamer wächst. Man merkt es leicht, daß der Verfasser viele seiner Vorschriften aus eigenen Beobachtungen und Versuchen gezogen hat.

Leipzig.

Bey Weidmanns Erben und Reich ist auf 11 Bogen in Octav gedruckt: **Abhandlung von Tuch- und andern Wollenmanufacturen und der dazu gehörigen Schafwolle. Aus dem Französischen nach der zweyten Ausgabe.** Die erste Urschrift ist, so viel wir uns erinnern, zu Paris 1764. gedruckt, auch haben wir von derselben schon eine zu Dresden gedruckte Uebersetzung gesehen. Ob nun die zwote Ausgabe der Urschrift Veränderungen erhalten hat, und ob diese Uebersetzung von der ersten verschieden ist, können wir nicht bestimmen. Die bekanntesten Arbeiten zu den gemeinen Französischen Tüchern hat der Verfasser, der viele Jahre Aufsicht über Manufacturen gehabt hat, deutlich und gut beschrieben. Auch hat er manche Fehler angezeigt und vernünftige Verbesserungen vorgeschlagen, die in Deutschland nicht weniger heilsam seyn würden. Er empfiehlt den Rath, das ungefärbte Tuch vor dem Walken in einem fliessenden Wasser einzuweichen; er zieht die Holländischen Stampfen, den Hammern der Walkmühlen vor. Als er schrieb, hatte man jene nur erst an drey Orten im Reiche. Wider das Gummiren, Laudiren und wider das heisse Pressen der Tücher; dagegen bessere Pressen angerathen werden. Einige Widersprüche, die in den Französischen Tuchmacherordnungen vorkommen.

Nürn-

Nürnberg.

Von der Uebersetzung der Degeerischen Abhandlungen zur Geschichte der Insecten, welche Hr. P. Götze besorgt, haben wir nun den zweyten Theil des zweyten Bandes vor uns. Er hat 28 Kupfertafeln, und ist ohne Zueignung an Hrn. von Rochow, Verzeichniß der darinn enthaltenen Abhandlungen und ein vollständiges Register, 384 S. stark. Er enthält die Geschichte mehrerer Insecten mit aderichten und blos hautigen Flügeln. Auch in diesem Theile hat Hr. G. vielen Fleiß und Belesenheit bey Vergleichung seines Schriftstellers mit andern, vielen Scharfsinn bey ihrer Beurtheilung, und vielen Beobachtungsgeist in seinen eigenen Wahrnehmungen gezeigt. Die Larven des Ufernases sitzen oft an den Würzelchen und Stengel der Wasserlinsen, und oft ganz dick voll Glockenpolypen. In der Leberblase einer Maus fand Hr. G. einen Bandwurm mit einer Schwanzblase, der sich in lauem Wasser auf 5¾ Zolle ausdehnte. Die Larven der Stinkfliege sind äusserst häßlich und fürchterlich. Die Larven der Wasserkäfer (Dytiscus) zerfleischen mit ihren Kopfzangen kleine Fischgen, beissen auch wohl in kleine Reißchen, die man ihnen hinhält. Die Widerhaken an den Pfeilen einiger Raupentödter sind weit stärker, als bey den Bienen. In Zuckergläsern lassen sich die Raupen wohl ziehen, wenn diese nur groß genug sind, wenn man ihre Lebensart kennt und sich darnach richtet, und ihnen statt einzelner Blätter ganze Zweige giebt, und diese oft genug erneuert. Noch hat Hr. G. einen eigenen Anhang zu der Geschichte der Afterraupen ohne Hautfüsse auf den Birnbäumen, insonderheit von ihren Nymphen und Blattwespen, beygefügt.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

37stes Stück.

Den 11. September 1779.

London.

Von dem durch Herausgebung verschiedener klassischen Schriftsteller berümten Zachary Pearce, Bischoff von Rochester, sind nach seinem Tode von dessen Kaplan Vier Octavbände Predigten bekannt gemacht worden: Sermons on several subjects by *Zachary Pearce*, D. D 1778. Die vier Hauptfehler der engländischen Predigten, selbst der besten, herrschen hier durchweg, und in einem solchen Grade, daß dadurch der Nuzen derselben gar sehr geschwächt werden muß. Die engländischen Prediger reden nicht nach einem zusammenhängenden Plan; welcher die Predigt zu Einem Ganzen macht, das man leicht übersehen und behalten kan; sondern durchkreuzen und durchschneiden ihr Thema mit einer Menge von Anmerkungen, Schlußfolgen, Erinnerungen u. d. g. Die praktische Behandlung des Textes, ein so überaus wichtiges Stück, wodurch der Zuhörer mit der Bibel vertraut gemacht, und in

deren verständiger Lesung geübt wird, fehlt dort ganz: der Text ist bey ihnen meist nur Ein Vers, noch dazu aus dem Alten Testament genommen; und auch dieser nur Inschrift, nicht aber Inhalt der Predigt. Ihr Vortrag ist meist trocken und kraftloß, entblößt von aller Anmuth und Leben: und dieses hält man sogar, auch in Deutschland, für Simplicität; eine Eigenschaft, die niemand in höherm Grade besizt, als Demosthenes, und wer wird Den trocken, schmuck- und kraftloß finden? Zu dem allen kommt noch, daß die Predigten der Engländer mehrentheils Reden an Heiden sind, und nicht an Christen; denn man findet wenige, die sich nicht mit dem Erweiß und Vertheidigung der Wahrheit des Christenthums, ja der Naturreligion sogar, beschäftigen. — Folgendes mag zum Beweise des Gesagten dienen. **Im Ersten Bande** handelt die erste Predigt **vom Daseyn Gottes**, wo noch dazu der nahe und leichte Beweiß aus dem Bau der Welt übergangen, und der entfernte, abstracte aus der Kontingenz vorgetragen wird. **Predigt** 2-4 enthalten blosse Vernunftbeweise für Vorsehung, Leben nach dem Tode und Vernunftmoral: alles nach dem gewönlichen Gange. **Predigt** 5, von den Mängeln der Naturreligion; (nicht vollständig genug): **Predigt** 6-8, von der Göttlichkeit des Christenthums, aus den bekandten innern und äussern Gründen: **Predigt** 10-12, von den Vorzügen des Christenthums vor der mosaischen und natürlichen Religion. In allen diesen magern Vorträgen stößt man noch überdem, auf manche unrichtige Auslegungen, irrige Vorstellungen von der Religion, falsche philosophische, und Erfahrungssäze.

Im **Zweiten Bande** untersucht Predigt 1. 2. über 1 Mos. 2, 17. warum Gott das Essen der

Frucht

Frucht den Menschen verboten? (Sie zu prüfen, ist auch hier die Antwort.) Ob die Drohung, **an welchem Tage du davon** issest u. f. vollzogen sey, da ja Adam über 900 Jahre alt ward? und hier wird viel von dem hebr. ביום geredet. Ob, ferner, der Mensch, wenn er nicht gegessen hätte, nicht würde gestorben seyn? — Sachen und Schwierigkeiten dieser Art kan man in dem katechetischen Unterricht, oder auch in Predigten bei praktischen Auslegungen der Bibel abhandeln. Aber sie zum Thema einer, oder gar mehrerer Predigten machen, das bringt Dinge hervor, welche für die Kanzel ganz und gar unschicklich sind, und andern wichtigern und schicklichern den Plaz wegnehmen. — In den Predigten 12. und 13. über 1 Mos. 2, 3. spricht er von der Sontagsfeier nach Art der engländischen Moralisten, welche hier vergessen, daß wir nicht Juden, sondern Christen sind. Sabbath, Sabbathsruhe nennen sie den christlichen Sontag; gründen die Verpflichtung zur Feier Eines Tages unter Sieben, auf 1 Mos. 2, 3. und das dritte Geboth; und schreiben eine fast völlig jüdische Feier des Sontages vor. Der **Verf.** behauptet sogar S. 226; alle Christen müsten eingestehen, daß die Ausfürung der Israeliten aus Aegypten ein Typus der Welterlösung sey, nach **Koloss.** 2, 16. 17. Sonderbahr genug ist auch, im Munde eines protestantischen Moralisten, der Schluß der Predigt S. 235, den wir zur Probe abschreiben wollen. "Jezo will ich mit der Bitte an euch alle, die „ihr mich heute höret, schliessen; daß, wofern „ihr durch etwas von dem, was ich jezo über die „Verpflichtung gesagt habe, worunter ihr steht, „den christlichen Sabbath zu heiligen, seid über=

 „zeugt

„zeugt worden, ihr es mit Aufrichtigkeit und „unter einem vollen Gefül der Pflicht thun möget: daß ihr Gott geben möget, was ihm „gebüret, den siebenden Theil eurer Zeit, „welchen er sich zugeeignet hat; Er, der „das Recht auf eure ganze Zeit hatte, wenn „es ihm gefallen hätte, sie zu fordern, der aber „jezo, sich mit einem so kleinen Theile da„von begnügt, und dadurch eben so sehr für „den ewigen Vortheil eurer Seele, als für seine „eigene Ehre sorget u. s. f." — Ist das, Christenthum? heißt das, die Religion empfehlen? — Die Philosophie des Verf. ist eben so wenig zu billigen, als seine Schriftkentniß. Ueber 2 Kor. 5, 7. z. E. (in der 10. Predigt) S. 171 f. wird, nach hergebrachter Manier, vieles von dem moralischen Werth eines Glaubens, der mit Zweifeln und Dunkelheiten kämpft, gerümt: ohne zu bedenken, daß bei dieser Behauptung, die Tugend des Menschen mit jeder Aufklärung des Verstandes abnimmt; und im Himmel, wo wir zum Schauen kommen, gar keine Tugend mehr seyn wird. Auch ist alles dieses falsche Philosophiren auf falsche Auslegung des Textes gebaut; wo Paulus nichts mehr, als dieses sagt, "daß wir hier „die volle Seeligkeit, das Ganze Glück der „Redlichen, noch nicht geniessen, sondern nur „erwarten." — Am meisten befremdete uns bei einem in den Schriften der Römer und Griechen so belesenen Manne, die Behauptung S. 98 f., daß zu Christi Zeit auch die Heiden einen grossen Monarchen erwartet haben, von welchem die Sibyllinischen Bücher und Virgil in der bekandten Ekloge geweissaget.

Paris.

Paris.

Von Didot dem jüngern verlegt, auf Subscription, wird allhier seit 1776. heftweise eine Beschreibung aller um Paris sich findenden Gewächse mit illuminirten Abbildungen, in gr. Oct. herausgegeben, unter folgendem ausführlichen Titel: *Flora Parisiensis*; ou Déscription et Figures des plantes, qui croissent aux environs de Paris; avec les différens noms, classes, ordres et genres, qui leur conviennent, rangés suivant la methode sexuelle de M. Linné, leur parties caractéristiques, ports, propriétés, vertus, et doses d'usage en Médécine, suivant les démonstrations de Botanique, qui se font au Jardin du Roi. Par Mr. *Bulliard*. Ouvrage orné de plus de 600 figures coloriées d'après nature.

Die im Jahre 1776. vorausgeschickte Einleitung macht ein besonderes Heft aus, von 5 gedruckten Bogen, (Titel und 3 Kupfertafeln nicht mitgerechnet) und ihr Titel ist folgender: *Introduction à la Flore des environs de Paris*, suivant la méthode sexuelle de M. Linné; et les démonstrations botaniques, qui se font au Jardin du Roi. P[illegible] *Bulliard*. Sie enthält zwo Kupfertafeln mit Abbildungen einzelner Theile von Pflanzen, welche zur Erläuterung der Französischen Kunstwörter der Botanik dienen, die man auf einer in Kupfer gestochenen Tabelle nach dem Alphabet verzeichnet findet. Hierauf folgt eine kurze Nachricht von der Einrichtung des Werks selbst; sodann ein mit kurzgefaßten, aber sattsam deutlich erklärenden Definitionen begleitetes alphabetisches Verzeichniß der vornehmsten Kunstwörter in Französischer Sprache, deren Begriffe durch

Allegiren obgedachter Figuren erläutert werden; endlich eine tabellarische Vorstellung der Classen und Ordnungen des Linneischen Systems mit den Charakteren derselben.

Vom Werke selbst haben wir (ausser ebengedachtem Hefte der Einleitung) bis jetzt 20 Hefte in Händen. Jedes Heft enthält von 20 Pflanzen Abbildungen und Beschreibungen; es sind demnach in den 20 Heften schon 400 Pflanzen begriffen. Auf dem Umschlag jedes Hefts sind die, ohne Rücksicht auf die Ordnung des Linneischen Systems, darinn enthaltenen Pflanzen, mit ihren üblichen Französischen, bisweilen auch mit Linneischen Namen (die eben so auf den Kupfertafeln stehen,) genannt, nach dem Alphabet rangirt, und mit Nummern bezeichnet, die wir durch die folgenden Hefte (auf den Umschlägen) fortlaufen sehen, aber weder im Text noch auf den Tafeln bemerken. Die sechs ersten Hefte, die im J. 1776. erschienen, führen den Titel: *Tome I.*; die sechs folgenden vom J. 1777. *Tome II.*; die vom J. 1778. *Tome III.*; die neuesten vom J. 1779. *Tome IV.* Es erscheinen also bis zu Endigung des Werks alle Jahr 6 Hefte.

Die Beschreibungen der Pflanzen stehen auf einzelnen Blättern, (auf einer Seite nur bedruckt, um sie den Abbildungen gegen über stellen zu können); oben ist die Linneische Classe und Ordnung angezeigt, zu der jedes Genus, mit Linn. Namen benannt, gehört. Da, wie schon erwähnt, weder Beschreibungen noch Kupfertafeln Nummern führen, so wird, vermöge der Angabe auf dem Titel, dereinst, wenn das Werk vollständig fertig ist, das Linn. System der Leitfaden seyn zur Folge dieser Blätter und Kupfertafeln. Der V., Hr.

Hr. Bulliard, hat diese Einrichtung, wie er sich in der Einleitung darüber erklärt, in der Absicht so gemacht, daß, wer nicht nach dem Linn. System das Werk rangiren wollte, es frey stände, eine jede andere beliebige Ordnung in der Folge der Pflanzen wählen zu können. Obenhin betrachtet, scheint zwar eine solche freye Einrichtung sehr bequem. Leute, die sogar auch da, wo die Eine systematische Ordnung in der That nichts vor einer Andern voraus hat, (wo oft sogar die alphabetische die beste wäre, das, was man sucht, bequem und geschwind zu finden,) ihr Lieblingssystem mit allen damit verknüpften Schwierigkeiten anzubringen suchen, diese Leute werden mit der Einrichtung sehr zufrieden seyn: Auch wir läugnen keinesweges den speciellen Nutzen, eine Flora nach einem System zu ordnen. Aber, im Ganzen genommen, bey einem Werke, das einen noch weit mehr ausgebreiteten Nutzen haben kann, als nur bloß Flora zu seyn, das uns Abbildungen, und deren eine so beträchtliche Anzahl liefert, die zum Vortheil der Wissenschaft allegirt zu werden verdienen; bey einem solchen Werke finden wir es höchst nachtheilig, wenn dadurch, daß der Verfasser jener unnützen Freyheit wegen seine eigene Ordnung stört, uns durch Weglassung von Seitenzahlen im Text, und Nummern der Tafeln (die besten Hülfsmittel des Allegirens) des so wesentlichen allgemeinen Nutzens beraubt, sein Werk da, wo es zur Erklärung dienen könnte, zu allegiren, oder doch in grosse Schwierigkeiten uns verwickelt, wie wir das Gute, was wir fanden, andern in seinem Werke zeigen sollen. Ein solche höchst unbequeme Einrichtung giebt Anlaß, daß ein sonst noch so brauchbares Werk oft ganz unbenutzt bleibt.

Die Abbildungen, ohnerachtet des kleinen Formats der Platten, stellen die Pflanzen der Natur sehr gleichend vor. Bey den mehresten, (Strauch= und Baumarten ausgenommen) findet man die ganze Pflanze, wie sie auf ihrem Standort wächst, nach sehr verjüngtem Maaßstabe mit ihrem Habitu abgebildet; sodann ein abgeschnittnes Zweiglein in natürlicher Grösse dabey, oder auch diesen allein bey einigen, wo die Vorstellung davon für sich schon eine deutliche Idee geben konnte. Wo alles kleiner als in der Natur vorgestellt ist, da sind doch einzelne Blätter oder Blüthen in der wahren Grösse daneben zum Muster der Proportion angegeben. Die charakterischen Kennzeichen sind bey jeder Pflanze, mit Abbildung der vornehmsten Fructificationstheile, in natürlicher Grösse (oft auch durchs Mikroscop gezeichnet) erläutert. Buchstaben oder Zifern bey den einzelnen Figuren verweisen auf die Beschreibung. Die Zeichnung finden wir ungezwungen, nicht von andern vorhandenen Abbildungen copirt, sondern nach Originalen der Natur; den Stich rein, und die Farben beym Illuminiren (sehr wenige ausgenommen) wohl gewählt.

Auf den zu den Kupfertafeln gehörigen Textblättern steht vor jeder Pflanze bloß allein der Name der Linn. Classe und Ordnung, nicht deren Zahlen; es folgt: der Linn. Geschlechtsname; die Anzeige der Dauer der Pflanze; der Linn. Speciesname, (nom latin) der allgemeine übliche Französische specielle Name, (nom françois) sodann die bey den Landleuten in Frankreich gemeine Benennung (nom françois vulgaire) der Pflanze, und auch bisweilen einzelner Theile von derselben: als z. E. bey Bidens *tripartita* Linn. der allgemeine

Fran=

Französische Name: Chanvre aquatique, beym Landmann: l'Eupatoire aquatique, le Chanvre d'eau; die Saamenkerne: les *Chienots*, les *Happe-jambes*. Die Anführung der bey dem Landmann in Frankreich üblichen, öfters sehr unverständlichen und von den gewöhnlichen ganz abweichenden Benennungen, wird viele in Französischen Schriften, zumal ökonomischen Inhalts, vorkommende Zweifel lösen, und es wird daher das am Ende des Werks neben den Registern der lateinischen und Französischen Pflanzennamen versprochene alphabetische Verzeichniß dieser Landnamen sehr willkommen seyn.

Die Beschreibungen der charakteristischen Eigenschaften sind zwar kurz, berühren nur das vorzüglichste, geben aber doch in Verbindung mit den Figuren der zerlegten Blüththeile hinreichend deutliche Begriffe. Die speciellen Eigenschaften, Wachsthum, Höhe, Standort, Blühezeit, werden auch, so wie die beträchtlichsten Varietäten, angegeben. Zuletzt die innern Qualitäten, die Heilkräfte bey Menschen und Thieren, und zwar mit reifer Kritik begleitet; die andern Benutzungsarten in der Oekonomie; der Schaden von unvorsichtiger Anwendung, und die kräftigsten geschwindesten Hülfsmittel dagegen. Bey manchen nicht eben gewöhnlich üblichen Pflanzen wird gesagt, wie man sie benutzen, oder andern, die nicht gleich zur Hand sind, substituiren könne. Alle diese Anzeigen von der Benutzung, sind nicht etwa alter Autoren ausgeschriebene Ruhmreden ohne Erfahrung, sondern geprüfte Bemerkungen, wobey auch die allerneuesten Entdeckungen nicht übergangen sind. Man wird sie bey sehr gedrungener Kürze doch mit größter Gründlichkeit ver-

faßt finden, und da man alles wie mit Einem Blick übersehen kann, so giebt dieß ihnen desto mehr Vorzug. Bey so vielen nützlichen Eigenschaften, die dieß Werk, dessen Vollendung wir entgegen sehen, allgemein brauchbar machen, können wir uns nicht des Wunsches enthalten, daß der Hr. Verf. uns selbst ein bequemes Mittel anzeige, sein Werk zu citiren, zu vielerley Absichten, worunter auch diese mit gehört, durch Hülfe seiner Figuren und Beschreibungen, anderer Autoren, die von Pflanzen um Paris geschrieben, dunkele Stellen und Synonymien erklären und berichtigen zu können.

Upsala und Leipzig.

C. W. Scheele chemische Abhandlung von der Luft und dem Feuer, nebst einem Vorbericht von Torb. Bergmann. Bey M. Swederus und S. L. Crusius. 1777. klein Octav S. 155, nebst einer Vorrede von 4 S. und einem Vorbericht von 16 S. und einer Kupfertafel. Rec. hat es schon oft bedauert, daß Scheidekünstler, die Einsichten, Erfahrung, Geschicklichkeit, Gedult, Zeit und Tiefsinn genug haben, ihre Kunst mit neuen Entdeckungen zu bereichern, in einer ungewöhnlichen, hin und wieder unverständlichen, Sprache gleichsam ein Verdienst suchen, aber eben dadurch wenigstens einem grossen Theile ihrer Leser die Früchte ihrer Bemühungen vorenthalten, und noch mehrere ganz abschrecken, sie zu nutzen. Hr. Sch., ein gebohrner Teutscher, zeigt auch in dieser Schrift, daß er unter die Schriftsteller gehört, in welchen alle diese Eigenschaften vereinigt sind. Die Luft, die uns umgiebt, ist immer mit einer Menge von Ausdünstungen und mit fixer

Luft

Luft (Hr. Sch. nennt sie nach Hrn. Bergmann Luftsäure) vermischt. Sie zieht das Brennbare der Körper stark an sich, kann sich aber nur mit einer gewissen Menge desselbigen verbinden. Nur ein Theil der Luft (Feuerluft) äussert diese Wirkung auf das Brennbare, der andere aber nicht (verdorbene Luft.) Diese beyden Theile können von einander getrennt, und nach ihrer Trennung wieder geschieden werden; die erstere macht ungefähr einen, die zweyte zwey Drittheile von unserer gemeinen Luft aus. Die Hitze oder Wärme (so nennt Hr. Sch. eine Art, nicht, wie andere Naturforscher, eine **Wirkung** des Feuers) besteht nach Hrn. Sch. aus Feuerluft und Brennbarem (darunter versteht Hr. Sch. das, was andere Scheidekünstler das reinste, elementarische Feuer nennen.) Sie fährt gerade in die Höhe, läßt sich von dem Winde hin und her treiben, und von einer Glasfläche, aber nicht von einer Metallfläche, zurückwerfen; die strahlende Hitze hingegen fährt nicht nur in die Höhe, sondern nach allen Seiten, und wird auch von einer metallischen Fläche zurückgeworfen. Auch das Licht hält Hr. Sch. für ein gemischtes Wesen (so wie es zu uns kommt, und wie wir es untersuchen können, ist es freylich gemischt) aber daraus, daß es in einem Brennpunct gesammlet, den Salpeter nicht zum Laugensalze, noch den Metallkalk zum vollkommenen Metall macht, folgt noch nicht, daß es kein Element sey. Hr. Sch. findet sehr viele Aehnlichkeit zwischen dem Lichte und der strahlenden Hitze, und glaubt, daß das Sonnenlicht kein Zeichen von Wärme von sich giebt, so lang es sich in gerader Linie bewegt. Das Licht dehnt die Körper eben so aus, und hat auf unsere Nerven eben dieselbige Wirkung, als die

die Wärme. Es besteht (nach Hrn. Sch.) gleichfalls aus Feuerluft und Brennbarem, nur hat es von dem letztern mehr, als die gemeine, und selbst als die strahlende Hitze; auf der unterschiedenen Verhältniß dieser beyden Bestandtheile zu einander beruht der Unterschied der Farben. Auch das Feuer ist (bey Hrn. Sch.) zusammengesetzt: das Phlogiston hingegen ein wahres Element und ganz einfach (ein blosser Wortstreit.) Dieses hat mit dem sauren Grundwesen eine sehr nahe Verwandschaft; in dem Arsenik ist es offenbar mit einer Säure vereinigt, also auch vermuthlich in andern Metallen: (so schließt Hr. Sch. und macht alle metallische Erden zu Säuren. Rec. gesteht, daß er sich bisher durch nichts, am wenigsten durch diese Art zu schliessen, von der sauren Natur der metallischen Kalke überzeugen kann.) Das Wasser ist die durch die Wärme flüssig gemachte Haupterde. (Wie kann doch in unsern Zeiten ein so erleuchteter Chemist das Wasser noch für verwandelte Erde halten?) Die dlichten Körper bestehen aus Brennbarem, fixer Luft und Wasser (wenn man auf die Elemente zurückgehen will; aber der Chemist will nicht immer allein diese, sondern vielmehr die nächsten Bestandtheile wissen.) Das Feuer ist bey Hrn. Sch. ein leuchtender und hitzender Zustand der Körper, bey welchem sie gänzlich zerstört werden (eine eingeschränkte ganz neue Bedeutung, die nur auf das glimmende und Flammenfeuer paßt.) Die Erklärung, warum mehrere Steine leuchten, wenn sie in das Feuer kommen; warum man mit harten Steinen Funken aus dem Stahle schlägt; von der Ursache der Entzündung des Pyrophori, den Hr. Sch. für ein blosses Gemenge von Schwefelleber und Kohlen ansieht; von

von der Ursache der Entzündung eines feuchten Gemenges aus Schwefel und Eisenfeile, und des Knallgoldes; auch von der Luft, die bey der letztern entsteht, müssen unsere Leser bey Hrn. Sch. selbst nachsehen. Hr. Sch. hält ferner die Luft für eine dulcificirte elastische Säure (mit gleichem Rechte kann man auch Schwefel, Arsenik ꝛc. dulcificirte Säure nennen; aber heißt das nicht dem Wort dulcificiren eine viel zu weitläufige Bedeutung geben, und muß das nicht Lehrlinge irre machen, wenn Meister in der Kunst sich so gar wenig an die eingeführte Bedeutung binden?) Durch die Feuerluft wird der Umlauf der Säfte in Thieren und Pflanzen unterhalten; Insecte und Gewächse verwandeln sie in fixe, andere Thiere in verdorbene Luft. Feuerluft besteht (nach Hrn. Sch.) aus einem zarten Sauerwesen und Brennbarem, und alle Säuren haben ihren Ursprung von der Feuerluft. (Ein offenbarer Zirkel.) Das Wasser trennt die nächsten Bestandtheile der Luft, indem es sich mit der Feuerluft, aber durchaus nicht mit der verdorbenen Luft verbindet. Hitze, mit einer grossen Menge von Brennbarem vereinigt, macht brennende Luft, die von der Salpetersäure nicht zerstört wird. Hr. Sch. bestätigt seine Sätze mit einer Menge schöner Erfahrungen, die er sorgfältig angestellt, und genau und gewissenhaft beschrieben hat, und wenn man auch in den Schlüssen, die er daraus zieht, nicht immer mit ihm übereinstimmt, so wird ihm doch jeder rechtschaffene Chemist für den Schatz von Erfahrungen Dank wissen, den er hier gesammlet findet. Einige wenige von diesen muß Rec. noch auszeichnen. Bey der Destillation der Salpetersäure ist der erstere Theil, der übergeht, roth; auf diesen folgt ungefärbte, und

und dann wieder rothe Säure; diese hat ihre Farbe immer vom Brennbaren, das sie in verschiedener Menge annehmen, aber dadurch auch verschiedene Eigenschaften erhalten kann. Der Schwefel lößt sich bey gelinder Wärme in rauchender Salpetersäure mit Aufbrausen gänzlich auf; und das ohne Zusatz verkalkte Quecksilber in Salzgeist. Bey Versuchen mit den verschiedenen Arten der Luft bedient sich Hr. Sch. Ochsenblasen, die, wenn sie noch frisch sind, gerieben, recht steif aufgeblasen, dann dicht zugebunden, und zum Trocknen aufgehängt werden. In dem Vorberichte sagt Hr. Bergmann viel Nützliches von den Bestandtheilen der uns umgebenden Luft, der fixen Luft, die nach ihm selten über ein Funfzehntel des Ganzen ausmacht, der guten, reinen oder Feuerluft, und der verdorbenen Luft, die immer den größten Theil ausmacht. Hr. B. nimmt sechs Arten von einfachen Erden an: Schwerspatserde, (Recens. kann sich noch nicht überzeugen, daß diese so einfach als die folgende ist) Kalk, Magnesia, Thon (was andere Alaunerde nennen) Kieselerde und Edelsteinserde (auch von dieser, als einer eigenen Art, hat sich Rec. noch nicht überzeugt.) Warum Flußspatsäure und Wasser, wenn sie sich einander begegnen, Kieselerde machen, läßt sich aus Monnets Erfahrungen besser erklären. Erdarten und metallische Kalke würde Rec. nie Säuren nennen, wenn sie auch in einzelnen Eigenschaften damit übereinkommen sollten. In der Vorrede giebt Hr. Sch. durch einen schönen Versuch einen neuen Beweis, wie behutsam man seyn muß, wenn man die Verwandlung des Wassers in Erde zu erweisen sucht.

Ver-

Berlin.

Bey Mylius: Elementarbuch der lateinischen Sprache. Erster Theil, in Verbindung mit sieben Kupferplatten von Chodowiecki (die noch erst nachgeliefert werden sollen) 1779. 368 S. Octav. Eine lateinische Grammatik für Kinder, so unterhaltend und lustig, als noch nicht viele Elementarbücher geschrieben sind, und als eine Grammatik am allerwenigsten sich erwarten ließ. Aber nicht bloß angenehm ist dieser Unterricht in der lateinischen Grammatik für die Kinder gemacht, durch die Einkleidung in Dialogen, wie solche zwischen einem aufgeweckten liebreichen Lehrer und lernbegierigen Kindern vorfallen können. Sondern auch gründlich erleichtert, durch Weglassung dessen, was noch nicht in die Kindergrammatik gehört, nicht vor dem Lesen der klassischen Auctoren nöthig ist; durch Aufsuchung der natürlichsten Ordnung; durch Benutzung der schon bekannten Gesetze der deutschen Sprache, wo sie mit der lateinischen übereinstimmt; und durch geflissentliche Ablenkung des Unterrichts von den Ideen der deutschen Sprachart im entgegengesetzten Fall; endlich durch eine Menge von Uebungsbeyspielen, die alle aus dem Ideenvorrathe der kleinen Lehrlinge hergenommen, und, wo nicht an sich, so doch durch die Kupfer, angenehm gemacht sind. In den Noten giebt der Verf. bisweilen Rechenschaft von seinen Abweichungen von den gewöhnlichen Grammatiken, und zeigt, daß er eben sowohl über das Innere der Sache, als über die Regeln des Kinderunterrichts, nachgedacht hat. Wir können uns aufs einzelne nicht einlassen; wen aber das Fach interessirt, wird es nicht bereuen, das Buch selbst angesehen zu haben. Einige Nebensachen können miß=

mißfallen, wenn mans genau nehmen will; z. E. das öftere Potstausend, und die etlichen Ausfälle auf pedantische Schullehrer. Warum schreibt der Verfasser nach ein fremdes Gut trachtet S. 256; und auf dieser Art? Er nennt sich in der Zueignungsschrift an den Hrn. Minister von der Schulenburg, J. M. F. Schulze.

Giessen.

Von des Hessendarmst. geh. Raths und Prof. der Math. zu Giessen, Hrn. Böhms, Magazin für Ingenieur und Artilleristen ist nur vor kurzem der erste Band angezeigt worden, der Abdruck dieser Anzeige hatte sich aber etwas verzögert, und es ist nun schon der fünfte Band erschienen 368 Octavs. 4 Kpft. Da nun die Einrichtung dieser so nützl. Sammlung bekannt ist, wird genug seyn, ihre Fortdauer von Zeit zu Zeit kürzl. zu melden. Gegenwärtiger Band enthält eilf Aufsätze, von denen wir nur einige nennen wollen: Belidors Befestigungsmanieren, zum Theil mit des Erfinders eigener Beschreibung nach einer Handschrift herausgegeb. von Hr. Geuß. Drey Abh. von einem K. Dän. Ingenieur, der aber aus Bescheidenheit seinen Nahmen nicht anzeigt, da ihn aber als Verf. unterschiedener wichtiger Beyträge Mehrere zu kennen gewünscht haben, giebt Hr. B. ein Datum an ihn auszufinden. Sie betreffen die Verhältniß der Face zur Flanke, die Stärke der Futtermauern, und eine von L. C. Sturm bekannt gemachte Manier zu befestigen. Ein Aufsatz von Hr. Hofr. Kästner, daß v. Meldercreuz Aufgabe, Weiten durch den Schall zu bestimmen, zur Ausübung nicht brauchbar ist. Schwerpunct eines abgekürzten Kegels, von einem K. Dän. Ingenieur. Hr. Pr. Geuß von der Hinterwichtigkeit der Canonen. Ausser diesen bisher ungedruckten Aufsätzen sind die übrigen aus grössern Sammlungen oder sonst seltenern Schriften.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

38stes Stück.

Den 18. September 1779.

Paris.

Wir müssen noch ein Werk nachholen, das man nunmehr auch ins Deutsche zu übersetzen angefangen hat: Tractatus de morbis cutaneis, auf 708 S. Dieß wichtige Werk ist vom D. Anna Carl Lorry; nicht nach dem Entwurf des Hrn. d'Astruc, und ohne Anführung der vorhergehenden Schriftsteller; aber die sehr zahlreichen Gattungen der nicht genug unterschiedenen Krankheiten der Haut haben ohnedem ein langes Werk und eine schwerere Arbeit erfordert. Cavelier hat es A. 1777. in gr. Quart gedruckt. Zuerst steht eine Einleitung mit einer kurzen Zergliederung der Haut: daß die Haut ein fadichtes Gewebe sey, nimmt Hr. L. an. Er verspricht sonst eine genauere Zergliederung der Haut, an welcher Hr. Descemet arbeite. Ein Markschreyer habe zu Paris eine Fistel mit einem geschwächten Scheidewasser wegzuetzen unternommen, den Kranken aber in eine tödtliche Auszehrung gestürzt: in dessen Haut

 habe

habe man nichts mehr, als eine Reihe von Gefässen, oder von weissen gleichlaufenden Fühlkörnern, gesehen, die mit dem Sammet eine Aehnlichkeit gehabt haben. Die Haare: aus einer Zwiebel entstehen auch mehrere; die Haare sehen beym Vergrösserungsglase ästig aus, und lassen sich leicht einweichen und in Pinsel theilen. Wenn wir Hrn. L. recht verstehen, so sagt er, den zarten Jungfrauen blühe die ganze Haut mit weißlichen sehr weichen Härchen: diese fallen zu einer gewissen Zeit weg, und alsdenn brechen neue stärkere Haare an andern Stellen hervor. Die Nägel seyen nicht blosse Oberhaut, sie haben ihre eigene Gefässe von dem zellichten Gewebe, wie ihm Hr. Descemet gezeigt habe. Etwas vom Kornzapfen, dessen giftige Eigenschaften Hr. L. anzunehmen scheint. Die Hindernisse des Ausdünstens. Man habe oft wahrgenommen, wenn man genöthigt gewesen sey, scharfe Mittel und ätherische Oele den Kranken zu geben, daß mit denselben ein Auswurf an der Haut sich gezeigt: es seyen kitzelnde Schuppen, die die Oberhaut in die Höhe gestossen, mit eben so vielen kleinen Bläschen erschienen, die beym Vergrösserungsglase kleine Tropfen Saftes schwitzen. Die Traurigkeit hindere hauptsächlich die Abscheidung der Galle. Jungen Mägdchen, die alte Männer heyrathen, wird die Haut rauh und welk. Die Ursachen in dem Leibe: die scharf gewordene Galle, oder die schwarze Galle der Alten; das scharfe Blutwasser; der scharfe Schleim u. s. f. Dann äusserliche Dinge, Unreinlichkeit, scharfe aufgelegte Dinge, Blasenpflaster u. s. f. Die in der Haut nistenden Thiere. Die Unterscheidungszeichen. Verschiedene Säfte in den Bläschen. Blutige Bläschen, die bey einem baubeschäftigen Manne mit grossem Beissen aufbrachen.

chen. Geschwüre, wohin der Kinderansprung und andere Auswürfe gehören. Die Geschwülste und Flecken: ein Junge trank in der Hitze zwey Pfund Wein, ihm fuhren eine Menge kleine Bläschen ohne Fieber aus. Die Sommerflecken haben ihren Sitz im Malpighischen Netze. Von gewissen weissen Flecken, die in warmen Ländern mit einer besondern Glätte und einigen Eindrücken der Haut sich zeigen. Die Pelade des sechzehenden Jahrhunderts. Die Flechten: fürs erste die markichten. Die Läusesucht, die in gewissen sehr blonden Kindern, auch wenn man die Haare abgeschoren hat, dennoch übrig bleibt, so daß in den Leisten, zumal zwischen den Schuppen der Oberhaut, Läuse herauskommen. Die künftigen Erfolge: bey Kindern sind die Krankheiten zuweilen tödtlich. Ein borkichter Ausbruch in der Haut, der im Sommer vergeht, und im Herbste wieder kommt (crustosa cutis eruptio) bey alten Leuten: gegen das siebenzigste Jahr in Weibern, und das sechzigste in Männern: bey einer ruhigen Lebensart kommen Krankheiten zuerst mit Phlyctaenen, dann mit Geschwüren und mit grossen Schmerzen, die aber zur Hauptsache heilsam sind und das Leben verlängern. Schwangere Frauen haben auch wohl achores (böse Köpfe) wie die Kinder und mit eben dem übeln Geruch. Die Auswürfe der Fieber in die Haut. Das Zurücktreten von der Haut nach den innern Theilen, dem die Hautauswürfe sehr unterworfen sind. Selbst in langwierigen Uebeln kann ein ungesunder Saft auf einmal sich auf einen Theil werfen. Die kritischen Hautauswürfe, auch andere langsame heilsame Ablegungen der schädlichen Säfte. Das kalte Bad sey den Kindern dienlich, aber mit gewissen Umständen und Vorsorgen. Die nur symptomatischen Hautkrank-

heiten, und solche, die keine Reinigung zur Absicht haben. Wässerichte Geschwüre, die aus einem nassen Flusse (catarrhus) entstehen, lassen sich durch abgekochte Holztränke, und dann natürliche oder durch Kunst gemachte Schwefelwasser heilen. Wiederum ein Titel de morbis cutaneis; und dann solche Krankheiten, die von innen in die ganze Haut des Körpers ihre verursachende Materie auswerfen, oder die nicht kritisch sind. (Alle diese Titel hätten wir schon.) Einige rothe Flecken, die bey der Abnahme der nachlassenden Fieber sich zeigen. Von den kritischen Hautauswürfen: das Scharlachfieber, der Rothlauf, die Kinderpocken. In den tödtlichen Kinderpocken finde man einen Kegel, dessen harte Grundfläche in der Haut, oder unter der Haut, die Spitze aber in dem obersten Theile der Haut ist. Besonders von dem Rothlauf, und dem dazu sich fügenden Fieber; wie die Materie des Rothlaufes auch wohl aus dem Kopfe in die Brust sich fortsetze, und wieder diesen Theil verlasse und einen andern sich zueigne. Die Cur: in dem ersten Zeitlaufe, wenn alles brauset und wirket, muß man beym Rothlaufe eine Ader öfnen, nach den Gesetzen der Ableitung an dem Fusse, wenn der Rothlauf im Gesichte ist. Die Nahrung; dünne; doch erlaubt Hr. L. Brühen und im heissen Sommer das Obst (zumal die Kirschen und das mit denselben abgekochte Wasser.) Die zweyte Zeit, da Hr. L. beym Rothlaufe eine catarrhalische Materie annimmt, die durch die Ausdünstung hätte weggebracht werden sollen, nicht aber wirklich ausgeführt ist, so thut er es noch durch den Stuhlgang. Und dann wider die zweyten Anfälle stärkende Mittel, oder fürs künftige eine Fontanelle. Die kritischen Hautgeschwülste. Papulae; bösartig oder mild:

Hr.

Hr. L. vergleicht sie mit den Geschwülsten, die von dem Stiche giftiger Insecten auffahren, wie von der Bremse, den Schnacken. Die Papulae sind so gewiß kritisch, daß Hr. L. eine Frau kennt, die sonst gesund ist; so bald sie aber keine kleine Hitzblasen mehr im Gesichte hat, mit Kopf- und Leibschmerzen befallen wird. Kritische Flecken, die nicht erhoben sind. Die Krätze, das mit Pattich u. s. f. abgekochte Wasser. Die Lichenes: wiederum erinnert uns dieser Name an die grosse Undeutlichkeit, die in den vielen Hautkrankheiten der Alten ist, deren Namen man fast auf keine Weise zu den wahren Uebeln zurückbringen kann. Lichen ist kraft des Namens beym Hrn. L. trocken, er verhärtet die Haut nicht, und breitet sich wie die Blätter eines Lichen aus. Ein anderes dem Lichen verwandtes Uebel hat Hr. L. einigemal genau wahrgenommen und verglichen: es macht die Haut schuppicht; seine Materie ist sehr scharf und erweckte bey den versammleten Aerzten ein durchgehendes Niesen. Ein Lichen mit einem rothen Rande ist schärfer und bösartiger. Ein Fall von beschwerlichen Lichenibus mit einer sehr grossen Nase an einem Knaben: eine grosse Menge Queckfilber dämpfte endlich den Wuchs der Nase und den Lichen. Die Pustulae, die einen Saft geben, und in eine **Borke** oder ein Mal übergehen. Phlyctaenae und derselben zweyte Art πομφοι. Entzündete Pustulae: Terminthi, roth mit schwarzen Spitzen, die aber, ungeachtet des schreckhaften Anblicks, nicht brandig sind. Mit dergleichen Ausschlage hat Hr. L. Gefangene aus den Kerkern grosser Städte hervorkommen gesehen, die man dennoch, ungeachtet des gräßlichen Anblicks, mit der freyen Luft und besserer Kost aus dem Pflanzenreiche in wenigen Wochen hei-

heilen mochte. Die Fieberrinde ist hier auch bey äusserm Gebrauche dienlich. Epinyctides, die am Tage wenig empfindlich, des Nachts aber mit Stechen und Brennen äusserst beschwerlich sind. Krankheiten, die sich in der Haut mit Geschwüren oder mit Borken reinigen. Weiter schreibt hier Hr. L. de affectibus crustosis lacteis infantum. Auch ein solches Uebel (crusta lactea) an den Wöchnerinnen selten. Die Arten des Herpes oder fortkriechende Uebel, denn dieses besagt der Name. Die verschiedenen griechischen Namen und Arten. Die Franzosen sind bey ihrem schmackhaften Essen diesen Uebeln sehr unterworfen, und es giebt Personen, bey denen sie alle Jahre wieder kommen. Die Augenkrankheiten haben mit den Herpesarten eine grosse Aehnlichkeit. Das Mentagra, und die Curen der Alten. Oft scheinen die Herpetes geheilt, wenn der Kranke schwach ist, der Herpes bricht aber mit der Wiederkunft der Kräfte wieder aus. Man müsse hier sich vor den Bleymitteln in Acht nehmen, die dennoch die Materie des Uebels zurücktreiben, so heftig auch Goulard sich wider diesen Einwurf zu vertheidigen gesucht hat. Impetigo: kriecht und beisst, wiewohl Celsus diesem Worte eine weitere Ausdehnung giebt, und mehrere Arten der Impetigo macht. Vitiligo, der weisse: es sind unvollkommen runde Bläschen, die aus einem einzigen Bläschen ohne Fieber allmählig entstehen. Ein Fall, wobey auch van Swieten Raths gefragt worden, und der sehr lang allen Arzneymitteln widerstund. Endlich der Aussatz. Des Hippocrates Lepra trieb auch innerlich Schuppen aus. Der Aussatz der Griechen und Römer, sehr umständlich. Dann der Aussatz der Hebräer, wobey Hr. L. den Mead in vielem widerlegt: dieser Aussatz ist auch vom Norwegischen

schen sehr unterschieden, (der auf den westlichen Küsten und Inseln überhaupt von den halbfaulen und sehr fetten Fischen herkommt, die den größten Theil der Nahrung der Einwohner ausmachen.) Die Jaws und Epian. Die kritischen Hautkrankheiten, die aber nur auf einen Theil der Haut wirken. Zuerst von dem Geschlechte des Rothlaufes: die tanzenden Röschen; das heil. Feuer (feu de S. Antoine), man heißt es auch Zoster, weil dieser Rothlauf einen Ring oder Gürtel um den Leib herum ausmacht. Hr. L. versichert, in diesem Bläschen sey eine solche Schärfe, daß sie die Hände anfresse. Wir haben diesen Zoster auch, und beschwerlich genug, zu heilen gehabt; er hat den Brantewein im Goulardischen Essig nicht vertragen wollen. Er könne sonst venerisch und scorbutisch seyn. Es folgen auch allerley Uebel auf ihn, der weisse Fluß, ein Durchfall, der ein ganzes Jahr gedauert hat. Das wilde oder fliegende Feuer der Kinder; die Krankheiten in der ganzen Haut, und einem Theil der Haut; die Haut selbst. An einem schönen Frauenzimmer hat Hr. L. die Haut dick und hart werden gesehen. Diese Verhärtung folget gerne auf den Gebrauch des Bleywassers vom Hrn. Goulard. Der Ursprung der Runzeln: Hr. L. hat hundertjährige Frauenzimmer gesehen, die keine hatten. Die Gewalt der Kälte auf die Haut. Allzudünne Haut. Hr. L. kennet ein Frauenzimmer, dessen Haut sehr zart und alabasterweiß ist, aber die bey dem leichtesten Druck in zwey Geschwülste übergeht. Diese Zärtlichkeit herrscht in einem ganzen Hause. Die Warzen, die bösartigen. Die Mutterzeichen, daß die einer begehrten Sache ähnliche Zeichen fabelhaft seyn, glaubt Hr. L.; er erzählt von einem Kinde, das eine Grube haben soll, so wie der Vater nach einer Wunde eine solche

Grube behalten hatte. Von den Wirkungen etzender Körper auf die Haut. Aloe in einer Fontanelle führt ab. Die Thiere, die unter der Haut nisten. Nochmals die Läusesucht: wider dieselbe scharfe Mittel brauchen, kann gefährlich werden. Hr. L. hat von einer Quecksilbersalbe die Schwindsucht erfolgen gesehen. Die Hautwürmer aus Guinea, nach dem Kämpfer. Von den Uebeln der Haare und der haarichten Haut. Die kleinen falben Haare entstehen ohne Zwiebeln aus den Wurzeln der Schuppen der Oberhaut. Das Kahlwerden, zumal alopecia und ophiasis. Der Haarzopf. Mit Verwunderung sehen wir, daß unser Verfasser sich hier vom Hrn. von Bernitz leiten läßt. Die umgestülpten Augen. Die Krankheiten der Augenlieder. Balggeschwülste in der Haut. Die Uebel in der Haut des Gesichtes: der Rothlauf; die Röthe vom Weine. Geschwollene Oberlippen (Cheilocace.) Einige Hautkrankheiten in den Gliedern, die Frostbeulen, die dicken Beine, (elephantiasis Arabum.) Die Hühneraugen.

Dieses Werk wird bey Crusius in Leipzig von D. E. F. Held ins Deutsche übersetzt gedruckt. Der erste Abschnitt des ersten Buchs ist bereits in der Ostermesse ausgegeben worden. Wie das Buch denen, die es nicht im Lateinischen verstehen, in deutscher Uebersetzung mehr verständlich werden könne, sieht man freylich nicht; indessen hat die Uebersetzung ihren Werth.

Straßburg.

Nunmehr haben wir aus der Heitzischen Druckerey auf ähnliche Weise, wie die beyden vorhin angezeigten Stücke, auch Sophoclis Oedipus et En-

Euripidis Orestes. Ex optimis exemplaribus emendati. 8. 1779. 222 S. sauber abgedruckt erhalten. Es ist bey weitem kein bloser Abdruck, sondern ein neu zugerichteter Text, theils nach Handschriften, theils nach kritischen Gründen oder Muthmassungen vom Hrn. von Brunk verbessert. Auch hier sind über das Stück des Euripides kritische Anmerkungen von diesem gelehrten Kritiker beygefügt; Animadversiones in E. Oresten et in viri eruditissimi Sam. Musgrave M. D. notas. Die Musgravische Ausgabe muß man also neben sich liegen haben, um die Brunkischen Errinnerungen nutzen zu können; in diesem Falle dürfte sich zwar wohl ein geringer Theil von denjenigen finden, für welche diese Handausgabe gedruckt ist, aber diese haben doch einen verbesserten richtigern Text als vorhin. Im Aendern des Textes bewundern wir zuweilen den Muth des Hrn. v. B. und doch auch sein Glück. Allerdings hat die Kritik in den Tragikern, und im Euripides insonderheit, vieles eigen. Der Witz und der Scharfsinn des Dichters, der oft eher auf eine klügelnde als sinnreiche Weise die Reden im Dialog zuspitzt, die bildervolle, kühne Sprache, voll Figuren, Inversionen und Härte, das Attische Idiom, das Versmaaß, alles das giebt, ausser den sonst gewöhnlichen Hülfsmitteln, für den kritischen Scharfsinn reichlichen Stoff; aber den Thon knetet und bildet jeder anders; was unter der Hand des einen zuweilen eine recht schickliche und feine Gestalt hatte, bildet der andre wieder in etwas anders um, das auch wieder ganz schicklich und fein ist: die Natur der Sache selbst bringt es so mit sich; jeder kömmt mit einem andern Blick darüber. Hr. v. B. hat seinen Blick durch lange Uebung und durch ein den Tragikern vorzüglich gewidmetes Studium bey der glücklich-

sten Musse, gestärkt und geschärft; er wirft auch verschiedene Fesseln ab, die sich vorhin die Kritiker bey den Tragikern machten; als V.446. 1251. 1291.

Noch können wir den Freunden der alten Litteratur die angenehme Anzeige thun, daß bereits an einem dritten Bändchen gedruckt wird, welches auch einige Stücke vom Aeschylus enthalten soll, nebst des Euripides Phönissen (an deren Stelle, wie wir berichtet sind, nun die Medea gewählt ist, in welcher Hr. D. Musgrave desto mehreres zu verbessern übrig gelassen hat) und des Sophocles Antigone. Die Stücke vom Aeschylus werden Prometheus und die Sieben vor Theben, und, wie wir hören, auch noch die Perser seyn; ein Stück, das die Hand eines Meisters in der Kritik erfordert. Mittlerweile ist der beschlossene Abdruck vom Sophocles nicht bey Seite gesetzt; wir hören sogar, daß Hr. v. Br. eine neue für den Druck sehr vortheilhafte Veränderung gemacht hat: er fand selbst, daß die auf seine Kosten neu gegossene Schriften für das Format, das er für seine Ausgabe der Tragiker gewählt hat, zu klein wären, und hat eine andere grössere Schrift bestellt; jene Lettern werden nun zu den Scholien gebraucht werden.

Mehrere neue Hülfsmittel an Handschriften sind auch in der Zeit eingelanget. Hr. v. B. hat ferner beschlossen, auch eine neue oder doch berichtigte lateinische Uebersetzung beyzufügen, doch in einem besondern Bande. Die Anmerkungen werden nicht bloß kritisch, sondern auch erläuternd seyn. Gemeinnütziger werden sie also gewiß seyn, als wenn sie bloß auf die vorhergehenden Versuche der Kritiker sich beziehen, und sie bestreiten, billigen oder verbessern, so daß derjenige, welcher die No=

Noten brauchen, oder oft auch nur verstehen will, erst den ganzen kritischen Apparatus auf gleiche Weise, als der Herausgeber ihn vor sich liegen hatte, als er schrieb, beysammen haben und zu Rathe ziehen muß. Der Humanisten, die dies zu thun im Stande wären, ist eine zu kleine Anzahl; und so ist es kein Wunder, wenn die beste kritische Bearbeitung eines alten Schriftstellers nur von sehr wenigen genutzt und geschätzt werden kann. Wie jeder andere Schriftsteller, so muß auch ein Kritiker sich aus seiner Lage heraus in die Lage und Stelle seiner Leser versetzen, und seine Arbeit nicht so lassen, wie er sie im Zusammenhang mit andern Dingen, die ihn beschäftigten, entwarf, sondern sie so einrichten, wie sie den Bedürfnissen und Wünschen derjenigen, für die er seine Arbeit bestimmt, angemessen seyn kann. Zu einem Index über die Sprache der griechischen Tragiker, einzeln oder alle zusammen, können wir auch nur Hofnung machen.

Gotha.

Historisch-mineralogische Beschreibung der Gegend um Jena, nebst einigen Hypothesen, durch was vor Veränderungen unsers Erdbodens diese Gegend ihre gegenwärtige Gestalt bekommen habe, von Fr. Chstn. Schmidt, mit Kupfern, bei Ettinger. 1779. 8. ohne Vorrede und Register S. 144. Hr. Schm. hat hier allerdings, was Schütte und andere nach ihm in der Mineralgeschichte dieser Gegend gearbeitet haben, theils unter der Anleitung seines würdigen Lehrers, des sel. Hrn. Hofr. Walchs, theils durch eignen Fleiß ergänzt, und neumodischer gekleidet; doch hätten wir gewünscht, daß Hr. S. die Fehler und Mängel des erstern mehr

mit

mit seinem Zeitalter entschuldigt hätte. Rings umher in einem ziemlich grossen Bezirk um Jena findet man nichts als Flötzgebirge, deren unterstes Flötz Sand oder Sandstein ist, auf diesem Gips von allen möglichen, sowohl dem Bruche als der Farbe nach, verschiedenen Abarten, auf diesem ein schwerer erweichlicher, meistens braunrother, Schieferthon, und zu oberst Kalkschiefer und dichter Kalkstein, voll von spatichten Versteinerungen, liegt, unter denen versteinte Ammonshörner, Schraubenschnecken, Bohrmuscheln, Kammuscheln, Perlenmuscheln, Chamiten und Rädersteine die gewöhnlichsten sind. Aus der Aehnlichkeit dieser Producte mit den Producten benachbarter Gegenden und Gebirge schließt Hr. S. mit Recht auf eine ähnliche Entstehungsart; er sucht, um die gegenwärtige Gestalt der Erde zu erklären, Woodwards System mit dem Lehrbegriff eines Moro zu vereinigen. Nach der allgemeinen Beschreibung der Gegend, folgt dann eine sehr genaue Beschreibung aller einzelnen Berge, Thäler und fliessenden Wasser um Jena nebst ihren Alterthümern. Im Fuchsberge liegt der Sand unter Sandstein; an diesem bricht man vielen Alabaster, unter andern auch Landchartenalabaster. Die Teufelslöcher liegen im Gipsflötz. Eine Tropfsteinhöhle liegt bey Geschwitz. Am Götterscheberg gräbt man Ziegelerde, und oben auf einen sehr feinen Töpferthon; bey Ketschau findet man Torf, der aber noch nicht recht brauchbar ist. Hinter dem Engelgatter bricht an der Leutra in kalkichtem Sandstein dunkelrother Jaspis; und über dem Engelgatter liegt auf Tofstein Mergelerde mit Schneckchen und Tofsand, der zum Theil röhricht ist. Am Landgraf ist statt des Gipsflötzes Mergelschiefer. Im Rauhthal soll sich Tripel finden. Zuletzt folgt noch nach Walchischer Ordnung ein Verzeichniß der

Je=

Jenaischen Mineralien. Grünliche, gelbe Mergelerde findet man auch am Wege nach Kospita. An der Sale soll man im Sande Rubinchen und Hyacinthen finden (vielleicht Almandinen) und im milchweissen Kiesel etwas Gold; auch weißgelbliche Kiesel, die, so lange sie naß sind, durchscheinen; in solchen Kieseln sind nicht selten kleine Krystalldrusen und Goldglimmer, unter ihnen Wasserbley; auf dem Wege nach Ziegenhain Amethyst in Quarz; und Katzensilber im Sande. Der Sandstein taugt höchstens zu Mauersteinen. Wurststeine und Pokensteine sind nicht selten; desto mehr scheinen es andere Felssteine, vulkanische Producte, Metalle und Spurensteine zu seyn; hin und wieder findet man unter der Erde Erdschnecken, und an der Sale und Leutra eine Art Erbsenerz.

Nürnberg.

Die Raspische Buchhandl. allhier hat in der Ostermesse 1779. den Anfang gemacht zur Herausgabe von Pflanzenabbildungen, die zur Erläuterung der ausführlichen Beschreibungen dienen sollen, welche im teutschen Linné, oder desselben Pflanzensystem nach Anleitung des Houtuynsischen Werks (Nürnberg 1777.) sich befinden. Es werden die Abbildungen in Hunderte eingetheilt. Den Anfang machen: zur Arzney gebräuchliche Pflanzen, unter folgendem Titel: *Icones plantarum medicinalium. Centuria I.* — Abbildungen von Arzneygewächsen. Erstes Hundert: in gr. Oct. Bis jetzt sind von dieser ersten Centurie 50 Tafeln und 5 halbe Bogen Text erschienen. Die Abbildungen sind illuminirt und auch als blosse Kupferabdrücke vorhanden; wir ziehen die erstern aber vor, hauptsächlich weil die Farben, durch das natürli-

chere

chere Colorit bey Schatten und Licht, die widrige Härte mildern, die man an den schwarzen Abbildungen wahrnimmt, auch der Pflanze, die des Octavformats wegen kleiner als natürlich vorgestellt ist, mehr Aehnlichkeit mit der Natur verschaffen: überhaupt scheint uns der Stich zu verlangen, daß er größtentheils mit Farben gedeckt werde. Die Zeichnung finden wir gut, obwohl nicht bey allen von gleicher Genauigkeit, zum Zweck aber doch, wozu sie dienen sollen, hinreichend. Die wesentlichsten Theile des generischen Charakters sind bey jeder Pflanze besonders abgebildet, und geben deutliche Begriffe. Obgleich die eigentliche und ausführliche Beschreibung der Pflanzen in dem teutschen Linné zu suchen ist, so enthalten doch die den Tafeln beygefügten Erklärungen eine ganz kurze Beschreibung, mit lateinischer und teutscher Terminologie, (in gespaltenen Columnen gegen einander über,) zur Erläuterung der Figuren, die mit Buchstaben unterschieden sind.

Der Geschlechtsname ist nach Planers Uebersetzung der Linneischen Generum; es folgen die üblichsten teutschen Namen für die Species, mit Anzeige des teutschen Linné: Unter den lateininischen, der Linneische generische Name nach der Reichardschen Edition der Linneischen Generum; der Species- und Trivialname, mit Verweisung auf die dreyzehnte Edition des Linneischen Natursystems; sodann der officinelle, und noch ein bewährter alter botanischer Name. Der Standort, wo die Pflanze wächst, die ohngefähre Grösse der Pflanze, (damit die des Formats wegen kleiner vorgestellte Abbildung nicht irre mache,) die Blühezeit, einige specielle Bemerkungen und Abweichungen, auch

Ver-

Veränderungen durch Cultur werden allenthalben angezeigt. Weil die Schriftsteller oft nicht einig sind, was für eine Pflanze eigentlich unter einem gewissen Officinellnamen verstanden werde, so wird dieser Zweifel angemerkt, und dabey werden die Schriftsteller angeführt, die die eine oder die andere Pflanze als die officinelle ansehen. Um Weitläuftigkeit im Allegiren zu meiden, wird man in Ansehung der Heilkräfte im Vorberichte, einmal für allemal auf folgende Schriften verwiesen: die Materia medica von Linné (die Schrebersche Edition,) die von Bergius, Murray, Walbaum, Gleditsch; das neueste Würtemberger und das Braunschweiger Dispensatorium.

Von der Fortsetzung des Werks wird im Vorbericht gesagt, daß alle Messe 50, jährlich also 100 Abbildungen erscheinen sollen. Eine jede Centurie bekömmt vorläufig ein Register, am Ende folgt ein allgemeines vielfaches zum ganzen Werk. Die Tafeln, welches wir sehr billigen, haben Nummern und es ist der Linneische Trivialname darauf gestochen, auch hat der Text Seitenzahlen, also alle Bequemlichkeit zum Allegiren, die wir so oft bey ähnlichen, fascikelweise herauskommenden, Werken vermissen. Demohngeachtet kann jeder, dem die Tafelnfolge nach Centurien nicht gefällt, die Tafeln, (die als einzelne Blätter sodann betrachtet werden,) in eine selbst beliebige Ordnung legen. Wir hoffen, bey der Fortsetzung werde, um die nützliche Absicht zu erreichen, kein Fleiß gespart werden, den Abbildungen die Richtigkeit und Deutlichkeit zu geben, die wir nach der Anlage und dem, was schon geleistet ist, erwarten können, und in dieser Rücksicht wollen wir diese Abbildungen allen denen empfehlen, die

die

die Kosten theurer grosser botanischen Werke scheuen, ja in manchem Betracht werden wir diesem Werk Vorzüge vor dem Blackwellschen geben, wenn man die Absicht hat, von officinellen Pflanzen richtige Begriffe sich zu erwerben.

Jena.

Als eine akadem. Einladungsschrift hat der Hr. Hofr. und Prof. Gruner auf $2\frac{1}{2}$ Bogen den Anfang von einem Fragment eines Ungenannten über die Aderlässe, griechisch mit der lateinischen Uebersetzung, abdrucken lassen. Die andere Hälfte verspricht er bey künftiger Gelegenheit; so wie er noch zu mehrern andern zur griechischen Arzneygelahrheit gehörigen, bisher noch ungedruckten, Aufsätzen Hoffnung macht, die er ehestens herauszugeben gedenkt; eine für Liebhaber der alten Gelehrsamkeit angenehme Hoffnung. Gegenwärtiges Fragment ist ihm aus der Bibl. zu Moskau vom Hrn. Matthäi zugestellt worden. Der Hr. Hofr. macht nach einer gelehrten Kritik einleuchtend, daß es von einem Griechen aus den spätern Zeiten abgefaßt seyn muß; es enthält Spuren aus der arabischen Arzneygelahrheit; eben sowohl hat er bemerkt, daß das Fragment eigentlich ein aus dem Galen abgeschriebenes Hauptstück ist, das der Verf. mit einigen aus den griech. Aerzten zusammengetragenen Stellen vermischt und verändert hat; ein Verfahren, das in den spätern griech. Aerzten ganz gemein und gewöhnlich ist. Zu bedauern ist es, daß der Corrector seine Pflicht nicht geleistet hat. Aber der Hr. Hofr. hat die Stellen des Galens und anderer Aerzte mit gelehrter Sorgfalt verglichen, und theils daher das Fragment bis auf wenige Stellen, die dem Rec. noch nicht berichtigt scheinen, verbessert, theils die Lesarten beygefügt.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

39stes Stück.

Den 25. September 1779.

Ulm.

Wir wissen nicht, durch welchen Zufall ein beträchtliches Werk aus dem historischen Fache, nemlich die Sattlerische Geschichte von Würtenberg, in diesen Anzeigen unberührt geblieben ist, und wir nehmen der Gelegenheit wahr, die uns ein neuer Band darbietet, um eine Nachricht von selbiger hier mitzutheilen. Dieses Werk fieng an 1764. unter der Aufschrift: Christian Friedrich Sattlers allgemeine Geschichte Würtenbergs und dessen angränzender Gebiete und Gegenden nach den merkwürdigsten Veränderungen in Staats- Kirchen- und bürgerlichem Wesen (Frankfurt und Leipzig, Quart), ward nachher in einem andern Verlage (Ulm, bey August Lebrecht Stettin) 1767. und 1768. unter der Aufschrift: Geschichte des Herzogthums Würtenberg unter der Regierung der Grafen, 2. bis 5. Band fortgesetzt, und endlich abermals unter einer veränderten Zuschrift

Geschichte des Herzogthums Würtenberg unter der Regierung der Herzoge, 1—10. Theil 1769. bis 1779. seinem Ende näher geführt. Es enthält 43 Alphabete und viele nöthige Kupfer und Urkunden, und sein Werth ist bereits durch verschiedene neuere historische Schriften und Deductionen, die aus selbigen manche neue Entdeckung entlehnt haben, bewährt worden. Der Hr. Verfasser, welcher als Herzogl. Würtenbergischer Regierungsrath und geheimer Archivarius schon 42 Jahre dem landesherrlichen Archive vorstehet, und in einem Alter von 74 Jahren noch alle Kraft und Geschäftigkeit besitzt, die zu einer solchen Arbeit nöthig ist, hat von seinem Durchlauchtigsten Herzog nicht nur Erlaubniß, sondern sogar Vorschub und Befehl erhalten, diese Geschichte zu verfassen. Dennoch klagt er in der Vorrede des neuesten Bandes, daß er unter grossen Stössen von Staatspapieren nur wenig Bemerkungswürdiges gefunden habe, und daß viele wichtige Nachrichten von gewissen Personen, die sich ihrer Handlungen und Rathschläge zu schämen hatten, vernichtet worden sind. Die Ausführung ist gründlich, nicht aber allemal vollständig und kritisch, zumal in genealogischen Dingen aus den ältern Zeiten. Gegen den Ausdruck und in Absicht auf Sprachrichtigkeit hat man verschiedenes nicht ohne Grund erinnert; allein beydes ist in den neuern Theilen etwas verbessert, entstehet öfters aus dem Plan des Hrn. Verf., die Geschichte so viel als möglich mit den Worten der Urkunde zu erzählen, und verdient daher weniger Tadel. Ausser den Briefschaften und Documenten hat der Hr. Verf. Gabelkovers und Steinhöfers geschriebene Würtenbergische Geschichten gebraucht. Auch hat er eine Geschichte des Klosters Blaubeu-

ren

ren vom Christian Tubingus, wie auch eine andere des Klosters S. Johann bey Teck, genutzt, und im fünften Theile nebst einer Deduction von den Herzogl. Würtenbergischen Rechten in Kirchensachen abdrucken lassen. Für die Bequemlichkeit der Leser ist nicht genug gesorgt, weil weder Stammtafeln noch Marginalien beygefügt, und die Register nicht ganz vollständig verfertigt sind. Der erste Band des ganzen Werks betrift in fünf Abschnitten die Sitten, Verfassungen, Rechte, Götterlehren und Geschichten der Würtenbergischen Einwohner vor den Zeiten der Römer, unter der Regierung dieser Weltbezwinger, und unter der Herrschaft der Alemannischen und Fränkischen Könige und teutschen Kaiser bis auf die Regierung der Söhne des Grafen Ulrich mit dem Daumen, der in der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts lebte. Dieser Band enthält viele Zeichnungen von teutschen Götzenbildern, römischen Altären, Inschriften, Göttern, Münzen und Gebäuden. Im nächsten Bande sind Abbildungen der Grafen von Würtenberg, nach gewissen steinernen halberhobenen Vorstellungen derselben, welche nicht lange nach 1444. in die Stiftskirche zu Stuttgard gesetzt, und nach ältern, 1419. zertrümmerten, Urstücken verfertigt seyn sollen. Zu den Verzierungen der ersten Bogen jeden Theils sind Zeichnungen von Gräflichen Siegeln, und in der Geschichte der Herzoge auch von Münzen, gebraucht. Auch findet man einige Grabmäler der Grafen und Herzoge, und im fünften Bande der Grafen eine ausführliche Beschreibung der sämmtlichen Siegel, nebst den dazu nöthigen Zeichnungen, eine Kirchengeschichte des Landes Würtenberg vor der lutherischen Reformation, und eine Litte-

rärgeschichte eben dieses Zeitraums. Die Geschichte des Herzog Eberhards des Bärtigen ist im ersten Bande, die des Herzog Ulrichs im ersten, zweyten und dritten, die vom Herzog Christoph im vierten, die von Ludwig und Friedrich im fünften, die vom Herzog Johann Friedrich im sechsten, die vom Herzog Eberhard im siebenden bis 1640., im achten bis 1648., und im neunten bis an seinen Tod 1674., und endlich die Geschichte Herzog Wilhelm Ludwigs bis 1677., gleichfalls im neunten Bande enthalten. Die Erzählung der Begebenheiten läuft mit den Jahren fort, und die häusliche Geschichte der Herzoge, Fürstlichen Witwen, nachgebohrnen Prinzen und Prinzessinnen, ist unter das Todesjahr des Herzogs, welcher Gemahl oder Vater derselbigen gewesen ist, gebracht. Ueberall ist Rücksicht auf das Verhältniß des Herzogthums zum teutschen Reiche, auf seine innere Verfassung, auf die Veränderungen in den Sitten der Einwohner, oft auch auf Begebenheiten einzelner Personen, die ihrem Vaterlande beträchtlichen Nutzen geschaft haben, und auf Ceremonielsachen genommen worden. Die Bände, welche die lutherische Reformation und den dreyssigjährigen Krieg betreffen, sind für Auswärtige vorzüglich wichtig, überhaupt aber enthält das ganze Werk so viel Neues und Merkwürdiges aus mancherley Fächern, daß es wohl nie aus dem Gebrauch teutscher Rechtsgelehrten und Geschichtkundigen kommen wird, wenn auch schon künftig neuere Würtenbergische Geschichten erscheinen sollten. Der erste Band aus den Geschichten der Grafen ist vor kurzer Zeit neu aufgelegt, uns aber noch nicht zu Gesichte gekommen.

Bres-

Breslau.

Noch im vorigen Jahre hat Hr. **Balth. Ludw. Tralles** bey Meyer auf 200 S. in Octav abdrucken lassen: **Gründliche Erläuterung und Vertheidigung seiner lateinischen Abhandlung von dem Gebrauche der spanischen Fliegenpflaster in Fiebern.** Der Verf. gründet die Vertheidigung seiner Urtheile von der Wirkungsart der spanischen Fliegenpflaster und deren Anwendung in hitzigen Fiebern, gegen einige ihm vom Hrn. Aepli gemachte Einwürfe, auf eine wiederholte, sorgfältige und unpartheyische Prüfung der angenommenen Grundsätze, welche aufs Neue durch verschiedene beygebrachte Zeugnisse unterstützt werden. Den physiologischen Gründen, mit welchen Hr. A. die Beymischung des scharfen Fliegensalzes zum Blute zu bestreiten sucht, setzt der Verf. Erfahrungen entgegen. Der Durst, das Blutharnen und mehrere ähnliche nach dem Auflegen der spanischen Fliegenpflaster bemerkte Zufälle, die sich unmöglich durch ihre von aussen in alle fleischichte und nervichte Theile wegen ihres gemeinschaftlichen Consenses fortgepflanzte Wirkung erklären lassen, geben ihm unläugbare Beweise, daß das scharfe Salz der spanischen Fliegen, wenn gleich in wenigen Atomen, wirklich in den Körper eindringe, und nicht sehr selten, ohngeachtet der äussersten Feinheit seiner Theile, gleich andern Giften, die heftigste Wirkung auf den ganzen Körper, und vorzüglich auf die so sehr empfindliche Harnblase, äussere. Von gleichem Werth sind für den Verf. die aus verschiedenen Beobachtungen und Versuchen hergeleiteten Gründe für die auflösende mittelbare oder unmittelbare Kraft der spanischen Fliegen, und mehrere Erscheinungen las-

lassen ihn nicht zweifeln, daß sie zugleich die Säfte scharf und zu einer faulenden Verderbniß geneigt machen, besonders da er nach verschiedenen, über die Bestandtheile anderer reizenden Mittel und über die Wirkungsart äusserlich aufgelegter Laugensalze, angestellten Betrachtungen muthmasset, daß das Fliegensalz alkalischer Art sey. Mit Recht folgert demnach Hr. T., daß der Gebrauch der span. Fliegenpflaster in faulen Fiebern, welche er bösartige nennt, unnütz und nachtheilig sey, und ob er gleich mit Hrn. A. ihren Werth in bösartigen Nervenfiebern anerkennt, so findet er doch bey wahren Faulfiebern keinen Fall und keinen Zeitraum, wo nicht die Wirkungsart der spanischen Fliegen ihre Anwendung verdächtig und gefährlich mache. Der geringe Verlust, den das Fliegenpflaster an seinem Gewicht erleide, dessen wiederholte blasenziehende Kraft, wenn seine Oberfläche verändert werde, die Unwirksamkeit des wässerichten Absuds der spanischen Fliegen, der innere unschädliche Gebrauch derselben, und mehrere andere für die sichere Anwendung der spanischen Fliegenpflaster von Hr. A. angeführte Beweise, hält der Verf. für unzulänglich, und verschiedene Fälle machen ihn selbst gegen die so sehr gerühmte Kraft des Kamphers, die nachtheiligen Wirkungen der spanischen Fliegen zu mildern, mißtrauisch, wenigstens erregen sie bey ihm einen grossen Zweifel, ob er sich immer und bey allen Personen gleich kräftig erweise, und ob nicht zugleich durch die Vereinigung der spanischen Fliegen mit Kampher der Zweck ihrer Anwendung verfehlt werde. Die Verbindung zweyer oder mehrerer Arzneyen lässet der Verf. nur unter der Bedingung zu, daß sie einer oder zweyen Anzeigen zugleich ein Genüge leiste, ausserdem aber hält er den vereinten Gebrauch

brauch solcher Mittel, deren Wirkungen einander entgegengesetzt sind, für unschicklich. So tadelt er die Vermischung der Magnesie mit dem sauern Weinsteinsalz, der ausführenden Mittel mit Opiaten; jedoch findet er die Verbindung des Salpeters mit Kampher, der kalten Umschläge um den Kopf und der lauen Bäder in verschiedenen Fällen zuträglich, auch giebt er Hrn. A. zu, daß die vereinte Anwendung der spanischen Fliegenpflaster und des kalten Wassers zuweilen Statt haben könne, da beyde Mittel die verlohrne Schnellkraft der Fasern wiederum herstellen, und wiewohl auf eine unterschiedene Weise, eine stärkere Wärme im Körper zu erregen vermögend sind. In faulen Fiebern hingegen, wo das kalte Wasser der Fäulniß in den Säften, welche das spanische Fliegensalz befördere, widerstehe, sey die Wirkungsart dieser Mittel sich völlig entgegenstehend, und wenn auch vielleicht das kalte Wasser den nachtheiligen Wirkungen der spanischen Fliegen auf die Säfte Einhalt thue, so sey doch keines derselben dem Zustande angemessen, wo bey einer brennenden Hitze die äussern Theile des Kranken kalt sind. Dieser wiederholten öffentlichen Erklärung gegen den Gebrauch der spanischen Fliegenpflaster in Fiebern, fügt der Verf. ein Verzeichniß derjenigen Krankheiten bey, in welchen er dieses Mittel, eignen öftern Erfahrungen zufolge, höchstnöthig und nützlich befunden hat. Er bedient sich daher ihrer in Schlagflüssen, wo sich bey der Schwäche des Aderschlags ein Ueberfluß schleimichter und wässerichter Feuchtigkeiten findet; in Lähmungen, bey denen ein durch die Kunst erregtes Fieber zur Heilung erfordert werde; in Zuckungen, wo den Anfällen eine, aus einem oder dem andern Theile aufwärts steigende, unangenehme Empfindung vor-

 her-

hergeht; in verschiedenen Augenkrankheiten und Fehlern des Gehörs; in kalten rheumatischen Kopf- und Zahnschmerzen; beym Hüftweh u. s. w. Zuletzt giebt der Verf. noch zu erkennen, daß die Absicht mehrerer Aerzte, durch das Auflegen der spanischen Fliegenpflaster die Säfte von gewissen Orten abzuleiten, eine sehr gewöhnliche Ursache ihrer zu übereilten und unüberlegten Anwendung sey, und er räth daher, zu bedenken, daß durch sie der Umlauf der ganzen Blutmasse zugleich stärker und geschwinder gemacht werde, und daß man nur dann mit Nutzen darauf Rücksicht nehmen dürfe, eine Ableitung zu bewirken, wenn die Krankheit zugleich einen schnellern Trieb der Säfte erlaube, oder dieser zur Heilung derselben etwas beytragen könne.

Dublin.

Mit viel typographischer Pracht ist hier im vorigen Jahre auf groß Folio herausgekommen: *An harmony of the Gospels*, in which the original text is disposed after *Le Clerc's* general manner; with such various readings at the foot of the page, as have received *Wetstein's* sanction in his Folio Edition of the gr. Testament. Observations are subjoined, tending to settle the time and place of every transaction, to establish the series of facts, and to reconcile seeming inconsistencies, by *William Newcome*, D. D. Bishop of Ossory. — printed for *William Hallhead*, No. 63 Damestreet; Text 279, und Noten 72 Seiten. Wenn gleich nicht bei jeder Begebenheit in den Evangelisten die Zeit mit völliger Gewisheit bestimmt werden kan; so dienet doch eine jede vernünftige und wahrscheinliche Vorstellung

lung der Chronologie, wie diese ist, zum Beweise, daß die Evangelisten sich in dieser Absicht nicht widersprechen. Die Grundsäze, wornach der Bischof dieses harmonische Werk verfertiget, (S. I Vorrede) "daß die Partikeln ofte unbestimmt ge„braucht werden; die Evangelisten bei den Reden, „die sie berichten, mehr auf die Sache als die „Worte sehen; daß sie keiner genauen Ordnung „folgen; entfernte Begebenheiten ofte mit einander „verbinden; und daß die Bindeworte nicht immer „den Zeitzusammenhang der dadurch verknüpften „Erzälungen andeuten:" dies sind, nach des Recensenten Einsicht, völlig richtige Grundsäze der Auslegung. Nur müste auch hinzugefügt werden, daß die Evangelisten nicht nach der Zeitordnung; auch nur Merkwürdigkeiten des Lebens Jesu, nicht aber vollständige Lebensgeschichte, schreiben. — Folgendes ist der Plan und Inhalt des Werks. Zuerst ist der Text synoptisch abgedruckt, in derjenigen Folge und Verbindung, welche dem Hrn. Verf. die richtige scheint; und zwar nach **Wetsteins** Ausgabe und mit den dort gebilligten Lesearten. Jede Seite des Textes ist in sechs Kolumnen getheilt; wovon die zwei äussersten, Zeit und Ort der Begebenheit anzeigen, und die übrigen den Text selbst, nach den vier Evangelisten enthalten. Hier hätte viel Plaz können gespart werden, indem da, wo nur Einer oder Zwei Evangelisten erzälen, die übrigen Kolumnen ledig gelassen sind. Am Schluß folgen **Noten**: nicht zur Auslegung, sondern nur chronologische, topographische, kritische, und zuweilen auch einige zur Hebung der Scheinwidersprüche. Sie sind, nach dem Urtheil des Rec., meist, obgleich nicht immer, richtig. So z. B. stimmt der Rec. dem Verf. darin bey, daß Jesus nur drei und ein halb Jahr

gelehret; daß er den Markt im Tempel zweimahl zerstöret, §. 19 f.; imgleichen in Erklärung der Ausdrücke τρεις ἡμερας και τρεις νυκτας, und μετα τρεις ἡμερ. Matth. 12, 40. Marc. 8, 31. §. 74 f.; in Hebung der Schwierigkeiten bei der lezten Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel, §. 112; u. f. Hingegen hält er es für unrichtig und der Stelle Luc. 2, 39. widersprechend, daß die Flucht nach Aegypten erst nach der Darstellung im Tempel geschehen, §. 83. Daß Johannes der Täufer, §. 23 f. nur einmal ins Gefängniß gesezt worden, ist mit Matth. 4, 11. 12. Marc. 1, 14. und Matth. 4, 17. vergl. V. 12. schwerlich zu reimen: vielmehr aus diesen Stellen, und Joh. 4, 1-3. vergl. 3, 24. 1, 19 f. wahrscheinlich, daß er lange vor der bekandten Gefangenschaft, und gleich nach der Taufe Jesu, von dem hohen Rath zu Jerusalem gefangen worden. Schwerlich kan auch, nach §. 36 f. Matth. 5-7, mit Luc. 6. Eine Rede seyn: jene ward auf einem Berge und für alle Anhänger Jesu; diese aber in einem Thal, und bloß für die Apostel gehalten. Der Schwierigkeit Matth. 22, 41. vergl. mit der Parallelstelle bei Luka läßt sich leichter abhelfen, als hier §. 114. geschieht; nämlich durch Aenderung der Interpunktion, wenn man hinter αυτες Punktum sezt; dort die Antwort der Hohepriester schließt; und das Folgende zur Rede Jesu rechnet. — In der Kritik folgt der V. den unrichtigen Grundsäzen Wetsteins. In den Noten aber findet man meist Wahres, doch nichts, das man nicht eben so gut bei deutschen Auslegern antreffen solte.

Erlangen.

Die Schmetterlinge in Abbildungen nach der Natur mit Beschreibungen von Eug. J. Chstph. Esper.

Bey

Bey Walther. Quart. I. Th. Europäische Gattungen. 1777. I-VIII. Heft. I. Heft. Die Einleitung, welche 28 S. einnimmt, und von dem Nutzen der Insectengeschichte, und den Eintheilungen der Insecten, vornehmlich der Schmetterlinge, handelt; Hr. E. hat darunter die Linnéische Eintheilung gewählt, und seinen Ordnungen statt der lateinischen teutsche Benennungen gegeben, aus denen sich freylich mehr auf die Eigenschaften jener Thiere schliessen läßt, als aus den Linnéischen. Die bemahlten Abbildungen sind gut, und, wie dem Rec. dünkt, der Natur getreu, die Beschreibungen sehr umständlich, das Vaterland, die Nahrung, die Verwandlungen und die lateinischen, teutschen und französ. Benennungen der Schmetterlinge aus den berühmtesten Schriftstellern in diesem Fache genau angeführt. In diesem Hefte sind auf sechs Platten der Schwalbenschwanz, der Segelvogel, der teutsche Apoll, der Finnländer, der teutsche Weißling, der gemeine und der kleine Kohlweißling, die Aurora, der Langrübenweißling, der Afrikanische Weißling, der Kreßweißling, der Silberpunct, der Pomeranzenvogel, der Citronenpapillon, der Grasschmetterling, das Pfauenauge, das Blindauge, der kleine Argus und der Grünflügel vorgestellt, aber in dem Texte, der bis S. 40 geht, nur die zween erstere beschrieben. Im zweyten Hefte kommen abermals auf sechs Tafeln der bunte Argus, der Milchfleck, der Marmorargus, der Europ. und der teutsche Atlas (vom letztern eine grosse u. kleine Abänderung) der Pomeranzenatlas, die Wegdornnymphe, das braune Sandauge (Männchen und Weibchen, oder das gelbe Sandauge, der Distelvogel, der Schillervogel, die Pappelnymphe und der Trauermantel abgebildet, und in dem Texte, der bis auf 72 geht, mehrere Schmetterlinge des ersten Hefts beschrieben. Im

III.

III. Heft sind wieder auf sechs Platten die grosse und kleine Aurelia, das weisse C, der Scheckflügel, der Schleyer, der Bandfleck, der Rothpunct, das Netz, der Nesselpapillon, das Fleckenband, der Purpurflügel, der bandirte Mantel, die Oesterr. Nymphe, der Silberstrich (Männchen und Weibchen) der Violenvogel, die Fleckenreihe, der Perlenmuttervogel, die kleine Perlenmutter und der Bastartsilbervogel vorgestellt, in dem Umschlag wird auf Hr. Kleemanns Einwürfe geantwortet, und im Texte, der bis S. 104 geht, noch einige Schmetterlinge des I. Hefts beschrieben. Im IV. Hefte wieder auf 6 Platten der Nierenfleck, der Blauschwanz (Weibchen und Männchen) der Punctband, das Eckauge, der Randpunct, das Silberauge (Männchen und Weibchen) der Streupunct (Männchen und Weibchen) der Himbeervogel, der Heupapillon, der Rostflügel, der Erdpapillon, der Feuerpapillon (Männchen und Weibchen) das Vielauge, das Sechsauge, das Comma, der Malvenpapillon, die Braunmalve und Eyer von mancherley Schmetterlingsarten vorgestellt, und im Texte, der bis S. 116 geht, einige Arten des I. und II. Hefts beschrieben. Im V. Hefte sind das Weibchen des Marmorargus, eine grössere Spielart des bandirten Mantels, der Aethiops, eine Abart des Schillervogels, der Sibir. Papillon (grösser und kleiner) das Weibchen des Pomeranzenvogels, der Fleckenreihe und des Kreßweißlings, die Arge, das Afterauge, der Dreystrich, der *Paniscus*, das Weibchen des Pomeranzenatlas, die *Fauna*, eine grosse Abart des Trauermantels, eine Spielart der kleinen Perlenmutter und des Purpurflügels und der *Gordius* abgemahlt, und im Texte, der bis S. 144 geht, einige Arten des II. Hefts beschrieben. Im VI. Hefte sind eine Abart der Pappelnymphe, der *Melampus*, das Weibchen der *Eurydice*, der *Medon*, *Thetis* (Männ-

(Männchen u. Weibchen) *Bellargus*, das Männchen des *Icarus*, der *Cyllarus, Corydon, Biton*, das Männchen und Weibchen des *Tiresias*, der kleinste Schmetterling, der *Arcas*, der Phocas (Männchen u. Weibchen) der *Typhon*, eine Spielart des Vielaugs, der Sylvanus, der Thaumas (Männchen und Weibchen) der Actäon und ein kleiner Malvenschmetterling abgebildet, und im Texte, der bis auf S. 168 geht, einige Schmetterlinge des II. und III. Hefts beschrieben. Im VII. Heft kommen noch eine Spielart des Schillervogels, die *Cynthia* und eine Abart derselbigen, noch eine Abart des Vielaugs (Männchen u. Weibchen) die *Lucilla*, Spielarten des Punctbandes, des Blauschwanzes und des Blindauges (Männchen und Weibchen) die *Proserpina* (Männchen u. Weibchen) die *Cleobis*, die *Steropes*, *Papilio Telephii*, die *Didyma* und die Europome (Männchen und Weibchen) vorgestellt, und einige Arten des III. Hefts beschrieben. Im VIII. Heft kommen noch eine Abänderung des Schillervogels, das Weibchen der Fleckenreihe, der Alexis, die Chloris, die Eudora, der Meleager, der Hylas, Jole (die Hr. E. auch für eine Spielart des Schillervogels zu halten scheint) der bandirte Mantel (Männchen und Weibchen) die Athalia (Männchen und Weibchen) der *Papilio pilosellae*, die Cleopatra (Männchen und Weibchen) und die Dictynna vorgestellt, und im Texte, der bis S. 216 geht, noch einige Arten des III. Hefts beschrieben. Rec. hat diejenigen von Hr. E. abgebildeten Schmetterlinge, die bey Linné nicht vorkommen, mit Vorsatz ausgezeichnet; die Leser können daraus schliessen, daß Hr. E. dieses Geschlecht sehr bereichert hat. Das IX. Heft wird den I. Th. beschliessen; in dem X. Heft, das Rec. bereits vor sich hat, ist der Anfang mit den Dämmerungsfaltern gemacht, und auf 6 Platten 6 Arten, das Glanzauge, der

der Zahnflügel, der Lindensauger, der Oleandervogel, der Windenschmetterling, und der Hartriegelvogel, bis jetzt noch ohne Beschreibung vorgestellt.

Mayland.

De' monti colonnari e d'altri fenomeni vulcanici dello stato veneto, memoria di S. E. il Sign. Caval. Giov. Strange. Bey Jos. Marelli 1778. gr. 4. S. LXX mit XI Kpfrpl., welche einige dieser vulkanischen Gegenden im Venetian. vorstellen. Schon längst hat sich dieser Theil von Oberitalien durch seine vielen Denkmäler ehemaliger Vulkane den Naturforschern merkwürdig gemacht, unter den Neuern hat ihn vornehml. Ferber in seinen lesenswürdigen Briefen berührt, allein bey seinem kurzen Aufenthalte in diesen Gegenden war es wol unvermeidlich, daß seinem Blicke nicht zuweilen etwas entwischen, oder sich unter einem nicht ganz richtigen Gesichtspuncte darstellen mußte. Hr. St., der sich nun mehrere Jahre in dem Gebiete dieses Freystaates aufhält, und diese Gegenden insbesondere öfters bereist, und mit dem scharfen Blick eines eifrigen Beobachters untersucht hat, konnte freylich manche Blössen seiner Vorgänger finden, die entweder nicht Zeit genug hatten, ihren Gegenstand genau genug zu prüfen, oder, von ihrer Hypothese geblendet, falsche Sätze in dem Buche der Natur lasen. Der Berg Rosso besteht auf einer Seite (nicht der ganze Berg) ganz aus Basaltsäulen; auf dem Teufelsberge stehen sie zur Seite, ganz schief; bey den ersten ist die Grundfläche mehr kreisrund, bey den letztern mehr eyrund; jene gemeiniglich auf ihrer Oberfläche rauh, zuweilen knotig, im Bruche aber bunt und uneben; bey Pietrabuona findet man sie dreyseitig, und bey Bassano himmelblau und ganz glasartig von drey, fünf, sechs u. acht Seitenflächen.

Die

Die Säulen auf dem Rosso gleichen überhaupt im Bruche dem Giebsstein, aus welchem der übrige Berg besteht, und den Hr. St. in langen weiten Strecken in Velay, Lyonnois und Auvergne selbst gefunden hat, und für die gewöhnlichste Gebirgsart auf den Euganeischen Bergen, in Florenz u. im Kirchenstaate hält; auch der Fels von S. Biagio besteht aus dergl. Säulen, so wie überhaupt der Granit oft mit Basaltbergen (in Sachsen sitzen die Basaltkuppen am gewöhnlichsten auf Granit auf) vermischt ist, oder andere vulkan. Producte eingesprengt hat; in Oberauvergne sind mehrere Städte, z. B. S. Flour und Chillao auf Säulenstein erbaut; und dieser findet sich auch auf dem Cader-Idris in Wallis. Die Spitze des Gotthards besteht aus Granit (Hr. St. versteht aber darunter überhaupt einen Stein, der aus mehrern, ihrer Structur und Natur nach ganz verschiedenen, Theilen besteht.) Hr. St. verwirft die Versuche der Chemie, die Wirkungen der Natur zu erklären (sollte die Schuld so vieler mißlungener Versuche nicht vielmehr an der unbehutsamen Art ihrer Anwendung liegen?) Daß viele vulkan. Berge noch die Gestalt haben, die sie vor dem Ausbruche des Feuers hatten, zeigt Hr. St. aus mehrern Beyspielen und aus überzeugenden Gründen; viele Gebirgsketten und Gebirge, welche nach unläugbaren Zeugnissen vieles von vulkan. Gewalt erlitten haben, gleichen solchen, von denen man gewiß weiß, daß sie nichts davon auszustehen hatten. Obgleich die Spuren eines ehemal. Feuers in Bergen und einzelnen Mineralien sich durch neue Veränderungen nach und nach einigermassen verliehren, so bleibt doch immer noch etwas davon übrig; eine ähnliche Gruppe vulkan. Hügel, wie die Eugan. sind, findet sich auch bey Cossovo in Dalmatien, in Catalonien (Monserrato) und in der Irl. Grafschaft Down

(Mourn

(Mourn Hills) die auch aus Lava und einer Art Granit zusammengesetzt sind. Unter den Euganeen besteht nur der neue Berg (Monte nuovo) ganz allein aus Lava, und scheint daher später, als d · andern, durch das Feuer entstanden, und durch andere Kräfte in der Natur weniger verändert zu seyn; hier allein (in Oberitalien) findet sich auch Glasachat. Viele Wahrnehmungen des Hrn. Faujas de St. Fond hat Hr. St., der Velay und Vivarais ebenfalls besucht hat, durch die seinigen bestätigt; schade, daß er mit den teutschen und Schles. durch Charpentier, Ferber, Gerhard, Collini, Gr. Kinsky und andere beschriebenen teutschen Basaltgebirgen nicht eben so bekannt zu seyn scheint. Sollte der von Desmaret sogenannte Basalt in Platten, der sich auch in Velay, Auvergne und Genua findet, nicht vielmehr eine Art Hornschiefer oder Gneis seyn, der auch in Sachsen neben Basalten häufig vorkommt? Die sternförmig faserichte oder strahlichte Bildung ist in dem Mineralreiche nichts weniger, als eine seltene Erscheinung: sie zeigt sich im Fadenstein, in der zweigichten Art des Kalksinters, der sogenannten Eisenblüthe, seltener im Quarz, öfters in Spießglaserzen, zuweilen in der Koboltblüthe und dem Rothgülden, häufiger im Glaskopf, Malachit und erhärtetem Kupferblau. Der Mont blanc in Savoyen ist doch nach den neuern Ausmessungen des Hrn. de Luc höher, als der Gotthard der Schweizer. Hr. St. glaubt, es würde am besten seyn, auf die Entstehungsart der Mineralien ein mineralogisches System zu erbauen. (Aber wie weit sind wir noch in den Kenntnissen zurück, die dazu erfordert werden!) Der Berg von Bolca ist nicht ganz kalkartig, sondern hat eine Kuppe von Basalt.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

40stes Stück.

Den 2. October 1779.

Göttingen und Bremen.

Joh. Dav. Michaelis Gedanken über die Lehre der heiligen Schrift von Sünde und Genugthuung, als eine der Vernunft gemässe Lehre. Neue völlig umgearbeitete Ausgabe. Bey J. H. Cramer. 1779. 660 S. Octav. In den Hauptgrundsätzen stimmt diese neue, weit über die Hälfte vermehrte, Ausgabe mit der ersten, beynahe nun vor 30 Jahren erschienenen, Ausgabe überein. Die neuen Zusätze und Ausführungen klären aber doch noch sehr wichtige Puncte auf; und können viel dazu beytragen, die Ueberzeugung von den darinne enthaltenen Wahrheiten allgemeiner und fester zu machen. Und recht zur gelegenen Zeit erscheint dieß Buch in seiner neuen und vollkommenern Gestalt; da so viel über die Religion, auch in Rücksicht auf die hier erörterten Puncte, philosophirt wird; und manche nach ihren speculativen Ideen eine Religion schaffen, und beynahe aufdringen

 wol-

wollen, denen die ausgemachtesten, auch von Griechen und Römern erkannten, Grundsätze der Philosophie noch nicht recht bekannt zu seyn scheinen. Recensent, der bloß Philosoph, oder doch bey seinen Untersuchungen von aller Partheylichlichkeit für symbolische Meynungen, nach seinem besten Wissen, völlig frey ist, glaubt überzeugt zu seyn, daß die christlichen Lehren von Sünden und Strafen, auf die Weise vorgestellt, wie in diesem Buche geschieht, nicht nur gegen philosophische Einwürfe hinlänglich gesichert; sondern auch mehr als jedwedes andere System, der Gottheit würdig und der Tugend beförderlich seyn. Freylich der Mißbrauch, den Schwärmerey und Leichtsinn von jenen Lehren bisweilen gemacht haben, mußte jeden guten Menschen; und die falschen Gründe, auf welche ehedem vielleicht die meisten Theologen, und auch zu Gunsten der herrschenden Theologie dogmatisirende Philosophen sie bauen wollten, jeden freydenkenden Philosophen zum Widerspruche reizen. Gegen diese falsche Behandlungsarten streitet unser Verf. so stark, als irgend ein Philosoph; besonders gegen die Folgerung der nothwendigen Unendlichkeit oder Ewigkeit der Strafen aus den Gründen, daß unsere Vergehungen ein unendliches Wesen beleidigen, und also eine unendliche Schuld auf sich haben; daß nur durch solche unendliche Strafen die unendliche Gerechtigkeit könne offenbar werden u. s. w. Alles beruht in seinem System auf dem einzigen, der Vernunft einleuchtenden, Grundsatze, daß Strafen gerecht sind, wenn nur durch sie, als ein kleineres Uebel, das grössere moralische Uebel kann verhindert werden. Einige neuere Philosophen wollen behaupten, daß alle göttliche Strafen bessernd seyn müssen. Der Verf. zeigt, wie

wie nicht nur dieß aus dem Grundsatze nicht folge; sondern auch unwahrscheinlich sey; sowol deswegen, weil die bessernden Strafen weniger abschreckend sind, als auch wegen der Analogie der natürlichen Strafen, die keinesweges allemal bessern. Zwar was diese sogenannte natürliche Strafen anbelangt: so läßt der Verf. nicht unerinnert, daß dieß nicht die eigentlichen Strafen sind, die durch die Gerechtigkeit, oder weise Güte, moralisch nothwendig werden; wenn man nemlich unter natürlichen Strafen, wie am gewöhnlichsten ist, **physisch-nothwendige**, aus den allgemeinen Naturgesetzen erfolgende, nur durch Wunder abwendbare Folgen versteht. Man kann nemlich auch natürliche Strafen nennen, die zwar besonders und absichtlich veranstalteten, aber der Natur der Vergehungen und den Absichten der Bestrafung vor andern **anpassenden**; oder auch, die zwar **allernächst** natürlich, nicht wunderbar, entstehenden, aber absichtlich als Strafen im Grundriß der Welt angelegten Strafübel. In Rücksicht auf die letzte dieser Bedeutungen, ist es eine historische, nach der Philosophie zweifelhaft bleibende, Frage, ob in der Welt Gottes keine andere, als natürliche, Strafen sich äussern. Nach der mittlern Bedeutung ist es unter denen, die an Gottes Weisheit glauben, ausser Streit, daß alle göttliche Strafen natürlich seyn müssen. Aber daß in der Welt keine andere göttliche Strafen vorkommen können, als natürliche, in jener ersten Bedeutung des Ausdrucks, ist ein ganz grundloser Satz. Gegen denselben zeigt der Verf. ausführlich, daß positive oder willkührliche, nach den Erfordernissen der einzelnen Fälle eingerichtete Strafen, sowol in Absicht auf Besserung, als auf Abschreckung vieles voraus haben; ob er gleich

eingesteht, daß in der Geschichte dieses Lebens keine ganz unzweifelhafte Beweise positiver göttlicher Strafen uns vorkommen. Der genaue Zusammenhang der Grundsätze von der Strafbarkeit mit denen von der Abhängigkeit, Nothwendigkeit oder Freyheit der Handlungen erforderte, daß der Verf. sich auch auf diese Materie einließ. Hier erklärt er sich nun für das System der determinirenden Gründe, oder die sogenannte philosophische Nothwendigkeit; und setzt die Freyheit des Willens in dem Vermögen, seine Wahl aufzuschieben, einer Folge von der Fähigkeit zu zweifeln. Er zeigt aber, wie viele vor und nach ihm gethan haben, aufs gründlichste, daß in Ansehung der Strafen der wahren Gerechtigkeit, die nicht Rachlust, sondern nur Verminderung des Uebels zur Absicht haben, jene Nothwendigkeit der Handlungen nicht das mindeste verändere. Ja daß vielmehr beym entgegengesetzten System der Zufälligkeit der Nutzen der Strafen, und somit ihre Gerechtigkeit, zweifelhaft werden würde. (Wenn nemlich einer die Zufälligkeit der Entschliessungen und Handlungen bey jedweder Beschaffenheit der Beweggründe behaupten wollte. Wenn aber die Nothwendigkeit derselben bey einer gewissen Art und Stärke der Antriebe zugegeben würde: so könnte jener Vorwurf von dem System der Zufälligkeit noch wohl abgelehnt werden.) Die Möglichkeit und hypothetische Nothwendigkeit ewiger, auch positiver ewiger, Strafen kann die Philosophie nicht leugnen — in Rücksicht auf jenen Grundsatz von der Gerechtigkeit, als weiser Güte — auch bey der Voraussetzung der philosophischen Nothwendigkeit. Aber ob nicht gegen Billigkeit und Unpartheylichkeit, wie es scheint, daß wir sie

bey

bey dem höchsten Wesen annehmen müssen, dieß ewige Elend freywillig von ihm geschaffener Wesen streite? Wenn man annimmt, daß durch diese Strafe ihr Daseyn, in seiner ganzen Dauer, überwiegend unangenehm für sie sey: so läßt sich, bey der Behauptung ewiger solcher Strafen, nichts völlig Befriedigendes sagen; hinlänglich vieles aber, wenn man annimmt, daß im Ganzen den Unglücklichen doch mehr Gutes als Böses zu Theil werde. Frey gesteht dieß der Verf., ob er gleich auf diese letztere Hypothese im Folgenden nicht baut, und der Meynung ist, daß endliche Strafen nicht abschreckend genug seyn würden. — Wir dürfen nicht weiter so ausführlich dem Verf. nachgehen in seinen Untersuchungen über die Sünde. Nach unserer Einsicht philosophirt er auch da eben so tiefsinnig und überzeugend; sonderlich bey der Zergliederung des Begriffs und der Gründe des natürlichen Verderbens oder der Geneigtheit zur Sünde, bey den Beweisen der Wohlthätigkeit unserer sinnlichen Triebe, deren Uebermacht uns nur böse macht; den nachtheiligen Einflüssen der Vernunft in die Antriebe zum Bösen; den medicinischen Zweifeln gegen die Möglichkeit, daß die Menschen, ohne Sündenfall, nicht würden gestorben seyn; und gegen die Güte und Weisheit Gottes bey der Zulassung einer ersten, den Nachkommen, wie es scheint, so nachtheiligen, Sünde, insbesondere, wenn man die biblische Erzählung buchstäblich, und nach derselben Verführung durch einen nicht zu dieser Unterwelt gehörigen Geist annimmt; endlich gegen die Lehre von der Uebertragung der Strafe auf einen Unschuldigen, als der einzigen der weisen Güte die Begnadigung des Sünders möglich machenden Bedingung. —

Wir haben den Hauptinhalt dieses Buchs angezeigt mit völliger Einstimmung. Unserer Unpartheylichkeit und der bekannten Denkungsart des Verf. gemäß, wollen wir jetzt auch anmerken, worinne wir verschiedener Meynung sind. Der in der Macht und Weisheit Gottes zusammen angenommene Grund der Oberherrschaft Gottes scheint dem Recens. nicht so ganz verwerflich. Gesetzt der Grundstoff der Welt wäre, wie die Alten annahmen, unerschaffen: hätte Gott kein Recht gehabt, diesen Grundstoff zu bilden und zu beherrschen, um überwiegend Gutes dadurch zu stiften? Der Verf. glaubt einen Beweis für den Satz, daß alles aus Z. U. erfolge, darinne zu finden, daß wir eine Körperwelt ausser uns annehmen müssen, deren Daseyn doch zweifelhaft würde, so bald man annähme, daß etwas, und also auch, daß unsere Empfindungserscheinungen ohne Ursache entstehen können. Recens. glaubt, daß, gleichwie man den Satz von den Z. U. eingestehen und doch Idealist seyn kann; (wie Berkeley) also man auch dem Satze von den Z. U. widersprechen, und das Daseyn der äusserlichen Dinge unbezweifelt annehmen könne. Die natürlichen Empfindungserscheinungen werden immer wirklich vorhandene Dinge heissen, so lange Sprache und Verstand der Menschen bleiben, wie sie sind; was man auch vom Grunde und Ursprunge derselben wähnen möchte. Natürlich nothwendige privative Strafen, zufolge der göttlichen Heiligkeit; sollte die der Verf. auch läugnen wollen? Etwas zu stark ausgedruckt scheinen folgende Sätze zu seyn; daß die Absicht der Abschreckung durch Besserung des Sünders gar nicht erreicht werde S. 351 (die Besserung könnte dem Sünder so kostbar und beschwerlich werden, daß

es doch viele für rathsamer hielten, gut zu bleiben, als sich wieder zu bessern; zumal wenn noch andere natürliche Strafen hinzukämen.) Den Trieb, seine Blösse zu bedecken, scheint der Verf. für allgemeiner und natürlicher anzunehmen (S. 498, 560) als nach verschiedenen Zeugnissen sich nicht behaupten läßt. Die Schaamröthe beym Bewußtseyn, daß man eine Unwahrheit sage, hält er für die Wirkung eines unerklärlichen sinnlichen Triebes, und für ein Argument, daß dem falsiloquio die Naturgesetze entgegen seyn. Das Erröthen ist hier wenigstens nicht unerklärlicher, als in andern Fällen; auch nicht immer ein Zeichen eines bösen Gewissens, sondern kann auch aus der Vorstellung, der andere möchte, aus Mißverständniß, einen für schuldig halten, bey einem sehr empfindlichen oder furchtsamen Gemüthe entstehen. Strafen, von deren Ursache der Gestrafte nichts weiß, können für ihn, und alle, die in gleicher Unwissenheit sind, nicht abschreckend seyn; (S. 551) aber vielleicht für andere, die sie wissen. Doch diese Rücksicht forderte die dießmalige Anwendung nicht.

London.

An inquiry into the original state and formation of the earth deduced from facts and the laws of nature, to which is added an appendix containing some general observations on the strata in Derbyshire, by John Whitehurst; im Verlage des Verf. und B. Bent. Quart. 1778. S. 199 ohne die Liste der Subscribenten. Aus Grundsätzen und Thatsachen, die von Newton, Maupertuis, Condamine, Macquer, Rai, Buffon, Hamilton, Bakewell, Pontoppidan, Burnet, Bertrand, Plinius, Ulloa, Cramer, Borlase,

Adanson, Bayley, Varenius u. a. entlehnt und oft sehr weitläuftig angeführt sind, auch aus einigen eigenen, vornehmlich auf eine genaue Untersuchung der Erdlager in Derbyshire gestützten, Wahrnehmungen, sucht der Hr. Verf. zu erweisen, daß das tägliche Umdrehen der Erde um ihre Axe keine Veränderung erlitten habe; daß sich weder in der belebten noch in der unbelebten Welt in einem Augenblick erzeugte Körper offenbaren, sondern die Natur alles in einer gleichförmigen, regelmässigen Progression erzeugt; daß die Bestandtheile der Erde ungleichartig sind, und nach verschiedenen Gesetzen der Anziehung auf einander wirken; daß die Herstellung der Erde aus dem Chaos aus der anziehenden Kraft der körperlichen Theile gegen einander fliesse; daß der Mond die Scheidung der flüssigen von den festen Theilen auf der Erde beförderte; daß bey der Entstehung der Eilande viele Bewohner der Wasser begraben, und je tiefer das Meer war, und je mehr die Eiländer Zeit zu ihrer gänzlichen Bildung nöthig hatten, desto tiefer begraben wurden; daß die Schalenthiere deswegen, weil sie minder thätig sind, in grösserer Anzahl versteinert vorkommen, als die Fische (sollte dieß nicht vielmehr deswegen geschehen, weil die Schalenthiere vermöge ihrer Härte ihre Gestalt bey dieser Veränderung besser erhalten, als die Fische?) daß die Berge Wirkungen einer sehr gewaltsamen Erschütterung auf unserer Erde sind, (von allen läßt sich dieses doch durchaus nicht behaupten; auch die unterirdischen Höhlen beweisen hier nichts; und von vielen Bergen ist es entschieden, daß sie vielmehr durch eine langsam wirkende Kraft der Natur entstanden sind); daß unterirdisches Feuer in dem frühern Alter der Erde grössere Ungleichhei-

heiten hervorgebracht habe, als in den spätern Zeiten; daß ein gewisser Grad von Feuchtigkeit und Trockenheit in Pflanzen und Mineralien Feuer hervorbringe; daß daher diejenigen Theile der Erde, welche zuerst fest wurden, nemlich die mittelste, zuerst Feuer hervorbrachten; daß bey der Entstehung der Erde in jeder Schichte eine durchgängige Gleichförmigkeit herrschte; daß die ausdehnende Kraft des Feuers zuletzt über die Schwere das Uebergewicht bekam, und die aufliegenden Schichten wie eine Blase ausdehnte; daß Dünste eine sehr starke wirkende Kraft in der Natur sind; daß die äussersten Grade von Hitze und Kälte nothwendige Folgen der Berge und festen Länder sind; daß sie nur mit grossen Veränderungen auf der Oberfläche der Erde zur Zeit der Sündfluth anfiengen, und daß daher der Zustand der Natur vor der Sündfluth dem Leben der Thiere und Pflanzen angemessener war, als nach derselbigen; daß also vor derselbigen alle Gegenden der Erde gleich bewohnbar waren, nach derselbigen aber viele Thiere, welche sich in der kalten Zone nicht aufhalten konnten, darauf giengen, und andere, die sich erhielten, sich nach den Gegenden zogen, die ihnen am angemessensten waren; daß die Spuren von Seethieren, die man entfernt von ihrem Wohnplatze verwandelt findet, davon zeugen, daß es keine zweyte allgemeine Ueberschwemmung gab. S. 108 eine Tabelle, in welcher der Himmelsstrich von Maryland mit dem Londonischen verglichen wird. Im zweyten Capitel vieles über den chaotischen Zustand der Erde; im dritten über die Entstehung der Rinden- und Spurensteine aus Derbyshire, wo sich auch viele Abdrücke auf thonartigen Steinen finden. Ammonshörner mit ihrer natürlichen Schale scheint der

Hr. Verf. für eine grosse Seltenheit zu halten; bey Boll in Würtemberg waren sie ehemals häufig genug. S. 123 f. ein Verzeichniß von Versteinerungen, die entfernt von ihrem ursprünglichen Geburtsort gefunden worden sind, mehrere vom Eilande Sheppey. Zuletzt noch ein Anhang, der einige gute Bemerkungen über die unterirdische Erdbeschreibung von Derbyshire enthält, worinn der Hr. Verf. unter den Neuern Hrn. Ferber zum Vorgänger hat, durch einleuchtende Zeichnungen erläutert. Zwischen Grange, Mill und Darley-Moore macht die oberste Schichte (120 Yards) ein Mühlstein aus, der aus Sandkörnern und Quarzkiesel besteht; die zweyte (120) ein Thonschiefer ohne Abdrücke; die dritte (50) ein Kalkstein mit Zink- und Bleyerz und vielen Versteinerungen; die vierte Mandelstein (16), den Hr. Whitehurst für ein vulkanisches Product erklärt; die fünfte (25 Fath.) schöner grauer Muschelmarmor mit Erzen; die sechste (23) Mandelstein; die siebende etwas weisserer blätterichter Kalkstein (30); die achte (11) Mandelstein, dichter, als die obern Schichten; die neunte Kalkstein, voll Erze und Versteinerungen, aber, so wie auch die obern Schichten, ohne alle Spur von Pflanzen. Die häufigen Pflanzenabdrücke in der Nachbarschaft der Steinkohlen machen es Hrn. W. wahrscheinlich, daß diese ihren Ursprung aus dem Pflanzenreiche haben. Hr. W. hält es für gut, in den Naturaliensammlungen die mancherley Schichten mit allem, was sie enthalten, so aufzustellen, wie sie in der Erde auf einander liegen. Zuletzt noch einige Briefe an den Hrn. Verf., worinn Bemerkungen über die sogenannten Schwaden vorkommen.

Paris.

Paris.

Bey der Connoissance des Tems für 1781; von Hr. Jeaurat berechnet, findet man Tafeln für die Aberration und Nutation vereinigt, die Hr. de la Lande vielen vorigen Bänden eingerückt hatte. Sie sind für den 1. Jan. 1781; gehen von 15 zu 15 Graden der Argumente, und enthalten 258 Sterne, zweene auf jeder Seite. (Hrn. Mezgers Tafeln 37. St. der Gel. Anz. 1779. gehen von 10 zu 10 Graden, und enthalten 352 Sterne.) Refractionen für die gemässigten Zonen, anfangs durch halbe, dann durch ganze Grade, Cassini's, Bradley's, la Caille's seine, neben einander. Wegen der heissen Zone wird auf 1778 verwiesen. Maaßvergleichungen. Der schwedische Fuß wird für den alten römischen gehalten. (Unrichtig, man s. aus Nicanders Abhandl. von schwed. Maassen, Zugabe zu Gel. Anz. 1778; 749. S.) Die pariser Elle hält vier alte römische Fuß. Abstände der vornehmsten Thürme in Paris und den Vorstädten, von der Sternwarte, und daraus folgende Unterschiede der Breite und des Mittags. Die Tafel der Polhöhen und Längen anderer Oerter ist nach den Ländern eingetheilt, und enthält eine Menge Angaben aus der Südwelt. Ein Dutzend Oerter in Paris, wo man astronomische Beobachtungen angestellt hat. Resultate auf der pariser Sternwarte beobachteter Schiefen der Ekliptik, aus einer Abhandlung, die Hr. Cassini 1778 der Akademie vorgelegt. Sie war im Sommerstillstande 1739; 23 Gr. 28 M. 25 S. und 1778; 27 M; 55, 2 S. Für die Abnahme in 100 Jahren kommen 1 M. 3, 5 S; und in einem Jahre 0, 635 Sec.

Giessen.

Beytrag zur Aufnahme der Salzwerkskunde von Carl Christian Langsdorf, verschiedener gelehrter Gesellschaften Mitgliede; zwote Probe; bey Krieger 1779. 86 S. I. Wie hochlöthig die Soole seyn muß, am vortheilhaftesten versotten zu werden. Hr. L. hatte dergleichen Untersuchung schon in voriger Probe angestellt, dabey aber stillschweigend die Anzahl der Pfannen bestimmt angenommen, die man doch, wenn es sonst nöthig befunden wird, leicht vermehrt. Jezo fragt er also, wie weit man die Gradirung treiben müsse, wenn weder an Soole noch an Pfannen Mangel ist. II. Von der Gestalt der Windmühlenflügel, besonders die Wendung der Theile des Flügels, die man Windschiefe nennt. III. Ueber die Festigkeit der Röhren und davon abhängende Fragen. Die beyden letzten Untersuchungen gehören zu den schwerern, zum Theil hat man auch für sie nicht genug Erfahrungen zu sicherer Anwendung der Theorie. Hrn. L. Bemühungen hierüber könnten vielleicht Zusätze und Berichtigungen verstatten, deren Anzeigung, Mangel des Raums und der Figuren hie ausschließt. Allemahl zeigt sich bey ihm Eifer und grosse Geschicklichkeit, tiefe mathematische Känntnisse zu Geschäften, die für das gemeine Wesen wichtig sind, anzuwenden.

London.

Noch im Jahre 1777. hat J. Bew. drucken lassen: British Remains or a Collection of Antiquities relating to the Bretons by N. Owen. 184 S. Octav. Der Verfasser gehört zu der Classe der

der welschen Alterthumsforscher, die sich ein Gewissen machen, die geringste Nachricht umkommen zu lassen, welche einigermassen die Geschichte ihres Vaterlandes angeht, und er hat diese vermischte Aufsätze, deren einige unbeträchtliche Dinge betreffen, oder zum Theil sehr flüchtig geschrieben sind, bloß drucken lassen, weil sie in die Geschichte von Wales einschlagen. Gleich der erste Aufsatz vom Ursprunge, der Macht und den Eroberungen der Englischen Mordgrafen (Lords Marchers) in Wales, enthält nichts Neues oder mehr Auseinandergesetztes in dieser schon so oft und erst neulich von Ridpath und Burn behandelten Materie. Anstatt den Ursprung und die Gerechtsame dieser Grenzgrafen näher zu beschreiben, werden kleine Fehden, unbeträchtliche Verwüstungen und Veränderungen der Herrschaft in den welschen Grafschaften erzählt, die den Leser wenig interessiren, und keinen Aufschluß in einem fast noch gar nicht bearbeiteten Theil der Geschichte des Mittelalters geben. Nicht einmal der Niederländischen Colonisten, die unter Henrich dem Ersten hier angesetzt wurden, wird mit einem Worte gedacht, die doch in diese Geschichte keinen geringen Einfluß gehabt haben. Eben so unbedeutend ist der zweyte Aufsatz über die Namen und Wapen des welschen und Englischen Adels, der nur 1560. in diesem Lande angesessen war. Wichtiger Dr Lloyd kritische Untersuchung über Gottfried von Monmouth Zeitalter. Der Verfasser beweist, was Recensent immer muthmaßte, daß alles, was Robert de Mont, Sigeberts von Gemblours Continuator, Henrich von Huntington, und Alfred von Beverlei, vom König Arthur und andern fabelhaften Brittischen Regenten, in ihren Chroniken erzählen, aus dem

Sa-

Sagenschreiber oder vielmehr Romanencopisten, Gottfried, entlehnt sey. Schade, daß Hr. Lloyd bey dieser Gelegenheit die Quellen von Gottfrieds Fabeln, Meister Wistace's Brut d'Angleterre, nicht mit untersuchte.

Dieser Abhandlung folgt eine Wiederholung der alten, noch immer in Wales geglaubten, Sage, als ob eine welsche Colonie lange vor Colom im Jahr 1170. Amerika gefunden, und daß man in neuern Zeiten unter den Doeg= und Tuscororaindianern Nachkommen dieser Colonie gefunden, welche Welsch verstanden, und deren Sprache mit vielen welschen Wörtern vermischt war. Die ganze Erzählung beruht auf Schiffer=berichten und Hypothesen, auf seichten Gründen gebaut. Sonderbar genug versichert Morgan Jones, einer dieser Zeugen, daß er 1685. wöchentlich dreymal den Wilden in welscher Sprache gepredigt habe, und sie ihn verstanden. Unter den welschen Wörtern dieser wilden Sprache wiederholt der Verfasser auch den Namen des bekannten Vogels Pengerin, auf welsch so viel als ein weisses Haupt, der aber am besten die ganze Fabel widerlegt, da diese ganze Vögelgattung einen schwarzen Kopf hat. Das Gedicht des welschen Barden Taliessin haben wir schon anderswo gedruckt gelesen, und das Leben des gelehrten Brittischen Sprachforschers, Eduard Lhwyd, enthält eine Menge freylich mühsam zusammengelesener, aber äusserst geringfügiger, Kleinigkeiten.

Tübingen.

Der Hr. geheime Rath und Professor G. D. Hoffmann hatte am 28. November 1777. bey

der

der Niederlegung des Prorectorats eine Rede von der Entstehung des neuen Oldenburgischen Herzogthums gehalten, und liefert diese nunmehr mit einem beträchtlichen Nachtrage und zehen Beylagen den Freunden der Vaterlandsgeschichte unter der Aufschrift: De novo Ducatu Oldenburgico (1779. Quarto. sumpt. Jo. Fr. Heerbrandti. 71 Seiten.) Da der König von Dänemark am 16. December 1773. den Hollstein-Kielischen Antheil durch Tausch von dem Großfürsten von Rußland und kaiserlichen Kronprinzen Paul erhalten hatte, ward der Vergleich vom Jahre 1767. vollzogen, und vermöge desselben Oldenburg und Delmenhorst am 14. December 1773. dem Bischof Friedrich August von Lübeck abgetreten. Der Großfürst setzte bey dieser Ueberlassung seines teutschen Staats an die jüngere Lübeckische herzogliche Linie fest, daß die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst nie ohne seinen und der nächsten Agnaten Willen verpfändet oder mit Schulden beschwert werden sollten, bestimmte die Apanage eines jeden Prinzen auf sechs tausend Rthlr., einer jeden Prinzessin auf tausend Rthlr., und einer Witwe auf vier tausend Rthlr., und versprach, nebst dem Könige von Dänemark mit dem Kaiser über die Erhöhung der Grafschaften zu einem Herzogthume in Unterhandlung zu treten. Diese Bedingungen genehmigte der Bischof 1774. und 1778., und die Erhöhung erfolgte im letztern Jahre. Der Großfürst hatte bey dem Tausche sich und seiner Linie die Stimme vorbehalten, und überließ sie dem neuen Herzog von Oldenburg mit dem Bedinge, daß sie nicht mit dem Herzogthum verbunden werden, stets aber

evan-

evangelisch bleiben sollte. Diese Cession der Stimme und des Herzogthums ward im Februar 1778. am Reichstage zur Dictatur gebracht, und von den höhern Reichscollegien am 15. May, vom Kaiser aber am 10. Junius genehmigt, ohngeachtet ein Promemoria, welches hier mitgetheilt wird, die Vertauschung der Stimme zu hindern suchte. Der Hr. Verfasser bemerkt, daß man seit Kaiser Maximilian I. Zeit kein Beyspiel der Erhebung eines Reichslandes zu einem Herzogthume habe, und glaubt, daß durch den Austritt des Russischen Kronprinzen aus der Verbindung mit den teutschen Reichsständen, die evangelischen Stände eine beträchtliche Stütze verlohren hätten.

Altdorf und Nürnberg.

Schon im vorigen Jahre hat Hr. D. Sixt eine lesenswürdige Abhandlung von dem Endzweck des evangelischen Predigtamts, 160 S. in Octav, herausgegeben, welche wir allen angehenden Gottesgelehrten empfehlen; auch gelehrte und geübte Lehrer mit Beifall und Vergnügen lesen werden. Sie enthält viel wahre und brauchbahre Erinnerungen über die Einrichtung des christlichen Unterrichts, und die Substanz einer gesunden Homiletik.

Leipzig.

Abhandlung von den Farben und ihrem Gebrauch in Absicht auf die Künste und Handwerker, von le Pileur d'Apligny, ist aus dem Französischen übersetzt. Die Schrift ist bereits S. 293 dies. J. angezeigt worden.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

41stes Stück.

Den 9. October 1779.

Basel und Manheim.

Bey Schweighäuser und Schwan: **Ephemeriden der Menschheit, oder Bibliothek der Sittenlehre, der Politik und der Gesetzgebung.** 1778. Die Einrichtung dieses mit Recht so sehr beliebten Journals überhaupt und daß jedes der 12 Stücke aus Abhandlungen, Auszügen und Nachrichten bestehe; wird unsern Lesern aus unsern vorigen Anzeigen, wenn nicht aus dem Buche selbst, bekannt seyn. Die Abhandlungen scheinen uns, alle zusammen genommen, dießmal nicht den wichtigsten Theil des Werkes ausmachen. Es muß freylich, wie der Verf. hie und da erinnert, in einer solchen Schrift auch für Anfänger in der Wissenschaft gesorgt werden. Aber in einigen Aufsätzen sind die bekanntesten Dinge mit einer so ermüdenden Weitschweifigkeit gesagt, und etliche sind, selbst nach dem, was die Anmerkungen des Herausgebers zu erkennen geben, so offenbar mißrathene Uebungsstücke, daß

 wir

wir uns wundern müssen, sie da zu finden. Lieber mehrere Auszüge aus guten Büchern. Die merkwürdigsten Abhandlungen sind folgende: Ueber die Mahl- und Backregulative und Brodtaxen von Hrn. Sch—n. Mit vielen gesammleten Erfahrungen will behauptet werden, daß das Verhältniß des Mehls zur Kleyen schlechterdings nicht mit einem solchen Grade von Genauigkeit sich allgemein festsetzen lasse, daß nicht obrigkeitliche Verordnungen darüber oft ungerecht und zweckwidrig werden müßten. Also lieber alles der Concurrenz überlassen; nur daß erwiesene, dem Versprechen der Arbeiter und Verkäufer, ihrem wechselseitigen Vertrage, entgegenlaufende Betrügereyen gestraft werden. Zur Unterstützung dieser Grundsätze, die auch in den folgenden Stücken noch öfter vorkommen, wird hier auch das Beyspiel der Großherzoglich-Toscanischen allgemeinen Freygebung des Brodbackens angeführt. (Noch sind uns immer nicht alle Bedenklichkeiten gegen diesen physiokratischen, allerdings vieles für sich habenden, Hauptsatz benommen. Concurrenz muß freylich seyn. Aber alles ihr zu überlassen; scheint für beyde Theile, Käufer und Verkäufer, in einigen Fällen allzugefährlich. Beym Brod und Fleische scheinen dem Rec. obrigkeitlich bestimmte oder verglichene Preisse eine Wohlthat zu seyn, auch wegen des dadurch beförderten geschwindern Verkaufs. Wenn die Käufer sich mit dem Verkäufer hier erst allemal über den Preiß vergleichen sollten: würde es nicht oft geschehen, daß erstere letztern für unbilliger hielten, als er nicht ist, und ihm gerade seine beste Waare verderben liessen, wenn er sie nicht unter dem wahren Werth verkaufen wollte? — Wenn die obrigkeitlichen Verordnungen zwar nicht gewiß, aber doch höchstwahrscheinlich rich-

richtig sind; wenn sie nicht allen, aber doch den gröbsten, den schädlichsten Betrug, den, dem die Armuth, die insgemein mit Unwissenheit verknüpft ist, vielleicht auch viele Herrschaften mittelst ihres Gesindes ausgesetzt seyn würden, verhindern; sollten sie denn nicht gerechtfertigt seyn?) Hrn. Hofr. Schlossers viertes und letztes Schreiben über die Philanthropine. Es enthält viele trefliche Bemerkungen über die Menschennatur, ihren gegenwärtigen Zustand unter uns, und ihre Bildung; besonders in Absicht auf die philanthropische Methoden- und Elementarbücher; und verdient unter den Schriften gegen die Philanthropine immer eine vorzügliche Stelle. In einer zu Colmar gehaltenen Vorlesung über den Seidenbau wird nachdrücklich behauptet, daß es nicht aufs kalte Klima, aber sehr darauf ankomme, daß man dem Alter der Raupen entsprechendes, und von wilden vielmehr, als von gepfropften, Bäumen genommenes Laub gebrauche. Ein Grundriß, oder wie der Herausgeber mit Recht anmerkt, eine Einleitung vielmehr zu einem Grundriß über die Erziehung der Landleute zeigt eine solche Bekanntschaft mit den Vorurtheilen und Bedürfnissen dieser Leute, daß man sich von der Ausführung Gutes versprechen kann. Ueber die Salzmonopolien der Regenten und die Auflagen auf das Salz von Hrn. Sch—n. (Haben allerdings, wenn sie zumal den Preiß dieses Vieh und Menschen so heilsamen Gewürzes sehr übertreiben, vieles in den Grundsätzen der Gerechtigkeit und wahren Staatswirthschaft wider sich.) In etlichen Abhandlungen werden gegen die Sätze, daß alles im Staate gerecht sey, was dem größten Theile nützt, und daß der Privatvortheil dem Wohl des Ganzen aufgeopfert wer-

 den

den müsse, Einwendungen gemacht; und wird behauptet, daß nichts gerecht sey, als was keinem schadet, was die natürlichen Befugnisse von keinem schwächet, und was allen nützet oder die natürlichen Rechte eines jeden befestigt. (Bey vielen vortreflichen und unleugbar oft von kurzsichtiger und verordnungssüchtiger Politik verkannten Erinnerungen, nehmen sich diese Philosophen doch nicht genug vor Verwechselungen und Uebertreibungen hiebey in Acht. Den Privatvortheil dem Wohl des Ganzen, und eben denselben dem Nutzen des größten Theiles aufopfern; sind zween sehr verschiedene Sätze. Im erstern Falle ist auch dem Einzelnen mittelbarer Weise nützlich, was allernächst seinen Vortheil einschränkt. Daß jura quaesita, jura partium geschont werden müssen; ist doch ein sehr gemeiner Grundsatz unserer Rechtslehrer. Und Rec. begreift daher nicht wohl, wie St. VII. S. 2 ohne Unbilligkeit gesagt werden konnte, daß in unserer Gesetzgebung noch immer durchgehends der Begriff herrsche, daß dasjenige gerecht sey, was dem größten Theile nutzt. Und daß jedwede Einschränkung der natürlichen Rechte in der Gesellschaft ungerecht sey, kann unmöglich behauptet, und sollte nicht gesagt werden. Mehr nüzen wird es, wenn wir zeigen, wie leicht diese Einschränkungen ungerecht oder doch unbillig, und dem Wohl des Ganzen, das man dadurch befördern will, selbst nachtheilig werden können.) Ein Schreiben des Hrn. Türgot über die Leibrenten und Tontinen (St. IX.) entdeckt Betrügereyen, die die Käufer vieler Loose dabey ausgesonnen haben, die vielleicht noch wenigen Politikern bekannt sind. Ueber die Freyheit der Gewerbe und des Handels wider die Rede des Hrn.

Se-

Seguier von Sch—n, enthält allerdings einige treffende, und zur Aufklärung dieser verwickelten Materie dienliche, Erinnerungen. So sind auch St. XII. im Aufsatze **Philothas** Ideen des allgemeinen Staatsrechts angeregt, bey denen es allerdings den gemeinen Lehren noch sehr an Bestimmtheit und Festigkeit fehlt. Recensent, der nur halb mit dem Verf. dieses Aufsatzes einstimmig ist, gedenkt über eine derselben, das **Recht der Erbfolge in den Reichen**, sich nächstens an einem andern Orte zu erklären. — Was die **Auszüge** und **Nachrichten** anbelangt, die, uns wenigstens, dieß Journal vorzüglich empfehlen: so wollen wir davon nur aus den letzten sechs Stücken einiges anmerken. Die tiefsinnigen **Betrachtungen über das Universum** scheinen uns mit allzupartheischer Rücksicht auf die Wolfische Metaphysik beurtheilt. Sehr unterhaltend sind die Auszüge aus dem staatswirthschaftlichen Werke des Spaniers **Campomanes**; desgleichen aus dem physiokratischen Buche des Hrn. **Le Trosne** de l'Ordre social. Die Nachrichten enthalten überhaupt viele Beweise von den immer mehr wirksam werdenden Einsichten, zur Abstellung verjahrter Mißbräuche, z. E. der Begräbnisse in den Kirchen, der Kirchhöfe in den Städten, und zur Beförderung des Guten durch aufmunternde Beyspiele und Belohnungen. Zu den ausführlichern und gemein-interessanten gehören das Königl. Schwedische Ausschreiben über die Einführung der Nationaltracht, die Hessendarmstädtische Brandversicherungsanstalt, und Verordnung wegen des Rechnungswesens; die Gesetze der landwirthschaftlichen Gesellschaft in Languedoc; die Verordnung des Königl. Französischen Staatsrathes über die Dauer der den Buchhändlern ertheilten Privilegien. (Sie sollen wenigstens auf

 zehn

zehn Jahre gelten, ausserdem so lange, als das Privilegium aussagt, oder als der Verfasser lebt; hernach können sich andere um Privilegien zur Concurrenz melden; ohne Privilegium soll niemand drucken.) Die von der Zürcher Obrigkeit veranstalteten Versuche über die Ansteckung durch Häute von Vieh, welches an der Seuche gestorben. (Sie scheinen die Unschädlichkeit dieser Häute ausser Zweifel zu setzen.) Die Nachrichten von allerley gelehrten und politischen Verbesserungen zu Würzburg, (die Recens. zum Theil zuerst durch diesen unnatürlichen Umweg erfahren hat,) sind sehr erfreulich.

Wien.

Ephemerides ... 1779; bey von Trattner 1778. Calender und Tafeln nach der bekannten Einrichtung. Im Anhange, der 92 Octavseiten beträgt, astronomische Beobachtungen zu Wien und Cremsmünster. Ein neuer Zusatz, auf vielfältiges Verlangen sind barometrische und thermometrische Beobachtungen. Dergleichen wurden auf der Sternwarte des vormaligen Jesuiterordens unter den Vorgesetzten, Jos. Franz und Jos. Liesganig von 1734 .. 1773 angestellt, auf der Kaiserl. bey der Universität, von 1762 an. Hie theilt er die von 75; 76; 77; mit, wie gewöhnlich drey Stände jeden Tag, auch den höchsten und niedrigsten im Monate. Allgemeine Folgerungen sollen im nächsten Jahre erscheinen. Höhen mit dem Barometer zu messen, erklärt er deßwegen für sehr unsicher, weil der absolute Stand des Barometers aus vielen Ursachen, besonders wegen der Newtonischen Attraction sehr veränderlich ist. Man kann also von der Höhe der Sternwarte

über

über den Horizont des Meers nichts schliessen, wenn man nicht mit eben dem Barometer, oder einem damit übereinstimmenden, am Meere beobachtet hat. Und auch alsdann ist der Schluß unsicher, wenn sich der Stand eines gegebenen Barometers, oder solcher, die neben einander gehenkt, übereinstimmen, nach der sphäroidischen Figur der Erde richten sollte, nach der sich gewiß das Meer richtet. Die wahre Ursache, warum das Quecksilber steigt oder fällt, hängt ohne Zweifel mit der Känntniß der ordentlichen und der gestörten Bewegungen des Quecksilbers zusammen. Ob Hr. H. dieses Geheimniß entdeckt habe, wird die Nachwelt urtheilen, seine Theorie des Steigens und Fallens im Barometer, die er seit 25 Jahren aus den wichtigsten Ursachen zurückhält, soll erst nach seinem Tode herauskommen. (Für den Preiß, wird sie kein Liebhaber der Wissenschaften so bald verlangen.)

Leipzig.

Ueber den Genius des Sokrates. Von L. J. C. Justi. 143 S. in Octav. Diese Schrift, die der Verf. seinem ehemaligen Lehrer, dem Hrn. Hofr. Heyne, gewidmet hat, ist hauptsächlich wider die Abhandlung des Ungenannten im deutschen Museo gerichtet. Hr. J. geht alle von griechischen und römischen Schriftstellern aufgezeichnete angebliche Weissagungen des Socrates durch, und zeigt von einer jeden mit vielem Scharfsinn und Kenntniß der alten Geschichte, daß Sokrates das, was er vorhersagte, ohne übernatürlichen Beystand, entweder aus der jedesmaligen Lage öffentlicher Angelegenheiten, oder aus vorhergehenden ähnlichen Erfahrungen, vorhersagen konnte. Der Verf. hat

hat allenthalben die Quellen selbst zu Rathe gezogen, und die Beweisstellen, die Hr. Prof. Meiners nur angezeigt hatte, mit den Worten der Schriftsteller selbst unter dem Texte abdrucken lassen. Er stimmt auch mit diesem Gelehrten in der Erklärung des Genius des Sokrates überein, eine Erscheinung, die nur denen räthselhaft oder seltsam scheinen konnte, die sich nicht die Mühe gegeben hatten, die Denkart des Sokrates und seines Zeitalters recht zu fassen. Bey der ernstlichen Anstrengung, womit der Verf. seinen Gegner angreift, haben wir uns bisweilen darüber gewundert, wie es ihm nicht eingefallen sey, daß dieser doch nur könnte gespaßt, oder die Absicht gehabt haben, solche weitläuftige und gelehrte Widerlegungen zu veranlassen, als die des Verf. ist. Der Vortrag des Hrn. J. würde unstreitig besser gefallen, wenn er hin und wieder die gar zu vertrauliche Munterkeit des Ausdrucks, und den zu lebhaften Eifer in der Bekämpfung seines Widersachers zu mildern gewußt hätte. Dieser sein Eifer macht ihn nicht selten gegen den Sokrates ungerecht, und verleitet ihn zu Formeln und Ausrufungen, die des Verf., noch mehr aber des Athenienſischen Weisen, unwürdig sind. Leser, die die ganze Grösse dieses Mannes und den Umfang seiner Verdienste kennen, werden gewiß unwillig werden, wenn sie auf die Stellen kommen, wo Hr. J. den Sokrates einen Geringfügigkeitspropheten nennt, wo er sagt: dies überliessen sie den **alten Weibern — und dem Sokrates:** wo er endlich bey der Vergleichung des Sokrates und des Astrologen Meton in die Ausrufung ausbricht: *par nobile fratrum!* und einige Seiten nachher hinzusetzt: **Armer Sokrates! als Prophet! machst du eine erbärmliche Figur!** —. So sehr wir in

An-

Ansehung der übrigen Erklärungen mit dem Verf. übereinstimmen; so wenig können wir der Bemerkung unsern Beyfall geben, daß die Griechen die Gabe zu weissagen für eine natürliche Kraft der Seele gehalten hätten. Die Stellen, die der Verf. S. 130, 131 anführt, hat er alle mißverstanden, und auf etwas gedeutet, wovon nicht die Rede war. Unter den alten Philosophen waren nur einige wenige, die das, was Cicero divinatio naturalis nennt, für eine eigenthümliche Gabe nicht aller, sondern gewisser, Menschen Seelen in gewissen Zuständen hielten. Der größte Theil hingegen der griechischen Weltweisen, und unter diesen auch Sokrates, erklärte alle Vorhersehungen, die Cicero unter den Ausdruck divinatio naturalis zusammenfaßte, für unmittelbare Eingebungen oder Erleuchtungen der Gottheit.

Ofen.

Aesthetica sive doctrina boni gustus ex Philosophia pulcri deducta in scientias et artes amoeniores auctore G. Szerdahaley, Archi-Dioecesis Strigoniensis Sacerdote — in regia universitate Budensi Aesthetices professore publico, et ordinario etc. Pars prima 387 S. Pars secunda 434 S. in Octav, ausser der Dedication, den Vorreden und Verzeichnissen von Capiteln. Im ersten Bande handelt der Verf. vom Geschmack und dessen Geschichte, von der Natur des Schönen und dessen Bestandtheilen, von Schicklichkeit und Costume, von Simplicität und Varietät, von Grazie und Würde, endlich vom Grossen und Erhabenen. Im zweyten kommt er auf die sinnliche Darstellung der Schönheit, untersucht die Mischung von Licht und Schatten, und die daraus

entstehenden Farben, wie er sich ausdrückt: nämlich Neuheit, Wunderbarkeit, und alle Arten von Tropen und Figuren, von denen er seine Gedanken über das Lächerliche, den Witz und die Laune eintheilt. Endlich beschließt er sein Werk mit der Untersuchung der Leidenschaften, der Nachahmung der Natur, und der Verwandtschaft der schönen Künste und Wissenschaften. Eigenthümlich ist dem Verf. erstlich die Folge der Materien, die Rec. nicht schlechterdings Unordnung nennen will, ungeachtet sie seinen Ideenreihen fast ganz entgegengesetzt ist, und er auch die Gründe nicht einsieht, warum sie so und nicht anders hinter einander gestellt sind. Ausserdem unterscheidet sich der Verf. von andern am meisten durch die Bezeichnung seiner Begriffe, die nicht selten so beschaffen ist, daß man aus der blossen Aufschrift von Capiteln unmöglich errathen kann, wovon die Rede seyn wird, und selbst alsdann, wenn man einen Abschnitt nachgelesen hat, noch zweifelhaft bleibt. So ist es uns mit den Ausdrücken sinceritas, sensibilitas, lux, umbra, colores und mehrern andern ergangen. Einen grossen Theil dieser Dunkelheiten, Zweydeutigkeiten, und Unbestimmtheiten werden billige Leser von selbst nicht dem Verf., sondern dem Gebrauch der lateinischen Sprache zurechnen, die ihren größten Kennern unüberwindliche Schwierigkeiten in dem Vortrage solcher Materien entgegensetzt, wo entweder ganz neue oder doch seit der Römer Zeiten sehr abgeänderte, Begriffe auszudrücken sind. Doch scheint es uns, als wenn der Verf. hin und wieder bequemere Wörter hätte wählen, oder schwankende genauer bestimmen können. Neue wichtige Untersuchungen sind uns nicht aufgestossen, doch findet man unter den meisten Abschnit-

ten

ten ziemlich vollständig beysammen, was darüber von andern gesagt worden. Der Verf. ist nämlich nicht nur mit den Werken der Alten, sondern auch mit den besten Schriften der neuern aufgeklärten Völker vertraut. In einigen Artikeln kommt es uns vor, als wenn der Verf. von ganz andern Dingen hätte handeln wollen, als wovon er wirklich geredet hat, wie z. B. in den Capiteln von sinceritas und humor, unter welchem letztern er nicht Laune in der möglichen Bedeutung, sondern eine natürliche oder angenommene Verdrüßlichkeit versteht. Die weitläuftige von den Leidenschaften würde unserm Urtheile, wenn sie auch reicher an eigenthümlichen Beobachtungen wäre, doch in dieser Wissenschaft nicht an ihrer Stelle seyn. Die Schreibart des Verf. ist sehr blühend, und verräth einen fleissigen Leser der klassischen Schriftsteller; ihr fehlt aber die Leichtigkeit, Runde und der ächte römische Numerus, in so fern er im römischen Nachahmer erreichbar ist. Die häufigen gutgewählten Beyspiele, die zur Erläuterung einer jeden Lehre beygebracht werden, machen einen der schätzbarsten Bestandtheile des ganzen Werks aus.

Lautern.

Von den **Bemerkungen der Kuhrpfälzischen physikalisch-ökonomischen Gesellschaft** haben wir nun auch den Theil vom Jahre 1777., auch den von 1778. erhalten; jener hat 312 Seiten, dieser 350. Hr. Medikus hat seine nutzbaren Bemerkungen über naturalisirte Bäume, oder solche Ausländer, die im Freyen ausdauren, fortgesetzt. Den Botanikern empfehlen wir die Beobachtungen über die Blüthen vieler Bäume, z. B. der

der Ahorn, Eschen u. a. Sie zeigen, daß das Geschlecht derselben noch bey weitem nicht genugsam bestimmt ist, und daß die Klasse der Polygamie noch viele Schwierigkeiten habe. Feine Abbildungen der männlichen und weiblichen Blüthen von A. negundo. Ueber den Krapbau von Steph. Gugenmus. In der Pfalz wird dieses Product seit dem Jahre 1763. gebauet, und nun sind 500 Morgen damit bepflanzt. Noch stärker ist die Cultur im Elsaß. Der Verf. redet von zwoen Arten, wovon die eine Samen tragen soll, die andere aber nicht; beyde sollen aber in der Güte gleich seyn. (Eben dieses meynt auch Rec. beobachtet zu haben, der Pflanzen aus dem von Speyer erhaltenen Samen gezogen hat.) Richtig wird hier versichert, daß der fleischichte Theil der Wurzel die meiste Farbe enthalte, wiewohl von manchen das Gegentheil behauptet wird. Zum Beweise desfalls dienen auch die 1777. S. 483 angezeigten Versuche des Hrn. Prof. Beckmann. Auch wie dieser, lehrt G., daß die Wurzeln in gemeinen Backöfen gedörrt werden können. Nach dem Dörren bleibt von 7 Theilen nur 1 Theil übrig. Ein Centner gedörrter, aber noch nicht gemahlener Wurzeln wird jetzt in der Pfalz mit 2 Fl. 30 Kr. bis 3 Fl. bezahlt. Hr. Spittler in Stutgard hat einige Beobachtungen über den Brand des Getraides eingeschickt. Daß er nicht anstecke, davon hat er sich durch Versuche überzeugt. Die Meynung des sel. Hrn. v. Münchhausen findet er unwahrscheinlich. S. 165 J. H. Jung von den Stahl- und Eisenwerken im Nassau-Siegenschen. Vornehmlich von dem Stahlstein, doch hat man auch gemeine braune Eisensteine. Sechszehn Schmelzhütten, deren Oefen jährlich nur 13 bis 14 Wochen gehen, liefern

jähr-

jährlich gegen 90,000 Centner rohes Eisen und Stahl. Es könnte viel mehr gewonnen werden, aber die Regierung besorgt, die Bergwerke möchten erschöpft werden, und Eisen und Stahl möchten im Preise zu tief fallen. Also bleibt das Land arm, und die Bevölkerung leidet. Heurathen werden nicht erlaubt, wenn nicht zuvor bewiesen werden kan, daß Vermögen genug da sey. Wie leicht zu denken, giebt es dort mehr uneheliche Kinder, als anderswo, die man dann vergebens durch Strafen zu vermindern sucht. Das meiste rohe Eisen wird in der Grafschaft Mark zu Osemund gemacht. Diese bisher wenig b kannte Weise zu schmieden ist hier gut beschrieben. Die Hauptsache besteht darinn, daß das wieder erweichte zähe Eisen mit einer eisernen Stange aus den zartfliessenden Schlacken herausgedrehet oder gesponnen, nachher aber zu Stangen verschmiedet wird. (Also ist die Schwedische Osmundschmiede von jener weit verschieden.) Das meiste davon wird hernach zu Altena, wo ehemals die Grafen von der Mark ihren Sitz gehabt haben, zu Drat gezogen. Dieser wird, damit er nicht roste, mit einem Firniß zart überzogen, dessen Bereitung sehr geheim gehalten wird. Hr. Suckow, der Jüngere, hat den sogenannten Backofenstein, den Verwandten des Rheinischen Mühlsteins, untersucht, und Kieselerde nebst Alaunerde mit Eisen gefunden. Hr. C. C. Langsdorf hat eine allgemeine Regel angegeben, sowohl volle, als nicht ganz angefüllte Fässer zu visiren. Die Verfertigung des Visirstabes hat er durch den Gebrauch der trigonometrischen Tafeln erleichtert. Eben dieser handelt S. 307 von Bestimmung des gesetzmässigen Zinsenfusses in Teutschland. Er untersucht, was für einen Werth die Römischen usurae quincunces in Teutschland haben müssen.

Auch

Auch in dem Theile vom J. 1778. stehen anfangs H. Medikus neuere Beobachtungen, über die im Freyen ausdaurenden Stauden. Auch Astragalus tragacantha gehört dahin, der doch zu Swöbber von der Kälte leidet. Die Granatstaude hat bey einer leichten Ueberschüttung von Nußblättern, bis in die äussersten Spitzen sich vollkommen erhalten. Von Monopolien und andern ähnlichen Privilegien hat Hr. L. B. M. Schmid gehandelt, in einem Aufsatze von 11 Bogen. Man soll bey jedem Monopol untersuchen, ob das Gute, was es stiftet, nicht grösser, zahlreicher und dauerhafter, als das Uebel ist, was ihnen folgt. Also allgemein sollen Monopolien nicht verworfen werden. Verschiedene Fälle, welche vorzukommen pflegen, sind hier beurtheilt worden. Suckow, der Jüngere, lehrt die Güte der zum Bauen dienlichen Mineralien kennen. Vornehmlich vom Traß. Wiederum H. Jung von den Eisenhämmern im Siegenschen. Das Land hat 24 Stabhämmer, die einer durch Gesetze sehr eingeschränkten Zunft gehören. Diese Einschränkungen, welche zu den jetzigen Umständen nicht passen, vornehmlich auch der Luxus, haben die Waare schlechter, und die Vortheile geringer gemacht. Eine Karre Eisen von 1000 Pf. hat jetzt nur 7 bis 8 Stäbe, da sie ehemals 12 bis 14 enthalten hat. Die Verarbeiter dieses Eisens, welches bey der grössern Dicke mehr Kohlen und Mühe verlangt, können also nicht so viel, als nöthig, dafür zahlen. Dagegen sind im Herzogthum Westphalen Hämmer angelegt, die, bey mehrerer Freyheit, Stabeisen in feinere und kleinere Stäben ausarbeiten, welches denn beliebter und theurer, als das Siegensche geworden ist. Ein etwas besseres Schicksal haben noch zur Zeit die Stahlhämmer gehabt, die an reichere Besitzer gekom=

gekommen sind. Man lieset hier, ausser den dort üblichen Arbeiten, auch eine Hypothese vom Unterschiede des Eisens und Stahls. Beyde sollen glasartige Erde enthalten, die aber im Stahle mit den martialischen Theilen genauer, als im Eisen verbunden seyn sollen.

Halle.

Bey J. J. Gebauer: **Ignaz Mathes von Heß, weil. öffentlichen Lehrers der Universal- und Litterärgeschichte auf der Universität zu Wien, Gedanken über die Einrichtung des Schulwesens.** 168 S. groß Octav. 1778. Im Vorberichte meldet der Herausgeber, daß der J. 1776. S. 35. von uns angezeigte **Entwurf von der Einrichtung der Gymnasien in den Kaiserl. Königl. Erblanden** aus dieser Schrift, die der sel. Verf. der Schulcommission im **Manuscripte** vorgelegt hatte, ein Auszug ist, welches auch die Vergleichung zu erkennen giebt; daß aber des höchsten Beyfalls ungeachtet die darinne enthaltenen Vorschläge noch nicht ausgeführt worden seyn. Wir haben die so gründlichen Gedanken des Verf., dessen Andenken unter uns noch eben so geschätzt ist, als er auch in dieser Schrift bey aller Gelegenheit Beweise seiner dankbaren Erinnerung an die hiesige Universität giebt, in dieser ausführlichern Abhandlung, wo er nicht nur seine Gedanken durch Anführung entsprechender Schriften anderer ansehnlicher und für manche nützlicher macht, sondern auch über vieles freymüthiger sich auslässt, als in jenem Auszuge nicht geschehen durfte, mit nicht geringem Vergnügen nochmals gelesen.

Und

Und Recensent ist vollkommen überzeugt, daß die Besorgniß, die, laut des Vorberichtes, gegen die Plane des Verfassers durchdrang, als würden nach denselben die Zöglinge mit Lehrgegenständen überhäuft werden, und nichts gründlich erlernen, durch genaue Erwägung der Fragen, was für Kenntnisse in unsern Zeiten am wichtigsten sind, und wie weit es mit dem öffentlichen Unterrichte in den untern und mittlern Schulen gebracht werden müsse, hinlänglich widerlegt werden könnte. Auch hat ja der Verfasser nicht nach blossen Idealen, sondern nach vorhandenen Erfahrungen seine Vorschläge eingerichtet. Wie er denn auch am Ende eine Menge von Schulverordnungen und Schulbüchern angeführt hat, woraus sich ersehen läßt, daß eben solche Absichten an vielen Orten beym öffentlichen Unterrichte angesetzt sind.

Lübeck.

Von des Hrn. D. **Lüdeke** expositio brevis locorum S. S. ad Orientem se referentium, welche von uns in dem vorigen Jahrgange S. 485 f. angezeigt worden, hat Hr. Joh. Herm. von Melle, Coll. der Catharinenschule zu Lübeck, eine wohlgerathene deutsche Uebersezung, auf 129 Seiten in Octav herausgegeben; auch das Original mit einigen lesenswürdigen Anmerkungen begleitet. Nicht allein angehende Gottesgelehrte werden diese Schrift als eine Einleitung zur Lektur grösserer Werke über die Alterthümer des Orients gebrauchen können; sondern auch überhaupt alle nachdenkende Freunde der Bibel können es mit Nuzen lesen.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

42stes Stück.

Den 16. October 1779.

Halle.

Unter dem Titel: Observationum subcesivarum specimen hat der H. Geheimerath von Steck 54 Abhandlungen geliefert, die von dem Geiste und der ausgebreiteten Gelehrsamkeit dieses wegen anderer Schriften schon berühmten Mannes zeigen. I. De foemina obside. Die Achtung, worin das weibliche Geschlecht bey den alten Teutschen stand, bewog Augustus, es zu einer Friedensbedingung zu machen, daß ihm keine Manns- sondern Frauenspersonen zu Geisseln gegeben würden. II. Ist ein Vasall, der nicht Unterthan ist, schuldig, sich als Geissel für seinen Herrn gebrauchen zu lassen? Im mittlern Zeitalter war es eine Hauptpflicht der Vasallen und Ministerialen, ihre Person sowol, als ihre Güter, für den Herrn zu verbürgen. Man pflegte sogar Lehne unter dieser besondern Verbindlichkeit zu ertheilen. Und dieses sind die Feuda plegii (Fiefs de plejure.) Aus diesen Gründen wird jene Frage bejahet. III. Von Ge-

 setzen,

setzen, wodurch der Weinbau verboten oder eingeschränkt wird. Zweckmässiger soll es seyn, den Kornbau durch Prämien und eine freye Ausfuhr zu befördern, oder auch den Weinbau durch Abgaben zu erschweren, als solche Gesetze zu geben. IV. Vom Aufstande der Bauern. Nicht die Religionsveränderung, sondern Härte und Grausamkeit der Herren war die Ursache des so berüchtigten Baurenkrieges. V. Einige brauchbare Bemerkungen, den Grund und Bodenzins betreffend. VI. Von der höchsten Gewalt, so nach dem Ablaufe einiger Zeit ihre Endschaft erreicht. Eine solche hatte der römische Dictator, von welchem eine für Freunde der Antiquität sehr lesenswerthe Abhandlung eingerückt ist. Neuere Beyspiele giebt die Holländische Geschichte an die Hand, da im Jahre 1576. der Fürst von Nassau-Oranien, und im Jahre 1586. der Graf von Leicester zu obersten Befehlshabern ernennet worden. Dem General Washington kann der Name eines Dictators nicht beygelegt werden; indem seine Gewalt dem Generalcongreß unterworfen ist, und folglich ihm das imperium summum fehlet. VII. Vom dictatore perpetuo. Cronwell war unter dem Namen eines Protectors nichts anders als ein solcher, obwol dieser Name nur den Vormündern eines Englischen Kronprinzen und dem in Abwesenheit des Königs ernannten Zwischenkönige ehemals eigen gewesen. VIII. Von der Garantie der Friedensconsorten. Schon in der Natur eines Friedens, woran mehrere Theil haben, ist dieselbe gegründet. Und erst in neuern Zeiten hat man angefangen, sie ausdrücklich zu stipuliren. IX. Von einer Religion, die dem Landbau nachtheilig ist. Manes lehrte, der Landbau sey strafbarer, als der Wucher. Einen gleichen Schaden leidet auch der Landbau und mit ihm der

Staat,

Staat, wenn die Zahl der Feyertage allzusehr gehäuft ist. X. Vom Ursprunge der Consuln in den Handelsstädten von klein Asien. Dieser liegt in den Kreuzzügen, und den von den Christen gemachten Eroberungen. Unter andern Privilegien, welche die Italiänischen Kaufleute von den kleinen christlichen Königen und Fürsten im gelobten Lande erhielten, war dieses, daß sie zur Entscheidung der Streitigkeiten, so unter ihnen entstehen möchten, eigene Richter bestellen könnten, die schon damals vicecomites oder auch consules genannt worden. Nachdem diese Länder von den Türken wiederum erobert worden; so erhielten verschiedene Europäische Fürsten durch besondere Verträge ein gleiches Recht von ihnen. XI. Von den Epigonen in der Armee des Alexanders, und einem ähnlichen Institute Gustavs Adolphs von Schweden. XII. Vom Abfalle einzelner Provinzen, Colonien und Städte mit Beyspielen aus der neuern Geschichte. XIII. Von der Amnestie. Schon in der Natur eines Friedens liegt dieselbe. Das erste Beyspiel, wo sie ausdrücklich stipuliret worden, findet sich in dem Frieden, welchen die Söhne Ludwigs des Frommen im Jahre 860 geschlossen. Im mittlern Zeitalter geschieht der Amnestie in den Friedenstractaten selten Erwähnung. Allein seit dem Ende des 14. Jahrhund. sind wenige Frieden, worinn dieselbe nicht besonders versprochen worden. XIV. Ist es erlaubt, daß eine Nation die sich empörenden Unterthanen eines andern Staates unterstütze? Nach allgemeinen Grundsätzen will der H. V. nichts entscheiden. Daß es aber dem juri gentium Europaearum practico nicht zuwider sey, lehrt die Geschichte. Hollands Unabhängigkeit wurde von den Engländern sowol als Franzosen begünstigt, und die Krimm durch den Beystand einer Catharine

des türkischen Jochs entledigt. Dieser Abhandlung ist der Tractat zwischen Frankreich und den vereinigten Colonien in Amerika vorangeschickt. XV. Von Abolition der Dictatur. XVI. De derelictione regni. XVII. Von der Reassumtion des niedergelegten Diadems. Der Nachfolger hat das Recht, sich einer solchen Bemühung zu widersetzen. Als den Victor Amadäus, König von Sardinien, der Resignation gereute, ließ sein Prinz auf ein vorhergegangenes Urtheil des Consistoriums denselben in ein Kloster stecken. Und mit Grunde, wie der H. V. meynt. XIIX. Ueber den L. I. D. de legatis. Eine Erklärung der bey den Römern üblichen legationum liberarum, und die Legislation in Ansehung derselben. XIX. De statura militari ad L. III. C. Theod. de Tironibus. Die römische Maasse war 6 Fuß, und unter den Valentinianen 5 Fuß 7 Zoll. Das Messen geschah ad incommam, soviel als εγκομμα. XX. Vom Thronerben, der als Geissel gegeben ist. Fällt demselben das Reich an, so muß er losgelassen werden, es wäre denn, daß eben zu dieser Zeit die Friedensbedingungen verletzet worden. XXI. Kann ein gefangener König die Regierung resigniren? Sind die Friedensbedingungen schimpflich und allzunachtheilig für sein Reich; so ist es gerecht und Pflicht. XXII. Ein Beyspiel, wo zur Festhaltung einzelner Friedenspuncte Geisseln gegeben worden, ist in dem Aachner Frieden. XXIII. bis XXVII. Bemerkungen aus der Geschichte des Stiftes zu Riga. XXVIII. Von der ehemaligen Verbindung der Wallachey und Moldau mit Polen. Diese gieng so weit, daß jene Fürsten keinem Fremden das Indigenat ohne Erlaubniß der Könige von Polen ertheilen konnten. XXIX. Von Wiedereinführung der Englischen Sprache am Hofe, und in die

die Gerichte. Wilhelm, Herzog von der Normandie, führte in Engelland die Französische Sprache ein. Eduard III. bringt die Landessprache wieder empor. In öffentlichen Geschäften wird indessen auch die lateinische und französische Sprache noch häufig gebraucht. (So geschehen alle Erklärungen des Königs auf die Bills des Parlements in Französischer Sprache.) XXX. Von der Concession, welche Papst Hadrian IV. dem Könige von England im Jahre 1154. gegeben hat, Irland zu erobern. XXXI. Vom Lehnsnexus, worinn Schottland gegen England gestanden. Völlig ist derselbe unter Eduard III. aufgehoben. XXXII. Der Titel potentissimus ist den Königen von Polen erst vom Kaiser Leopold im Jahre 1659. zugestanden worden. XXXIII. Von der Arrogation Ludewigs von Böhmen, so vom Kaiser Max. I. geschehen. Es wurde zwar ausgemacht, daß sie dem alleinigen Successionsrechte der Erzherzoge von Oesterreich nicht präjudiciren sollte. Max. aber machte denselben zum Generalvicarius des Reichs, und empfohl ihn, wiewol nach aller Wahrscheinlichkeit nur zum Scheine, den Churfürsten zur Wahl eines R. Königes. XXXIV. Von Urkunden mit bleyernen kaiserlichen Bullen giebt es wenige ächte. XXXV. Der Erzkanzler von Burgund ist bis auf Kaiser Friederich II. der Erzbischof von Wien gewesen. Wenn diese Würde eigentlich an Trier gekommen, ist unbekannt. So viel ist indessen wahrscheinlich, daß es unter der Regierung Kaiser Rudolphs I. geschehen. XXXVI. De rationario imperii. So nennt Suetonius die Tabellen, die ein Regent sich über die Volksmenge, Zustand des Handels, Ackerbau, Kriegesmacht, der Finanzen u. s. w. zu machen hat. XXXVII. De augurio politico. Die Revolution der Schwedischen Regierungsform war

in dem bekannten Buche: Geschichte der Europäischen Etablissements in den beyden Indien auf das genaueste vorhergesagt. (Ein eben so illustres Beyspiel möchte die Vermuthung seyn, welche der Herzog von Choiseul beym Pariser Friedensschlusse in Rücksicht der Englischen Colonien in Amerika soll geäussert haben.) XXXIIX. Ueber die Verschiedenheit in Charakter, und in den Neigungen der Nationen. Eine Abhandl. so durch den L. 31. §. 21. D. de aedilit. edicto veranlasset worden. XXXIX. De tacitis induciis. Ein wahrer Waffenstillstand erfordert eine ausdrückliche Verabredung, indem das wesentliche desselben darinn bestehet, daß die Feindseligkeiten bis auf eine bestimmte Zeit suspendiret werden. XL. De lege Atilia. XLI. De lege Porcia. Nach diesen war das Exilium keine Strafe, sondern ein Mittel, einer härtern Strafe zu entgehen. XLII. De Servis non ordinandis. Geschichte der römischen teutschen, und canonischen Legislation hievon. XLIII. Von der Bedeutung des Wortes αιρεσις in den griechischen Gesetzbüchern. Es heist so viel als eine Bedingung, unter der ein Rechtsgeschäfte geschehen ist. Ein und ebendasselbe ist das im L. 6. §. 2. D. de excusationibus befindliche Wort haeresis. XLIV. Ein Beyspiel, wo in Streitigkeiten zwischen dem Kaiser und einem Reichsstande ein Schiedsrichter gesetzet ist. XLV. Von der Markgräflichen Würde des Hauses Baden. Hermann, der zweyte, Sohn des Herzogs Bertolds von Zähringen, der für seine Person den markgräflichen Titel angenommen, heirathete die Judith, eine Erbtochter aus dem Hause der Dynasten von Baaden. Von dieser Zeit an ist die markgräfl. Würde ohne irgend eine kaiserliche Verleihung bey den Baadischen Landen geblieben. XLVI. Beyspiele aus dem mittlern

Zeit=

Zeitalter, wo die Ertheilung der Stadtrechte vom Kaiser geschehen. XLVII. Beweis, daß der Erzbischof von Maynz in der ganzen römischen Kirche der nächste Prälat nach dem Papst ist. XLVIII. Von der Minorennität der Carolingischen Könige. Die Meynung des Grafen von Buat, daß die Majorennität derselben mit dem 25. Jahre angefangen, ist ungegründet. XLIX. Beyspiele von Achtserklärungen, so durch ein Reichsmannengericht geschehen sind. L. Bestärkung des Satzes, daß die Veräusserung eines Reichslehns, so ohne Einwilligung des Kaisers geschehen, keine Privation desselben nach sich ziehe. LI. Beweis, daß von jeher die Theilung eines Reichslehns ohne kaiserliche Einwilligung geschehen können. LII. Beyspiele von Leibgedingslehen. LIII. Erklärung des L. 15. D. de jurisdictione. Unnöthig ist die Verbesserung des Cujacius, der statt in praesidem, in praetorem lesen will. LIV. Ein Commentar zum Tit. quod quisque juris u. s. w. Dieses ganze Werk, dessen Inhalt und Schreibart jedem Leser Vergnügen machen wird, enthält 120 Octavseiten.

Paris.

Recherches sur différens points de Physique . . . par Jaques Piron; bey Le Loup und Hochereau 48 Octavs. Eine neue Theorie der Bewegungen der Erde. Ein Körper, der in einem Kreise gehe, werde dem Mittelpuncte immer eine und dieselbe Stelle zukehren, wenn er keine Rotation habe. (Falsch, wie sich jeder überzeugen kann, der um einen runden Tisch gehn und das Gesicht stets nach einer bestimmten Stelle ausser dem Tische, einem Fenster z. E. kehren will, da hat er

keine Rotation, er wird aber dem Tische bald Rücken, bald Gesicht zukehren.) Folglich kehre auch die Erde alle Puncte der Erdekliptik nach und nach der Sonne nicht anders zu, als vermittelst einer wirklichen jährlichen Rotation um eine Axe, die dieser Linie senkrecht sey (geometrisch heißt es, der Ebene, in welcher sich diese Linie befindet.) Diese jährliche Rotation der Erde bringt die Nachtgleiche wieder zurück, indem sie die Puncte, wo die Erdekliptik vom Aequator geschnitten wird, wieder zur Sonne bringt. Das Rückgehen der Nachtgleichen nun kömmt daher, weil die Erde weniger Zeit braucht, diese Rotation zu vollenden, als die Ekliptik am Himmel zu durchlaufen. Weil der Mond uns immer eine Seite zukehrt, so hat er keine Rotation, was auch die Astronomen davon sagen. Die Astronomen bilden sich ein: daß die Sonne die Erdekliptik durchläuft, sey die Folge davon, daß einem Auge in der Sonne, die Erde eine jährliche Rotation um die Axe der Ekliptik zu haben scheint: Aber weder die Erde, noch sonst ein Körper können scheinbare Bewegungen haben, die nicht Folgen wirklicher Bewegungen des Körpers wären, auf dem sich das Auge befindet. Die Erde hat also drey Bewegungen, die um die Sonne, die tägliche um ihre Axe, die jährliche Rotation um die Axe der Ekliptik. (Man sieht leicht aus dem schon angeführten, daß Hr. P. von Sachen schreibt, die er nicht versteht. Widerlegung würde hier zu weitläuftig, und ist dem Kenner nicht nöthig.) Ueber die Schwere; Sie beschleunige in Verhältniß der Massen, Schwere und Gewicht seyen nicht unterschieden. Hr. P. hat sich für den ersten Erfinder dieser Wahrheit gehalten, fand sie aber nachdem bey Chatelet, Nollet, Sigaud de la Fond, nur

nicht so deutlich ausgedruckt. (Gewiß gar nicht, Hr. P. bürdete seinen ungereimten Gedanken diesen Schriftstellern auf.) Ueber das Wachsthum organischer Wesen. Eine gährende flüssige Materie, welche sich in den Canälen befindet, die ein organisches Wesen ausmachen, treibt derselben Theile aus einander, und führt in ihre Zwischenräume neue. Ueber die Biegsamkeit der Körper. Aus einer harten eisernen Stange läßt sich eine biegsame Kette machen. Also werden biegsame Körper wohl aus Theilchen wie Kettenringe in einander vergliedert bestehen. Aehnliche Einfälle über Festigkeit und Härte, Divergenz des Lichts und Refraction. Hr. P. kennt einiges Gemeine von den Naturbegebenheiten, und überläßt sich alsdann Muthmassungen darüber, an deren geometrische Prüfung er nicht denkt. Zu loben ist, daß er das Alles ganz kurz sagt, und man also mit dem Büchlein, aus dem nichts zu lernen ist, doch nicht viel Zeit verderbt.

Stockholm.

Die über den verstorbenen Hofmarschall und Commandeur vom Königl. Wasaorden mit dem grossen Creuz, Hrn. Baron **de Geer**, vom Hrn. Prof. **Torbern Bergman** in der Kön. Akademie der Wissenschaften gehaltene Gedächtnißrede, oder *Åminnelse-Tal öfver Kgl. Mjts Tro-Man---- Herr* CARL DE GEER, *tryckt hos Lange 1779* (auf 40 Seiten in groß Octav), ist beydes wegen des Gegenstandes und der Ausführung einer Anzeige höchst würdig. Man kan in der Ahnentafel der Degeerschen Familie bis aufs Jahr 1170 zurückgehen, obgleich einige Geschwister erst um das Jahr 1280 den Namen de Geer annahmen. Die

Familie kam unter Gustaf Adolph aus Holland nach Schweden, da dann einer davon, Ludwig, dem Könige wichtige Vorschüsse machte, das sogenannte Wallonschmieden, die rechte Kunst Gewehre zu verfertigen, eiserne Canonen zu giessen, Messing zuzubereiten u. s. w. mit sich führte, wofür er zum Schwedischen Edelmann ernannt wurde. Er schaffte auch 30 Holländische bewaffnete Schiffe an, die Schweden gegen die Dänische Flotte grossen Beystand leisteten, und kaufte in Schweden viele Güter auf. Die Eltern des verstorbenen Freyherrn waren Johann Jacob, der auf seinem Gute Finspång lebte, und Jaqueline Cornelie Asseudelft, eine Dame aus einem angesehenen adelichen Geschlechte in den vereinigten Niederlanden. Er kam 1720 zur Welt, und reisete im vierten Jahr mit seinen Eltern nach Holland, wovon er erst im achtzehnten nach Schweden zurückkam. Sein Hang zur Insectenkenntniß fieng sich ohngefähr mit dem sechsten Jahre an, da ihm einige Seidenwürmer geschenkt wurden. Er studirte in Utrecht, und besonders ward seine Liebe zur Naturkenntniß durch die genaue Bekanntschaft mit Musschenbroek befestigt, die er bis 1761 durch fleissigen Briefwechsel unterhielt. Sein Vaterbruder hatte ihm im Testament die Besorgung seiner Güter, Leusta u. a. als Fideicommiß aufgetragen, die er aber seiner Minderjährigkeit wegen fürs erste nur durch andere in Werkstelligkeit bringen konnte. Er sezte indessen seine Studien in Upsala besonders unter Klingenstierna, Anders Celsius, von Linné, Hiorter, fort. Wegen seiner schon damals erworbenen hervorleuchtenden Einsichten wurde ihm verstattet, vier Jahre früher, als nach dem Testamente geschehen sollte, die eigene Verwaltung der Güter anzutreten, welches bey der vorgängigen Versäumniß

niß derselben um so viel nöthiger war, zu welcher Zeit er auch zum Cammerherrn ernannt wurde. Da Hr. de Geer auch an den beträchtlichen Eisenwerken zu Dannemora Antheil hatte, nimmt Hr. B. Gelegenheit, von dem dortigen Grubenbau zu reden. Die Aufforderung der Wasser ist daselbst besonders sehr beschwerlich, weswegen schon 1729 Hr. Triewald eine Feuer- und Luftmaschine zu Stande brachte, die täglich wenigstens 20060 Tonnen Wasser aufforderte, bald hernach aber in Unordnung gerieth, und wegen der grossen Kosten zur Wiederherstellung aufgegeben ward. Auch eine andere ähnliche 1769 gebauete ließ man in der Folge stehen. Das Zudringen des Wassers in die Grube ist besonders der benachbarten See zuzuschreiben, weswegen jezt kostbare Graben und Teiche zur Ableitung gemacht worden. Bey allen Kosten ist die Ausbeute doch beträchtlich, denn es werden 15 Hohenöfen schon seit langer Zeit daselbst unterhalten, und das Eisen ist von vorzüglicher Güte, und bey Ausländern unter dem Namen des Öregrundischen Eisens genugsam bekannt, so wie auch die Engländer zum feinesten Stahl desselben bedürftig sind. Bey dieser Gelegenheit wird des Hrn. de Geer Vorsorge und Freygebigkeit gegen die vielen ihm untergebenen Arbeiter und Bediente gelobt, wodurch ihm selbst ein um so viel grösserer Gewinn zugeflossen. Die Bücher aber über Ausgabe und Einnahme führte er selbst mit eigener Hand. Des Hrn. Wäsströms Erfindung, das Getraide durch die sonst unnüz verschwendete Wärme der Schmelzöfen zu trocknen, hat er sich überall zu nuze gemacht, so daß bey seinen Bergwerken jezt jährlich 12 bis 14000 Tonnen Getraide getrocknet werden. Seinen Reichthum theilte er in der Stille mit den Armen, ließ

Kir-

Kirchen bauen und verbessern, und errichtete an vielen Orten Landschulen. Ob nun gleich die Anordnung so mannigfaltiger grosser Eigenthümer und Nahrungszweige fast seine ganze Zeit und Aufmerksamkeit erforderte, so wählte er doch einen Theil der Naturgeschichte, worin er es vermöge seines Scharfsinns und aller möglicher Hülfsmittel an Schriften, Vergrösserungsgläsern u. s. w. zu einer ausserordentlichen Höhe gebracht hat, die Insectenkenntniß, von deren Wehrte Hr. B. hier einige Züge beybringt, zum Vorwurf seiner Erholungsstunden. Man kennt genugsam sein prächtiges, aus 7 Theilen oder 8 Bänden bestehendes, Insectenwerk, das er auf eigene Kosten herausgab, und den Liebhabern der Wissenschaft verschenkte. Und die Abhandlungen der Akademien der Wissenschaften beydes zu Stockholm und Upsala sind mit mancherley seiner Beobachtungen geziert. Seine grosse vollständige Insectensammlung hat seine verwittwete Gemahlin nebst andern Naturproducten und einem kostbaren Microscop der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm geschenkt. Hr. de Geer hat sich jederzeit der Gnade des Hofes zu erfreuen gehabt. Im Jahre 1761 wurde er zum Hofmarschall und Ritter des Kön. Nordsternordens ernannt, und 1772 zum Commandeur des Wasaordens mit dem grossen Creuz, und das Jahr darauf zum Freyherrn. Aus der Ehe mit seiner jetzt noch lebenden Gemahlin, einer Freyherrin Ribbing, sind vier Söhne und eben so viel Töchter gebohren. Zu einer Zeit, wie die Einpfropfung der Pocken in Schweden noch Widerreden ausgesezt war, ließ er seine Kinder inoculiren, worüber der Reichsrath Graf Tessin eine Medaille prägen ließ. In den lezten Jahren seines Lebens war er vom Podagra geplagt, das von den innern Theilen nicht abzubrin-

bringen war, woran er auch den 8. Merz 1778 verschied. Ein Paar Tage vor seinem Ende besorgte er noch selbst die Correctur eines Bogens seines damahls unter der Presse befindlichen Insectenwerks. Die Akademie der Wissenschaften hat noch ferner ihre Verehrung für dieses ihr Mitglied durch eine Medaille bezeuget.

Paris und Genf.

Hier verkaufen Knapen und Sohn: Dissertations sur le Droit public des Colonies Francoises, Espagnoles et Angloises d'après les Loix des trois nations comparées entre elles 1778. Ausser der Vorrede 507 S. in Octav stark. Ins Detail dieses Werks, das größtentheils aus Auszügen von Ordonnancen, Stiftungsbriefen, Civil- und Policeygesetzen und publicistischen Rechtslehrern besteht, können wir uns hier nicht einlassen, und wir werden uns bloß begnügen müssen, von den hier behandelten sehr verwickelten Materien, nemlich der Regierungsform der Europäischen Colonien in Amerika, und ihren Abweichungen von einander, einzelne Proben zu geben. Der Verf. zeigt hier vorzüglich das Verhältniß der wichtigsten Amerikanischen Colonien mit ihren Mutterländern, die Gerechtsame und Gewalt ihrer Gouverneurs, auf was Art Gerechtigkeit in denselben verwaltet wird, wer hier Recht hat, Taxen und Steuern auszuschreiben, wie viel und wie wenig Antheil die Colonisten an der Landesregierung haben, und was für Mängel, Vorzüge und Abweichungen in jeder Colonie gefunden werden. Weil diese Materien in Absicht der Englischen Colonien bey Gelegenheit des jetzigen Krieges so oft und vielfach behandelt werden, ist der Verf. auch bey diesen am ausführ-

führlichsten, und ausser Otis, Dickinsons und Dummons Schriften finden wir vorzüglich Pownals administration of the Colonies zum Grunde gelegt. Einzeln hat der uns unbekannte Verfasser nicht jede Brittische Colonie untersucht, doch aber manche sehr instructive specielle Bemerkung darüber mitgetheilt, wie über die Verfassung der Englischen Zuckerinseln, über die ersten Stiftungsbriefe von Maryland und Pensilvanien, über die Quebecacte und die drey Plane, welche Hr. de Mazores dem Englischen Parlement zur bessern Regierung dieser Provinz vorlegte, und über die Acten, wodurch 1774. die alte Verfassung von Massachusetsbay so viele Veränderungen erlitt. Die Verfassung der Französischen Colonien ist aus den alten und neuen Königlichen Ordonnanzen geschöpft, wobey sehr oft die Geschichte der wichtigsten Veränderungen kurz berührt worden. Bey der Spanischen Colonieverfassung scheint unser Verfasser am wenigsten unterrichtet zu seyn. Er schildert diese nicht eigentlich, wie sie jetzt sind, und was die Bourbonnischen Könige in denselben verändert haben, sondern bloß noch Carls des Fünften Verordnungen und seiner ersten Nachfolger. Der Verfasser scheint sogar nichts von den unter Carl dem Dritten neuerrichteten Gouvernements zu wissen, denn seinen Worten nach besteht das Spanische Westindien noch jetzt in den beyden Königreichen Mexico und Peru.

Die Französischen Colonien waren anfänglich ganz auf dem Fuß der Englischen eingerichtet, und sie waren, wie diese, einzelnen Handelscompagnien unterworfen. Hier gab es ehemals, so wie in Carolina, einen besondern Westindischen Adel, und noch sind davon einige Marquis übrig.

Jetzt

Jetzt stehen alle Französischen Colonien unter dem Staatssecretär der Marine. Frankreich bezahlte bis 1713., so wie Großbrittannien meistens bis 1775., die Staatsausgaben und Vertheidigungskosten seiner Zuckerinseln aus den Europäischen Revenüen. Von den Steuern, welche diese Colonien jetzt zu ihrer Selbsterhaltung aufbringen, fällt nichts in die Königliche Casse, vielmehr muß diese zuweilen das Deficit in den öffentlichen Ausgaben ersetzen. Die Ländereyen bezahlen hier keinen Grundzins, wie in den Englischen, der in Vergleich mit den Nordamerikanischen sehr hoch ist. In Pensilvanien bezahlen 100 Acres einen Penny Grundzinse, in der Insel Dominique hingegen ein Acre, sechs Pence Sterling. Auch verkauft der Französische Hof die Ländereyen nicht, sondern giebt sie den Colonisten umsonst. Der Verfasser, der mit Recht Englische Schriftsteller und den Abbé Rainal tadelt, daß sie die Bedrückungen der Französischen Colonien übertreiben, fällt zuweilen in den entgegengesetzten Fehler, und schildert ihre Lage allzuvortheilhaft. Z. E. wenn er behauptet, daß alle für sie bestimmte Waaren in den Französischen Handelsörtern keinen Zoll bezahlen. Dies gilt doch nicht allgemein von allen. Unter andern bezahlen Oel und Seife, alle ausgehende Rechte, so wie alle fremde nach Westindien gehende Waaren. Aehnliche Unvorsichtigkeiten oder einseitige Folgerungen liessen sich auch an andern Orten rügen, wenn hier Raum dazu wäre, wie S. 184, wo wider die Einrichtung der Nordamerikanischen Admiralitätsgerichte, und S. 188 gegen einige in der Quebecacte den Canadiern auferlegte Steuern Einwendungen gemacht worden. In den Französischen Colonien ist die Regierung getheilt, der Gouverneur

hat

hat bloß über das Militäre zu befehlen, der Intendant hingegen, welche Stelle hier seit 1679. eingeführt ist, vergiebt verschiedene Civilbedienungen und hat alle Handels- Finanz- und Justizsachen unter seiner Aufsicht. Kein Negersclave kann in Domingo ohne Einwilligung des Gouverneurs freygelassen werden. Seitdem die Soldaten der Marine aufgehoben sind, hält Frankreich in Friedenszeiten nur wenig Truppen in seinen Colonien, die von der Krone besoldet werden, nemlich vier Regimenter in Amerika, ein Regiment in Pondichery und in den Inseln Frankreich und Bourbon ein Regiment und 4 Bataillons. Die Französ. Colonisten haben einen Antheil an dem Besteurungsrecht, nemlich die Repräsentanten der Landbegüterten vertheilen mit Zuziehung der Regierungsmitglieder die festgesetzten Steuern, können auch nöthigenfalls neue Taxen ohne Wissen des Hofs ausschreiben. Fremde könen in den Franz. Colonien weder Mäckler noch Handelsagenten werden, nicht einmal naturalisirte Fremde, sondern müssen bloß vom Ertrage ihrer Plantagen leben. Die Protestanten wurden in den Colonien nach Aufhebung des Edicts von Nantes nicht wie in Frankreich verfolgt, und Ludwig XIV. befahl 1688. ausdrücklich, sie nicht zur Messe zu zwingen; sie wurden sogar, um ihnen Westindien angenehm zu machen, von der Kopfsteuer befreyt. Wir enthalten uns, etwas von der Verfassung der Engl. Colonien auszuzeichnen, da diese schon aus so vielen Schriften bekannt ist. Von den Span. Colonien und ihrer Verfassung sind uns weniger Merkwürdigkeiten aufgestossen. Die Vicekönige, welche doch so viel Gewalt haben, dürfen nicht einmal unehel. Kinder ohne vorhergegangenen Bericht an den Rath von Indien ehrlich machen. Keine Stadt in diesen Gegenden, oder Gemeinheit, darf ausser den beyden Hauptstädten Mexico und Cuzco durch Abgeordnete bey Hofe sollicitiren oder Beschwerde führen.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

43stes Stück.

Den 23. October 1779.

Göttingen.

In dem zweyten Stücke des fünften Bandes der chirurgischen Bibliothek des Hrn. Prof. Richters, welches so eben im Dieterichschen Verlage erschienen ist, sind folgende Bücher ausführlich angezeigt. Histoire de Cayenne et de la Guienne françoise par M. *Bajon*: Sandifort observationes anatomico-pathologicae: **Molter** von Steinen in den Harngängen: Strack de Crusta lactea: Journal de Medecine Tome 49: **Hunter** von der Zertheilung der Schaambeine: Neue medicinische und chirurgische Wahrnehmungen; Erster Band: **Schmucker's** vermischte chirurgische Schriften, zweyter Band: *Jourdain* des Maladies chirurgicales de la Bouche: Philosophical Transactions Vol. 67: **Richter's** Abhandlung von den Brüchen, zweyter Band: Commentationes Soc. Reg. Gotting. Vol. I: Medical Commentaries of Edinburgh Vol. V: Observations de Chirurgie par *Fabre*: *Sigault* de la Section de la

Symphyse: Nouvelle methode d'extraire la Pierre de la vessie par le *Frere Come*: Nouvelles Observations sur les Maladies vénériennes par M. *Fabre*: Prix de l'académie de Chirurgie de Paris Tom. X. und XI. Unter den eingesendeten Beyträgen sind des Hrn. Superintendent **Münchs** neuere Beobachtungen über die Belladonnawurzel befindlich.

Giessen.

Fundamenta geographiae et hydrographiae subterraneae ad naturae ductum posita a I. Guil. Baumer 1779. 8. ohne Vorrede und Register S. 234. Nach einem neuen und auf eigene in einem grossen Theile Teutschlandes, vornehmlich in Hessen und Thüringen, angestellte Wahrnehmungen gegründeten Plan, behandelt Hr. Bergr. B. in diesem Buche eine für die Bergwerkskunde und allgemeine Naturgeschichte äusserst wichtige Wissenschaft. Fast alle Erd- und Steinarten haben Thon zu ihrer Grundlage (Rec. hat Hr. B. noch nicht überzeugt). Hr. B. bringt alle Berge auf zwey: das wahre rothe, todte, liegende, das er als den Kern aller Gebirge ansieht; und die Flötzgebirge, welche nach und nach in dem alten Meere entstanden seyen, und mit der Mittagslinie einen spitzigen Winkel machen; er glaubt nicht, daß die Berge sich durch ein unterirdisches Feuer erhoben haben; alle Flötze seyen durch Thon miteinander verbunden; die Flötzgebirge halten eben dieselbe Richtung, wie die Bewegung des grossen Weltmeers: In recht tief liegenden Ebenen ist zu beyden Seiten nach Mittag und Mitternacht eine Kalkschichte mit versteinten Schalenthieren; unter dieser ragt Letten hervor; auf diese folgt Thon, dann

Sand,

Sand, Marmor oder Gips, Schiefer, Hornstein, Felsstein; jedes dieser Lager hat Hr. B. ausführlich mit seinen Abänderungen beschrieben. Im Herzogthum Gotha ragt der felsichte hohe Inselsberg, im Gebiete von Erfurt der Schwellenberg und in der Grafschaft Gleichen der sandichte Mühlberg aus dem mit versteinten Schalenthieren angefüllten Kalklager, in Hessen der Dunstberg aus dem Marmorlager hervor; mehrere solche einzelne Berge beysammen findet man auf der Höhe bey Homburg, auch im Spessart im Maynzischen. Auf dem Hausberg in der Wetterau findet man Hysterolithen in Hornstein. Die Adern in den Gebirgen sind offenbar erst später entstanden, als die Gebirge selbst. Bey Silberg in Oberhessen bricht Kupferkies in Stockwerken. Unter den Bergen, welche fast ganz aus Erz bestehen, hätten auch einige Peruanische genannt werden können. Das wahre rothe todte liegende ist (nach Hr. B.) eisenschüssig, schwarzröthlicht, und ganz unfruchtbar, und geht in eine ewige Teufe: allein es ist fast allenthalben bedeckt; nur auf den höchsten Bergen der höchsten Gegenden ragt es zuweilen hervor. Hr. B. sah es so an der Schurte, auch bey Stürzenbach und vornemlich bey Schmiedefeld in Thüringen. Nach Hr. B. (dem aber Rec. hierinn nicht beystimmen kann) sind gemeine Wacke, (bey andern Hornstein) Jaspis, Talk, Speckstein, Amiant, Asbest, Hornstein und andere alle nur in der Feinheit ihrer Theile von einander verschieden: Hornstein mit Glimmer nennt er Pseudogranit, und jeden Stein, der aus mancherley in einer gemeinschaftlichen Mutter liegenden Stücken anderer Steine besteht, Granit, den er in Thüringen härter gefunden hat, als er in Meissen und Böhmen seyn soll. Daß Hr. B. Serpentinstein

mit ophites übersetzt, kann Rec. mit seinen Begriffen nicht reimen. Auch in Witgenstein findet man zuweilen in Schiefergebirgen Schichten oder Trümmern von Kalkstein. Zwischen Rosbach und Oberweidbach in Oberhessen kiesichte Muschelkerne, und Blätterabdrücke, in Witgenstein Schichten eines groben blauen Kalksteins in Dachschiefer. Bey der langen Hecke in Trier, in Henneberg und zwischen Graubünden und Mantua ragen ganze Gebirge von Dachschiefer hervor. In weissem Kalkschieferlager kommt zuweilen Holz, selten Meerthiere versteinert vor; ganze Reihen davon hat man bey Niederorke in Oberhessen, in der Grafschaft Hohensolms und zwischen Ilmenau, Mannebach und Plauen, rothen Schiefer bey Langerwiesen und Mannebach in Thüringen, und häufig in Oberhessen; hier ist zuweilen grüne Eisenerde eingesprengt. Die Marmorlager zeigen sich in Hessen gleich unter dem Sande, bey Giessen und in mehreren andern Gegenden ragen sie hervor. Zwischen Giessen und Königsberg, auch bey Aslar und Greifenstein in Solms brechen Eisenerze darinne; in einigen Gegenden von Niederhessen, Thüringen und Franken ersetzt der Gips ihre Stelle. Zwischen diesem und der Dammerde fand Hr. B. zuweilen Knochen grosser Thiere gleichsam verkalkt; er hat meistens Salzquellen (in der Wetterau aber auch Marmorlager) so wie die Marmorlagen eher warme Bäder und andere Gesundbrunnen in ihrer Nachbarschaft. Bey Loller brechen feste Sandsteine, die zu Gestellsteinen taugen, und bey Wirseck findet man feinen zarten Silbersand. In den Thonschichten findet man auch im Laubachischen Tarras, und in mehrern Gegenden von Darmstadt festere Lava, die Hr. B., ob er gleich Bedenken trägt, ihren Ursprung vom Feuer abzuleiten, mit

mit den Säulensteinen von Omaburg, vom Hangenstein, vom Fetzberg und von Staufenberg unter dem gemeinschaftlichen Namen: Basalt begreift. Siegelerde ist in Hessen gemein. Eisenerze kommen in Tagegehängen in den Oberämtern Giessen und Grünberg, auch im Laubachischen vor. Im Letten kommen viele Abdrücke von Schalenthieren und Eisenerze vor; er ist dem Getraidebau sehr vortheilhaft, aber nicht so auf Wiesen. Auch die Erzeugung des Tuffsteins schreibt Hr. B. als seine letzte Arbeit, dem alten Meere zu; der weiche ist in Thüringen sehr gemein. Im Alsfeldischen in Oberhessen findet man auch unterirdisches Holz. Ob in dem Meerwasser natürliches Laugensalz (nemlich ungesättigt mit Säure), Salpeter, Thon, Sand und Leim wesentliche Bestandtheile ausmachen, muß Rec. zweifeln; aber daß es Glauberisches Wundersalz, und erdhafte Salze, die aus der Verbindung der Vitriol- und Salzsäure mit Kalk- und Bittersalzerde entspringen, enthalte, glaubt er aus allen damit angestellten Untersuchungen schliessen zu müssen. Das Register der teutschen Salzwerke könnte sich allerdings ansehnlich vermehren lassen. Die Steinbutter rechnet Hr. B. zum Alaun (sie ist doch immer mit sehr viel Eisenvitriol vermischt) Arsenikalische Wasser würde Rec. Bedenken tragen, unter den natürlichen Wassern anzuführen, so lange wenigstens kein glaubwürdiger Schriftsteller sie selbst gesehen, untersucht und beschrieben hat.

Berlin.

Joh. Heinr. Lamberts, weil. K. Pr. Oberbauraths, und ord. Mitgl. der K. Pr. Ak. d. W. u. mehr andrer Acad. u. gel. Ges. Pyrometrie, oder:

vom Maasse des Feuers und der Wärme. Bey Haude und Spener Großquart 359 S. 8 Kupfert. Hr. Hofr. Karsten hat etwas dazu beygetragen, daß dieses Werk wenig Monate vor des Verf. Tode vollendet worden, auch jetzo für die Richtigkeit des Abdrucks gesorgt, Hr. Spener ist, was in diesem Stücke zu des Werks Vollkommenheit gereicht, zu befördern so geneigt gewesen, daß er sich nicht blos mit der von Hr. H. K. mitgetheilten Anzeige der Druckfehler begnügt, sondern mehr Blätter umdrucken lassen. Der Vorrede Hrn. H. K. welche ausser diesen Nachrichten mehr Lesenswerthes enthält, folgt ein Aufsatz von Hrn. Lamberts Verdiensten um die theoretische Philosophie von Hr. Prof. Joh. Aug. Eberhard. Zur Logik gehören seine, nicht blos bey Versuchen stehen gebliebene, Bezeichnungskunst der Qualitäten, und richtigere und genauere Bestimmung der Schlußfiguren. Die Lehre von Verbindung der Begriffe hat ihm indessen mehr zu danken, als die von der Auflösung. So schätzt Hr. E. Lamberts philosophische Verdienste mit eigner tiefen Einsicht. Von L. Leben sind bisher Hrn. Joh. Bernoullis Nachrichten und die im deutschen Merkur bekannt. (Die letztern hat Hr. Prof. Reinhard in Erfurt aus einem Hrn. Wieland mitgetheilten Aufsatze gezogen.) L. Werk enthält 8 Theile, ferner in Hauptstücke abgesondert. I. Th. Von Feuer und Wärme überhaupt. Fängt von dem an, was wir nach unsern Empfindungen und gemeinen Erfahrungen Wärme und Kälte nennen, welches noch sehr unbekannte Dinge sind. Allerley Arten von Untersuchungen, die sich über das Feuer anstellen lassen, und wie man die nach dem Griechischen nennen kann. II. Th. Ausdehnung durch die Wärme. Drebbelisches und florentinisches Thermometer. Beym Luftthermometer,

meter, über das Gesetz der Zusammenpressung der Luft; Nach Sulzers, und des Altdorfischen Prof. Müllers Versuchen ist sie ein wenig stärker als Mariottes Regel sie angäbe, aber Berechnungen darüber gemäß, urtheilt Hr. L. die Abweichung von M. Gesetz sey nur scheinbar; das Quecksilber, das man in die längere Röhren schüttete, verursachte in der kürzern Oscillationen, und bey diesen ziehe sich leicht Luft zwischen die Röhre und das Quecksilber, welches die Höhe der eingeschloßnen Luftsäule vermindere. Hr. L. findet daher keine Ursache von der mariottischen Regel abzugehen. (Auch hat Bouguer dieses Gesetz, durch sehr viel Versuche bey Luft, auch bey sehr ausgedehnter, bestätigt gefunden, wo es sich noch leichter prüfen läßt, als durch Zusammendrücken. Man s. bey Kästners Anm. üb. die Markscheidekunst, die Abh. v. Höhenmess. mit dem Barometer 141; 142; §.) Bey gleicher Wärme verhält sich die Dichte, und bey gleicher Dichte die Wärme, wie das Gewicht, das die Luft drücket. Mißdeutungen des letzten Satzes und gehörige Anwendung. Die Ausdehnung der Luft rührt eigentlich von der Wärme her, darauf beruht Amontons Berichtigung des Drebbelischen Thermometers, der de la Hire nicht hat Gerechtigkeit widerfahren lassen. Geschichte und Verbesserungen der Thermometer. In dem Ausdrucke: Grad der Wärme, findet L. was Unbestimmtes. Bey der Wärme kömmt Menge, Dichte, Kraft der Feuertheilchen, vor. Man urtheilte, unterschiedene Materien haben einerley Grad der Wärme, wenn das Th. in ihnen gleiche Ausdehnung zeigt, da bedeutet Grad also: die Kraft der Wärme, die in wärmern Körpern grösser ist, und macht, daß die Wärme sich aus ihnen in kältere zieht, bis ein Gleichgewicht erfolgt oder die Körper gleich

warm sind. So ein Maaß der Wärme hatte man schon an Amontons Th. das man doch nicht brauchen wollte. Nur jemanden, der noch so unwissend wäre, Lamberten nicht zu kennen, braucht noch gesagt zu werden, daß das Meiste was andere geleistet, hier gesammlet, geprüft, mit eignen Erfindungen vermehrt wird. Ein paar Stellen sind dem Recens. vorgekommen, wo sich litterärische Zusätze machen liessen. Bey den Thermometern aus festen Körpern hätten die Zeiherischen und Löserischen können erwähnt werden. Ein Pyrometer, noch vollkommner als Musschenbroeks seines, hat Smeaton angegeben. Man s. Erxlebens Naturlehre §. 469. Wassertropfen auf heisse Platten zu spritzen und aus der Zeit, die sie zum Verdunsten brauchen, auf die Wärme zu schliessen, lehrte lange vor Leidenfrosten, Hausen in seinem Programm: Considerationes circa incalescentiam corporum Phaen. 8. Leipz. 1726. III. Th. Erwärmung und Erkältung der Körper. IIII. Th. Bewegung der Wärme, Ausbreitung, Zurückprallen, Aufsteigen ꝛc. V. Th. Kraft der Wärme; mit den Zusammenhangskräften der Körper verglichen, bey Mischungen, also Schmelzbarkeit u. d. g. Schnellkraft und Stufen der Wärme. VI. Th. Noch einige allgemeine Betrachtungen über Ausmessung der Stärke, Hitze und Menge der Feuertheilchen. VII. Th. Empfindung der Wärme; VIII. Th. Sonnenwärme.

Ebendaselbst.

Astronomisches Jahrbuch für 1781. bey Decker; 1778; der Calender 182 Octavseiten. Die Sammlung 192; Kupfertafeln 6. Bey dem Calender findet sich als neu die scheinbare Gestalt und

und Lage der Bahnen der Jupiterstrabanten für den 1. May um Mitternacht. Es wird angewiesen, wie man solche durch das ganze Jahr zu ohngefähren Bestimmungen brauchen kann. Die Sammlung enthält 24 Aufsätze, von denen der Raum hier nur einige zu erwähnen verstattet. 1) Hr. Silberschlag, hat der Akademie ein nach seiner Angabe verfertigtes und von ihm sogenanntes Uranometer gewiesen. Ein verticaler Kreis und ein horizontaler, jeder 16 rheinl. Zoll im Durchmesser, werden um ihre Mittelpuncte durch Schrauben ohne Ende gedreht, jede Umdrehung einer Schraube beträgt 30. Min. und durch eine Scheibe an ihrer Axe nebst einem sogenannten Nonius, bekömmt man einzelne Secunden, das Fernrohr liegt nicht an der Ebne des verticalen Kreises, sondern es ist an einer eisernen Welle, die senkrecht auf jener Ebene steht. Ein verticaler Cylinder, an dem der verticale Kreis durch Hülsen, mit Schrauben befestigt ist, enthält eine Röhre, in der ein Faden mit 4 Pf. Bley 4½ Fuß herabhängt, der Faden liegt unten am kurzen Ende eines horizontalen Hebels, dessen längerer Theil 20 mal länger ist als der kurze, so daß dieses längern Theils Ende sich 20mal mehr verrückt, als der Faden das kurze verrücket, so wird die Stellung des Loths so scharf angegeben, als wenn es 20 mal länger oder von 90 Fuß wäre. Weil es keinen Punkt auf dem eingetheilten Rande des verticalen Kreises bezeichnet, so wird die Stelle auf diesem Rande, wo 0 hingehört, durch ein eignes Verfahren bestimmt. So dient dieses kleine Werkzeug, bis auf einzelne Secunden, zugleich Höhen und Azimuthe anzugeben, also Rechnungen auch Probeobservationen zu ersparen. (Allerdings zeigt es von Hr. S. grosser Geschicklichkeit

in der praktischen Mechanik. In der jetzigen Astronomie hat man lieber Werkzeug und Observation einfacher, dadurch zuverlässiger, und berechnet, was aus der Observation herzuleiten ist, bequemer und sicherer, als man es zugleich beobachten würde. So verhält es sich mit dem Azimuthe, dessen unmittelbahre Beobachtung man schon längst, unsicher gefunden hat. Das Loth ausgenommen, welches gerade nicht der Theil des Werkzeuges ist, der die meiste Genauigkeit verspricht, und die Vernier, die einzelne Secunden angeben sollen, ist das Werkzeug im Wesentlichen ganz einerley mit Hrn. v. Limprunn Meßinstrumente, Abh. d. Churbaier. Akad. d. W. 1. B. II. Theil 113. Seite, wovon freylich Hrn. Silberschlag nichts mag seyn bekannt worden.) 2) Hr. Gr. v. Mattuschka giebt eine Methode mit einem Quadranten, der nur bis auf Viertheilsgrade abgetheilt ist, Höhen genauer und ohne Mikrometer zumessen. Er braucht dazu, ausser den Kreuzfäden, das Feld des Fernrohrs, dessen Grösse er aus Durchgängen kennt. (Ohngefähr wie ein leerer Kreis nach Hr. de la Lande Vorschlage dient, Kästners VII astr. Abh. 45.) Bey der Sonne, beyder Ränder Antritte an den Punct, wo die Fäden sich kreuzen, und die Dauer ihres Durchgangs durch den Faden in der Verticalfläche. 3) Hr. Lexell über die Umlaufszeit des Kometen von 1770. Durch sehr weitläuftige und mühsame Rechnungen, nach unterschiedenen Voraussetzungen und vielerley Verbindungen des Knotens und der Neigung hat Hr. L. die Umlaufszeit $5\frac{1}{2}$ Jahr gefunden, welches seine Wiederkunft 1781 erwarten liesse. Eine Tafel zeigt an, wo man ihn zu suchen hat, nach dem seine Näherung in dem oder jenem Monate erfolgte. In vielen dieser Stellen würde er nicht zu sehen seyn, und das macht begreiflich, warum

warum er bey einer so kurzen Umlaufszeit noch nicht ist bemerkt worden. 5) Hr. v. Segner von einer besondern Art Landcharten. Die heisse und die gemässigte Zone in Netze von einem Cylinder und einem Kegel, welche die Kugel berühren, die kalte in einen Kreis. So soll beynahe die wahre Gestalt erhalten werden, man könnte selbst aus diesen Charten einen Körper zusammensetzen, der sich fast wie eine Kugel brauchen ließ. (Jedes Stück der Kugelfläche, auf einem gleich grossen Stücke einer Kegelfläche vorzustellen, lehrt Murdoch Phil. Trans. 1758. art. 73; aber sein Kegel berührt die Kugel nicht. Hrn. v. S. Netze sind grösser als die Flächen, die sie vorstellen.) 6) Hr. Hauptm. Tempelhof Formeln, geographische Längen aus Weiten des Monds von Fixsternen zu berechnen. 9) Astronomische Beobachtungen: von Hrn. Schulze zu Berlin; 10) Von Hr. Wolf zu Dirschau und Danzig; 14) Vom Hrn. Köhler und Krahl, zu Dresden, Meissen und Leipzig, die geographischen Lagen zu bestimmen. 20) Hr. Gr. von Mattuschka hat den Beweis der Vorschrift aufgesucht, die Lyons im Nautical Almanac gegeben hatte, die Polhöhe aus der Zeit zu finden, in welcher die Sonne durch eine Horizontallinie, oder einen Scheitelkreis geht. 21) Hrn. Schulzens Anmerkungen darüber. Vorschriften, die der Richtigkeit noch näher kommen, als L. seine, aber allemahl wäre das Verfahren nur im äussersten Nothfalle brauchbar, wo keine grosse Genauigkeit verlangt wird. Sehr viele Stücke dieser Sammlung sind aus Hrn. Bernoulli weitläuftigen Briefwechsel, andre, auch so, von Hr. Boden mitgetheilt. Auszüge aus Astronomischen Abhandlungen, die der Kön. Akad. der Wissensch. vom Hrn. de la Grange und Hrn. Schulze vorgelegt worden.

Paris.

Paris.

Tableau analytique des combinaisons et des decompositions de différentes substances, ou procédés de chymie pour servir à l'intelligence de cette science, par A. L. Brongniart. Bey Gueffier. 1778. 8. ohne kurzen Vorbericht und Verzeichniß der Abschnitte S. 518. Voll Begeisterung für seinen Lehrer Rouelle, dem er vor allen andern, so wie seiner Nation den Vorzug vor allen andern Nationen auch in Rücksicht auf die Chemie giebt, beschreibt Hr. B. nach dem Plan seines Lehrers eine Menge chemischer Versuche, freylich sehr kurz, weil er die ausführlichere Erklärung seinen Vorlesungen vorbehält, aber mit einer so weit ausgedehnten Anwendung auf andere Künste, daß sie gewiß mancher Leser mit uns an mehrern Stellen übertrieben finden möchte; so finden hier nicht nur Feuerwerker, Kalkbrenner, Weißbinder, Goldschlager, Vergolder, Dratzieher, Weingärtner, Weinhändler, Zuckerbecker, Färber, Becker u. a. sondern auch Müller, Pachter, Hirten, Wachsbleicher, Weber, Papiermacher, Zuckerplanteur, Fleischer, Gerber, Perukenmacher, Tuchfabricanten, und eine Menge anderer Künstler, Vorschriften zu glücklicher Erreichung ihrer Absichten. Licht, Geruch und Geschmack leitet Hr. B. vom ursprünglichen Feuer her; den brennbaren Grundstoff unterscheidet er von dem, der mit der Metallerde Metall macht. Den Arsenik rechnet er unter die natürlichen Salze; auch den Schwefel nennt er ein Salz (und doch hat er weder Geschmack noch Auflöslichkeit im Wasser) die Säure, die man durch Salpetergeist aus Kochsalz austreibt, beschreibt Hr. Br. als Königswasser (sie ist es doch nicht, wenn man schwaches Scheidewasser und nicht zu viel Scheidewasser dazu nimt.) Kochsalz

salz soll durch Schmelzen etwas von seiner Säure verliehren (auch ganz reines?) das feuerfeste Gewächslaugensalz soll sich auch sehr häufig im Mineralreiche finden: nicht nur feste Luft, sondern auch der elektrische Funken bringen es leichter in Krystallengestalt. Arsenikfalpeter bildet würflichte Krystallen. Auch Hr. B. betrachtet den Kupfernickel blos als Kobolterz. Die Goldmachertinktur von Rotrou wird aus Spiesglasstaube gemacht, den man mit gleich vielem feuerfesten Laugensalz kocht; daß Hr. B. den Braunstein ein koboldhaltiges Zinkerz nennt, muß sich Rec. wundern. Unter den Quecksilbererzen, Quecksilber durch feste Luft vererzt aus Kärnthen. Auch mineralischer Turbith, mit flüchtiger Schwefelleber digerirt, giebt Zinnober. Die Erfindung, den vitriolischen Weinstein in der Hand zu zergliedern, gehöret nicht Rouelle, sondern Stahl zu, den Hr. B., so wie andere teutsche Scheidekünstler, ganz verkennt. Menning wird nicht sowohl in Holland, als in England und Teutschland gebrannt; den Eisenspat hält Hr. B. für ein durch feste Luft vererztes Eisen. Aus der Auflösung des Kupfers in Vitriolsäure fällt (doch nicht immer) ein schwarzer Staub nieder, den die Alchymisten die Seele des Kupfers nennen. Um das Kupfer in flüchtigem Laugensalze aufzulösen, ist es doch nicht durchaus nöthig, es zuvor aus einer andern Auflösung zu fällen. Die Verbindung des Kupfers mit Salzsäure würde Rec. doch nicht Hornkupfer nennen. Gold löst sich doch leicht in Salzgeist auf, sobald er alles brennbare verlohren hat; auch durch Kalkerde wird es mit Purpurfarbe gefällt, welche die Stuccadors zum Färben des künstlichen Marmors gebrauchen. Acht Theile Zinn, eben so viel Zink, und vier Theile Spiesglaskönig unter einander geschmolzen, geben ein hartes und vor-

vornehmlich zu Hanen sehr taugliches Metall. Gold und Zink zu gleichen Theilen zusammengeschmolzen, sehr gute Spiegel zu Teleskopen. Ein Auszug aus Fontanieu zur Zubereitung künstlicher Edelsteine, auch viele Vorschriften zu Email. Das Lothringische Bittersalz soll ein Wundersalz seyn. Das Sedlizer Salz beschreibt Hr. B. als wahres Bittersalz (uns scheint es doch eher Wundersalz mit etwas Erde zu seyn) ausführlich erzählt Hr. B. mehrere Arten, den Alaun zu sieden, Schießpulver zu machen, und mancherley Farben in das Feuer zu bringen; viel von Bestandtheilen des Porcellans, die man in Frankreich finde; weissen feuerfesten Thon bey Bourdeaux. Die Krystallen des Basalts seyen Pyramiden (viel häufiger Ecksäulen.) Katzenmünze und Lorbeerkirschenblätter geben durch die Destillation ein Oel, das im Wasser zu Boden sinkt, Chamillenöl sey grün, (in Teutschland blau) auch aus Apfel- Birnen- und unreifen Traubensafte erhält man eine Art Weinstein. Aloe löst sich gänzlich in Weingeist auf (doch nicht in höchst gereinigtem.) Von der Chinawurzel kennt man doch die Pflanze (Smilax). Aus dem Mohnsafte erhält man ein Salz, ohngefähr wie die Benzoeblumen. Kakaobutter gibt eine sehr gute Grundlage zu Pomaden; Zuckersäure scheint Hr. Br. nicht zu kennen. Ein Salz, das aus der Verbindung der Salpetersäure mit Zucker entspringt, bildet Krystalle wie Nadeln. Senfsamen giebt nicht nur phosphorische Dünste, sondern würklich Phosphorus. Das Wasser, das von Caffebohnen abgezogen wird, hat ihren Geruch. Ein Glas, das zwey Loth reinen Flußwassers hält, muß ein Quentchen über drittehalb Loth von Seifensiederlauge halten können, wenn sie gut ist. Meerrettich ohne Wasser destillirt, giebt Säure und flüchtiges Laugensalz. Bilsen-

senkrautextract giebt würflichten, auch Schierlings-extract giebt Salpeter. Daß die Tatarn, um ihr Kusmys zuzubereiten, ihrer Stuttenmilch keinen Hafer zusetzen, hätte Hr. B. von Rütschkow, Lepechin und S. G. Gmelin wissen können. In Frankreich bedient man sich öfters des Saftes unreifer Trauben, oder des daraus zubereiteten Salzes statt des Essigs. Es soll wenige Pflanzen geben, die keinen Zucker haben (ist zu viel oder zu uneigentlich gesagt) Schon 1254. schrieb Wilh. von Rubruquis von einem unter den Tataren gewöhnlichen berauschenden Getränke Kosmos. Hr. Mitouard und Hr. Br. haben die Versuche des Hrn. Oseretskowsky mit glücklichem Erfolge widerholt. Auch die Sulz in dem Fleisch der Thiere, selbst andere thierische Säfte erleiden unter gewissen Umständen eine saure Gärung. Aus dem Eyerweiß und allen Theilen des Bluts entwickelt der Kalk flüchtiges Laugensalz. Das erste sowohl, als das Blutwasser soll von starkem Essig gerinnen (das haben andere nicht wahrnehmen können.) In der Asche der Milch, des Käses und der Butter fand Hr. Br. mineralisches, in den Molken, wenn er sie mit feuerfestem vermischte, flüchtiges Laugensalz; in dem Blutwasser Wundersalz und mineralisches Laugensalz, in dem rothen Theile des Bluts das letztere und würflichten Salpeter, auch in der Asche des Bluts und seines zaserichten Theils, auch in der Galle mineralisches Laugensalz, in dieser sowohl, als in der erstern zugleich Kochsalz. Die Phosphorsäure beschreibt Hr. Br. als die Seele der Natur, und glaubt, sie entstehe in dem Thiere aus der Verbindung der Salzsäure mit gegornen Geistern. Auch aus den Bienen, Hornissen, spanischen Fliegen und Käfern hat Hr. Br. eine Säure erhalten, welche der Ameisensäure nahe kommt. Zuletzt noch im

An-

Anhange von den mancherley Arten der Luft. Hr. Br. macht einen Unterschied zwischen der brennbaren Luft, die man aus Pflanzen und thierischen Körpern erhält, wenn man sie in ein starkes Feuer bringt, zwischen der brennbaren Sumpfluft, die sich allerdings nicht immer gleich ist, und derjenigen, die sich bey der Auflösung des Zinks und Eisens in Vitriolsäure zeigt; man erhalte auch brennbare Luft, wenn man Vitriolsäure auf spanische Pottasche gießt; auch wenn man flüchtiges Laugensalz eine Zeit lang in einer gelinden Wärme über Zink und Eisen stehen läßt, und dann abzieht. Am meisten Salpeterluft erhält man, wenn man Salpetersäure auf Zucker gießt.

Breslau.

Die Entführung, oder: alte Liebe rostet nicht, ein Lustspiel in fünf Aufzügen, bey Löwe 1778. 110 Octavs. Daß ein Mägdchen, die ihr Onkel an einen alten Freund verheyrathen will, mit einem Jünglinge, der ihr besser gefällt, entläuft, wird dadurch zum Besten gekehrt, daß der bestimmte Bräutigam selbst zu dieser Heyrath keine Neigung hat, in dem Liebhaber eines Freundes Sohn, den er suchte, antrifft, und selbst eine Ehegattin und einen Sohn wieder bekömmt. Diese Fabel ist nicht übel ausgeführt. Der Entführer war eine Art von Genie, kömmt aber zur Erkänntniß, Flasius der jüngere aber, bleibt vors erste Candidat und Bellettrist. Vielleicht kömmt es bald dahin, daß wir in jeder deutschen Komödie ein Genie haben, wie in jeder französischen einen Marquis.

Druckfehler.

Zugabe St. 22. S. 343 L. 10 statt Thüren l. Thieren.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

44stes Stück.

Den 30. October 1779.

Wien.

Bey Kalliwoda allhier gedruckt, gab Hr. Nic. Jos. Jacquin auf eigene Kosten ein prächtig Werk heraus, in groß Folio mit 300 illuminirten Kupferplatten, unter dem Titel: *Hortus Vindobonensis*, seu plantarum rariorum quae in horto botanico Vindobonensi — coluntur, icones coloratae et succinctae descriptiones. *Vol. I.* 1770. *II.* 1772. (ohne Dedication an die Kaiserin Königin Majestät, Vorrede und Register) 95 Seiten, mit 200 Abbildungen und Gartenriß; *Vol. III.* 1776. und 1777. 52 S. Text, 100 Tafeln. Etwas spät kömmt unsere Anzeige, sie soll aber dafür desto befriedigender ausfallen. Wir werden nemlich den Kräuterkennern zum Besten, (da ihnen dieß Werk nicht allgemein zu Gesicht kommen kann, weil überhaupt davon nicht mehr als 162 Exemplare gedruckt sind, noch gedruckt werden können, indem die Platten schon verlöscht sind,) eine ihnen unentbehrliche Anzeige liefern

von allen im Werk beschriebenen und abgebildeten Pflanzen. Zuvörderst erinnern wir, daß, da die Textseitenzahlen, so wie auch die Tafelnummern, durch den ersten und zweyten Band fortlaufen, der dritte Band aber neue Seiten- und Tafelnzahlen hat, man nun allemal den Band mit anzeigen müsse. In der dreyzehnten Edition des *Syst. nat. Linn.* sind nur wenige Tafeln dieses Werks allegirt; die noch nicht citirten, also noch hinzu zu tragenden, bemerken wir hier mit einem *. Neu nennen wir die hier von Hr. J. zuerst deutlich beschriebenen und abgebildeten Pflanzen. Um alle zerstreute Pflanzen des ganzen Werks systematisch in ihren Geschlechtern zu betrachten, rangirten wir sie, an der Zahl 297, also zusammen, und wählten hier nun die Ordnung des Alphabets, damit man sie leicht finde, und unser Verzeichniß auch die Stelle eines Hauptregisters über alle drey Bände zugleich vertrete, welches dem Werke fehlt. Die Römische Zifer zeigt den Band, die folgende Zifer die Seite, das t. mit der Zifer die Kupfertafel. Viele Pflanzen sind nach Jussieu's Demonstrationen im Pariser Garten determinirt; dieß werden wir durch *Juss.* d. h. p. ausdrücken. Wir dürfen uns nicht weiter mit Auszügen ausdehnen aus Mangel des Raums, als auf äusserst kurze bey den neuen, im *Syst. nat. L.* der 13. Edit. (die wir hier allemal verstehen) noch nicht befindlichen Pflanzen. Bey den übrigen muß das simple Allegat des Werks hinreichend seyn, anzuzeigen, daß man daselbst eine deutliche Beschreibung und Figur finden werde. Für die Richtigkeit unserer Allegate bürgen wir. Wir hoffen, daß wegen des Nutzens für ächte Botanisten, unsere höchst mühsame Arbeit Beyfall erhalten werde.

Abroma fastuosum *J.* III. 3. t. 1. (*Theobroma* Augusta *L.*) macht mit Recht nach Hr. J. ein eigen Genus wegen der Capsel, die 5 Fächer hat, durch Entwickelung der Häute aber im Zusammenhang getrennt, beym Aufspringen einfächerich wird, wobey die Mittelsäule sich verliehrt. **Acalypha* villosa *J.* III. 26. t. 47. (*hist. amer.* p. 254.) **Aletris* guineensis *L.* I. 36. t. 84. steht nicht im Syst. nat. ist aber auch eine vom Genus *Aletris* (wegen der bacca) verschiedene Pflanze. *Alströmeria* pelegrina *L.* I. 20. t. 50. **Amaryllis* undulata *L.* III. 11. t. 13. **Ammi* copticum *L.* II. 92. t. 196. **Amomum* Curcuma *J.* III. 5. t. 4. Neu; Blume weiß, auch die spathae; corolla monopetala sexfida; Wurzel giebt das Curcuma offic. **Amom.* Zerumbet *L.* III. 30. t. 54. *Amom.* Zingiber *L.* I. 31. t. 75. *Anastatica* hierochuntica *L.* I. 23. t. 58. **Anethum* segetum *L.* II. 62. t. 132. **Angelica* lucida *L.* III. 16. t. 24. **Ang.* verticillaris *L.* II. 60. t. 130. **Anthericum* asphodeloides *L.* II. 85. t. 181. *Anth.* Liliago *L.* I. 36. t. 83. *Antirrhinum* cirrhosum *L.* I. 35. t. 82. **Apocynum* sibiricum *J.* III. 37. t. 66. Neu; dem *A.* cannabino *L.* ähnlich; Wurzel perennirend; jährige Stengel 1½ Fuß hoch, voll Mark und Milchsaft; weisse kleine Blumen ohne Geruch. **Arabis* pendula *L.* III. 20. t. 34. **Arum* sagittaefolium *L.* II. 73. t. 157. **Asclepias* incarnata *L.* II. 49. t. 107. **Asperugo* aegyptiaca *L.* III. 15. t. 21. *Asphodelus* luteus *L.* I. 32. t. 77. **Aster* pannonicus *J.* I. 3. t. 8. Neu, aus Ungarn; dem *A.* acris *L.* ähnlich, aber schlaffe Blätter, keinen scharfen Geschmack; vielleicht (s. III. p. 1.) Varietät des *A.* Tripolium *L.*? **Astragalus* Laxmanni *J.* III. 22. t. 37. Neu, aus Sibirien; perenne Wurzel; liegende Stengel, aufrechte spica; bläulichte

Blumen; legumina villosa, trigona, oblonga, in sulcum depressa, dorso acuta mucronata, subtrilocularia. **Astrag.* sulcatus *L.* III. 23. t. 40. (fehlt im Syst. nat.) **Astrag.* trimestris *L.* II. 81. t. 174. **Athamanta* pyrenaica *J.* II. 93. t. 197. Neu; der *A.* Libanotis *L.* ähnlich, aber mehr sperrige Stengel. Hr. J. frägt, ob seine die *A.* Libanotis major Halleri *Gouan. ill.* p. 83. t. 86. sey?

**Ballota* suaveolens *L.* III. 24. t. 42. **Betula* pumila *L.* II. 56. t. 122. **Boerhaavia* erecta *L.* I. 2. t. 5. 6. *Boerh.* hirsuta *L.* I. 3. t. 7. (steht im *Syst. nat.* falsch diandra *Jacq.*) **Boerh.* scandens *L.* I. 2. t. 4. **Bromelia* Karatas *L.* I. 11. t. 31. 32. und Anatomie der Blüthe III. 41. t. 74. *Bubon* Galbanum *L.* III. 21. t. 36. **Bunias* aegyptiaca *L.* II. 68. t. 145. **Bun.* balearica *L.* II. 68. t. 144. **Bupleurum* Odontites *L.* III. 47. t. 91. *Büttneria* microphylla *L.* I. 10. t. 29.

**Campanula* carpatica *J.* I. 22. t. 57. Neu; verletzt giebt sie Milch; folia radicalia reniformi cordata, die andern cordata serrata; einzelne Blume, (im Garten mehrere) dunkelblau, unterwärts hellere Adern. **Camp.* grandiflora *J.* III. 4. t. 2. Neu, aus Sibirien oder der Tatarey; folia sessilia ovato lanceolata, oft drey gegen einander; flos terminalis, sehr groß, dunkelblau, violette Adern. **Capsicum* chinense *J.* III. 38. t. 67. Neu; Stengel holzig, perenniren, die kleinern sterben ab; folia longe petiolata; pedunculi uniflori; kleine weißgelbliche Blume; Frucht eckig, goldgelb, in Martinique als Gewürz benutzt. **Carduus* argentatus *L.* II. 90. t. 192. **Card.* chius *J.* III. 7. t. 5. Neu; Stengel mannshoch; folia lanceolato oblonga, pinnatifida, laciniis ciliato spinosis ferme innocuis, summa amplexicaulia,

lia, oder sessilia glabra, inferiora semidecurrentia; pedunculi uniflori subnudi; rothe Blume; Kelchblätter oval, glatt, rothe nicht stechende Spizen. **Card.* leucographus *L.* III. 16. t. 23. *Card.* pycnocephalus *L* I. 17. t. 44. **Carum* Bunius *L.* II. 93. t. 198. (steht im Syst. nat. ed. 12. nicht in ed. 13.) **Caucalis* helvetica *J.* III. 12. t. 16. (*Hall. hist. helv.* n. 742.) dem *Tordylio* Anthriscus *L.* sehr gleich, aber rauhe haakige Saamen. **Cauc.* humilis *J.* II. 92. t. 195. Hr. J. (s. III. p. 2.) erklärt sie nun für *C.* leptophylla *L.* **Cauc.* latifolia *L.* II. 59. t. 128. **Cauc.* platycarpos *L.* III. 9. t. 10. Hr. J. vermißt sie im Syst. nat. **Celosia* lanata *L.* III. 45. t. 85. **Cel.* nodiflora *L.* I. 43. t. 98. **Cel.* trigyna *L.* III. 12. t. 15. **Celsia* Arcturus *L.* II. 53. t. 117. (im Syst. nat. verdruckt *Ariturus.*) **Centaurea* cineraria *J.* I. 40. t. 92. (*Linn. Sp. pl.* p. 1290. n. 18. *β.*) nach Hr. J. Species. *Cent.* salmantica *L.* I. 26. t. 64. *Chaerophyllum* coloratum *L.* I. 20. t. 51. **Cheiranthus* fenestralis *L.* II. 84. t. 179. **Cheir.* helveticus *J.* III. 9. t. 9. (Hesperis *Hall. hist. helv.* n. 450.) dem *C.* erysimoides *L.* ähnlich, hat aber offenbaren stylum. **Chenopodium* purpurascens *J.* III. 43. t. 80. (*Juss.* d. h. p.) Neu, aus China; Stengel mannshoch; folia inferiora longe petiolata, deltoidea, sinuato-dentata, superiora ovata; Stengel, Blätterstiele, Blumen blutroth. **Cistus* angustifolius *J.* III. 29. t. 53. (*Juss.* d. h. p.) Neu, ein stipulatus suffruticosus; Stengel beym Blühen aufrecht, fällt nachher; schmale lanzettenförmige Blätter; petala gelb, am Rande gekerbt; rauher Kelch. **Cist.* laevipes *L.* II. 74. t. 158. **Cist.* roseus *J.* III. 37. t. 65. (*Juss.* d. h. p.) Neu; ein exstipulatus fruticosus; folia lanceolata, integerrima; racemi multiflori erecti; Blumen fleischfarb,

farb, innen gelb; 3 grosse, 2 kleine schmale Kelchblätter. *Citharexylum* quadrangulare *L.* I. 8. t. 22. *Cleome* pentaphylla *L.* I. 8. t. 24. **Columnea* scandens *L.* III. 27. t. 48. **Colutea* perennans *J.* III. 5. t. 3. (*enum. Vindob.* p. 311. *Fabric. Helmst.* p. 317. nicht beym Linné) folia pinnata c. impari; perennirt; kleine röthliche hangende Blumen; Hülsen, wenig aufgeblasen. **Conium* africanum *L.* II. 91. t. 194. **Convolvulus* dissectus *L.* II. 74. t. 159. *Convolv.* farinosus *L.* I. 13. t. 35. **Convolv.* grandiflorus *J.* III. 39. t. 69. Neu, aus Martinique; Stengel 12 Fuß hoch, windend; folia cordata, longe petiolata; pedunculi multiflori; Blumen an 4 Zoll lang, 3 Zoll breit, weiß, wohlriechend. **Corchorus* aestuans *L.* I. 37. t. 85. **Corch.* hirsutus *L.* III. 33. t. 57. **Corch.* hirtus *L.* III. 33. t. 58. **Corch.* siliquosus *L.* III. 34. t. 59. Hr. J. sah keine Frühlingsblumen mit 4 petalis, nur Blüthen im Nov. und Dec. **Corch.* trilocularis *L.* II. 81. t. 173. **Coreopsis* alternifolia *L.* II. 50. t. 110. *Coronilla* cretica *L.* I. 9. t. 25. **Corypha* minor *J.* III. 8. t. 8. Neu; blühte im Kais. Garten zu Schönbrunn zum erstenmal 1770. nachher alle Jahre. Blüthen weißröthlich; die reifen Früchte so groß wie Erbsen, schwarzbraun. **Crataegus* punctata *J.* I. 10. t. 28. Neu; Frucht orange, ins röthliche mit braunen Puncten; Saamen gehen nicht auf; wird durch Pfropfen auf Birnstämme vermehrt. **Crinum* falcatum *J.* III. 34. t. 60. Neu, vom Cap, 1770. blüht; keine Frucht; folia falcata; 7 Blumen in einer Umbelle; corolla aequalis; laciniae weiß, aussen in der Mitte ein rosenfarbiger Streif; stylus declinatus; stamina nicht declinata. **Crithmum* maritimum *L.* II. 88. t. 187. **Crotalaria* capensis *J.* III. 36. t. 64. Neu; der *C.* labur-

laburnifolia *L.* ähnlich, aber stumpfere Blätter, hat stipulas; gelbe carina; angenehmen Geruch. **Croton* balsamiferum *L.* III. 26. t. 46. (*hist. amer.* p. 254.) das destillirte Getränk, *Eau de Mantes*, kömmt davon. *Cucubalus* catholicus *L.* I. 23. t. 59. **Cucumis* acutangulus *L.* III. 40. t. 73. 74. **Cucum.* pictus *J.* III. 17. t. 27. Neu, aus Ostindien; dem *C.* Melo *L.* gleich, aber ganz glatte goldgelbe glänzende Frucht, mit olivengrünen Puncten, die Flecken bilden. **Cucum.* prophetarum *L.* I. 3. t. 9. **Cuphea* viscosissima *J.* II. 83. t. 177. Neues dem Lythro verwandtes Genus. Eine jährige Pflanze, (aus dem heissen Amerika vermuthlich) von Glandeln und Haaren sehr klebrich; folia ovato lanceolata, ciliata, subvillosa, opposita, petiolata, zwischen ihnen einzelne Blüthen; calyx tubulosus, sexfidus, 3 Zähne länger; 6 rothe petala, 2 länger; 12 stamina, 2 sehr kurz, daran rothe, an den übrigen weisse Fasern; gelbe Antheren; ein weisser Stempel; Capsel oval, einfächerich, springt ins lang; Saamen 10-14 an einem säulenförmigen receptaculo, das vor der Reife mit dem Saamen hervorspringt. **Cyanella* capensis *L.* III. 21. t. 35. *Cynanchum* erectum *L.* I. 14. t. 38. **Cyperus* compressus *L.* III. 10. t. 12. **Cytisus* Pseudo-Cajan *J.* II. 54. t. 119. Neu, aus Tranquebar. Die Saamen heissen pisa Tranquebarensium, sind ganz roth. Blume schwefelgelb, mit dunkeln Streifen. Hr. J. weiß nicht, ob er *C.* Cajan *L.* oder eine Varietät desselben sey?

**Datura* inermis *J.* III. 44. t. 82. (*Juss.* d. h. p.) Neu; jährig; der *D.* Stramonium *L.* ähnlich, aber grösser, aufrechte glatte Capseln. **Daucus* polygamus *J.* III. 43. t. 78. (*Gouan ill.* p. 9.) Neu, aus Spanien, dem *D.* Carota sylvestr. *L.* sehr ähnlich. **Dauc.* Visnaga *L.* III. 17. t. 26. **Digita-*

gitalis lutea *L.* II. 47. t. 105. *Digit.* obscura *L.* I. 40. t. 91. **Digit.* parviflora *J.* I. 6. t. 17. durch Umpflanzen nach 11 Jahren verwandelten sich die Blumen, und wurden wie die der *D.* ferrugineae *L.* (s. III. p. 1.) also Varietät. **Dolichos* bengalensis *J.* II. 57. t. 124. Neu; Stengel perenn, sich windend, steigt hoch; Zweige welken im Winter; Hülse länglich zugespitzt, mit 2 krausen rauhen Suturen. Saamen (*Cimes de Bengale*) länglich rund, gedrückt, braun; lang vorstehender Hilus. Für *D.* Lablab *L.* Hrn. J. geschickte Saamen, waren die Madagascarischen *Antakes*, hellbraun, oval, nicht gedrückt. Ihr Gewächs dem *D.* bengalensi sonst gleich. Hr. J. will letztere Art *D.* madagascaricus heissen. **Dol.* luteolus *J.* I. 39. t. 90. Neu aus dem heissesten Amerika gebracht, starb nach dem Blühen. Stengel 3 = 4 Ellen, windend steigend; einige Zweige krochen; Hülse dem *D.* unguiculato *L.* ähnlich; Blume gelb; carina grünlich; Saamen (unreife) schwärzlich; Hilus weiß. **Dol.* pubescens *L.* II. 45. t. 101. jetzt *Glycine* tomentosa *L.* (*Syst. nat.*) *Dol.* sesquipedalis *L.* I. 27. t. 67. **Dol.* sinensis *L.* III. 39. t. 71. **Dol.* tranquebaricus *J.* III. 39. t. 70. Neu; dem *D.* unguiculato *L.* ähnlich, blüht aber stets im Herbst; rothe Blumen; steigt hoch; schmälere Hülsen, längere blaßgelbe Saamen. *Dol.* unguiculatus *L.* I. 8. t. 23. **Dryas* geoides *J.* III. 38. t. 68. (*Juss.* d. h. p. *Pallas it.* 3. p. 732. t. Y. f. 1.) folia interrupte pinnata, cum impari, pinnis extremis majoribus confluentibus; gelbe petala. *Drypis* spinosa *L.* I. 19. t. 49. **Duranta* Ellisia *L.* III. 51. t. 99.

**Echii* plantaginei *L.* variet. *J.* I. 17. t. 45. **Erigeron* aegyptiacum *L.* III. 14. t. 19. **Erig.* Gouani *L.* III. 43. t. 79. **Erig.* viscosum *L.* II. 77. t. 165. **Evonymus* atropurpureus *J.* II. 55.

55. t. 120. Neu, aus Amerika; Strauch manns-hoch, blüht, aber keine Frucht; purpurrothe corolla, 4 petala; Kelch abfallend; pedunculi 2, auch 4 flori; rothe Stiele und Rand der fol. ovato lanceolat. crenat. **Eupatorium* altissimum *L.* II. 77. t. 164. **Euphorbia* maculata *L.* II. 87. t. 186. **Euph.* Paralias *L.* II. 88. t. 188.

Ferraria undulata *L.* I. 25. t. 63. **Forskoelea* tenacissima *L.* I. 18. t. 48. Hr. J. fand 10 petala. *Fumaria* nobilis *L.* II. 53. t. 116.

**Genista* sibirica *L.* II. 89. t. 190. **Geranium* bicolor *J.* III. 23. t. 39. Neu; Strauch; Blumen in Umbellen, riechen stark; 5 petala, 2 breitere mit 2 weissen Flecken, alle blutroth mit weissem Rand; 10 stamina, 5 davon gelbe Antheren. *Ger.* ciconium *L.* I. 7. t. 18. *Ger.* moschatum *L.* I. 22. t. 55. *Ger.* sibiricum *L.* I. 7. t. 19. *Geropogon* glabrum *L.* I. 12. t. 33. **Geum* canadense *J.* II. 82. t. 175. Neu; (Caryophyllata canadens. agrimoniae fol. hort. reg. Paris.) ist dem *G.* urbano *L.* gleich, aber weisse Blumen; Wurzel keinen Geruch. **Glycine* striata *J.* I. 32. t. 76. Neu, aus dem heissern Amerika; folia ternata, foliola ovat. obtus. c. setula terminante; Stengel holzig, sich windend; Blüthen (zweymal im Jahr) roth, in Trauben 6 - 30, je 2-3 dicht bey einander; Hülse 1 Zoll, braun, haarig. Saamen bunt, braun mit schwarz. *Glycirrhiza* echinata *L.* I. 41. t. 95. **Gypsophila* adscendens *J.* II. 65. t. 138. Neu; Wurzel holzig, perenn; viele krautartige rothe Stengel liegen, mit häufigen aufrechten Zweigen; folia lanceol. linear. integerrima, glauca, pulposa, sessilia. Viele weißlich röthliche Blumen ohne Geruch; 5-6 petala, obverse ovata, emarg.; Staubfäden fast so lang als corolla.

Hasselquistia aegyptiaca *L.* I. 37. t. 87. **Hasselqu.* cordata *J.* II. 91. t. 193. Neu; verschieden

 von

von *H.* aegyptiaca *L.* durch ein Drittheil kleinere Saamen; weniger haarige Stengel; folia meistens ternata, einige simplicia. **Hedysarum* frutescens *L.* III. 47. t. 89. **Helianthus* altissimus *L.* II. 75. t. 160. **Hel.* tuberosus *L.* II. 75. t. 161. **Helicteres* jamaicensis *J.* II. 67. t. 143. (*H.* Isora *L. Spec. pl.* p. 1366. n. 1. *β. Syst. nat.* p. 688. mit *Brown.* Synon.) Hr. J. trennt ihn von *H.* Isora *L.* weil beym jamaicensi der Fruchtstiel nicht von der Seite, sondern von unten angewachsen. Kelch voll ausfliessenden Honigsaft. **Hemerocallis* flava *L.* II. 65. t. 139. **Hibiscus* phoeniceus *J.* III. 11. t. 14. Neu, aus dem heissesten Amerika; Strauch; blüht fast das ganze Jahr; ruthenförmige Zweige; folia fast triangularia, bisweilen triloba, petiolata; Blumen schön hochroth. **Hib.* spinifex *L.* II. 46. t. 103. **Hyacinthus* orchioides *L.* II. 83. t. 178. vom Cap; Hr. J. fand viele Blätter, andere Autoren nur 2. Linné erklärte ihn jedoch selbst dafür. **Hyoseris* lucida *L.* II. 70. t. 150. **Hyssopus* Lophanthus *L.* II. 85. t. 182. **Hyss.* nepetoides *L.* I. 28. t. 69. * *Jatropha* carthaginiensis *J.* III. 42. t. 77. (*hist. amer.* p. 256. t. 162. f. 1. nicht citirt im *Syst. nat.*) ist *Jatr.* Janipha *L.* **Jatr.* Curcas *L.* III. 36. t. 63. *Jatr.* urens *L.* I. 8. t. 21. * *Inula* suaveolens *J.* III. 29. t. 51. Neu; (fälschlich für *J.* odora *L.* gehalten.) Wurzel riecht nicht, aber die Blumen, auf langen pedunculis; Stengel roth; oben folia sessilia, (nicht amplexicaulia) unten longe petiolata. *Iris* sambucina *L.* I. 1. t. 2. * *Justicia* ciliata *J.* II. 47. t. 104. Neu; folia opposita, lanceol. hirsut. petiolis ciliat. sie sind wie in eine spica oben dicht zusammengedrängt. Blumen einzeln aus jedem Blatwinkel, bräunlich, mit langen gelben Strichen, ohne Geruch. **Just.* martinicensis *J.* III. 15. t. 22. (*hist. amer.* p. 5. t. 2.)

t. 2.) Neu; gehörte der 2 Antheren auf 1 Staubfaden wegen, eigentlich (so wie mehrere Species *Justiciae L.*) zu *Dianthera L.* Blumen roth; labium superius zurückgerollt, inferius gerade aus. * *Ixia* longifolia *J.* III. 47. t. 90. Neu, aus Afrika; Blätter 2 Fuß, gegen die Erde zurückgebogen; pedunculi uniflori; blaßgelbe Blumen.

* *Lactuca* tuberosa *J.* I. 18. t. 47. Neu; stammt aus Creta. Wurzel perenn, längliche crura; Blätter veränderlich alle Jahr, nun ganz, nun gefiedert; Blumen bläulich röthlich. * *Laserpitium* dauricum *J.* III. 22. t. 38. Neu, Stengel gefleckt; folia tripinnata. *Lathyrus* inconspicuus *L.* I. 37. t. 86. *Lath.* tingitanus *L.* I. 18. t. 46. *Lavatera* cretica *L.* I. 15. t. 41. *Lavat.* olbia *L.* I. 30. t. 73. *Lavat.* triloba *L.* I. 30. t. 74. *Lavat.* trimestris *L.* I. 29. t. 72. * *Ligusticum* peregrinum *L.* III. 13. t. 18. *Linum* maritimum *L.* II. 72. t. 154. * *Lobelia* longiflora *L.* I. 10. t. 27. * *Lotus* arabicus *L.* II. 72. t. 155. * *Lycopodium* dichotomum *J.* III. 26. t. 45. (*enum. vindob.* p. 314.) Neu; aus Martinique; Stengel aufrecht, an 2 Fuß; Zweige herunterwärts gebogen, zweygablich getheilt; folia linear. longe acuminata.

Malva aegyptiaca *L.* I. 27. t. 65. * *Malv.* fragrans *J.* III. 20. t. 33. Neu; Strauchgewächs, der *M.* capensis *L.* ähnlich; riecht stark balsamisch; Blume dunkelroth, blutrothe Puncte an der columna staminum. * *Malv.* limensis *L.* II. 66. t. 41. *Malv.* parviflora *L.* I. 14. t. 39. * *Malv.* peruviana *L.* II. 73. t. 156. * *Malv.* sherardiana *L.* II. 66. t. 142. *Malv.* verticillata *L.* I. 15. t. 40. * *Medicago* prostrata *J.* I. 39. t. 89. Neu, aus Italien; Wurzel perenn; Stengel jährig, liegend; Blumen gelb, einzeln, bis 6 auf einem pedunculo, (senkt sich mit der Frucht); stipulae integerr. seta-

taceae; foliol. oblong. apice plerumque denticulatis. * *Melissa* pyrenaica *J.* II. 86. t. 183. (*Horminum* pyrenaicum L.) Herr J. verbessert den nach trockner Pflanze entworfenen Linn. Character. *Melochia* pyramidata *L.* I. 11. t. 30. * *Mentha* niliaca *J.* III. 46. t. 87. (*Juss.* d. h. p.) Neu; der *M.* auriculariae *L.* ähnlich, aber filamenta glabra: folia ouata. * *Mesembryanthemum* Aitonis *J.* III. 8. t. 7. Neu; grosse rothe Blume, fast wie *Aster* Tripol.) aus den axill. folior. Alle Theile mit Glandeln als glänzenden Puncten besetzt. * *Mesembr.* copticum *L.* III. 7. t. 6. *Mesembr.* forficatum L. I. 9. t. 26. *Mimosa* virgata *L.* I. 34. t. 80. * *Moraea* fugax *J.* III. 14. t. 20. (*Vieussenia* fugax *de la Roche spec.* p. 33. n. 3.) Neu; fleischfarbig ins violet spielende Blumen, blühen einzeln Nachmittags, Abends welk, riechen angenehm; Blätter wie Juncus, 1 bis 2 Fuß lang. * *Morinda* Royoc *L.* I. 6. t. 16.

* *Nepeta* italica *L.* II. 51. t. 112. * *Nissolia* fruticosa *L.* II. 78. t. 167.

* *Ocymum* americanum *L.* III. 45. t. 86. * *Ocym.* thyrsiflorum *L.* III. 40. t. 72. * *Oenanthe* crocata *L.* III. 32. t. 55. Im Garten die Wurzel keinen gelben Saft. * *Oen.* prolifera *L.* III. 35. t. 62. * *Oenothera* longiflora *L.* II. 81. t. 172. * *Ononis* hircina *J.* I. 40. t. 93. (O. mitior I. purpureo flore *Tourn.* Anonis non spinosa flore thyrsoide carneo, polonica *Barrel.* ic. 1214.) bey Hr. J. von *O.* arvensi *L.* verschieden; keine spinae; bockiger Geruch. * *Onopordon* arabicum *L.* II. 70. t. 149. * *Onop.* illyricum *L.* II. 69. t. 148. * *Ornithogalum* longibracteatum *J.* III. 18. t. 29. Neu, vom Cap; dem *O.* pyramidali *L.* ähnlich, aber bracteae laxae subulatae, unten von 4 Zoll, oberwärts immer kürzer. * *Ornith.* thyr-

thyrsoides J. III. 17. t. 28. Neu, vom Cap; dem O. arabico L. ähnlich; bracteae (nicht cordatae amplexicaules) lanceolatae sessiles, aridae, in acumen setaceum delinentes; Blume weiß, riechend; petala patula. **Oxalis* violacea L. II. 84. t. 180. **Paederota* Bonarota L. II. 55. t. 121. **Pancratium* declinatum J. III. 10. t. 11. Neu; in Martinique in Gärten; weisse Blumen, 4-6 Zoll lang, zu 10 beysammen, riechen wie Vanille; scapus 2-3 Fuß lang, 2-4 Zoll breit, niedergebogen. * *Pancrat.* littorale J. III. 41. t. 75. (*hist. amer.* p. 99. t. 179. f. 94.) Neu, von der Insel Tierra bomba nahe bey Carthagena; fol. sublinear. dorso subcarinata, 2 Fuß lang, $1\frac{1}{2}$ Zoll breit; scapus anceps 2 Fuß; Blumen 4-10. tubus 7-9 Zoll; limbi laciniae canaliculares semireflexae; nectarium infundibuliforme; Frucht einer welschen Nuß groß. **Passiflora* laurifolia L. II. 76. t. 162. *Passifl.* minima L. I. 7. t. 20. *Passifl.* serratifolia L. I 4. t. 10. *Passifl.* suberosa L. II. 77. t. 163. * *Pastinaca* lucida L. II. 94. t. 199. * *Phaseolus* bipunctatus J. I. 44. t. 100. Neu, vom Cap; dem P. rufo J. ähnlich in Blüthen; dem P. inamoeno L. in Hülsen, aber grössere weisse Saamen, 2 braune Puncte am Hilus. *Phas.* inamoenus L. I. 27. t. 66. * *Phas.* lunati varietas J. II. 52. t. 114. Die Saamen grau oder braunroth mit schwarzen Puncten, unterscheiden diesen von P. rufo L. Eine andere Art, deren Saamen fleischfarbig mit purpurrothen Puncten, erhielt Hr. J. mit dem Namen Phaseol. ex Achery, (ex Insula Borboniae). * *Phas.* Max. J. I. 43. 99. Neu, aus Ostindien; Blüthe gelblich grünlich. Hülse rundlich mit Erhebung der Saamen. Keine Aehnlichkeit mit Rumphs Cadelium folglich von P. Max L. verschieden. * *Phas.* rufus J. I. 13. t. 34. Neu; verschieden von P. vulgaris und inamoenus L. Hr. J. ist ungewiß, ob er zu P. lunatus als Varietät komme. (s. III. p. 1.) *Phas.* vexillatus L. II. 46. t. 102. Linne hat die Pflanze dafür erklärt, ohngeachtet die Jacquinsche Beschreibung von der seinigen differirt. Das Synonym des Dillenius P. flore odorato, vexillo amplo patulo setzt Hr. J. zweyfelhaft bey. * *Phlox* maculata L. II. 58. t. 127. * *Physalis* viscosa L. II. 64. t. 136. * *Pimpinella* peregrina L. II. 61. t. 131. * *Plantago* alpina L. II. 58. t. 125. * *Plant.* Loeflingii L. II. 58. t. 126. * *Poa* aspera J. III. 32. t. 56. (Juss. d. h. p.) Neu, aus Ostindien; bis 3 Fuß hoch, panicula 1 Fuß, aus der obersten Blatscheide; Staubbeutel blutroth, doppelt; Blätter beym Ursprung haaricht. **Portulaca* crassicaulis J. III. 29. t. 52. Neu; fälschlich für P. trian-

triangularis *L.* gehalten; differirt durch rosenfarbene Blumen und aufrechten Stand. *Port.* paniculata *J.* II. 71. t. 151. ist *P.* patens *L. mant.* 242. * *Potentilla* pensylvanica *L.* II. 89. t. 189. * *Psoralea.* palaestina *L.* II. 86. t. 184.

* *Ranunculus* ruthenicus *J.* III. 19. t. 31. (*Amman. ruth.* p. 81. t. 13. f. 2.) Neu; einzelne gelbe Blumen mit 10 petalis. * *Rhamnus* colubrinus *L.* III. 28. t. 50. * *Rhamn.* cubensis *L.* III. 28. t. 49. * *Ribes* cynosbati *L.* II. 56. t. 123. * *Rosa* bicolor. *J.* I. 1. t. 1. nach dem Umpflanzen vergieng die rothe Farbe unter den petalis, (s. III. p. 1.) nun also Varietät von R. lutea *Tabernom.* (ic. 1087. *Jo. Bauh. hist.* 3. p. 47.) die Linne nicht hat. * *Rumex* abyssinicus *J.* III. 48. t. 93. Neu; Wurzel perenn, nicht tuberös, dadurch vom *R.* tuberosus *L.* und vom *R.* tingitanus *L.* durch aufrechte Stengel und weisse Blumen verschieden.

* *Salsola* salsa *L.* III. 44. t. 83. *Salf.* Soda *L.* I. 28. t. 68. * *Salvia* aegyptiaca *L.* II. 49. t. 108. *Salv.* indica *L.* I. 33. t. 78. * *Salv.* napifolia *J.* II. 71. t. 152. Neu; der *S.* verticillatae *L.* ähnlich, doch in der corolla verschieden. * *Salv.* nilotica *J.* III. 48. t. 92. (*Juss.* d. h. p.) Neu; Wurzel perenn; folia ovata petiolata, venos. rugos. mollia, subviscosa, utrinque villosa, summa cordata sessilia; kleine blaue Blumen. * *Salv.* virgata *J.* I. 14. t. 37. Neu; (man hieß sie S. pyrenaica) fol. radic. petiolata, oblonga, obtusa, basi cordata, rugosiss. crenulata, villosa, superiora sessilia; Blume rosenfarb oder bläulich; lab. infer. 2 lacin. lateral. lanceolatae. * *Saponaria* porrigens *L.* II. 49. t. 109. * *Scabiosa* altissima *J.* II. 87. t. 185. Neu, aus Afrika; strauchig, stets grünend; von S. rigida durch corolla 5 fida unterschieden. * *Scabiosa* divaricata *J.* I. 5. t. 15. ist *Scabiosa* sicula *Linn. mant.* 196. (s. III. p. 1.) Frucht der *Scabiosa* ochroleuca *L.* ähnlich. *Scabiosa* palaestina *L.* I. 42. t. 96. * *Scabiosa* transsylvanica *L.* II. 50. t. 111. * *Scandix* nodosa *L.* III. 16. t. 25. * *Scirpus* cephalotes *L.* I. 42. t. 97. (s. III. p. 2.) Linne' macht ihn zur Species *Schoeni* nivei. * *Secale* prostratum *J.* III. 25. t. 44. (*Pallas it.* p. 485.) Neu; Stengel anderthalb Fuß; spica composita ovata, disticha, mit vier bis zehn spiculis. * *Sedum* dasyphyllum *L.* II. 71. t. 153. *Selinum* Monnieri *L.* I. 25. t. 62. *Selinum* Seguieri *L.* I. 24. t. 61. *Sempervivum* sediforme *L.* I. 35. t. 81. * *Senecio* rubens *J.* III. 50. t. 98. (*Juss.* d. h. p.) Neu, aus Ostindien; folia ovato serrata, subpetiol.; pedunculi uniflori: Blumen ohne radius,

vor

vor dem Aufblühen hangend, dann aufrecht. **Senecio* verbenaefolius *J.* I. 2. t. 3. Neu; (für *S.* aegyptiacus geschickt) ist vom *S.* triflorus durch fehlenden radius, von *S.* arabicus in Blättern unterschieden. *Seseli* ammoides *L.* I. 20. t. 52. **Seseli* multicaule *J.* II. 59. t. 129. ist *S.* montanum *L.* (s. III. p. 2.) **Sida* triquetra *L.* II. 54. t. 118. **Sida* umbellata *L.* I. 22. t. 56. **Sideritis* canariensis *L.* III. 18. t. 30. *Sideroxylon* melanophleum *L.* I. 29. t. 71. **Silene* Atocion *J.* III. 19. t. 32. (*Juss.* d. h. p. Atocion *Adans. fam.* 2. p. 254.) Neu; folia integerrima; oben sessilia, obverse ovata, unten petiolata subrotunda; Blumen in fasciculis dichotomis, jede einen pedunculum; petala rosenfarb, herzförmig eingeschnitten. **Silene* bellidifolia *J.* III. 44. t. 81. (*Juss.* d. h. p.) Neu; einzelne jährige Stengel; folia lanceolata sessilia opposita subaspera, pilosa; Blumen (oben aus dem Stengel) gehen des Nachts auf, Morgens welk, riechen nicht; petala semibifida; Kelch streifig. **Silene* paradoxa *L.* III. 45. t. 84. **Silphium* terebinthinaceum *J.* I. 16. t. 43. Neu; Habitus Helianthi; Blumen nach Osten gekehrt; Blätter wie *Helianthus* annuus *L.*, aber längere Stiele, mehr Adern; Saft des Stengels riecht wie Terpentin. **Sinapis* Allionii *J.* II. 79. t. 168. Neu; von *Sin.* brassicata *L.* (dafür sie gehalten,) sehr verschieden; folia pinnatifida laciniata; keine radicalia. **Sin.* erucoides *L.* II. 80. t. 170. **Sin.* incana *L.* II. 79. t. 169. **Sin.* juncea *L.* II. 80. t. 171. **Sin.* pyrenaica *L.* III. 50. t. 97. **Sison* Ammi *L.* II. 95. t. 200. *Sison* Amomum *L.* III. 13. t. 17. **Sison* segetum *L.* II. 63. t. 134. *Sisymbrium* polyceratium *L.* I. 34. t. 79. **Sium* siculum *L.* II. 62. t. 133. **Solanum* aethiopicum *L.* I. 4. t. 12. **Solanum* hybridum *J.* II. 51. t. 113. Neu; strauchig; kleine Stacheln; perenn; immer blühend; folia ovata, acuta, repando angulata, utrinque tomentosa; corolla fünf, sechs bis zehn Einschnitte, bläulich violett. Beeren orangegelb; violetter Staub an Stielen und Blüthen. **Sol.* igneum *L.* I. 5. t. 14. **Sol.* pseudolycopersicum *J.* I. 4. t. 11. Neu; vom *Sol.* lycopersicum *L.* unterschieden durch racemos simplic. und orangegelbe Beeren. *Sol.* verbascifolium *L.* I. 5. t. 13. **Spilanthus* oleracea *L.* II. 63. t. 135. **Spiraea* chamaedryfolia *L.* II. 66. t. 140. **Spir.* lobata *J.* I. 38. t. 88. aus Sibirien, ist *Spir.* palmata *L.* (*Syst. nat.* p. 393. *Jacqu. hort.* nicht 83, sondern 88.) *Stachys* maritima *L.* I. 29. t. 70. **Statice* Armeria major *J.* I. 16. t. 42. Species. (s. III. p. 1.) **Tana-*

* *Tanacetum* aegyptiacum *J.* III. 46. t. 88. (*Juss.* d. h. p.) Neu; pedunc. 1 flori, fructiferi nutantes; folia alterna pinnatifida; (vielleicht *Tan.* humile *Forsk. flor. arab.* p. 148?) * *Terminalia* angustifolia *J.* III. 51. t. 100. nicht *Croton* Benzoe *L.*, sondern nach Linne' Geständniß eine *Terminalia*; (Hrn. J. befremdet es, im Syst. nat. dieß nicht geändert zu sehen.) * *Teucrium* asiaticum *L.* III. 24. t. 41. *Teucr.* massiliense *L.* I. 41. t. 94. * *Thalictrum* angustifolium *L.* III. 25. t. 43. * *Thal.* atropurpureum *J.* III. 34. t. 61. Neu; vom *T.* aquilegifol. *L.* unterschieden durch violetstaubige Stengel; riechende Blumen; petala 4 caduca, aussen rosenfarbig. * *Thal.* elatum *J.* III. 49. t. 95. (hieß falsch *T.* sibiricum *L.*) nicht hangende Blumen; Stengel vier Fuß, glatt, rund; foliola sechsmal kleiner als *T.* minoris *Linn.* * *Thal.* medium *J.* III. 50. t. 96. Neu; dem *Thal.* elato *J.* ähnlich; aber Stengel zwey Fuß, etwas eckig; folia multiplicato pinnata. * *Tomex* dubia *J.* II. 90. t. 191. Neu, aus Afrika; stets grünend Bäumchen; folia ovato lanceolata, fein gezähnt; weisse Blumen; vier petala; Frucht macht Zweifel zwischen *Tomex* und *Callicarpa.* (*Tomex* im Syst. natur. fehlt.) * *Tordylium* apulum *J.* I. 21. t. 53. (s. III. p. 2.) ist *T.* officinale *Linn.* *Tordylium* syriacum *L.* I. 21. tab. 54. * *Tradescantia* cristata *L.* II. 64. t. 137. * *Tragopogon* calyculatus *J.* II. 48. t. 106. (*Geropogon* calyculatum *Linn.*) sollte billig eine *Scorzonera Linn.* seyn. * *Trifolium* suffocatum *L.* I. 24. t. 60. * *Triumfetta* semitriloba *L.* III. 41. tab. 76. *Tulbagia* capensis *L.* II. 52. tab. 115. * *Turnera* racemosa *J.* III. 49. tab. 94. Neu; hieß falsch *T.* cistoides *Linn.* hat breitere Blätter; racemum florigerum, pedunculis florigeris geniculatis, und bracteas.

* *Urtica* nivea *L.* II. 78. t. 166.

* *Verbena* Aubletia *J.* II. 82. t. 176. Neu; nach Linne' aus Peru und Florida. Grosse Lychnisähnliche Blumen; 4 Staubfäden. *Viburnum* dentatum *L.* I. 13. t. 36. * *Vicia* bithynica *L.* II. 69. t. 147. * *Vicia* hybrida *L.* II. 68. t. 146.

Druckfehler.

Zugabe 42. St. S. 660 Z. 8 l. Als Victor Amadeus = = die R. g.

= = = S. 670 Z. 22 l. blos nach

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

45stes Stück.

Den 6. November 1779.

Paris.

Von der Histoire und den Memoires de la Societé royale de Médécine ist in diesem Jahre der erste Band für das Jahr 1776. in groß Quart bey Pierres gedruckt worden. Jene nimt ohne Zueignung an den König, ohne eine Vorrede von XL S. und ein langes Verzeichniß des Inhalts, S. 360, diese 592 ein. In der Vorrede ist die Errichtung und die Geschichte dieser Gesellschaft, ihre innere Einrichtung, der Plan ihrer herauszugebenden Arbeiten, welche meteorologische Beobachtungen, topographische Beschreibungen von Städten und Gegenden in Frankreich, Beschreibungen von innerlichen und äusserlichen, vornehmlich von umgehenden und endemischen Krankheiten, sowol bey Menschen als bey dem Vieh, Beobachtungen aus der Zergliederung der Menschen und Thiere, aus der medicinischen Chemie, aus der Kräuterkunde und der übrigen Naturgeschichte, und aus der allgemeinen Naturlehre

 in

in sich begreifen werden, auch die Namen und Aufnahme der Mitglieder und die Verbindung mit andern gelehrten Gesellschaften, die vorgeschlagenen Preisfragen und ausgetheilten Preise beschrieben. Die Eintheilung in Histoire und Memoires ist fast, wie bey den Schriften der Pariser Akademie, nur daß hier in der Histoire keine Auszüge aus den Memoires vorkommen. Sehr gute Vorschriften zur Anstellung, Nutzung und Vergleichung meteorologischer Bemerkungen; auch Vorschläge zu einem Regenmesser (udomètre) eben so nützliche Vorschriften, um Topographien zu entwerfen, die den Erdbeschreiber, Naturforscher, Arzt und Kameralisten erbauen können. Sehr behutsam entworfene Vorschriften zur Untersuchung mineralischer Wasser: schlagen sie aus der Silberauflösung kleine weisse Schuppen nieder, so ist Vitriolsäure, fällen sie hingegen weisse Flocken, so ist Salzsäure darinn. (Rec. wünschte diese Erfahrung bestätigt zu sehen.) Warnungen (die auch Rec. richtig gefunden hat) bey dem Gebrauche der mit der Farbe des Berliner Blaues getränkten Lauge und der Quecksilberauflösung (die überdieß das Quecksilber auf das Zugiessen von Vitriolsäure oft mit weisser Farbe fallen läßt.) Sehr ausführlich mehrere Umstände, welche diese Aerzte bey der Beschreibung der Viehseuche erörtert wünschen. Gleich hinter der Geschichte der Gesellschaft, Lebensbeschreibungen einiger verstorbenen Mitglieder, eines Bouillet, le Beau und unsers Hrn. von Haller. Meteorologische Tabellen von mehrern Städten für alle Monate des Jahres 1776. und das daraus gezogene Resultat. P. Cotte meteorologische Beobachtungen vom Anfang des J. 1772. bis zu Ende des J. 1776. auch ein Auszug aus andern, welche der Gesellschaft aus verschiedenen Gegenden zugesandt wor-

worden sind. Meteorologische Tabellen von 1772. bis 1775. von Montmorenci, Brüssel, Marseille, Bordeaux und Montpellier. Nun medicinische Topographien von Guienne, und insbesondere von Bordeaux (durch Betbeder) von Langon (durch Graullau) von Bazas und Casteljaune (durch Richard) und von Montauban (durch Caze und Purévost de la Caussade.) Auszug aus der Abhandlung eines Bostonischen Arztes, Perkins, über die Natur und den Ursprung des umgehenden Catarrhfiebers. Nachricht von einer Seuche zu Villeneuve und Avignon: es ist ein Wechselfieber, das oft sehr verwickelt, und dadurch gefährlich wird, und seit einigen Jahren alle Jahre wieder kommt. Barailon über eine fallende Sucht vom Frieselgift. Von einer Rindviehseuche zu Gessey-sur Onche in den Jahren 1772. und 1773. Sie wird hier für ein bösartiges Entzündungsfieber erklärt. Von einer Krankheit unter den Fischen zu Dives in der Normandie: sie wurden von stockendem und faulem Wasser blaß und matt. Jalouset über den Rotz der Pferde: er vergleicht ihn mit den venerischen Krankheiten unter den Menschen, aus Wahrnehmungen, die in Auvergne und Champagne angestellt sind. Bergiere von der Murie in Franche-Comté; einer Krankheit unter dem Vieh, welche dem Scharbock sehr nahe kommt. Nach Hrn. Brazier hat das Vieh um Baume des Dames, wo viele Eisenöfen sind, öfters Auszehrung, Ruhr, Wassersucht und eine Art Schwindel (mal de chlore.) Zu Dole leiden die Pferde öfters an dem letztern Uebel, und das Rindvieh hat mehrmalen Brandblasen (avantcoeur.) Zu Maiche nach Hr. Morel öfters eine faule Lungenkrankheit; zu Nozeroy hat das Hornvieh gleichfalls oft Entzündung der Lungen. Hr. Bouffey be-

merkte zu Argentan in der Normandie unter den Schafen eine Krankheit, die bloß von allzuengen Ställen herrührte; Hr. Frain zu Avranches eine Art Raude (grappe); im Delphinat nimt man nicht selten unter dem Wollviehe die sogenannten Schafpocken wahr, auch, vornehmlich in nassen Jahrgängen, die Fäule, und von dem Sande, den sie verschlingen, Koliken; und unter dem grössern Vieh einen ansteckenden hartnäckigen Husten. In Champagne, in der Pikardie und der untern Normandie geht das Wollvieh öfters durch die Egelschnecken darauf. In Bretagne bemerkt man zuweilen an dem Vieh eine Art Mundfäule; in der Provence eine Art Bauchwassersucht (nebladure); in Lyonnois weisse und schwarze Brandblasen, eine Art von Catarrh, Lungenentzündung, Engbrüstigkeit und Auflaufen; in Beauce im heissesten Sommer unter dem Wollviehe eine tödtliche Art von Dummheit, die durch Kochsalz unter dem Getränke verhütet wird. Nun Hr. Andrey über eine Erhärtung an dem untern Magenmunde: er führt fünf von ihm selbst beobachtete Fälle an; von zwoen beschreibt er zugleich die Oefnung der Leiche. Jeanroi über eine Verstopfung am untern Magenmunde, durch die Oefnung des Leichnams bestätigt. De Lalouette über eine Verengerung der Gedärme, mit der Leichenöfnung. Coquerau über den Schlagfluß bey einer Frau, die die Nacht zuvor gebohren hatte, und glücklich geheilt wurde. Abt Tessier von der Heilung einer Wassersucht durch Milch, nachdem alle übrige Mittel fruchtlos gebraucht worden waren. (Rec. würde noch Anstand nehmen, diese Heilung der Milch allein zuzuschreiben, oder für vollkommen zu halten.) Favrol von der Heilung einer Bauchwassersucht durch Molken, in welchen Sauerklee gekocht worden

den war. Renaud (und vor ihm viele andere) kannte und gebrauchte schon, ehe das Nufferische Geheimniß öffentlich bekannt wurde, Farrenkrautwurzel gegen den Bandwurm. Marquart von einem Krampfhusten, der seinen Grund in einem Eitergeschwür des Schlundes hatte, und erst spät, da man auf diese Ursache fiel, durch einmal wiederholtes Hinunterschlingen einer Unze Quecksilber geheilt wurde. Thouret von sehr langwierigen periodischen Schmerzen im Gesicht, die durch den Magnet gestillt und gleichsam in eine Betäubung verwandelt worden. Desbois von dem Nutzen der weissen Hofmannischen Tropfen in Wechselfiebern. Magnan von einer Harnwinde, die das Zurückhalten des monatlichen Geblüts in der Mutterscheide zur Ursache hatte. Hr. Durande über die auflösende Kraft, welche ein Gemenge aus Aether und Terpentingeist auf die Gallensteine äussert. Ueber die Ungelegenheiten der Verschneidung, um die Brüche aus dem Grunde zu heilen. La Peyre über die Heilung mehrerer Geschwüre durch die schwankende Bewegung eines Brennglases. Le Comte von der Heilung eines Krebses an der untern Lippe durch das Feuer eines Brennglases. Le Comte, ein jüngerer, über ein neues Mittel, die Wunden der Schlagadern zu heilen (durch einen Federkiel, der in die beyden Oefnungen hineingesteckt wurde.) Desbois von einem Kinde, das zu rechter Zeit durch ein Eitergeschwür im Unterleibe abgieng. Bouillon von einem einzelnen Arm, der eben so abgieng. Von horn- oder nagelartigen Hervorragungen, die einer Frau im Gesicht auswuchsen. Souquet von einer widernatürlichen Erweiterung des Beckens, die durch Bänder geheilt wurde. Vicq d'Azyr von einem monströsen Kinde. Ein Schlag, durch welchen der

Stirnnerve getroffen und gleichsam zerhäckt wurde, zog anfangs nur auf der einen Seite, dann aber eine völlige Blindheit nach sich. Saillant von der besondern Krankheit einer Wittwe, die sehr viele Aehnlichkeit mit dem Weichselzopfe hat. Hr. Maret glaubt sehr guten Eisenmoor zu erhalten, wenn das Eisen durch nichtbrausendes flüchtiges Laugensalz aus Salpetersäure gefällt wird. Ganz sicher ist allerdings dieses Verfahren nicht. Targioni und Maret bezeugen die guten Wirkungen der festen Luft, jener in der Eiterung, dieser im Krebse. Hr. Durande folgt Lassone in der Zubereitung des Brechweinsteins, und nimt den Satz dazu, der auf die Vermischung des feuerfesten Laugensalzes mit Spießglasbutter niederfällt. (Nicht sehr von dem Bergmannischen Verfahren verschieden.) Vorschläge zur Versüssung des Sublimats, entweder ihn statt mit laufendem Quecksilber, mit dem Staube zusammenzureiben, der durch flüchtiges Laugensalz aus der Auflösung des Quecksilbers in Scheidewasser gefällt wird, oder den Sublimat vorher mit Wasser anzumachen, und dann das Quecksilber darunter zu reiben. Thouvenel eine Zergliederung mehrerer Insecten, vornehmlich der Ameisen; auch Bienen und Wespen geben eine sehr scharfe Säure, und, so wie die spanischen Fliegen, ein wachsartiges Oel: bey den Mayenwürmern und Mistkäfern löst es sich in Weingeist und Aether auf. Die Kelleresel geben mehr laugenhafte Producte. Und nun die Zergliederung mehrerer mineralischen Wasser aus Frankreich. Beyträge zur Geschichte der Rhabarber, der Ignatiusbohne, der Wurzel Timac, des Kampfers, der Geißraute, mit deren Blättern Mouline einen Wassersüchtigen geheilt hat, der Stechpalmenblätter,

ter, die nach Hrn. Durande in Fiebern noch kräftiger wirken sollen, als Fieberrinde; des Waids, den Hr. Aymen, zum Theil aus Erfahrung, wie die meisten Farbekräuter in Krankheiten der Knochen, so wie das Bengelkraut, das, wie die Indigpflanze, ein blaues Setzmehl giebt, in hysterischen Krämpfen empfiehlt; der Steckrüben, deren häufiger Gebrauch aus einer ganzen Gegend den Scharbock verbannt hat; der Colombowurzel und des Gitterschwamms, durch welchen ein junges Frauenzimmer vergiftet, und kaum noch, vorzüglich durch den häufigen Gebrauch der Milch, gerettet wurde. Der Abt Cotte und Gr. du Buat über das Afterkorn; und Parmentier über den Brand, der den Thieren nicht schädlich ist. Nachrichten von la Peyre's Verfahren, um auf langen Reisen das Wasser unverdorben zu erhalten: er läßt die Faßdauben acht Tage lang Kalkwasser einsaugen, dann rein auswaschen, wieder damit begiessen, noch vier Pfunde gelöschten Kalkes und acht Loth Vitriolgeist, und dann noch einmal zwey Pfunde gelöschten Kalkes und vier Loth Vitriolgeist hineinwerfen, dann die Dauben zusammen und oben mit einer durchlöcherten Platte von weissem Blech zuschlagen. Brillouet Nachricht von einer Wirkung des Blitzes auf Menschen. Webster von der Kraft des elektrischen Schlags in der Schwachheit der Zeugungstheile nach langwierigen Saamenflüssen. Bonanni Erfahrung von einer Asphyxie, welche die unreine Luft bey dem Graben eines Brunnen verursacht hatte. Le Comte von den Mitteln, die Verfälschung des Aepfelweins durch Bley und seine Kalke zu entdecken: das sicherste ist allerdings die Wiederherstellung des in unglasirten Gefässen eingekochten Weins zu Bley. P. Cotte v. der brennbaren Luft eines Brunnen.

Und nun erst zu den Memoires. Lorry von der Beschaffenheit der Jahre 1775. und 1776. zu Paris. Gardeil von einer Seuche im Herbste 1772. zu Toulouse: sie war ein unordentliches Wechselfieber, sehr allgemein, aber nicht sehr gefährlich. Bonté von einem bösartigen Fieber, das 1772. und 1773. zu Coutances und in der Gegend umgieng, nach seinen Zufällen, Ursachen und Heilart sehr genau beschrieben: nur gegen die letzte Zeit der Krankheit schlug die Fieberrinde in starken Gewichten als Trank gegeben, an. Abt Tessier Beschreibung einer Gegend von Orleans, Sologne, die wegen des häufigen Mutterkorns in Frankreich bekannt ist. Sie hat viele Sümpfe. Leute, die man für sehr gesund hält, haben einen schwachen und langsamen Aderschlag, und Wechselfieber sind endemisch. Jadelot Beschreibung von Lothringen. Hr. J. vertheidigt die Verschiedenheit der Krankheiten nach dem Himmelsstrich. De Lassone von den Wirkungen, welche Ausdünstungen todter Thiere verursachen, und den Mitteln, ihnen zuvorzukommen. Faulende Ruhren, öfters mit Halsweh, und sehr oft mit einem tödtlichen Ausgang. Andry von der Wasserscheu. Vieles über ihre Arten, Heilung und die dagegen gerühmten Hülfsmittel gesammlet. Zuletzt einige Fälle, die die Herren le Jau, Baudot, Oudot und Ehrmann beobachtet hatten: die meisten wurden durch Quecksilbermittel gerettet; eine Frau schien es auch auf den Gebrauch des Gauchheils zu seyn, aber nach vier Monaten kam die Krankheit wieder, und war am fünften Tage tödtlich. Vidal Bemerkungen über den Aussatz von Martigues: die Haut ist bey den Kranken ganz fett, und allenthalben mit rothgelben, sehr harten, und wie eine Bohne grossen, Erhabenheiten besetzt.

setzt. Das Brunnenwasser ist daselbst gut, stehende Wasser selten, und Wein, selbst bey dem gemeinen Mann, das gewöhnlichste Getränk; jetzt ist der Aussatz selten. Bassignot über die Crinons der Neugebohrnen zu Seyne in Provence. Starkes Jücken, beständige Unruhe, Unmöglichkeit zu trinken, ein immer leiseres Geschrey, das zuletzt heiser wird, oder ganz nachläßt, sind die Zufälle dieses Uebels. Bucquet über die Art, wie verschiedene schädliche Arten der Luft auf die Thiere wirken, und die Mittel, ihren Wirkungen zu begegnen. Sehr ausführlich sind hier aus mehrern Erfahrungen die Zufälle beschrieben, welche die Thiere von der festen und brennbaren Luft zu leiden haben: gegen die Wirkungen der erstern und der phlogistisirten hat flüchtiges Laugensalz nicht auf die Dauer (wider Hrn. Sage), aber Säuren öfters geholfen; sind die Thiere einmal eine Viertelstunde lang in phlogistisirter Luft gewesen, so ist es sehr schwer, sie zu retten. Frösche halten in der brennbaren Luft am längsten aus, und Säugthiere länger, als Vögel. Barailon erste Abhandlung über den Friesel. Sehr ausführlich mit vieler eigener Erfahrung wider diejenigen, die den Ausbruch des Friesels zu verhindern suchen. Mauduyt von dem Verderben des Wassers durch Insecten, seinen schädlichen Wirkungen auf Menschen und Vieh, und den Mitteln dagegen; diese sind: aus den Behältern solcher Wasser zwey- bis dreymal vom April bis in den Herbst alle Pflanzen herauszureissen, und sie alle Jahre einmal, am besten im Herbstmonat, wenn sie am meisten trocken stehen, auszusäubern. Hr. M. sucht wegen der vielen stehenden Wasser (wider Hrn. Camper) den Ursprung der daselbst wüthenden Viehseuche in Holland selbst.

Jussieu, Paulet, Saillant und Abt Tessier über das Antoniusfeuer (Feu S. Antoine) von seiner ersten glaubwürdigen Erscheinuug an bis auf unsere Zeiten. Mehrere traurige Fälle dieser Krankheit, von den Verfassern selbst beobachtet: es zeigt sich vornehmlich bey strenger Kälte, rauhen Wintern, in Hungerjahren und in sumpfigen Gegenden; die Verfasser entscheiden nicht, ob das Mutterkorn Antheil daran habe oder nicht. Saillant über die Kriebelkrankheit, die einige Beobachter dem Mutterkorn zuschreiben. Daubenton über die Mittel, welche bem Wollviehe am nöthigsten sind. Camper über die Viehseuche in Holland. Die Heilart, wie wir schon aus den Beschäftigungen der Berlinischen naturforschenden Freunde angeführt haben. Abt Tessier über das Vieh von Sologne. Das Hornvieh bekommt den ganzen Winter über nichts als Roggen- und Buchweizenstroh. Viel von den daselbst vorkommenden Krankheiten des Viehes. Vicq d'Azyr Erfahrungen über die Empfindlichkeit, das Athemholen, und die Zergliederung der Gebährmutter bey den Weibchen der Säugthiere; die erstere ganz für die Hallersche Lehre; auch über die Reizbarkeit der Muskeln zwischen den Ribben und den Gedärmen. Troja über die Wiedererzeugung der Knochen, durch Kupfer erläutert. Vicq d'Azyr über die beste Art, die Sonde des Hrn. Majans bey der Heilung der Thränenfistel durch die Nase zu ziehen. Von Lassone über neue Mittel, die Zubereitung und den Gebrauch des Brechweinsteins vollkommener zu machen: er läßt gleichviel zerstossenen Brechweinstein und zerstossenen gereinigten Salmiak unter einander reiben, auf zween Theile der Salze drey Theile Wassers giessen, durchseihen und in Krystallen anschiessen.

Mac-

Macquer über die sauren Säfte und ihren Nutzen in der Arzneykunst. Bonafos über die Gesundwasser von la Preste in Roussillon: einige Wahrnehmungen über ihren Nutzen; etwas zu sehr nach dem alten Schlage. Bucquet über die Zergliederung des Mohnsafts. Durch kaltes Wasser und blosses Reiben scheidet Hr. B. das Extract. Gallot über mehrere Gesundwasser in Niederpoitou. Abt Tessier über das Mutterkorn mit Zeichnungen. Paulet über eine Ordnung von Blätterschwämmen, deren unteres Ende rund und etwas geblättert, wie eine Zwiebel, ist (bulbeux); ihre Hülle ist entweder unzertheilt, oder, wie z. B. bey den Fliegenschwämmen, zerrissen. Diese Abhandlung ist durch mehrere Zeichnungen erläutert. Maudunt über die Elektricität in Rücksicht auf die thierische Haushaltung, und ihren Nutzen in der Arzneykunst; ihre Verhältniß mit dem Wärmemesser, Wetterglas und den Winden. Den Beschluß macht Jaubert Beantwortung der Frage: Welches sind in Ausschlagsfiebern die Umstände, unter welchen die kühlende Lebensart der erhitzenden vorzuziehen ist, und umgekehrt?

Nürnberg.

Miscellaneen litterärischen Inhalts, größtentheils aus ungedruckten Quellen, herausgegeben von Georg Theodor Strobel, Pastor zu Wöhrd. Erste Sammlung 1778. von 248 S. ohne Vorrede; zweyte Sammlung, 1779. von 252 S. in groß Octav, im Bauerschen Verlag. Hr. Str. hat schon durch mehrere Schriften von seinem Vorrath und Kenntnissen, die Kirchengeschichte, vorzüglich des sechszehenten Jahrhun-

hunderts, zu berichtigen und zu bereichern, so glückliche Proben gegeben, daß man von einer solchen Sammlung, die von ihm herkömmt, oder doch unter seiner Aufsicht stehet, sich viel versprechen muß. Beyde ersten Stücke erfüllen diese Erwartung völlig. Es ist sehr natürlich, daß alle Artikel weder an sich, noch nach dem so verschiedenen Geschmack von gleichem Gewicht seyn können: es ist genug, daß der größte Theil eine allgemeine Brauchbarkeit vor Geschichte und Bücherkänntniß hat, und die übrigen, die wir dahin nicht rechnen würden, nicht ohne Nutzen vor diejenigen besondern Theile der Historie seyn werden, denen sie bestimmt sind. Die Einrichtung ist gut und zweckmässig, besonders daß die Kürze in Betrachtung gezogen worden, und da Auszüge stehen, wo sie hinreichen. Dieses sehr heilsame Gesez wünschten wir noch strenger beobachtet zu sehen; z. B. Samml. II. bey Reichels Rede von Melanchthons lezten unangenehmen Schicksalen, welche ganz durchzulesen den, die Hauptsache zu wissen begierigen, Leser zu lang aufhält. Eben das würden wir von dem zweyten Stück der ersten Samml. sagen. Unter allen gelieferten Artikeln würden wir dem ersten in der zweyten Samml. den Vorzug einräumen. Es enthält einen Beytrag zur Geschichte des Reichstags zu Augsburg 1530. einen sehr wichtigen Beytrag, da er die Berichte der Nürnbergischen Gesanden beynahe von Tage zu Tage enthält. Zwar wird viel schon Bekanntes wiederholt; es stehen aber auch viele Nachrichten darinnen, die den Namen der Anekdoten mit Recht verdienen; z. B. Kaiser Carl ließ sich die Aufsäze, welche er lesen wollte, und daher auch die Augsburgische Confession selbst, und zwar die leztere

tere durch Alexander Schweiß, ins Französische übersezen. Dieser Artikel ist noch nicht vollendet. Diesem ist der vierte eben dieser Samml. beyzufügen, von der, gleich nach dem Reichstag zu Nürnberg von 1524. zu Regensburg veranstalteten Zusammenkunft einiger katholischen Stände mit dem päpstlichen Legaten Campegio und der daselbst beliebten Reformation der Geistlichen. Sie ist an sich nicht unbekannt; doch haben wir von ihr und den durch sie veranlaßten Schriften noch nicht so viel gewußt, als wir hier lernen können. Nach diesen beyden empfehlen wir folgende Artikel, in der ersten Sammlung, die Nachricht vom Leben Friedrich Staphyli, der erst ein eifriger Protestant und Hauptgegner des Osianders in seiner bekannten Streitigkeit, nachhero zur römischen Kirche getreten, und den Evangelischen sehr wehe gethan, nebst einer bishero ungedruckten Schrift desselben, welche zur Geschichte erstgedachter Osiandristischen Streitigkeit gehört: von den ersten Schicksalen der evangelischen Lehre in den Bistümern Würzburg und Bamberg: von dem Namen der ältesten Buchdrucker (besser, wie sich diese in Absicht auf ihre Kunst genannt, z. B. ob das Wort impressor ein sicheres Zeitmerkmal bey alten Büchern ohne Jahrzahl sey) fünf Briefe D. Luthers an Veit Dieterich, und der evangelischen Fürbitte an den Staat zu Venedig vor einige der Religion wegen Gefangene; in der zweyten des Hrn. am Ende zu Memmingen Abhandlung von der Unsicherheit der Kennzeichen, aus welchen man das Alter der ohne Jahrzahl gedruckten Bücher zu bestimmen pflegt, vor Bücherkenner sehr lehrreich. Er ist auch von dem vorher angezeig-

ten

ten Aufsatz vom ähnlichen Inhalt Verfasser: drey ungedruckte Bedenken von Melanchthon. Unter ihnen sind das erste, ob nach aufgehobenen geistlichen Stiftungen die Erben des Stifters die Güter zurückzufordern berechtigt sind, und das dritte von Zuverlässigkeit der Communion unter einer Gestalt im Nothfall die wichtigsten, und Eberlins neue Statuten von Reformirung des geistlichen Standes. (Diese Vorschläge, so in das Jahr 1521. oder 1522. gehören, enthalten viel Sonderbares von einem edlen Laien, dessen Einsichten in so frühen Jahren der Reformation kaum erwartet werden.) Unter den übrigen minder erheblichen Artikeln, haben wir den Brief des von Altorf nach Prenzlau gegangenen D. Langens, wegen der Nachricht von dem Ernst der ersten Königin von Preussen in der Gottseligkeit und Auszüge aus einigen vom Edelmann in den Jahren 1727. bis 1732. geschriebenen Briefen sehr gern gelesen. Leztere verbreiten viel Licht über den Charakter dieses Mannes. Seine Irreligion wird dadurch ein Gegenstand des Mitleidens, vielleicht vielen zur Warnung.

Hamburg.

Bey der am verwichenen 9. Sept. gehaltenen öffentlichen Versammlung der hiesigen Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe wurden von den Vorstehern folgende Preisfragen ausgesetzt.

1) Die Vergleichung der Erziehung der Waisenkinder entweder in einem gewöhnlichen Waisenhause, oder durch Beköstigung in oder ausser

der

der Stadt, wo sie ihrem Stande gemäß auferzogen und unterrichtet würden, einer Seits in Ansehung der Kosten, und anderer Seits in Ansehung der Kinder selbst und der Absicht des Staats, welcher künftigen Nutzen davon erwartet, etwas ausführlich und erfahrungsmässig darzulegen. Die Abhandlungen werden vor dem 1. April 1780. wie gewöhnlich ohne Namen mit einer Devise, den Vorstehern eingesandt; und der Preis ist 10 Ducaten species.

2) Da in der Gräflich Ranzauischen Herrschaft Breitenberg die niedrig gelegenen Ländereyen beständig in Verlegenheit wegen des im Lande stehenden Wassers gewesen, und, ohngeachtet aller Bemühung, sich nicht zu helfen wußten, nunmehr aber seit vier Jahren durch wenige neu angelegte Mühlen, welche mittelst beweglicher Schnecken das Wasser über den Deich mahlen, selbiges in grosser Menge fortschaffen, das Land trocken halten, und sich dadurch zum Wohlstande verholfen haben; so frägt man: ob nicht zum Nutzen unserer eingedeichten Länder einige gemeinschaftliche Mühlen auf gleiche Weise anzulegen wären, welche das Wasser aus den Wetterungen unmittelbar über den Deich in die Elbe mahlen, und also das Land, ohne daß besondere Mühlen im Lande erfodert würden, zu jeder Zeit frey vom Wasser halten könnten? wo sie am bequemsten anzulegen wären? wie die Wetterungen dahin zu leiten, und welcher Vortheil daraus entspringen würde? Demjenigen, welcher hierüber den gründlichsten Aufsatz vor dem 1. April 1780. einliefert, wird ein Preis von 10 Speciesducaten zuerkannt werden.

3)

3) Wie sind die nicht allein so unanständigen, sondern auch der Gesundheit so nachtheiligen, stehenden und faulenden Wasser in Kanälen, Gräben oder sogenannten Hafenmooren in und um unserer Stadt, nach eines jeden besondern Lage, am bequemsten und vortheilhaftesten mit fliessendem Wasser zu versehen, oder sonst zu verbessern? und welche derselben verdienen die vorzüglichste Aufmerksamkeit? Die Abhandlungen werden gleichfalls vor dem 1. April 1780. eingesandt; und der Preis ist 10 Ducaten species.

4) Da unter den Englischen oder Französischen Bücherbänden einige vor andern dem Schimmeln unterworfen sind; so wird gefragt: Worinn eigentlich die Ursache davon stecke? ob es der Art des Leders, oder dem Kleister, oder dem Eyweiß, damit sie überstrichen werden, und dem dazu gebrauchten Salze zuzuschreiben, und wie demselben vorzubeugen sey? Die Abhandlung wird vor dem 1. April 1780. eingesandt, und ein Preis von 2 Ducaten species ausgesetzt.

5) Demjenigen hiesigen Gerber, welcher das beste, dem Englischen gleichende, Sohlleder, es sey von hiesigen oder fremden Häuten, gegen den 1. October 1781. zu Stande bringt, und darüber den Vorstehern gültige Beweise darlegt, wird ein Preis von 10 Ducaten species ausgesetzt.

* Wegen der vortheilhaftesten Weise, wie man in England vom Anfange bis zum Ende mit dem Ledergerben verfährt, soll von Vorstehern der Gesellschaft den Gerbern Bericht ertheilet werden.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

46stes Stück.

Den 13. November 1779.

London.

J. Nourse hat verlegt: An account of experiments made at the Pantheon on the nature and use of conductors: to which are added some experiments with the Leyden phial. Read at the meeting of the Royal Society. Quart 1778., ohne Zuschrift an den König, 100 S. stark, nebst 3 Kupfertafeln, und einem sehr saubern Titelkupfer, welches einen Theil des Pantheons von innen mit den hauptsächlichsten Stücken des gebrauchten Apparats vorstellt. Der Verfasser dieser Schrift, welche, die Versuche mit der Flasche ausgenommen, auch im ersten Theil des 68. Bandes der Transactionen steht, ist der berühmte Hr. Wilson, ein längst bekannter eifriger Bestreiter der spitzen Auffangungsstangen bey Gewitterableitern, denen er hier endlich den lezten Stoß zu versetzen sucht. Die Veranlassung zur Erneuerung des Streites und diesen Versuchen, war der bekannte Vorfall, da ein zu dem Königl.

 Pul-

Pulvermagazin zu Purfleet in Essex gehöriges Gebäude vom Blitz nicht bloß getroffen, sondern auch beschädigt wurde, ob es gleich durch einen Ausschuß der dortigen Königl. Societät fünf Jahre vorher mit einer spitzen Gewitterstange, und zwar wider Hrn. Wilsons ausdrücklichen Rath, der eine stumpfe empfohlen hatte, versehen worden war. Hrn. W. Rath erhielt also nun bey vielen das Ansehen einer eingetroffenen Prophezeihung. Eine zweyte Commission der Societät, worunter einige der ersten Naturkündiger Englands waren, besah den Schaden und erkannte dahin, daß er durch ein Paar Krampen verursacht worden wäre, die einige unverständige Arbeitsleute nachher nahe an den Leiter, ohne eine Verbindung mit demselben zu machen, an der Ecke des Hauses angebracht hätten; übrigens bewegten die Versuche des Hrn. W. dieselbe jetzt wieder eben so wenig, eine stumpfe Stange aufzusetzen, als ehemals seine Prophezeihung. Indessen wenn auch Hr. W. seine Hauptabsicht, die spitzen Wetterstangen zu verdrängen und zu zeigen, das Haus zu Purfleet sey getroffen worden, **weil** es eine solche Stange gehabt, größtentheils verfehlt haben sollte, so wird doch kein unpartheyischer Leser, der der Sache kundig ist, läugnen, daß manche unter seinen Versuchen vortrefflich, für die Theorie höchst wichtig, und also schon in dieser Rücksicht allein der hohen Unterstützung würdig sind, die er dabey genossen hat. Beschreibung des Apparats. Ein cylindrischer Conductor von 16 Zollen im Durchmesser und 155 Fuß lang, mit dem noch über zwölftehalb tausend Fuß Drat in Verbindung gebracht werden konnten, stellte bey ihm die Donnerwolke vor. Die Elektricität theilte er demselben meistens durch eine, zuweilen auch durch zwey Maschinen mit Cylin-

dern

dern mit. Das Gebäude zu Purfleet ward auf das genaueste aus Holz, das man im Ofen getrocknet und in Oel getränkt hatte, im Kleinen nachgemacht; alle Dachrinnen und Cisternen mit ihren Unterstützungen waren da; sogar der Regen wurde bey einigen Versuchen nicht vergessen, wenigstens eine Wirkung desselben nicht, nemlich die Benetzung des Gebäudes; man fuhr mit einem nassen Schwamm über das Model. Aehnlich liegende Linien an Model und Haus verhielten sich übrigens wie 1 : 36. Weil eine solche Wolke unbeweglich seyn mußte, so gab man hier dem Haus eine Bewegung; es durchlief 12$\frac{2}{9}$ Fuß in einer Minute, in der Natur wären dieses 440 Fuß gewesen. Nicht zu viel, da es Donnerwetter giebt, die über 13 deutsche Meilen in einer Stunde durchlaufen. Das Model konnte mit kleinen Wetterstangen von allerley Länge und Form versehen werden, und weil der Fußboden des Pantheon gedielt war, so wurde vom untern Ende des Ableiters ein Drat nach einem nahen Brunnen geführt. (Mit unter hat doch wirklich Hr. W. hier etwas gespielt. Rec. möchte wünschen, daß man, wenn nicht Belustigung, sondern Ueberzeugung der Hauptzweck ist, Versuche in diesem Geschmack nicht anstellen möchte. Denn nicht zu gedenken, daß die Gelegenheit Fehler zu begehen, und die Schwierigkeit, sie auszufinden, mit den Künsteleyen am Apparat zunimt, so ist die gar zu grosse Ruhe, in welche man den Geist des Zuschauers versezt, wenn man von ihm kaum etwas weiter verlangt als Augen, nur zu oft Ursache, daß er hernach selbst das bisgen Kopf nicht gebraucht, welches wenigstens zu gesunden Augen nöthig ist. Den grossen Conductor und langen Drat etwa ausgenommen, hätte alles ein-

facher eingerichtet werden können und müssen.) Die Versuche selbst. Es sind ihrer funfzig. Durch die eilf ersten sucht Hr. W. darzuthun, spitze Stangen nähmen die Materie aus den Wolken leichter an, und wäre daher die Verbindung mit der Erde nicht sehr gut, so könne sie sich zum Schaden des Gebäudes leichter anhäufen als bey stumpfen. (Dieses hätten wohl Hrn. W. Gegner ohne weitere Versuche geglaubt, denn sie gehen ja von demselben Satz in ihren Beweisen aus. Von der Anhäufung ist schwerlich etwas zu befürchten, so lange die Einrichtung nicht vorsäzlich und mit Ueberlegung und Einsicht in die Theorie, **schlecht** gemacht wird. Ein Fränklinischer Ableiter muß freylich nicht eingerichtet seyn, wie ein Richmannischer Anbringer. Und am Ende ist es nicht ein trauriger Vorzug des stumpfen Ableiters vor dem spitzen, daß er in einem Falle der bessere ist, da beyde nichts taugen?) Fünf und zwanzig Versuche, zu zeigen, daß Spizen leichter und in grösserer Entfernung vom Blitz getroffen würden als abgerundete Stangen. (Diese Versuche, die unmöglich alle mit ihren sinnreichen Abänderungen hier durchgegangen werden können, verdienen die größte Aufmerksamkeit. Hrn. Nairne haben sie bey seinem simplen Apparat und 18 Zoll langen Blitzen nie gelingen wollen. Schade, daß er Hrn. W. Conductor nicht genüzt hat, denn in dem lag gewiß der Grund von der Verschiedenheit seiner Resultate.) Die spitzen Stangen lockten also den Blitz. (Sehr von weitem her gewiß nicht; und wolte der Himmel, sie lockten ihn von weitem, so könnte man eine Stadt mit drey bis vier beschlagenen Mastbäumen oder einem Ableiter am höchsten Thurm sichern. Daß bey einer sehr nahen Wolke die Spi=

Spitze die Stelle eines Trichters vertritt, wäre eher ein Vorzug. Ist die Wetterstange aber kurz und abgerundet, wie kan Hr. W. nach seiner Theorie wissen, ob nicht die Materie sich einen andern Weg in das Gebäude sucht, an den man gemeiniglich nicht eher gedenkt, bis das Unglück geschehen ist, da bekanntlich unsere Häuser aus vielerley Materialien bestehen, die gewiß nicht alle im Ofen gedörrt oder mit Oel getränkt sind. Sonderbar ist es überdas, daß Hr. W. alle diese Umstände macht, die spitze Wetterstange in Purfleet verdächtig zu machen, da es doch entschieden ist, daß der Blitz nicht auf sie, sondern entweder auf die 46 Fuß davon entfernten Krampen, oder die mit der Leitung verbundene Dachrinne (beydes stumpfe Stücke Metall) fuhr. Was er von der Explosion nach der Seite (lateral effect) sagt, um die Würkung jenes Schlags (die Zerrüttung von einem Cubicfuß Mauerwerk) zu erklären, ist zwar sehr sinnreich, gehört aber nicht zur Entscheidung der Streitfrage. Denn daß die Krampen so nah an der Leitung ohne Verbindung mit ihr lagen, war allerdings ein Fehler dieses Ableiters, der aber mit der Spitze der Stange nichts zu thun hat. Also daß die Spizen in einer etwas grössern Entfernung getroffen werden, wäre noch kein Grund, sie zu verwerfen, so lange der Ungrund einer stillen Ableitung der Materie durch dieselbe noch nicht erwiesen ist. Daß es aber eine stille Ableitung gewiß gebe, beweisen sowohl der Drache des Hrn. Romas, als die Beyspiele von Thürmen, die, so lange sie elektrische Büschel zeigten, vom Blitz verschont blieben, aber getroffen wurden, so bald durch einen vorgenommenen Bau die Leitung an denselben erschwert ward. Nach Hrn. W. solte man überhaupt fast den-

ken, ein Haus mit einem spitzen Ableiter sey eine Art von Brander, der nur auf das erste Gewitter paßte, um sein Spiel anzufangen, und doch gehen die Gewitter über tausende solcher Spitzen in Nordamerika und Europa, ohne ihnen zu schaden, weg, und schlagen dagegen auf Schornsteine, Dachgiebeln, Zinnen, Krampen, Gitter u. d. gl. alles stumpfe Leiter. Daß eine einzige Spitze aus einem Gewitter eine unschädliche Regenwolke machen solte, ist freylich nicht zu erwarten; Franklin hat es auch nie im Ernste behauptet, und, wo Rec. nicht irrt, so ist es eine neuere Französische Grille. Allein, da die Wolken keine metallene Cylinder, sondern leichte und öfters getrennte Nebel sind, so kan die Spitze einen Theil derselben ihrer Elektricität berauben und in unschädliche Regentropfen verwandeln.) Die folgenden vierzehen Versuche sind sehr merkwürdig und mit den sinnreichsten Muthmassungen begleitet. Die schmerzhafte Empfindung, die ein Funke aus einem langen Conductor gezogen, verursacht, rühre von der nothwendig grössern Geschwindigkeit der entfernten Theile der in einem Augenblick in den Finger sich hineinstürzenden Materie her. An seinem grossen Conductor zündete er dadurch Phosphorus ohne sichtbare Funken, und Schießpulver bloß durch ein einströhmendes schwaches Licht. Doch geht er zu weit, wenn er glaubt, im Fränklinschen Versuch entzünde sich das Schießpulver durch den glühenden Drat. Kan denn die Materie, die Drat glühend macht, nicht auch Kohlstaub glühend machen? Und wird etwa Weingeist und brennbare Luft auch durch den glühenden Conductor entzündet? Nun nur noch etwas weniges über eine andere Unähnlichkeit zwischen Hrn. W. Apparat und der Natur, wel-

che

che Rec. nicht eher beybringen konnte. Daß bey Hr. W. der Blitz immer eher auf die Spitze als den abgerundeten Körper schlug, ja sogar, welches sehr merkwürdig ist, mit einem Knall von einer Spitze auf die andere, rührt, wie schon oben vermuthet worden, wahrscheinlich von dem 13000 Fuß langen Conductor her, und Hrn. Nairne, der einen viel kürzern gebrauchte, konnten diese Versuche nicht gelingen. Allein wie, wenn die Donnerwetter vielmehr Nairnsche als Wilsonsche Conductores wären? Hr. W. hat vermuthlich nicht bedacht, daß er in seinen Versuchen einer 80 Englische Meilen langen Wolke (denn diese giebt die oben erwähnte Verhältniß von 1: 36) eine einzige Spitze entgegengesetzt hat. Von rechtswegen hätten mehr als eine, an verschiedenen Stellen des Conductors, und in verschiedenen Entfernungen von demselben angebracht werden müssen, um die Bäume, Berge, Thürme und Häuser und die Würkung des herabfallenden Regens vorzustellen, wodurch in der Natur nicht blos eine Schwächung (denn diese kommt hiebey deswegen nicht in Betracht, weil man das, was nach Abzug dieses abgeleiteten noch von Kraft in den Wolken übrig bleibt, eigentlich hier nur ihre Kraft nennt) sondern verschiedene, ja oft ganz entgegengesetzte Richtungen dieses Flüssigen entstehen, wovon also auch wohl nicht gelten kan, was aus einer völlig isolirten, übertrieben langen Wolke, an deren eines Ende man nur eine einzige ableitende Spitze anbringt, geschlossen worden ist. Die angehängten Versuche mit der Flasche sind wider Hrn. Henly gerichtet, bey dem der Schlag bloß deswegen eher auf den abgerundeten Körper als auf die Spitze gegangen seyn soll, weil er sich einer vielgliedrigen Kette statt

eines Drats bedient. Diese Versuche sind von Dr. Lind und Hrn. Cavallo attestirt. Den Beschluß macht ein Verfahren des leztern, zerbrochene Leidensche Flaschen zu flicken.

Berlin.

Im Jahre 1774. ist ein Werk von der Staatsverfassung des gesammten Brittischen Reichs und aller seiner einzelnen Länder zu London gedruckt worden, welches nach dem Zeugnisse der Englischen Recensenten eine grosse Vollkommenheit und Zuverlässigkeit besitzet, und alles, was zuvor über diesen Gegenstand in und ausser Britannien geschrieben ist, hinter sich läßt. Dieses hat folgenden Titel: The present state of the British Empire, containing a Description of the Kingdoms, Principalities, Islands, Colonies, Conquests and of the military and commercial Establishements, under the British Crown, in Europe, Asia, Africa and America. By the late Rev. Joh. Entick, M. A. and other Gentlemen. Illustrated with Maps of the several Kingdoms, Provinces, Islands, Settlements etc. thereunto belonging. Engraved from the best Authorities by J. Kitchen etc. (groß Octav.) Es ist in vier Bände vertheilt, von welchen der erste die Verfassung der Regierung, Staatsgesetze, Producte, Population, Handlung, Künste, Handwerke, Sitten, Religion, Stände, Königlichen See- und Landmacht, Gesetze und Gerichte, Parlemente und Kroneinkünfte, der zweyte und dritte jeden District von England, der vierte aber Schottland, Irland, das Brittische Reich in Nordamerika und Westindien, die Brittischen Besitzungen in Afrika, und endlich die Besitzungen in Ostindien und China, nebst der

Le-

Levantischen oder Türkischen Handlung, umständlich beschreibt. Von den Charten ist die erste von Engelland dem zweyten Bande beygelegt, die acht folgenden aber von Schottland, Irland, Nordamerika, den Westindischen Inseln, Minorca, Gibraltar, Senegal und den beyden Ostindien sind in den letzten Band gebracht. Dieses Werk verdiente, den Teutschen bekannter zu werden, und daher hat der Hr. Kirchenrath **J. P. Bamberger** es durch eine Uebersetzung dem deutschen Publico in die Hände zu bringen gesucht. Wir besitzen von dieser unter der Aufschrift: **Der gegenwärtige Zustand des Brittischen Reichs, beschrieben von Johann Entick**, drey Bände, die im Verlag der Realschulbuchhandlung 1778. und 1779. (Octav) erschienen sind. Bey diesen ist, um eine bequemere Gleichheit der Bände zu erhalten, eine andere Einrichtung getroffen. Denn nur der erste Band fasset das erste Volumen der Originalschrift in sich, und das Ganze der Uebersetzung soll fünf Bände ausmachen. Die Landcharten, die nur zur Vertheurung des Werks dienen, und größtentheils zu allgemein sind, um einen wichtigen Nutzen zu schaffen, sind weggelassen worden. Dafür hat der Hr. Uebers. eine Vorrede hinzugethan, in welcher er eine Englische Recension und eine Nachricht von dem vornehmsten Verfasser Entick, welcher vor vier Jahren als Pfarrer zu Stepney verstorben ist, mittheilet. Da das Original für diese Anzeigen ein wenig zu alt ist, so wollen wir von dem Werke nach Anleitung der Uebersetzung einiges bemerken. Der erste Band dieser Uebersetzung fängt mit einer kurzen Geschichte der Englischen Verfassung an, welche aus sichern, aber nicht allemal angeführten Quellen genommen ist. Die Magna charta

ist in einer Uebersetzung ganz eingeschaltet, und mit weitläuftigen juristischen Anmerkungen begleitet, aus welchen Hr. Bamberger einige wirklich überflüssige Citationen, so wie in den folgenden Bänden die umständlichen Nachrichten von Jahrmärkten hinweggelassen hat. Diese Charte und einige neuere Staatsgesetze sind die einigen Urkunden, die wir im Werke antreffen. Die Verfasser versichern aber, daß sie nichts ohne zureichende Zeugnisse und Urkunden für gültig gehalten und in ihr Werk aufgenommen haben. Im ersten Bande findet man vieles, was schon in den neuesten Ausgaben der Chamberlaynischen und Miegischen ähnlichen Schriften gesagt ist. Allein daß Entick und seine Gehülfen nicht bloß abgeschrieben, sondern wirklich Erkundigungen an den Orten selbst eingezogen haben, erhellet daraus, daß die Nachrichten auf den Zustand des Jahrs 1771. passen, und daß die Artikel sich nicht gleich sind, sondern bald reichhaltiger, bald aber ärmer als man erwartete, ausfallen. Von der Volksmenge und der Anzahl der Dörfer finden wir nirgends authentische und genaue Bestimmungen, und die natürliche Geschichte ist sehr vernachlässigt, denn man hat die Producte nur so, wie sie ein Haushälter kennet, angegeben, und hin und wieder von ihrer Verarbeitung ziemlich umständlich geredet. Daß Engelland allein in der ganzen Welt die schönsten und dauerhaftesten Pferde, das fetteste Rindvieh und die feinste Wolle habe, ingleichen daß der Englische Aepfel- und Birnmost dem Champagner und Rheinwein, sowohl in Absicht auf Gesundheit als Wohlschmack, weit vorzuziehen sey, dürften nicht alle Ausländer glauben. Die Verff. gestehen, daß die Englische Fischerey noch immer vernachlässigt werde,

und

und ermahnen die 1749. gestiftete Gesellschaft des Heeringsfanges, ohngeachtet ihres Verlusts, standhaft zu bleiben. Von einigen rohen und bearbeiteten Producten sind die Preise gemeldet. Der Französische, nachher der Flandrische, und endlich der Dänische, Norwegische und Schwedische Handel wird für sehr schädlich ausgegeben, und man thut den Vorschlag, um den letztern entbehren zu können, die Einwohner von Neuschottland und Nordamerika zum Holzhandel zu ermuntern. Von dem deutschen und Holländischen Handel versichert man, daß die Bilanz für Engelland sehr vortheilhaft ausfalle. Auch sey der Russische, der Afrikanische und der Amerikanische Handel sehr einträglich, und letzterer könne nicht ohne grossen Nachtheil eingebüsset werden, weil Nordamerika 2000 Handelsschiffe und anderthalb Millionen Einwohner habe. Vom Türkischen und Italiänischen Handel wird das Uebergewicht nicht bemerkt, und über den Ostindischen Handel wird erst im letzten Bande eine Erklärung beygebracht werden. Von den Posten und Packetboten wird sehr umständlich gehandelt, und zugleich vorgegeben, daß kein Land so wohlfeile und geschwinde Posten, als Engelland habe. Den Heerstrassen- und Wegeanstalten wird ein grosses Lob beygelegt. Dennoch sehen wir aus dem zweyten Bande (S. 194), daß die Handelsleute noch immer über Solway Firth bey Bowneß zu Pferde oder Fuß setzen müssen, ohngeachtet sie in Gefahr sind, in den beweglichen Sand auf dem Boden dieses Meerbusens ohne Rettung zu versinken, und jährlich einige Menschen auf dieser stark gebrauchten Heerstrasse ihr Leben in diesen Sandbänken endigen. Von den Nahrungsmitteln und der Ueppigkeit, insbesondere des Englischen Frauenzimmers, reden die Verff. mit einiger

ger Wärme. Eben dieses thun sie auch in Betracht einiger Belustigungen der Nation, und des Eigennutzes der Pfarrherren oder Rectoren, die viele Pfründen an sich reissen, und die Gemeinen mit elenden und schlechtbesoldeten Vicarien betrügen. Hin und wieder suchen die Obrigkeiten das Hahnenwerfen und die Bullenhetze ungewöhnlich zu machen. Das Glockenspiel wird für eine den Engelländern ganz eigenthümliche Belustigung erklärt; allein die Niederländer nehmen an selbiger einen sehr grossen Antheil. Im Abschnitte, der von den Religionspartheyen handelt, gedenken die Verff. mit den größten Lobeserhebungen des Grafen von Zinzendorf und der Mährischen Brüder, desto schlimmer aber sprechen sie von den Whitfelditen und Wesleyanern, deren Priester mehr Schätze sammlen sollen, als mancher Bischof einnimt. Von denen, die zu keiner christlichen Secte gehören, finden wir ausser den Juden keine bemerkt. Unter den religiösen Gesellschaften wird eine wenig bekannte Gesellschaft zu Verbesserung der Sitten erwähnt, die sich mehrere Gewalt anmaßt, als man ausser den Orten, wo katholische Inquisitionsgerichte sind, zu verstatten pflegt. Denn eine Klasse derselben bestehet aus Ausspähern und heimlichen Kundschaftern. Eine andere klagt auf ihre Kosten Flucher, Trunkenbolde, Sabbathsschänder und andere Policeyverbrecher vor den Gerichten an. Die dritte Klasse geht auf die Jagd der unzüchtigen Personen aus, und noch neun andere Klassen dienen beym Gefangennehmen der Angeklagten und Zerstören der Wollusthäuser. Die Verff. rühmen zwar die Vortheile, die diese Gesellschaft seit 1724. der Stadt London geleistet hat, und bemerken, daß von ihr über 600 unzüchtige Häuser zerstört sind. Allein es

ist dennoch gewiß, daß keines der von selbiger verfolgten Laster in London wirklich geschwächt ist, ohngeachtet die Verff. an einem Orte versichern, daß keine grosse Stadt in der Welt so gesittete und tugendhafte Einwohner, als London und Westmünster habe. Die Flotte wird zu 340 Schiffen von der Linie von 40 bis 100 Kanonen angegeben, und die Seemacht, die Landmacht, der Hof, die Orden und die Majestät des Königs sind genau genug beschrieben. Im zweyten Bande fängt die statistische Erdbeschreibung der Grafschaften mit Bedford an. Diese enthält die Bestimmung der Grösse des Umkreises, die Flüsse, die Beschaffenheit des Bodens, die Producte, und hin und wieder auch besondere Gebräuche und Sitten überhaupt, dann aber die Merkwürdigkeiten jedes Fleckens und jeder Stadt insbesondere, und nennet endlich die adlichen Sitze des Bezirks. Von den Oertern ist der Ursprung, zuweilen auch eine oder die andere Begebenheit, die sich an selbigen zugetragen hat, die Zahl der Kirchen, Freyschulen und öffentlichen Gebäude, die Stadtverfassung, der Zustand der Fabriken, des Handels, oder anderer Arten von Gewerben, und der Herr und Eigenthümer angegeben. Verschiedene Geschlechter der Pair sind kürzlich beschrieben, und bey prächtigen Schlössern und Gebäuden haben sich die Verff. bis zu einer Schilderung einzelner Zimmer herabgelassen. Von der Universität Cambridge, welche nach der Verff. Versicherung schon 529. einen eingerückten Bestätigungsbrief vom Könige Arthur erhalten hat, dem Schlosse Windsor und der Insel Wight ist im zweyten Bande gehandelt. Im dritten Bande findet man Nachrichten von den Fabriken zu Manchester, von dem Kanal des Herzogs von Bridgewater, von den

Hand=

Handwerksgilden zu Preston und dem Stiftungsjahre jeder Innung (bis auf die Schneider, deren Einführung in Britannien auf 200 Jahre vor Christi Geburt zurückgesetzt wird), von den Städten London und Westmünster, und von der Universität Oxford. Eine seltsame Stiftung errichtete ein gewisser Hanbury 1767. zu Churchlangton in der Grafschaft Leicester: denn er verordnete, daß man von 1500 Pf. Kapital, mit dem man wuchern solle, bis daß es so groß sey, daß es 10,000 Pfund eintrage, eine Stiftskirche im Gothischen Geschmacke bauen, Freyschulen anlegen, grosse Gastmähler für zwey Flecken jährlich anrichten, eine öffentliche Bibliothek und Gemählde der besten Meister über biblische und andere tugendhafte Begebenheiten sammlen, ein Hospital und eine Druckerey für Andachtsbücher errichten, und sechs Professoren, der Englischen Sprachlehre, der einheimischen Alterthümer, der Musik, der Botanik, der Mathematik und der Dichtkunst, jeden mit 150 Pfunden besolden, auch die Beschreibung einer Grafschaft und der dazu gehörigen Charten, die die Professoren der Alterthümer, Botanik und Mathematik ausarbeiten würden, drucken lassen sollten. In London und Westmünster sollen 100,000 Häuser, und gewöhnlich nur 500,000 Einwohner seyn. Die Comsumtion von 1731. bis 1770. zeigt den jährlichen Anwachs der Einwohner, welche in dem letzten Jahre 90,979 Ochsen und 666,650 Schafe verzehrten. In eben diesem Jahre waren 22,639 Pferde im Gebrauch. Die Geschichte der Stadt hat Entick in vier Octavbänden besonders beschrieben. Den Schluß des Bandes macht die Grafschaft Shrop, in welcher sich in der ersten Hälfte dieses Jahrs zweymal bey Broseley eine brennende Quelle hervorthat. Der Eigenthümer

des

des Bodens ließ nahe dabey graben, und plötzlich stürzte in die Oefnung ein Salzwasser, welches aber keine Salzquelle war, und da es abgelassen ward, Schwefel hinterließ, der bey dem Anzünden einen fürchterlichen Knall von sich gab, und eine Erderschütterung veranlassete. Die Eiche, in welcher sich K. Karl II. verbarg, ist durch neugierige Leute, die Splitter davon schnitten, vertilget: allein man hat aus einer Eichel derselben einen neuen Baum gezogen, dem gleiche Ehre mit der untergegangenen Königseiche widerfährt.

Marpurg.

Herm. Friedr. Kahrels, Doct. der Rechtsgelahrtheit und Philosophie, öffentlichen Lehrers auf der Universität zu Marburg, Oelzweig des Friedens, oder Lustwandlung ins Reich der Wahrheit. . . Im Verlag der Universitätsbuchhandl. 520 Octavs. Hr. Pr. K. hat seine Gedanken über den Werth des Friedens, und die Mittel, in demselben Staaten blühend zu machen, in eine Dichtung eingekleidet, das Kleid, sagt er, sey von schlechtem Zeuge und eben nicht nach der Mode, aber das sey nur eine Nebensache und Spielwerk, worauf er wenig gesehen habe. Das Werk hat vier Bücher. Philemon kömmt in die Gegend, wo ehedem die Römer unter dem Varus geschlagen worden. Da trifft er den Harmin (Armin) und Kaiser August an, die jezo ganz freundschaftlich mit einander reden, der drey Unterredung, betrifft die gerechten Ursachen des Kriegs und die Vorzüge des Friedens. Im II. Buche findet Philemon einen Prinzen Gottfried, mit dem er sich über wichtige Gegenstände, besonders der natürlichen Religion, unterredet. Sie finden

im

im Reiche der Wahrheit eine Prinzessinn Belline, und die Gespräche betreffen die vornehmsten Gegenstände der Sittenlehre und Staatskunst, hauptsächlich die wahre Beschaffenheit der Gesetze und Rechte. Im III. Buche wird wieder in einer Unterredung mit Prinzen Gottfried ein kleiner Entwurf gegeben, worauf mit der Zeit ein dauerhaftes Friedenssystem gebaut und das gemeinschaftliche Staatsinteresse, besonders in Betracht der Handlung und Gewerbe, befestigt werden köne, so daß allen Völkern in Europa an der Erhaltung des Friedens gelegen seyn sollte. Das Werk ist um 1768. verfertigt worden; und die darinn enthaltenen Gedanken beziehen sich also auf damalige Zeiten; Aenderungen, die sich seitdem ereignet, sind in Anmerkungen beygebracht. Die häufigen Anmerkungen erläutern und bestätigen überhaupt vieles durch Beyspiele aus der Geschichte, Bemerkungen aus der Rechtsgelehrsamkeit u. d. g. Vielleicht wären manche Leser durch die vielen guten und der Aufmerksamkeit werthen Gedanken des Hrn. K. besser in einem ordentlichen philosophischen Vortrage, dessen sich Hr. Pr. K. in andern mit Beyfall aufgenommenen Schriften bedient hat, nicht nur belehrt, sondern auch unterhalten worden. Dem Recensenten wenigstens sind die Schicksale Prinzen Gottfrieds und Bellinens bey weitem nicht so interessant gewesen, als was Hr. Prof. K. von seinen eigenen in der Vorrede anführt. Noch nennt er sich hier als Verfasser der vor kurzem zu Bützow herausgekommenen neuen Apologie des Christenthums, die auch in unsern Gelehrten Anzeigen ist erwähnt worden.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

47stes Stück.

Den 20. November 1779.

London.

Der zweyte Theil der Miscellaneous State-Papers enthält nicht minder erhebliche Beyträge zur Engl. Geschichte von Carl I. bis Georg I. Der Herausgeber hat den rühmlichen Grundsatz, nichts, was sich schon in andern Sammlungen befindet, in die seinige aufzunehmen. Daher hat er auch die Regierung Carl II. ganz übergangen, weil diese durch die neuerlichen Werke der Herren Macpherson und Dalrymple so erhebliche Aufklärung aus authentischen Quellen erhalten hat. Zuerst kommen Briefe aus den Jahren 1625.-27. von Carl I. und den damaligen Staatssecretären (Lord Carlisle und Conway) an den Herzog von Bukingham. Einen so allvermögenden Günstling als dieser, meynt der Herausgeber, habe man seit seiner Zeit in England nicht wieder gesehen. Während seiner Abwesenheit unterrichtete ihn der König selbst und seine Minister von allen, auch den kleinsten, Vorfällen der Geschäfte und des Hofes: die

Minister in einem äusserst kriechenden Ton; Carl I. Briefe aber zeugen von ungleich höherer Fähigkeit und eigener Einsicht, als die seines Vaters. Der Inhalt betrift vornehmlich das Mißverständniß des Königs mit seiner Gemahlinn, das bey letzterer von ihren Französischen Bedienten genährt wurde. Carl I. wollte sie daher alle entfernt haben, aber aus Delikatesse hierauf nicht selbst bestehen, sondern seine Gemahlinn sollte durch ihre Mutter (verwittwete Königinn von Frankreich) bewogen werden, diese Leute als aus eigener Bewegung wegzuschicken. Da sie weg waren, kann Carl die gute Einigkeit seines Ehestandes nicht genug rühmen. Seine Gemahlinn beweise so viel Liebe und Discretion gegen ihn, daß sie sie alle nicht genug bewundern und verehren könnten. Die herzliche Freude, die er darüber gegen seinen lieben Steenie auslässt, bekräftigt, was auch sonst die Geschichte bezeugt, daß der unglückliche Monarch ein vortreflicher Hausvater war. — Die katholischen Lords (the Lords recusants) wurden entwaffnet, aber Bukinghams Verwandte (selbst sein Schwiegervater, Graf Rutland, war Papist) davon ausdrücklich und partheyisch genug ausgenommen. — Ueber die unglückliche Unternehmung gegen die Insel Rhe, da Bukingham seinen König in einen so unpolitischen Krieg zugleich mit Spanien und Frankreich verwickelte, und diese beyden feindlichen Mächte auf eine kurze Zeit zu einer unnatürlichen Verbindung zwang. In dem von Bukingham aufgesetzten Kriegsmanifest wollte Carl die Aenderung, daß die Religionsbedrückungen der Protestanten in Frankreich nicht als der einzige Grund angegeben werden sollten. Bukinghams Eitelkeit, den General, ohne alle Fähigkeit dazu, zu spielen, ist bekannt. Seine Creaturen können ihn nicht kriechend genug erhe-

erheben. Persönliche Tapferkeit scheint ihm indeß nicht gefehlt zu haben. "Ich bezeuge," (heißt es in einem Briefe) "vor Gott und ohne alle Schmei„cheley, daß unser General in allen Dingen Be„wunderung verdient. Er entwickelt itzt Talente, „die er bisher nicht zeigen konnte, weil es an Ge„legenheit fehlte. Seine Gedult in ausharrender „unaufhörlicher Arbeit geht über Alles, was man „erwarten konnte. Seine Güte und Freygebigkeit „wird nicht minder von unsern eigenen Leuten, als „dem Feinde erhoben. Er exponirt seine Person „weit mehr, als es sein Rang erfodert, untersucht „Batterien, Trancheen, alles selbst. Auch die „kleinsten Dinge," (ob jeder Soldat sein Biscuit habe) "untersucht er selbst, weil die andern Offi„ciers, für die diese Sachen eigentlich gehörten, „ihre Schuldigkeit nicht mit eben diesem Eifer beob„achten. Im Kriegsrath verlangt er durchaus kein „Ansehen vor andern, sondern unterwirft allemal „mit größter Herablassung sein Urtheil dem Tadel „oder Billigung der übrigen, ob es gleich meistens „auf weit bessern Gründen beruht, wie aller andern „ihres." Die übrigen Befehlshaber werden desto schlechter beschrieben: sie schickten sich besser, eine Festung zu vertheidigen, als Unternehmungen gegen den Feind zu erfinden und auszuführen. Die Franzosen sollen auch so überzeugt gewesen seyn, daß von Bukinghams Leben der gute Ausgang der Unternehmung abhange, daß sie sehr viele Anfälle gegen seine Person richteten, und beständig seine Wohnung beschossen, sogar einen Meuchelmörder, welchen Toiras (der Commendant von Rhe) unter Versprechung grosser Belohnungen mit dazu schicklichen Waffen ausgesandt, hat man aufgefangen, und durch Androhung der Tortur zu dem Bekenntniß gebracht, daß er den Herzog ermorden sollen. So-

wol die protestantischen als katholischen Einwohner der Insel wurden entwaffnet; letztere führten, ohngeachtet der darauf gesetzten Strafe, den Belagerten immer Lebensmittel zu. Es wurde einmal Befehl gegeben, "sie sollten in sechs Tagen die Insel räumen," aber nicht ausgeführt. Die Hauptgründe zu Aufhebung der Belagerung war (nach diesen Briefen) die Menge der Kranken, der schlechte Succurs aus England und Mangel an Lebensmitteln; doch möchte auch wol bey manchen Gliedern des Kriegsraths der Wunsch, ihre Weiber wieder zu sehn und mit ihnen zu Weihnachten ihr Rindfleisch zu essen, mitgewirkt haben; und ob man gleich bey Engländern keine Furcht denken könne, habe doch der Rückzug beynahe so ausgesehen, als wären sie dießmal nicht ganz frey davon. — Im J. 1632. wurde eine sehr eifrige Negotiation mit den kathol. Niederlanden betrieben, von der in keinem Geschichtschreiber etwas erwähnt ist, hier aber die Originalbriefe des damaligen Engl. Residentens in Brüssel, Gerbier, des K. Carls selbst und seines Staatssecretärs Coke (des einzigen, dem der Monarch dieß Geheimniß vertrauet hatte) mitgetheilt werden. Die Sache lief darauf hinaus, weil Spanien diese Niederlande nicht mehr schützen konnte, so sahen sie sich nach einem andern Oberherrn und Beschützer um. Wer dieser seyn solle, darüber waren die Stände in verschiedene Partheyen getheilt, eine für Frankreich, eine andere für die vereinigten Staaten, die dritte für England. Diese befürchtete, Frankreich und Holland möchten mehr die Absicht haben, sie als Eroberung sich zu unterwerfen, statt als freye Staaten sie mit sich in Verbindung zu setzen, bey England aber wäre dieß eher zu hoffen, jenes weniger zu fürchten, sowol der Verfassung, als der Entfernung wegen. Die ersten Unterhandlungen wurden bloß durch ma-

skir-

ſtirte Deputirte der Stände mit Gerbier betrieben. K. Carl erklärt in einem eigenhändigen Briefe, da er mit dem Kön. von Spanien in Freundſchaft ſtehe, ſo würde es wider Ehre und Gewiſſen ſeyn, ſeine rebelliſchen Unterthanen gegen ihn zu ſchützen; da aber er nicht im Stande ſey, ſie unter ſeiner Herrſchaft zu halten, und ſie, wenn England nicht zuträte, in die Hände ſeiner Feinde oder andererRebellen fallen würden, und die groſſe Uebermacht, die hieraus Frankreich und Holland zuwächſe, auch für England höchſtnachtheilig ſeyn würde; ſo erfodere die Staatsklugheit allerdings, dieſe von ſelbſt gethane, nicht geſuchte, Anträge nicht abzuweiſen. Er giebt daher ſeinem Geſandten Befehl, über die Art der Verbindung zwiſchen den kathol. Niederlanden und England mit den Ständen in Unterhandlung zu treten. Die Beweggründe, durch die er ihnen dieſe Verbindung empfehlen ſollte, ſind ſehr gut gewählt. Den Geiſtlichen ſolle er vorſtellen, daß die kathol. Religion mehr Sicherheit bey der Engl. Verfaſſung, als der Holländ. finden werde. England habe ſeine Religion für ſich, und werde die ihrige ungekränkt laſſen, dagegen würden die Holländer wenigſtens auf Gleichheit der proteſtantiſchen dringen. Noch wichtiger aber ſey der Grund, daß in Holland die Geiſtlichkeit gar keinen Antheil an der Regierung habe, und bey ihrer Aelteſten-Hierarchie der Beſitz liegender Güter, Zehnten u.ſ.w. wegfallen, und daher die reiche Niederl. Kleriſey bald in einen ſehr geringen und dürftigen Zuſtand herabſinken werde. Dem Adel ſollte vorgeſtellt werden, daß er unter einem mächtigen König ſich weit mehr Einfluß, Bedienungen und Wohlſtand verſprechen könne, als in einem Volksregiment, wo auf allgemeine Gleichheit gedrungen, und ihre Vorrechte herabgeſetzt werden würden. Den Städten ſollte vorgeſtellt werden, daß Antwerpen, Brügge, Gent, ih-

ren ganzen ehemaligen Flor allein dem Engl. Handel verdankt, und durch ihn bald wieder zu hoffen hätten. Auch den Soldaten solle Gerbier vorstellen, daß sie nach dem Frieden am ersten von England unterhalten werden würden. Auch solle bemerkt werden, daß die Brittische Seemacht bey weitem die mächtige in der ganzen christl. Welt sey. Die Negotiation brach indeß auf einmal ab, vermuthlich (merkt der Herausgeber an) weil der Span. Hof Nachricht davon erhielt und K. Carl ohne einen völligen Bruch mit demselben sich nicht weiter einlassen durfte. — Ueber die Schott. Unruhen in den Jahren 1637. = 41. Die Briefe der Kön. Secretäre und Bediente in Schottland, und besonders die Protocolle des Kön. Staatsraths geben über diesen wichtigen Theil der Geschichte Carl I. sehr erhebliche Aufklärung. Wir können nur einige Umstände auszeichnen. Die Hauptstärke der Schottischen Städte bestand damals im Handel nach der Ostsee und Holland, woher sie für Salz und Kohlen ihre Bedürfnisse holten. Wäre dieser Handel ein Jahr unterbrochen; so könnten sie in einem Jahrhundert nicht wieder aufkommen; und ein Paar Schiffe des Königs am Schottischen Ufer hätten diese Unterbrechung bewirken können. Aber immer fehlte es dem König an Geld, welches alle seine Unternehmungen langsam und unnütz machte. — Viele gemeine Schotten giengen mit Linnen zum Verkaufe in England herum, und streueten bey der Gelegenheit den Saamen des Aufstandes auch unter dem Engl. Volk aus. Jede Shire mußte aus eigenen Mitteln Mannschaft aufbringen, um damit ihre Gränzen zu vertheidigen. Wie die Schottische Armee in England kam, wurde der Preiß der Lebensmittel sehr gesteigert, welches die Befehlshaber jener die Obrigkeiten zu verhindern baten, weil sonst, wenn ihr Geld bey den theuren Preisen bald erschöpft wäre, sie

sie nicht mehr leben könnten, und was nicht mehr zu bezahlen wäre, nehmen müßten. Diese Art der Contribution sey im deutschen (dreyssigjährigen) Kriege schon üblich gewesen, der hier überhaupt in manchen Sachen zum militärischen Muster angeführt wird. — **Nachricht von dem Aufstande des Herzogs von Monmouth.** Von der Affaire bey Sodgemore von K. Jacob II. selbst, ein Aufsatz, der mit viel Deutlichkeit und Einsicht abgefasst ist. Der Königl. General **Feversham** wird von **Burnet** als ein Mann von äusserst schwachen Fähigkeiten vorgestellt, welches aber mit den Vorstellungen, die hier durch seinen Monarchen selbst von ihm gegeben werden, nicht zusammenstimmt. — **Briefe über den Partagetractat von K. Wilhelm III. an den Großpensionarius von Holland**, einer der interessantesten Theile der ganzen Sammlung. Sie betreffen die beyden berühmten Theilungsverträge über die Spanische Erbfolge, deren erster 1698. geschlossen wurde, und dem Churprinz von Bayern die Haupttheile der Spanischen Monarchie ertheilte, der andere 1699. nach dem Tode dieses Prinzen. Diese Briefe geben sehr viel Aufklärung über die Geschichte dieser Zeit, besonders über den Charakter K. Wilhelms III., der hier seine politischen Gesinnungen aufrichtig darlegt. Im März 1698. that K. Ludwig XIV. die ersten Anträge zu einem Theilungsvergleich über die Spanische Monarchie, der zuerst mit den Seemächten festgesetzt, und dann dem Wiener Hof zum Beytritt vorgelegt werden sollte. Da Frankreich bey seiner so sichtbaren Uebermacht über alle andere Europäische Mächte allerdings im Stande war, sich sogleich nach dem erwarteten Todesfall in den Besitz der ganzen Spanischen Mouarchie zu setzen; so traute **Wilhelm** anfangs den Französischen Vorschlägen nicht. Indeß

deß sieht man aus diesen Briefen, daß es allerdings des Französischen Ministerii Ernst war, um Krieg zu vermeiden, nicht sowol auf Vergrösserung seiner Macht, als Hinderung einer solchen Vergrösserung des Hauses Oesterreich zu dringen, und deshalb wirklich durch die Erhebung des Bayerischen Hauses eine dritte Macht zu gründen. Nach einem geheimen Artikel des ersten Partagetractats war auf den Todesfall des Bayerischen Churprinzens (Urenkels K. Philipps IV.) festgesetzt, daß alsdann der Churfürst, sein Vater, mit allen seinen Erben folgen sollte, obgleich das Bayerische Haus im mindesten keinen Anspruch auf die Spanische Succession machen konnte. Daher getrauete man sich auch nicht, mit dem Artikel herauszurücken, als jener Fall wirklich eintrat. Durchaus wird in diesen Briefen über die Langsamkeit des Wiener Hofs in den Geschäften geklagt, auch daß sein Gesandter bey K. Wilhelm, (ein Graf von Auersberg) nicht mit gehöriger Genauigkeit die Relationen an seinen Hof abfasse. Ueber sein Parlement und die politischen Gesinnungen der Engländer klagt K. Wilhelm sehr; es sey das größte Unglück, daß man glaube, die Angelegenheiten des festen Landes interessirten England nicht. Das empfindlichste war ihm die Reduction der Truppen, die er bey der damaligen politischen Lage von Europa für höchst nachtheilig hielt, worauf aber das damals noch unbiegsamere Parlement durchaus bestand. Ein Paar Beyspiele, wie wenig statistisch-geographische Kenntnisse, die jetzt im allgemeinen Umlauf sind, am Ende des vorigen Jahrhunderts noch selbst in den Kabinetern bekannt waren, sind folgende: der Französische Gesandte (Graf Tallard) schlug dem König einige Häfen in Toskana als Sicherheitsplätze für die

die Englische Handlung am mittelländischen Meere vor. Wilhelm sagte, daß er von der Lage dieser Orte gar keine Kenntniß habe, und der Gesandte gestand, er habe sie auch nicht, sondern Befehl, sie ihm zu nennen. Der König trägt also seinem Heinsius auf, von ihnen in Holland Kundschaft einzuziehen. Eben so von der Beschaffenheit und dem Betrage des Handels der Holländer in Amerika. Eine staatskluge Idee war es, daß Wilhelm seine Hauptstärke in Westindien sammlete, um im Fall der Noth sogleich die Spanischen Besitzungen in Amerika in Besitz zu nehmen; (indeß würde sie beym Ausbruch des Kriegs doch nicht ausgeführt). Man nennt diesen Monarchen gemeiniglich den Statthalter von England und König der vereinigten Niederlande. Diese Briefe beweisen indeß, wie viel Mühe er anwenden mußte, den letztern Namen zu verdienen. Es kostete ausserordentlich viele Arbeit, die Staaten zum Beytritt der Tractaten zu bewegen; die Stadt Amsterdam widersetzte sich am längsten. Daß Frankreich nach Carl II. Tode das Testament dieses Monarchen zum Vortheil des Herzogs von Anjou annehmen, und sich durch dasselbe von dem Partagetractat entbunden erklären würde, hatte K. Wilhelm gar nicht erwartet. Die Ausdrücke seines Erstaunens und seines Unwillens über diese Erklärung sind ausserordentlich hart. "Er habe zwar niemals den Verbindungen mit „Frankreich viel getrauet; aber nie hätte er ihm „zugetrauet, daß es einen vor den Augen der „ganzen Welt so feyerlich geschlossenen Tractat „brechen würde. Die angegebenen Gründe seyen „so schändlich, daß man nicht begreifen könne, „wie die Franzosen die Unverschämtheit hätten, so „ein Papier zu produciren. Er müsse gestehen,

„daß er betrogen sey, aber wenn gegebenes Wort „und Glaube gar nichts mehr gelten, sey es „leicht, Jeden in der Welt zu betrügen." Diese Briefe sind im zweyten Theil der **Böhmischen Materialien zur Staatengeschichte** ꝛc. übersetzt geliefert. — Die sehr erheblichen **Staatspapiere des Lord Somers** (eines berühmten Englischen Staatsmanns unter Wilhelm III. und Anna) wurden größtentheils durch einen Brand 1752. zerstört; der Ritter York wurde Besitzer der geretteten, und theilte die erheblichsten daraus dem Herausgeber zur Bekanntmachung mit. Zuerst das **Protocoll über die Debatten im Unterhause über die Abdankung K. Jacob II.** im Januar 1689. Burnet hat bekanntlich genaue Auszüge aus diesen Debatten mitgetheilt, indeß ist es angenehm, sie selbst zu lesen. Die feinsten Untersuchungen über Rechte des Volks, seiner Repräsentanten und Beherrscher kamen hier zur Frage. "Die Krone komme nicht von oben aus dem Himmel „herab, sondern werde von unten aus dem Volke „geschaffen," wird hier als ein ausgemachter Grundsatz angenommen. Das Hauptgebrechen der Englischen Verfassung, daß nemlich das Unterhaus bey weitem nicht die ganze freye Nation (hier heißt es nicht den vierten Theil) repräsentirt, wird stark gerügt. Ein König von England könne seine Unterthanen nicht verkaufen. Jacobs Fehler (daß er den Originalcontract zwischen König und Volk gebrochen), machen ihn des Throns ganz unfähig; indeß nur ihn, nicht seine Nachkommen, da England kein Wahl- sondern Erbreich sey. — **Ein Brief der Stammutter des itzigen Königl. Großbritannischen Hauses, der Churfürstinn Sophia, aus Pyrmont** im Jahre 1701. über die Succession in England,

zur

zur Zeit, da diese Sache zuerst in Bewegung kam. Si j'etois trente ans plus jeune, j'aurois assez bonne opinion de mon sang et de ma religion pour croire qu'on penseroit à moi en Angleterre. Mais comme il y a peu d'apparence que je survive à deux personnes (K. Wilhelm und Anna) beaucoup plus jeunes, quoique plus maladives que moi, il est à craindre qu'après ma mort on regardera mes fils comme des etrangers, et dont l'ainé est bien plus accoutumé à trancher en Souverain, que le pauvre Prince de Galles, qui seroit apparement si aisé de recouvrir ce que le Roi son Pere a inconsidérement perdu, qu'on feroit avec lui tout ce que l'on voudroit. — Viele Briefe über die innern Angelegenheiten unter der Königinn Anna von Lord Halifax, Sunderland, Prior, Bolingbroke, Harley, auch einige von Marlborough. Die von Bolingbroke über die Uetrechter Friedensnegotiation unterscheiden sich besonders durch gründliche und nette Darstellung der Sachen, und Präcision des Styls. Die Handelseinschränkungen zwischen England und Frankreich sollten gegenseitig aufgehoben werden, besonders in Absicht der Englischen wollenen und Französischen seidenen Waaren. Torcy (damaliger Minister für die auswärtigen Affairen) machte den Einwurf, daß Frankreich nicht eher seine Edicte gegen die Englischen Producte aufheben könnte, bis die gegenseitigen Parlementsacten versprochenermassen aufgehoben wären, weil sonst durch die Ungleichheit der Staatsverfassung beyder Reiche die Engländer allemal eine wichtige Interimszeit gewönnen, in der sie Frankreich mit ihren Waaren überschwemmten, ohne die Französischen dagegen nehmen zu dürfen. — Briefe und Memoires des Lord Stair, der von 1714. bis

bis 1720. am Versailler Hofe Gesandter war, um theils die Bewegungen der Jacobiten zu beobachten, theils eine dauerhafte Freundschaft zwischen Georg I. und dem Herzog Regenten zu gründen. Nie habe ein Minister solche Pracht der Tafel, Equipagen rc. ausgelegt, als dieser, dessen Aufsätze von Einsicht und feinem Beobachtungsgeist zeugen. Sie sind zum Theil in Französischer Sprache abgefaßt, welches damals, merkt der Herausgeber an, in der Canzley der auswärtigen Departements üblich gewesen sey, weil Georg I. der Englischen Sprache noch nicht mächtig genug war. Mit Torcy hatte Lord Stair eine so lebhafte Unterhaltung, daß jener am Ende voll Wuth die Thür mit einem: Sortez Monsieur, öffnete. Lord Stair konnte doch wegen dieser Unanständigkeit nicht die gehörige Genugthuung erhalten. Desto besser war schon bey **Ludwig** XIV. Leben sein Vernehmen mit dem Herzog Regenten, der die besten Versprechungen für England gab. Er wiederholte sie auch nach seiner Gelangung zur Regentschaft, aber nur dann, wenn er von Spanien sehr gedrängt wurde, und innere Unruhen fürchtete, also England freye Hände wünschte, ihm beyzustehen. So oft er dagegen über eigene Besorgnisse sich erhaben glaubte, suchte er England in seinen Verlegenheiten im Norden zu erhalten. Bekanntlich ist die Geschichte dieser Periode, da zwey mächtige Köpfe, Alberoni und Görz, im Süden und Norden von Europa die Dinge verkehrt zu stellen sich bemühten, sehr verwickelt und interessant. Dazu werden hier artige kleine Beyträge gegeben. Des Herzogs Premierminister, der Abt (nachher Cardinal) **Dubois**, verstand von den Nordischen Affairen so wenig, daß er dem Lord Stair gestand, er habe von dem Inter-

ter-

teresse der Nordischen Mächte und der Lage ihrer Lande gar keine Begriffe, versprach aber, sich noch die Zeit zu nehmen, um die Landcharte besser zu studiren, und sich au fait zu setzen. Stair meynt aber, er habe diese Zeit nie gefunden. Lord Stair gab sich viele Mühe, dem Herzog von Orleans zu beweisen, daß zu Erhaltung des Gleichgewichts in Deutschland gegen das Haus Oesterreich nicht nöthig sey, Schweden drinn zu erhalten; die nördlichen Fürsten von Deutschland mit Französischer und Englischer Allianz sicherten dieß Gleichgewicht hinlänglich. Doch meynt er zu anderer Zeit selbst, Schweden müsse doch etwas in Deutschland behalten, um Preussen einzuschränken. Dänemark schien ihm damals ein sehr fürchterlicher Feind für England, und die Brittische Flotte in der Ostsee in sehr grosser Gefahr, wenn die Dänische und Russische sich vereinigten. Sein Haupttrost war, daß alliirte Mächte sich fast nie genug vertrügen, um gemeinschaftliche Plans mit Erfolg auszuführen. Stair versichert, er habe bey den Missisippischen Fonds leicht 30 bis 40000 Pfund gewinnen können, wenn er es nicht für seine Pflicht, als Gesandter gehalten, durchaus keinen Theil daran zu nehmen, um nicht andere Englische Unthanen zur Nachfolge zu verleiten. Er schildert überhaupt Law als einen windigen Prahler und unbesonnenen Feind Englands. Einige Anecdoten scheinen sein Urtheil zu rechtfertigen. Law sagte einmal, er wolle Frankreich so groß machen, daß alle Nationen Ambassadeurs, der König aber nur Couriers dagegen schicken sollte. Englands Macht und Reichthum sey in seiner Hand. Seine Reden gegen England giengen so weit, daß selbst

Lord Bolingbroke (ein Jacobit) eben da er bey ihm speisete, betheuerte, nie wieder zu ihm zu kommen. Lord Stair brachte seine Klagen auch für den Herzog von Orleans, der ihm selbst gestand, des **Laws** ganz unbegränzte Eitelkeit und Ehrsucht hätten ihm den Kopf verrückt; er habe eine solche hohe Meynung von seinen eigenen, und eine so kleine von anderer Leute Talenten, daß er es versucht habe, ihn mit den geschicktesten Leuten des Reichs arbeiten zu lassen, aber mit keinem habe es Law über zwey Tage ausgehalten, weil er schlechterdings keinen Widerspruch dulden wollen. Einmal (da die unglückliche Entwickelung des Systems sich näherte) behandelte ihn der Regent sehr übel, nannte ihn **Schurke, rasenden Menschen** rc. Letztern Namen verdiente er wirklich zuweilen, da er Perioden der Narrheit hatte, des Nachts aufstand und nackt herumtanzte. Law und Torcy hielten zusammen gegen Dubois. Um letztern zu erhalten, auch wol aus persönlicher Leidenschaft gegen Torcy, rieth Lord Stair einmal dem Regenten, er solle, um sein Ansehen bey dem künftigen jungen König zu erhalten, die auswärtigen Angelegenheiten durchaus Niemand völlig mittheilen, sondern sich allein vorbehalten, vor allem aber des Torcy Kenntniß in diesem Fache unterbrechen; hiedurch würde er sich beym künftigen Monarchen unentbehrlich machen. Der Herzog Regent war so eifersüchtig auf seine Macht, daß er durchaus nicht zugeben wollte, seinem Liebling Dubois den Kardinalshut ertheilen zu lassen, weil er dadurch von ihm weniger abhängig würde. Dieser konnte sich nie überwinden, seine Geschäfte nach Tagen und Stunden gehörig abzutheilen, und war daher

her von der Last der mancherley Geschäfte sehr niedergedrückt. Bekanntlich erzählt man den Tod des Herzogs so, daß er im höchsten Genuß der Liebe gestorben. Hier kömmt eine umständliche Nachricht von seinem Tode, die doch diesem Umstande widerspricht, und sie scheint authentisch, da sie aus der Erzählung der Maitresse Fallary selbst genommen ist, die allein bey seinem ganz unerwarteten Tode gegenwärtig war, aber auch wohl am ersten jenen Umstand verschweigen mochte. In dem Augenblick, da sich das Gerücht im Königl. Schlosse verbreitete, begab sich der Herzog von Bourbon zum König, und bat sich die Stelle des Premierministers aus, wozu, auf Fleurys Rath, Ludwig XV. Oui sagte. Wie dieser Monarch seinen Schwiegervater, Stanislaus zum erstenmal sah, unterhielt er ihn eine ganze Stunde von der Jagd. Dieser zweyte Theil hat 638 Seiten.

Tübingen.

Kurze Anweisung für einen Anfänger der Apothekerkunst und Chemie von J. A. Weber. Bey Schramme. 1779. Octav Seiten 88. Sehr kurz, und fast kürzer, als die Anweisung für einen Anfänger erfordern dürfte, aber nicht ohne nützliche Winke, welche Uebung in der Kunst verrathen, hat Hr. W. hier die Sätze und Arbeiten vorgetragen, welche ihm die wichtigsten schienen. Wir wünschen sehr, daß er seine gute Absicht, auch solche Apotheker, die bloß empirisch arbeiten, zur Lectur und zu vernünftigerer Einrichtung ihrer Geschäfte zu bewegen, nicht verfehlen möchte; sonst müssen wir gestehen, daß wir nicht

nicht in allen Grundsätzen mit Hrn. W. gleich denken. Bey den sauren und Laugensalzen würden wir einige seiner Charaktere ausgelassen und andere an ihre Stelle gesetzt haben; Kupfer wird auch durch flüchtiges Laugensalz meergrün gefällt, aber mit hochblauer Farbe aufgelöst; aus dem Scheidewasser wird das Quecksilber durch flüchtiges Laugensalz grau niedergeschlagen. Bey den thierischen und Pflanzensäuren ist Hr. W. sehr kurz; und warum er bey den Auflösungen durch Oele der Bleykalke nicht gedacht habe, errathen wir nicht; auch die Gründe und Erfahrungen nicht, die ihn veranlassen, in allem Spießglase Arseniktheilchen anzunehmen, und den Körper, der sich bey der Zubereitung des schweißtreibenden Spießglaskalkes oben ansetzt, als giftig zu erklären. Sublimation würden wir nicht zur Destillation rechnen, auch die Calcination anders bestimmen; auch den mercurium vitae keinen blosen regulum antimonii nennen. Noch ein Grund, warum der Mercurius dulcis öfters giftig ist, dürfte wol der seyn, wenn er nicht oft genug mit frischem Quecksilber sublimirt, oder der lockere Theil des Sublimats mit der dichtern und schwererern Rinde zusammengeworfen wird. Vitriolische Mittelsalze schlagen das Quecksilber nicht immer gelb nieder. Bey dem Gebrauche der reagentium hätten einige Einschränkungen nicht übel gestanden, und für den Anfänger wäre es auch sehr wohlgethan gewesen, wenn Hr. W. die Verhältniß der Ingredientien genauer angegeben hätte; hin und wieder scheint er uns aber Dinge zu sagen, die ein Anfänger noch nicht verdauen, oder doch sehr wol entbehren kann.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

48stes Stück.

Den 27. November 1779.

London.

Dialogues concerning natural religion by David Hume. Esq. 1779. 264 S. in Oct. Zweyte Auflage. Hume soll diese Gespräche, wie wir aus der Ankündigung der Französischen Uebersetzung derselben sehen, für seine beste Arbeit erkannt, und sie während seines Lebens nur deswegen zurückgehalten haben, weil er befürchtete, durch ihre Bekanntmachung sich neue Streitigkeiten, oder doch beunruhigende Vorwürfe und feindselige Anfälle zuzuziehen. Der redenden Personen sind drey: Cleanthes, ein eifriger, aber etwas freydenkender, Theist; Philo, ein Skeptiker, und Demea, ein frommer Rechtgläubiger, der in der Behauptung der Unbegreiflichkeit der göttlichen Natur, und der Ungewißheit menschlicher Kenntnisse eine Zeitlang mit dem Philo übereinstimmt, und am Ende darüber erstaunt, daß sein Mitstreiter wider den Cleanthes sein geheimer und gefährlichster Feind war. Philo legt beym

Anfange der Unterredung in einem Tone, der an seiner Aufrichtigkeit zweifeln läßt, das Bekenntniß ab: daß bey vernünftigen Männern nie die Frage vom Daseyn Gottes, das ausser allem Streite sey, sondern nur von seiner Natur und seinen Eigenschaften seyn könne. Er hält den Menschen für unfähig, die Natur der Gottheit zu begreifen, und erklärt es für Kühnheit, wenn man sich ihre Vollkommenheiten als denen der Menschen ähnlich vorstellen, oder über die Entstehungsart der Welt vernünfteln wolle. Er bestreitet den Cleanthes, der das Universum eine unermeßliche Maschine genannt hatte, die den Werken der menschlichen Kunst ähnlich sey, und eben wie diese in ihrem Urheber Verstand und Weisheit, nur in unbestimmlich höhern Graden, verrathe. Ihm scheint es eine Beleidigung aller Gesetze des richtigen Denkens zu seyn, wenn man aus einigen Aehnlichkeiten zwischen der Welt und den Arbeiten menschlicher Künstler sogleich auf die Aehnlichkeit ihrer Urheber schließt. Vernunft oder Gedanke (sagt er) ist nur eine von den vielen Kräften und Springfedern der Natur, wodurch gewisse Gegenstände auf andere wirken; und ohne allen Grund also beruft man sich bey der Erklärung des Ursprungs des Ganzen auf Denkkraft, als auf die einzige wirkende Ursache. Daraus allein, daß auf dieser Erde weder Holz, noch Steine u. s. w. ohne hinzukommende menschliche Kunst Ordnung und Ebenmaaß haben; lasse sich nicht der Schluß ziehen, daß auch das ganze Universum ohne irgend ein menschlichen Künstlern ähnliches Wesen weder Ordnung noch Zusammenhang erhalten konnte. Ein kleiner Theil sey kein Gesetz und Muster fürs Ganze, und die Natur in einer Lage könne nicht zur Regel für eben die-

sel-

selbige Natur in ganz andern Umständen gemacht werden. — So bald man die Ursache der materiellen Welt ausser ihr in einer andern verständigen Substanz, oder in einer verständlichen Welt aufsuche; so gerathe man in eine unendliche Reihe, weil man bey der ersten verständigen Ursache der Körperwelt fragen könne, ob auch sie nicht eine andere Ursache, und diese wieder eine andere habe. Alle Beyspiele von Zeugung und Vegetation bewiesen ja, daß die Materie eben so gut, als die Gedanken, ohne irgend eine bekannte Ursache, in ordentliche Reihen und Lagen falle, und man behaupte also wider alle Erfahrung, daß Ordnung denkenden Naturen wesentlicher, als undenkenden körperlichen sey. — Wir sind, fährt Philo fort, nicht einmal im Stande, zu beurtheilen, ob die gegenwärtige Welt grosse Fehler hat oder nicht, weil wir nur den kleinsten Theil von ihr kennen, und keine Gelegenheit gehabt haben, sie mit andern Welten zu vergleichen. Vielleicht sind während einer gränzenlosen Ewigkeit manche Welten verunglückt, und manche entworfene Schöpfungen in ihr Nichts zurückgefallen, bis man es durch anhaltende, aber langsame, Fortgänge in der Kunst des Weltbaues so weit brachte, das gegenwärtige Universum zu vollenden. Man kann auch nicht einen Schatten von Beweis anführen, aus welchem die Einheit eines Werkmeisters der Welt erhellte. Viele Menschen vereinigen sich, ein Schiff, ein Haus, eine Stadt zu bauen, warum nicht auch viele Götter, ein Weltsystem auszuarbeiten? Wenn man aber auch auf der Vergleichung der Welt mit den Producten der menschlichen Kunst und auf der Aehnlichkeit des oder der Urheber der erstern mit den Verfertigern der letztern bestehen will; so kann man doch immer fra-

fragen, ob nicht Götter, gleich den Menschen, in Geschlechter abgetheilt sind, ob sie nicht, wie die Menschen, absterben und sich in ihren Kindern erneuern? Höchstens läßt sich bey der Voraussetzung eines nicht unendlichen Baumeisters der Welt (denn einen solchen hatte Cleanth nur vertheidigt) behaupten oder vermuthen, daß das Universum durch etwas verständigen, und nach Absichten wirkenden, Wesen ähnliches entstanden sey; aber diesen einzigen Punct ausgenommen, kann man auch weiter nichts nur mit einiger Gewißheit bestimmen. (S. 111.) Nach diesen Raisonnements kommt Philo auf andere Hypothesen, die ihm eben so gegründet und annehmlich scheinen, als die von der Hervorbringung der Welt durch einen verständigen Urheber. Eine gewöhnliche und aus Erfahrung abstammende Art zu schliessen, sey diese: Daß, wenn mehrere bekannte Umstände einander ähnlich sind, auch die unbekannten als solche angenommen werden. Wenn man nun mit einem, durch diesen Grundsatz geleiteten und bestimmten, Blicke das Universum, in so ferne wir es kennen, übersehe, so müsse man auf die Vermuthung kommen, daß die Welt selbst ein grosses Thier, und die Gottheit die Seele sey, die auf die Welt wirke, und wiederum Wirkungen von ihr erhalte. Man bemerke in der Welt, wie in einem jeden andern organisirten Körper, einen unaufhörlichen Umlauf und beständige Verwandlungen von Materie, die keine Unordnung erzeugen: ferner Schäden, Abgänge, und Verwüstungen, die sogleich wieder ausgebessert, ersetzt und geheilt werden: endlich den genauesten Zusammenhang durchs ganze System, und eine solche Wirksamkeit aller einzelnen Theile und Glieder, wodurch nicht nur ihre eigene Erhal-

haltung, sondern auch die Erhaltung des Ganzen befördert werde. Hieraus werde es wahrscheinlich, daß die Welt einem Thiere oder auch einer Pflanze ähnlicher, als einem menschlichen Kunstwerke sey, und daß man mehr Ursache habe, zu glauben, daß sie durch thierische Zeugung oder Vegetation, als durch die Kraft eines verständigen Wesens entstanden sey. Wolle man einwenden, daß eine solche der Welt beywohnende, entweder zeugende oder vegetirende, Kraft, wodurch Welten aus Welten entstünden, nur neue Beweise von Verstand und Absicht in ihrem Schöpfer wären, oder daß es unmöglich sey, daß Ordnung von einem Wesen herrühre, das selbst nicht wisse, daß es Ordnung hervorbringe; so dürfe man nur um sich hersehen, um sich alle diese Einwürfe selbst beantworten zu können. Bäume, Pflanzen und Thiere theilen nach Philo's Beobachtung allen den Dingen, die aus ihnen entstehen, oder von ihnen erzeugt werden, Ordnung und Organisation mit, ohne sich ihrer Geschenke und Wirkungen bewußt zu seyn; und solche Beyspiele seyen häufiger, als andere, wo Ordnung durch Verstand und Weisheit hervorgebracht werde. — Im achten Abschnitt sucht Philo darzuthun, daß selbst die Demokritischen und Epikurischen Träume über die Entstehung der Welten, die ungereimtesten unter allen, durch einige kleine Veränderungen wahrscheinlich gemacht werden könnten. A priori sey es eben so gedenkbar, daß Bewegung in der Materie selbst beginne, oder entstehe, als daß sie die Wirkung eines frey handelnden Wesens, oder eines ersten Bewegers sey. Selbst die Erfahrung lehre, daß Bewegung durch Schwere, Elasticität u. s. w. eben so oft hervorgebracht, als durch Denkkraft mitge-

theilt werde. Mit gleichem Grunde könne man behaupten, daß Bewegung der Materie wesentlich sey, und daß eben diese von aller Ewigkeit her entweder dieselbige, oder ohngefähr dieselbige Summe von Bewegung und bewegenden Kräften gehabt habe, die sie jetzo besitze. Unaufhörliche Bewegnngen der Materie nun (so schließt Philo fort) mußten in weniger, als unendlichen Versezungen, die gegenwärtige Oekonomie und Ordnung der Dinge hervorbringen, und diese Ordnung, wenn sie einmal entstanden war, mußte sich selbst eine unbestimmte Zeit durch oder muß sich gar bis in alle Ewigkeit erhalten, und eben daher das Ansehen von Kunst, oder absichtlicher Einrichtung haben. Vergebens berufe man sich auf den künstlichen Bau von Thieren und Pflanzen, und auf die Zusammenstimmung aller ihrer Theile zu nützlichen Zwecken. Weder Pflanzen noch Thiere, sagt Philo, konnten eher bestehen, als bis sie eben diese absichtlich scheinende Einrichtung erhielten. Bey diesem System (setzt er hinzu) bleiben freylich immer grosse und schwer zu beantwortende Schwierigkeiten übrig, allein wo ist wol ein anderes, dem man nicht dieselbigen Vorwürfe machen könnte? Von dieser Ausrufung nimt er Anlaß, vorzüglich den Clarkischen Beweis für die Contingenz der Welt und die Nothwendigkeit des Daseyns ihres Urhebers anzugreifen. Alles wirft er ein, was wir als existirend denken können, können wir uns als nichtexistirend vorstellen. Es ist daher kein Ding, dessen Nichtdaseyn einen Widerspruch in sich schlösse, und also auch kein Wesen, dessen Daseyn a priori bewiesen werden könnte. Unsere Seele sey niemals in einer solchen Nothwendigkeit, sich irgend ein Ding als beständig fortdaurend

rend oder existirend zu denken, wie sie in der Nothwendigkeit sey, sich zweymal zwey als vier vorzustellen. Die Ausdrücke, nothwendiges Daseyn, hätten gar keinen Sinn, und es sey überhaupt eine augenscheinliche Ungereimtheit, wirkliche Dinge oder Facta a priori beweisen zu wollen. Wenn aber nothwendiges Daseyn jemals irgend einem Wesen zukommen könne; so sehe er nicht ein, warum man es der Materie absprechen wolle. Vielleicht besitze diese Eigenschafen, die, wenn wir sie genauer kennten, es uns eben so unmöglich machen würden, das Substratum derselben als nichtexistirend zu denken, als es uns jetzo unmöglich sey, zu glauben, daß zweymal zwey fünfe ausmachen. Den zehnten Abschnitt fängt Philo mit der Bemerkung an, daß nur allein richtige Vorstellungen von dem Elende und der Verdorbenheit der Menschen jemanden zu religiösen Empfindungen bringen könne, braucht aber dieß Paradoxon bloß als einen Eingang in eine trübe und niederschlagende Declamation über die Menge und Grösse von Leiden und Verderbniß, wodurch die ganze thierische, und besonders die menschliche, Natur gedrückt werde. Nach dieser nur zu künstlich ausgearbeiteten und die Gottheit anklagenden Schilderung natürlicher und sittlicher Uebel frägt Philo den Cleanth, der das Uebergewicht von Elend über Glückseligkeit abläugnet, wie er dreist genug seyn könne, den Stimmen aller Weisen und Jahrhunderte zu widersprechen, und wie er diese überwiegenden Uebel mit den sittlichen Vollkommenheiten eines Weltschöpfers vereinigen könne, gesetzt, daß ein solcher sey, und daß er auch Macht und Verstand besitze? Wenn man aber auch von freyen Stücken zugäbe, was gewiß niemanden durch Gründe

abgedrungen werden könnte, daß des Bösen weniger als des Guten in der Welt sey, und daß sich dieß Böse mit unendlicher Macht und Güte in der Gottheit zusammen denken lasse; so gewinne man doch durch die Voraussetzung einer bloß möglichen Vereinbarkeit aller Uebel mit göttlicher Güte und Gerechtigkeit nichts, weil man aus den vermischten und verworrenen Erscheinungen der Natur reine und unvermischte Vollkommenheiten ihres Schöpfers beweisen müsse. Dieß hält er für desto weniger ausführbar, da unter allen Arten von Uebeln keine einzige der menschlichen Vernunft durchaus nothwendig und unvermeidlich scheine. Warum frägt er, sollte es nicht möglich seyn, daß der Mensch in einem ununterbrochenen Zustande von Genuß fortlebte, und zur Thätigkeit nicht durch Schmerz, sondern entweder durch neue und grössere Vergnügungen, oder auch höchstens durch die Abnahme angenehmer Empfindungen gereizt würde? warum nicht möglich, daß die Welt nicht nach allgemeinen Gesetzen, sondern nach besondern Wollungen der Gottheit regiert, und daß durch solche besondere Wollungen alles Böse von denjenigen Wesen, die dergleichen empfinden können, abgewandt würde? War es denn unmöglich, daß Thiere und Menschen einige Kräfte und Vorzüge mehr erhielten, durch deren Zuwachs sie ihr Glück sich sicherer hätten verschaffen, und ihr Unglück gewisser vermeiden können. So wie sie jetzt beschieden sind, haben sie gerade so viele Kräfte, als sie brauchen, um nicht umzukommen, aber auch nichts mehr; alle ihre Gaben sind ihnen so kärglich zugemessen, daß sie mehr von einem harten Herrn, als von einem gütigen Vater herzukommen scheinen. Ein etwas mächtigerer Trieb zur Thätigkeit oder

Ar-

Arbeitsamkeit würde allein schon das menschliche Geschlecht vor unsäglichen Uebeln bewahrt haben, und eine nie versiegende Quelle von grösserer Glückseligkeit für sie geworden seyn. Ueberdem scheint es dem Philo, als wenn die vierte und letzte Hauptursache des menschlichen Elendes hätte entfernt werden können: nämlich die geringe Sorgfalt, oder die Nachlässigkeit, womit alle Springfedern und Triebwerke der grossen Weltmaschine eingerichtet sind. Keine einzige sey so genau gespannt, daß sie beym Wirken innerhalb der Gränzen bliebe, binnen welchen sie allein nützlich würde: alle hingegen verfehlten zu gewissen Zeiten das Maaß heilsamer Wirksamkeit, und rennten entweder in das eine oder andere Extremum hinein. So schaden (declamirt er fort) Regen bald durch Seltenheit, und bald durch verwüstenden Ueberfluß; Winde bald durch tödtliche Stille, und bald durch ungestüme Heftigkeit. Alle einzelne Theile haben so wenig das Ansehen von Vollendung, daß man glauben sollte: das Ganze habe nicht die letzte Hand seines Schöpfers erhalten. Wenn man also (schließt Philo) die vorgehenden Betrachtungen zusammennimt, und auf der einen Seite die Einförmigkeit und Unwandelbarkeit allgemeiner Naturgesetze, auf der andern aber zugleich die Mischung von Gutem und Bösem überdenkt; so ist unter allen Hypothesen, die sich über die Natur der ersten bildenden Ursache, oder Ursachen der Welt erfinden lassen, folgende die wahrscheinlichste, daß diese Ursache, oder Ursachen, weder vollkommen gut, noch vollkommen böse, auch nicht gut und böse zugleich, sondern gegen beydes, das Gute und Böse, gleichgültig seyen. Im letzten und zwölften Abschnitte bemüht sich Philo zu beweisen, daß die Vertheidi-

ger eines mächtigen und verständigen Urhebers der Welt, und die Läugner derselben bisher nur über Worte gestritten, und im Grunde einerley Meynung gehabt hätten: und daß Religionsbetrachtungen entweder gar keinen, oder doch keine für die Sittlichkeit und Glückseligkeit des Menschen günstige Einflüsse jemals geäussert hätten oder äussern könnten. — Dieß sind die Hauptgedanken eines Werks, dessen Auszug uns schon zu viel Raum weggenommen hat, als daß wir die Bestandtheile desselben einzeln prüfen oder widerlegen könnten. Recens. scheut sich zwar nicht, sich für einen aufrichtigen Bewunderer der Talente und des edlen Charakters seines Verfassers zu bekennen, er kann aber auch das Geständniß nicht zurückhalten, daß er diese letzte Humische Arbeit mit nicht geringerer Bekümmerniß gelesen hat. Weh that es ihm, daß ein Mann von so ausgebreiteter Gelehrsamkeit auch nur zum Spielwerk solche übertriebene Sätze behaupten konnte, als womit dieß Werk angefangen und beschlossen wird: und daß ein sonst so gesetzter und gründlichdenkender Weltweise noch in den letzten Jahren seines Lebens ein Vergnügen daran finden konnte, immer neue Zweifel und Schwierigkeiten gegen Meynungen aufzusuchen, die, wenn er sie auch nicht für wahr hielt, er doch wenigstens für heilsam erkennen mußte, und auch wirklich erkannte. Eben so schmerzhaft war es ihm, daß ein so warmer Freund der Menschen, als Hume war, entweder aus jugendlicher Eitelkeit, oder weil er in andern Menschen Kopf und Herz so wenig mit einander verbunden glaubte, als in sich selbst, daß ein solcher Mann sich so weit vergehen konnte, um noch nach seinem Tode Raisonnements bekannt zu machen, von denen er selbst voraussehen mußte,

daß

daß sie die Schwachen ärgern, den Vernünftigern mißfallen, und den Saamen des Verderbens vielleicht in manche junge Seele streuen würden, — und sich dabey zu stellen, als wenn allgemeiner Zweifel der sicherste Führer zur Frömmigkeit oder Rechtgläubigkeit sey. Rec. ist überzeugt, daß alle reifere und gesetztere Leser dieses Werks es mit ihm bedauren werden, daß Hume selbst solche Flecken auf das sonst so schöne Gemälde seines Charakters geworfen hat, und die Verehrer seiner Talente und Tugenden gleichsam zwingt, von der Hochachtung, die sie ihm schuldig zu seyn glaubten, etwas zurückzunehmen. Er hält es zugleich für seine Pflicht, junge und im Denken noch nicht geübte Männer vor einer übereilten Lectur dieses Buchs zu warnen: sich selbst oder Humen nicht zu viel, und andern nicht zu wenig zutrauen; ja nicht zu glauben, daß alle Schwierigkeiten, die sie nicht auflösen können, auch andern unauflöslich sind, und endlich stets den Gedanken gegenwärtig zu erhalten, daß Hume selbst nicht alles, was er vorgetragen, für Wahrheit gehalten hat.

Åbo.

Hieselbst kommt aus der Feder des verdienstvollen Professors der Medicin und Ritters vom Wasaorden, Hrn. Johann J. Haartman, eine *Sciagraphia morborum* in Abschnitten von drey bis vier Bogen in der Frenkellschen Druckerey heraus, über die er Disputirübungen anstellen läßt. Wir haben nunmehr vier solcher Abschnitte in Händen, die alle im Junius d. J. vertheidigt worden, und in fortlaufenden Seitenzahlen 236 Seiten in Octav ausmachen. Wenn man nun in der Folge die Disputationstitel wegwirft, hat man ein Buch

von

von diesem Gegenstand. Hr. H. ist mit Sauvages und einiger anderer subtilen Eintheilungen der Krankheiten unzufrieden, und versucht zwischen diesen und denjenigen, die zu wenig auf System in der Krankheitslehre halten, den Mittelweg zu treffen. Er theilt gleichwohl auch die Krankheiten in Classen, Ordnungen, Geschlechter, Gattungen und Abänderungen, erklärt kurz dieselben nach allen diesen Rücksichten, benennt sie auch Schwedisch, und bringt Synonymen und Citationen bey. Mit eben der gedrungenen Kürze, womit er das Pathologische abhandelt, zeigt er auch die Heilung an. In untergestreueten Anmerkungen giebt er oft Rede und Antwort von seinen Abweichungen von andern, und erläutert das Dunkele. Seiner Classen sind acht: Febres, Dolores, Exanthemata, Profluvia, Morbi nervosi, Debilitates, Intumescentiae, Marasmi. Bisher besizen wir nur die vier ersten abgehandelt. Man stellt sich leicht vom Hrn. V., als von einem geschickten Arzt, vor, daß die Charactere nur von den in die Sinne fallenden Erscheinungen hergenommen sind. Die sinnlichsten erhalten den Vorzug. Dies ist z.B. der Grund, warum die Entzündungs- und Ausschlags-fieber von den einfachen, selbst den Classen nach, getrennt sind. Die Gelegenheitsursachen oder die Verschiedenheit der leidenden Stelle machen gemeiniglich die Abänderungen aus. Die systematische Ordnung machte freylich gewisse Benennungen nöthig, die man vergeblich bey den Alten sucht. Hierin aber weicht Hr. H. doch nicht leicht von seinen neuen Vorgängern ab. Die mehresten Krankheiten sind, nach der Lehrart des Nordischen Naturkündigers in der Naturgeschichte, nur mit zweyen Namen belegt. Daß ein systematischer Kopf bey einer solchen Arbeit viel Eigenes, und nicht allgemeinen Beyfall fin-

findendes, darbieten müsse, ist leicht zu begreifen. Eine solche Bemühung verdient aber doch jederzeit Dank, da sie das grosse Heer der Krankheiten unter Einen Gesichtspunct bringt, dem Gedächtniß zu Hülfe kömmt, und einen Schlüssel auch zur Kenntniß seltener Fälle darreicht, um so viel mehr, wenn der Verfasser von einer solchen Bekanntschaft mit der Natur geleitet wird, die dem gegenwärtigen täglich zu Gebote steht.

Frankfurt und Leipzig.

Warnung an die Barometer- und Termometerliebhaber. 1779. 64 Octavseiten. Erst wider Hrn. Rosenthal, wegen seiner Erinnerungen gegen Hrn. de Luc. (Daß Hr. Rosenthal Hrn. de Luc Unrecht gethan hat, ist gel. Anz. 84. St. gesagt worden. Seine Gegenmeynung hat er freylich nicht mit einer grossen Verbeugung und Bitte um Vergebung vorgetragen, sondern wie ein ehrlicher Mann, der gegen jemand, unter dem er nicht steht, kein groß Ceremoniel für nöthig hält; gar nicht mit der Grobheit, wie Leute, die auf Universitäten Sitten konnten gelernt haben, und in gelehrten Aemtern stehen, oft schreiben: Also wird er hier viel zu strenge behandelt.) Nachgehends werden gegen Hrn. de Luc Thermometer in des seel. Stromeyers Schrift gemachte Erinnerungen beantwortet. Die lobenswürdige Hauptabsicht der Schrift scheint Hrn. de Luc Sorgfalt für die Richtigkeit der Werkzeuge und Beobachtungen theils zu vertheidigen, theils zur Nachahmung zu empfehlen; auf das letztere, auf Warnung vor schlechten Werkzeugen bezieht sich wohl der Titel. Eine neue grammatische Bestimmung wagt der Hr. Verf., Barometer, und alle - meter, sollen

männ-

männlichen Geschlechts seyn, Mikroskop und alle: skope, vom unbestimmten. (Grund hievon giebt der Hr. Verf. nicht an. Der Deutsche, der Mikrometer zu nennen hat, kann doch wohl leicht merken, daß es seinem Ursprunge gemäß nicht wie Trompeter, Er heisst. Freylich scheint dem Hrn. Verf. auch nützlicher, daß man in Termometer ein h erspart, als daß man bemerkt, wo das Wort herkömmt. Von den Genuesern sagt man, daß sie aus Sparsamkeit auch die Wörter abkürzen. So scheint es, wird in unsern ökonomischen Zeiten auch die Orthographie vermuthlich nach den Grundsätzen eines ökonomischen Schriftstellers vor 60 Jahren eingerichtet, der sich Gottfried Parcus nannte.)

Altenburg.

Mochammads Lehre von Gott, aus dem Kor'aan gezogen von Adj. **Wilh. Haller.** 515 S. Oct. Die Einheit Gottes ist die Hauptlehre und der Hauptzweck des ganzen Korans. Alles, was da ist, das ganze Weltall, hat Gott geschaffen, er selbst aber hat sein Daseyn von niemand, sondern ist unursprünglich und selbstständig. Seine Eigenschaften, Allgegenwart, Weisheit, Allmacht s. f. auch oft unter menschlichen Bildern, z. B. Hände, Augen, Mund, Stimme u. f. Von der christlichen Dreieinheitslehre macht sich Muhamed ganz irrige und verkehrte Vorstellungen. Er tadelt die Christen, (vorzüglich Sur. 5.) daß sie drei Götter, den Vater, Jesum Christum, und die Maria anbeten. Christi Gottheit wird ausdrücklich geleugnet, und vom heiligen Geist, als einer dritten Person im göttlichen Wesen, hatte Muhamed nicht die geringste Wissenschaft. Die ge-

gelehrten Ausleger des Korans sind von dieser Lehre besser berichtet, sie bestreiten sie aber, und vorzüglich die Gottheit Jesu, mit vielen Gründen, die lezte selbst durch Entkräftung der zu ihrem Beweis angeführten Schriftstellen beider Testamente. Von der Schöpfung und Erhaltung der Welt redet Muhamed ganz richtig, zum Theil in erhabenen Ausdrücken und sehr starken Bildern. Gott schreckt die Sterblichen durch Blitze, schwenkt seine Donnerkeile, läßt hageln, und deckt sie mit Bergen. Diese Berge verwandelt Hr. Haller durch eine sehr unglückliche Aenderung der Lesart in Stricke, welche hier Regengüsse bedeuten sollen. Er scheint überhaupt mehr auf Muhammeds Verhältniß gegen die christliche Dogmatik, als seine eigenthümliche Vorstellungsarten und deren Verkettung gesehen zu haben. Die lezten wünschten wir eigentlich aus dem Koran selbst in einem concentrirten Auszuge. Des Verfassers Weitschweifigkeit macht die Uebersicht des Ganzen unmöglich. Daß er **Mochammad** und **Kor'aan** schreibt (vergl. Vorrede S. 17. 18) ist doch wirklich unnütze Kleinigkeit. Muhammeds Lehre von den Engeln und Menschen soll, nebst seiner Geschichte, und einer Kritik über Muhammed und den Koran nachfolgen.

Breslau.

Die Lehre der heiligen Schrift, von Herm. Daniel Hermes, Pastor zu St. Maria Magdalena und des evangelischen Stadtconsistorii Assessor, 1779. Theil 1 bis 3, in Octav, ist eine zusammenhängende Vorstellung beides des theoretischen und moralischen Theils der Religion; welche mit dem noch zu erwartenden vierten Theil soll

soll geschlossen werden, und der Absicht des Hrn. Verf., der unkultivirten Klasse von Christen einen faßlichen Unterricht zu geben, nicht übel entspricht. Das Werk verrät viel feine Kentnisse und eine nicht geringe Gabe der Deutlichkeit; auch wird nicht leicht jemand bei der Wärme, mit welcher der Hr. **Pastor** von der Religion und für sie spricht, kalt bleiben. Viel nüzlicher würde es indessen seyn, wenn mehr Genauigkeit im Vortrage; und Milde in Beurtheilung und Widerlegung anderer darin herrschte. Daß die heil. Dreieinigkeit über die Schöpfung des Menschen gerathschlaget, 1, S. 8; **Eva** geglaubt, Gott meine es nicht gut mit ihr, S. 11; *ἡ ἐκ Θεȣ δικαιοσυνη ἐπι τῃ πιϛει*, **die aus Gott über dem Glauben leuchtende, ruhende, wie die Säule über der Stiftshütte, wohnende Gerechtigkeit**, S. 112 des 3. Th.; und, התהלך את האלהים, **sich mit Gott zerwandeln**, heisse S. 124: diese und ähnliche Dinge werden schwerlich Beifall finden.

London.

Von den Engl. Dichtern ist eine Sammlung veranstaltet worden, die in 60 Bänden in kl. Oct. besteht: The English Poets with Prefaces biographical and critical to each Author. By Sam. Johnson. Der erste Anblick gleich ladet zum Lesen ein; die Lettern sind scharf, aber ein wenig klein, und also nicht für alle Augen. Der Druck ist, so viel wir gefunden haben, richtig. Die Nachrichten von den Dichtern sind in einzelne Bändchen gefaßt; und des Dr. Johnsons scharfe Kritik findet man auch hier, mit einer Zahl der scharfsinnigsten Anmerkungen für den Kritiker und den Dichter.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

49stes Stück.

Den 4. December 1779.

Halle.

Bey Gebauer kamen bereits 1778. heraus: Die Psalmen, übersetzt und mit Anmerkungen vom Hrn. Prof. Knapp. 21 Bogen in Octav. Auf eine sehr vorzügliche Weise nähert sich diese Uebersetzung der Stärke und dem Wohlklang des Originals. Keine verwässernde Paraphrase, aber eben so wenig sclavisch wörtliche, und nur auf Etymologie sich gründende, Uebertragung des hebräischen Ausdrucks in deutsche, unverständliche und undichterische Sprache. Man versteht die Hymne, die man gelesen, versteht sie auch ohne Erklärung, und wird zu Mitempfindungen mit der ganzen Lage des Dichters selbst, in der er sie sang, veranlaßt. Von gleicher Güte sind die Anmerkungen des Hrn. Prof. Kurze und zweckmässige Erläuterungen theils der allgemeinen Idee jedes Psalms, theils des Sinnes einzelner Stellen aus dem Zusammenhang, der alten Uebersetzungen und verwandten

Sprachen. Eigene Kenntniß der Sachen, ein sorgfältiger, und doch nicht sclavischer, Gebrauch der Bemerkungen seiner Vorgänger, besonders des sel. Schultens und unsers Hrn. Hofr. Michaelis, und eine bescheidene Freymüthigkeit in Behauptungen, die sich von gewöhnlichen Erklärungen, besonders Deutungen der Psalmen, entfernen, sind durch die ganze Arbeit vorzüglich sichtbar. Gern zeichneten wir Stellen aus, die dieß Urtheil bestätigen könnten. Aber ihre Auswahl würde schwer seyn, und der allgemeine Beyfall, mit dem längst das ganze Buch aufgenommen worden, macht sie ohnehin bey unserer spätern Anzeige entbehrlich. Lieber wollen wir zum Beweise der Aufmerksamkeit, mit der wir selbst es gelesen haben, einige solcher Stellen anmerken, über die, nach unserer Einsicht, sich noch andere weniger genutzte Erläuterungen geben lassen. Ps. 5, 8. wird mit allen Auslegern ברב חסדך übersetzt: **im Vertrauen auf deine grosse Güte.** Dieß scheint wider die Parallelidee, ביראתך, zu seyn. Hingegen חסד in der seltnern, aber nicht ungewöhnlichen, Bedeutung pietas, giebt folgenden Sinn: **Ich aber — tiefer Ehrfurcht voll wall' ich zu deinem Tempel; falle nieder vor dein Heiligthum voll Andacht.** 7, 4.-6. wird die ganze schöne Stelle nur dadurch dunkel, und selbst undichterisch, daß אם als Bedingungspartikel übersetzt, und so alle 3 Verse in einen ordentlichen Perioden, der Vordersatz und Nachsatz hat, verschränkt werden. Auch hat dann ואחלצה durchaus keinen Sinn, und muß eben daher, wie auch Hr. Prof. K. mit mehrern Auslegern thut, in ואלחצה geändert werden. Würde aber אם als Fragepartikel num? genommen, und ו in ואחלצה contra, imo, vero, übersetzt; so bleibt alles, wie es ist, und der Ge-

Gedanke ist folgender: Macht' ichs je so, wie er? Uebte je Frevel mein Arm? Vergalt ich je Böses meinem Freund? Sogar, ich rettete ihn, meinen unverschuldeten Feind. Aber er verfolgt feindselig mich, daß er mich hasche, zu Boden mich stampfe, in Staub mich strecke. Die Auslassung der Verbindungspartikel ו vor ירדף, die man dagegen einwenden könnte, ist völlig lyrisch, vergl. 2, 4. — Ebendas. V. 13-15. ist die durch gar nichts vorbereitete Veränderung der Personen, nach der ישוב auf den Feind, ילטוש auf Gott, ולו הכין wieder auf den Feind gehen soll, äusserst hart. Auch kann לו V. 14. unmöglich auf קשת, das ein Femin. ist, gezogen werden. Wir sehen das Ganze als ein fortgesetztes Gemählde des den Dichter verfolgenden, aber am Ende selbst unglücklichen Feindes an; übersetzen אם לא nonne, verbinden ישוב ילטוש nach der gewöhnlichen hebräischen Manier zusammen: denuo acuit; und ziehen ולו auf den Feind. Möcht' er nicht aufs neue schärfen sein Schwerdt? spannen seinen Bogen und zielen? — — Aber sich selbst bereitet er des Todes Geschoß 10, 9. kann ברשתו wohl nicht von רשת, das Netz, abgeleitet werden, ohne die auffallendste Vermischung ganz verschiedenartiger Bilder. In beyden במשכו und ברשתו scheint eine Form zu seyn; das letztere von ירש, cepit. Er schleppt ihn, hält ihn — — Im 16. Ps. findet der Hr. Prof. auch die Idee eines Priesters durchgeführt. Uns dünkt, die Stelle V. 4. 5. auf die allein sich der ganze Gedanke gründet, konnte jeder fromme Israelit sagen; so wie überhaupt die Beweise, daß der ganze Psalm ein Messiaspsalm sey, ohne Rücksicht aufs N. T. uns sehr schwach scheinen. Gefühl für die wahre Re-

Religion Jehovens im Gegensatz gegen den Unsinn des Götzendienstes und Hofnung einer glücklichen Todtenauferstehung, wenn auch unter den Martern des Verfolgers der Leib hinsterben sollte, sind, wie im folgenden 17. Ps. so auch hier, die einzigen, bey jedem guten Israeliten sehr gedenkbaren, Empfindungen der ganzen Hymne. Sonst ist dieser Psalm vorzüglich schön erläutert und verdeutscht. Nur V. 2. hat בל, durch nichts übersetzt, wohl den Sprachgebrauch nicht für sich. Wenigstens 10, 4. beweist ihn gewiß nicht. Auch scheints wider die poetische Construction des Verses zu seyn, daß טובתי von בל בלעדיך getrennt wird. V. 5. wird מהר durch beschenken übersetzt. Auch dieß ohne genauen Beweis. מֹהַר heißt Morgengabe. Aber bekanntlich ist diese in Orient nicht Geschenk, sondern Kaufpreis. Aus ihr allein kann also wohl schwerlich jene Bedeutung des Zeitworts bestätigt werden. 17, 12. Daß כסף die Klauen entblössen heisse, weil كشف denudavit bedeutet, ist doch sehr willkührlich, da die Hauptidee Klauen erst hinzugedacht werden muß. Und die gewöhnliche Bedeutung von כסף giebt ja einen so guten, leichten, selbst nicht unpoetischen, Sinn. 22, 10. ist גחי מבטן übersetzt: Du zogst mich aus meiner Mutter Leib. Die transitive Bedeutung von גחה ist unerwiesen. Das ganze Bild hat überdem etwas Unangenehmes, und kommt, so viel wir uns erinnern, nie von Gott vor. Auch muß so מבטן in anderm Sinn genommen werden, als gleich unmittelbar in folgendem Vers. Hierzu kommt endlich der Parallelism des zweyten Gliedes, der so sehr die Uebersetzung des Syrers ܬܘܟܠܢ

fidu-

fiducia mea bestätigt; es mag nun גרת selbst ursprünglich diese Bedeutung gehabt haben, oder etwa anders gelesen werden müssen, etwa חוגי, vergl. das Arab. حاجة Hofnung. 25, 7. ist כחסדך zum ersten Membro gezogen. Und das muß geschehen, so bald es **nach deiner Güte** übersetzt wird. Aber auch hier scheint חסד wieder pietas, und so beyde Sätze antithetisch Parallel zu seyn. 27. 8. ist Luthers Uebersetzung beybehalten. Wie diese im Hebräischen לך אמר לבי liege, sehen wir nicht. Den leichtesten Sinn scheint doch das allgemein von den alten Uebersetzungen bestätigte בִּקֵשׁוּ zu geben. **Zu dir fleht mein Herz, sehnt sich mein Blick; Nach dir, Jehova, sehn' ich mich.** 30, 5. ist wohl in זכר zu viel gesucht, wenn הודו זכר קדשו übersetzt wird: **Verewigt das Andenken seiner Heiligkeit:** זכר ist bloß Dichterausdruck für שֵׁם **Dankt seinem göttlichen Namen, d. i. Dankt ihm, dem Allmächtigen.** Ebend. V. 6. sind beyde Sätze einander ganz antithetisch parallel: **Einen Augenblick währt sein Zorn; Menschenalter hindurch seine Huld.** 49, 8. ist die gewöhnliche Lesart אח beybehalten, die doch nach Sinn und Grammatik so viel wider sich hat. Beydes, dünkt uns, wird erleichtert durch die Lesart des Königsb. Cod. אך vergl. V. 16. **Fürwahr nicht loskaufen mag sich** (נפשו scheint ausgelassen zu seyn wegen des Suffixi in כפרו) **der Mensch, noch ein Lösegeld geben für sich.** 58, 9. möchte Rec. nicht auf des Chaldäers und der Rabbinen Zeugniß שבלול durch Schnecke übersetzen, zu der das Zeitwort תמס so wenig paßt. Der LXX und des Syrers cera stimmt selbst mit der Etymologie

(שבל fluere) so sehr viel mehr überein. Mit eben dem Syrer lesen wir statt כפל אשת, כבל אש **wie vom Bliz getroffen sterben sie dahin.** 68. 7. kann מושיב — ביתה wohl nicht heissen, **der Kinderlosen ein Haus voll Kinder giebt**, sondern: **der Verwaisete aufnimmt in sein Haus.** 73, 4. würden wir kein Bedenken tragen, das äusserst unverständliche למותם in למו תם zu verändern, תם zum folgenden ויבריא zu ziehen, wie schon Merrick und neuerlich Hr. D. Stark vermuthet haben. Ebendas. V. 7. ist יצא מחלב עינמו übersetzt: **Ueber vollen Wangen blicket ihr Auge hervor.** Unstreitig ein sehr mahlerisch Bild des Wollüstlings. Aber die Grammatik ist dagegen, wie der Hr. Prof. selbst bemerkt, und die Lesart des Syrers und der LXX עולמו giebt doch den, wie Rec. dünkt, guten, und besonders mit dem folgenden sehr übereinstimmenden, Sinn: **Reichthum und Wohlleben ist Quell ihrer Grausamkeit.** 93, 3. muß דכים wohl poetisches Synonym von קול *fragor* seyn. Darauf führt der Parallelism und das Zeitwort נשא, selbst auch die Etymologie von דכה atterere. **Ströme erheben ihr Brausen.** 106, 25. wird das dunkele רגן gut aus dem Arabischen رجينة turba erläutert, und übersetzt: **sie empören sich in ihren Zelten.** Weniger leicht aber scheint uns ebendas. die Erläuterung des יצמדו, **sie umwanden ihr Haupt mit Binden**, von ضمد **eine Kopfbinde.** Die gewöhnliche Bedeutung von צמד jungere, **sie ergaben sich dem Peor**, macht, dünkt uns, alle übrige Versuche entbehrlich. Ps. 109. haben wir uns gewundert, wie der

der Hr. Prof., der über die andern sogenannten Fluchpsalmen so vortrefliche, und in die nicht nach christlichen Grundsätzen zu beurtheilende Sittlichkeit alter Naturmenschen eingreifende, Bemerkungen gemacht hatte, die Idee wahrscheinlich finden konnte, daß hier nicht dem Dichter, sondern seinen Feinden jene Flüche in den Mund gelegt werden; besonders, da zur Entschuldigung des Dichters selbst auf diesem Wege gar nichts gewonnen wird. Denn V. 20. wenigstens, und eben so V. 28. 29. würde er doch dasselbe Unglück den Feinden wieder zurück auf ihren Kopf wünschen; und so bliebe immer der Psalm, was er ist, ein sehr unchristlicher Ausbruch heftiger Empfindungen gegen Feinde. Dazu kommt, daß im Munde der Feinde des Dichters, die als irreligiöse Bösewichter beschrieben werden, die Art von Flüchen: **Gott solle ihn strafen, weil er ein grausamer Verfolger der Bedrängten sey** (V. 16.) etwas sonderbar Auffallendes hat, und die Gründe für den Gedanken selbst gar schwach sind. Der scheinbarste ist aus dem 5. V. genommen. Aber dort spricht der Dichter nicht von jetzigen Empfindungen gegen seine Feinde, sondern von seinen ehemaligen Gesinnungen und Betragen gegen sie. Beym 119. Ps. endlich ist uns oft der Gedanke lebhaft worden, ob er nicht von einem jungen Israeliten gemacht sey, der seine väterliche Religion abschwören sollte, und, im Gefängniß seinen Tod erwartend, sich durch Betrachtung der Vortreflichkeit der Religion Jehovens gegen alle Versuchungen wafnete. Wir bitten folgende Stellen zu vergleichen. 22 f. 25. 28 f. 36. 39. 42 f. 46. 50 f. 53. 56. 67. 72. 74. 78. 83 f. 95. 109. Ein solcher bestimmter Zweck des Psalms würde auch die unläugbar drinn vorkommenden, häu-

ßigen Tautologien in einem viel vortheilhaftern Lichte zeigen, und zur Erklärung einzelner Stellen selbst nicht wenig beytragen. Doch wir müssen hier abbrechen, und zeigen nur noch an, daß als Beylage zu dieser Uebersetzung in eben dem Verlage auch **Anmerkungen über einige Erklärungen und Lesarten in den Psalmen** herausgekommen sind, in denen Stellen der erstern Schrift vom Verf. selbst theils berichtigt, theils noch genauer und umständlicher erläutert werden, auf $1\frac{1}{4}$ Bogen in gleichem Format.

Paris.

Traité sur l'art des sièges et les machines des anciens, par M. Joly de Maizeroy, Lieuten. Colonel. 1778. in Octav 400 Seiten, ohne die Vorrede, 6 Kupfer. Der durch sein eigenes taktisches Werk, und durch die Uebersetzung der Taktik des K. Leo rühmlichst bekannte Hr. Verfasser giebt hier neue Beweise seiner Gelehrsamkeit und scharfsinnigen Kenntniß der Alten. Er hat sich bemüht, dem Leser eines Theils die Züge der Aehnlichkeit zwischen ihren und unsern Grundsätzen kennbar zu machen, andern Theils die Bewegungsgründe zur Verschiedenheit bey den Belagerungsarbeiten selbst. Das ist das sicherste Mittel, die Kenntniß von der Poliorcetik der Alten für uns nützlich zu machen. Er vermuthet zwar, daß wenige Kriegspersonen ihm dieser Untersuchungen wegen Dank wissen werden; ist aber überzeugt, daß man sich in der Kriegskunst nicht vollkommen machen könne, ohne die Alten zu studiren, und von ihren Grundsätzen gleichsam durchdrungen zu seyn: und ohne solche Untersuchungen verstehet man sie nicht. Im ersten Abschnitt

wird

wird die Geschichte der Belagerungskunst, die Erfindung der Werkzeuge, und die förmliche Belagerung abgehandelt. Im zweyten die gewaltsame Ueberraschung und die Leitererſteigung. Der dritte bestreitet die Trenscheen der Alten; handelt von den Belagerungen des spätern Alterthums, und von den Minen. Der vierte ist den Wurfmaschinen der Alten gewidmet. Ein Anhang, verschiedenen ausführlichern Abhandlungen über einzelne Gegenstände, die wir nachher anzeigen wollen. Ueberhaupt können wir nicht die Materien nach der Ordnung verfolgen; sondern begnügen uns, hier und da etwas anzumerken.

Wenn es in den Erzählungen der Alten heißt, man habe einen Mauerbrecher auf den Schanzhügel gestellet, so hatte die Stadt einen Graben, den man ausgefüllet hatte. War aber kein Graben da; so diente der Hügel nur zum überhöhen, und es war kein Mauerbrecher darauf nöthig. Die förmliche Belagerung unterscheidet der Hr. Verf. vom offenbaren, beschleunigten Angriff dadurch, daß man bey jener mehr Zurüstung mit Thürmen, Mauerbrechern, Galerien machte, und sie gemeiniglich auf der Stelle verfertigte; zu diesem aber einige Mauerbrecher und andere Werkzeuge, schon fertig mitbrachte. Ueber eine Testudo hat nie ein Wagen anders fahren können, als wenn sie in einem Hohlwege, oder anderem engen und niedrigen Orten, gemacht wurde, wo die Schilde eine nahe und der Gewalt angemessene Unterstützung fanden. Folard verwundert sich, daß die öffentlichen Angriffe mit stürmender Hand nicht mehr so üblich sind: die vornehmste Ursache ist, weil wir keine Vertheidigungswaffen mehr haben, die den Stürmenden einige Sicher-

 heit

heit geben, wenigstens Muth einflössen könnten. Bis auf die Zeit, da man anfieng, vom Schießpulver Gebrauch zu machen, dachte man eben so wenig daran, sich der Festung in Laufgräben zu nähern, als sich zunächst an ihr einzugraben. Guischard hat die Irrthümer des Ritters Folard in diesem Stücke sehr scharfsinnig widerlegt. Die Alten gebrauchen keine Wörter, die sich auf Einschnitte in die Erde deuten liessen; entweder sie bedeuten gerade das Gegentheil, aufgeschüttete Erde, oder Werke von Zimmerholz und geflochtener Arbeit. Wir wollen dieses nicht läugnen; aber unbegreiflich ist es uns immer, daß die Alten auf ein so einfaches und feuerfestes Bedeckungsmittel nicht sollten verfallen seyn. Am Ende gesteht doch der Hr. Verf. selbst, daß sie manchmal eine Art überbauter oder mit Blendungen versehener Zugänge vom Lager her, gemacht haben; aber diese seyen gerade ausgegangen, (das dünkt uns kein wesentlicher Unterschied.) Die Poliorcetik der Alten war in Italien nie völlig verloschen: bey den griechischen Kaisern erhielt sie sich ganz aufrecht: durch die Creuzzüge kam sie auf uns. Man machte kleine umpfählte Schanzen, so nahe als möglich an dem belagerten Ort, lagerte und setzte sich dahinter, und nannte sie Bastilles; man fuhr fort, Schanzhügel aufzuwerfen, und sie hiessen Taudiz; auch die alten Wurfmaschinen blieben bis ins 16. Seculum. Die Minen sind älter, als die Mauerbrecher und übrigen Werkzeuge. Man hatte sogar schon im Voraus zubereitete Gänge und Gegenminen.

Der Abschnitt von den Wurfmaschinen der Alten ist grossentheils aus dem Tractat genommen, der bereits mit der Uebersetzung des Leo im Druck erschie-

erschienen ist. Der Verf. rühmet, daß ihm hierbey eine vortrefliche Abhandlung des Grafen von Herouville grosse Dienste geleistet habe. Sie enthalte die Maassen und umständliche Beschreibung aller und jeder Theile so vollständig, daß man sie zum Grunde legen, und das vorhandene Model zum Muster nehmen könne, wenn jemals die Regierung für gut finden sollte, wieder solche Werkzeuge machen zu lassen. Wie denn Hr. v. M. viele Gelegenheiten anführet, bey denen sie überaus nützlich seyn könnten. Wir wünschten, daß nur vorerst diese Abhandlung bekannt gemacht würde. Exemplare solcher Werkzeuge, vielleicht von mancherley besonderer Einrichtung, sind gewiß noch in alten Rüstkammern vorhanden. Unser zweyter Wunsch wäre, daß sie beschrieben würden. Es ist schade, daß mit ihnen so viele Kunst der Alten, und so manches Hülfsmittel, ihre Schriften zu verstehen, vollends absterben soll. Die Zeichnungen, so unser Hr. Verf. davon mittheilet, sind sehr deutlich und schön: vermuthlich nach dem Model, oder vielleicht beyde, nicht sowol nach der Beschreibung der Alten, als nach einem wirklichen Exemplare gemacht. Es ist ein Irrthum, wenn von ihnen gesagt wird, die eine Figur stelle eine Catapulte vor, die man aber, durch Einsetzung eines andern Canals, auf Steine eingerichtet habe: die andere Figur aber eine Catapulte, die allein zum Pfeilschiessen geschickt, und nicht dazu gemacht sey, ihren Canal mit einem breitern für Steine zu verwechseln. Beyde Figuren sind vielmehr Vorstellungen der nemlichen Sache, der Catapulta zum Steinschiessen; nur daß die eine, kleiner gezeichnete, gespannt und mit einem Pfeil geladen ist, die andere aber nicht. Die catapultischen Werkzeuge waren nemlich

lich entweder auf Steine eingerichtet (Palintona, lithobolica), oder auf Pfeile (Euthytona, oxybolica). Jene konnte man auch zum Pfeilschiessen gebrauchen, und das drückt die Figur der gespannten Catapulta aus; aber nicht umgekehrt. Jene hatten ein breites Hauptgestelle, und darinn weit von einander entfernte Hemitonia für Haarstränge, um zwischen ihnen Raum für eine breite Climacis zu behalten, die aus mehrern Stücken zusammengesetzt war, und an welcher das Kopfgestelle, seiner grossen Breite wegen, noch durch Strebebänder (Anterides) befestiget werden mußte. Alles dieses zeigt die Figur; ist also ein Steingeschütze. Die Pfeilgeschütze aber hatten statt der Hemitonien ein einziges Plinthium, in welchem die elastischen Stränge nur so weit aus einander standen, daß sie, statt der breiten Climacis, einer schmalen Syrinx Raum liessen; Strebebänder hatte sie nicht.

Einen Fehler hat die Zeichnung selbst. Sie drückt die Diostra gar nicht, oder nicht recht aus. Diese trug den Stein oder den Pfeil unmittelbar, und hatte im ersten Falle eine Weite, im letzten eine runde dem Pfeil angemessene, Rinne (Epitoxitis). Sie ließ sich dort auf der Climacis, hier auf der Syrinx, in Falzen verschieben, und hatte an ihrem hintern Ende (Chelonarium) das Schloß (Chelonium) mit der eisernen Hand oder Finger, der die Senne hielt, bis sie durch den Drucker (Schasteria) losgelassen wurde. So beschreiben es die alten griechischen Mechaniker; und zwar deutlich genug. Vielleicht fehlte bey dem vom Graf Herouville abgezeichneten Werkzeuge die Diostra, als ein allenfalls entbehrliches Stück. Polybolon ist nicht, wie Hr. v. M. sagt, ein

ein Wurfzeug, aus dem man nach Belieben Steine und Pfeile werfen kan; denn das konnte man ja aus jedwedem Palintono: sondern es war das Geschwindstück der Alten. Man versahe es mit einer Menge Pfeile auf einmal; und diesen Vorrath konnte man nachher einzeln, schnell hinter einander, verschiessen, ohne aufs neue zu zielen. Man hat etwas ähnliches mit unserm Feuergewehr versucht; aber die Sache bringt hier viele Gefahr und wenig Vortheil. Daß man den Grad der Spannung der Weite gemäß einrichtete, auf die man schiessen wollte, (zumal wenn man im Bogen warf,) das ist gewiß: der Hr. Verf. übertreibt aber die Sache, oder drückt seine Meynung nicht deutlich aus, wenn er sagt, daß bey einer gar geringen Entfernung und dem höchsten Grad der Spannung, der Schuß gar keine Wirkung gehabt habe.

Der Anhang besteht aus folgenden Abhandlungen. Von der Sambuca. Vom archimedischen Brennspiegel. Neuere Schriftsteller sind durch eine Ueberlieferung getäuscht worden, deren Falschheit der Verf. beweisen zu können glaubt. Problematisch machen seine Schwierigkeiten die Sache, aber zu einem Beweise wird, unsers Erachtens, mehr erfordert. Warum man in der Folge keinen Gebrauch mehr davon gemacht, etwa die Thürme und andere Werkzeuge der Belagerer, die stille standen und leicht Feuer fiengen, in Brand zu setzen, ist freylich eine schwer zu beantwortende Frage; aber haben wir nicht noch andere schöne Erfindungen, die plötzlich vergessen worden sind? Ueber die Festungsgräben der Alten, und den Angriff darauf; meist gegen Folard. Von den beweglichen Belagerungsthürmen. Das schwerste da-

daben ist, zu erklären, wie sie sich seitwärts bewegen konnten. Des Hrn. Verf. Hypothese gründet sich auf eine Aehnlichkeit mit dem Vordergestelle unserer Wägen. Berechnung der Thurmhöhen und Schußweiten nach den Maassen der Alten.

Leipzig.

Was unser sel. Erxleben für die Naturgeschichte der Säugthiere gethan, das leistet Hr. Pastor Götze für die natürliche Geschichte der Insecten, ihre Litteratur, die Vergleichung ihrer Synonymen, die Zusammenhaltung ihrer Abbildungen unter einander und mit der Natur. Auch in dem vor uns liegenden ersten Bande des dritten Theils seiner entomologischen Beyträge zu des Ritters Linne' zwölften Ausgabe des Natursystems, der bey Weidmanns Erben und Reich in diesem Jahre Octav, ohne Vorrede von XL S., S. 390 stark erschienen ist, und die Geschichte von dem größten Theile der Tagschmetterlinge in sich begreift, hat der Hr. P. mit kaum glaublichem Fleisse, mit einer weit ausgebreiteten Belesenheit, und mit einer richtigen Beurtheilungskraft alles gesammlet und verglichen, was nur je die Geschichte seines Gegenstandes betrift, und, wie es sich leicht bey der grossen Menge neuerer Entdeckungen, die noch täglich in diesem Felde der Naturgeschichte gemacht werden, erwarten läßt, die Urkunde seines Schriftstellers ungemein vermehrt, auch hin und wieder mit ganz eigenen Bemerkungen bereichert. In der Vorrede ein sehr guter und reicher Nachtrag zur Ordnung der Insecten mit Flügeldecken; auch viele neue Arten, vornehmlich aus Degeer, und ein neues Geschlecht: Antipus. Von dem Schwirren der Heuschrecken und Grillen, das zu verschie-

schiedenen Zeiten und bey verschiedenen Leidenschaften dieser Thiere verschieden ist. Die Raupe des Fenchelvogels soll sich zuweilen auch auf Pomeranzenbäume verirren. Die Verwirrungen in der Synonymie des **Pomeranzenatlas** (Papilio Phaedra) und des **Bastartsilbervogels** (Papilio Niobe) sind vorzüglich gut aus einander gesetzt.

Paris.

Memoire sur les Decouvertes faites dans la mer du Sud avant les derniers voyages des Anglois et des François autour du Monde, par Mr. Pingré, Chanoine Regulier et Bibliothecaire de Ste. Geneviéve . . . bey Cavelier 1778; 91 Octavseiten. Noch wird auf dem Titel angezeigt, daß dieser Aufsatz 1766; 67; in der Kön. Akademie der Wissenschaften verlesen sey. Er ist auch schon 1767 erschienen unter dem Titel: Memoire sur le choix, et l'etat des lieux ou le Passage de Venus du 3 Juin 1769 pourra être observé avec le plus d'avantage. Der damahls bevorstehende Durchgang der Venus durch die Sonne war die Veranlassung dazu. Hr. P. suchte Oerter anzugeben, die zu dessem Beobachtung bequem wären, und sammlete bey der Gelegenheit, was wegen der Lage und Beschaffenheit der Inseln im Südmeere bekannt war, fügte auch eine Charte vom südlichen Theile dieses Meeres bey. Die Abdrücke, die der Buchhändler noch vorräthig hatte, erscheinen jezo mit diesem neuen Titel. Ein kurzer Vorbericht meldet, die neuen Entdeckungen der Herren Bougainville, Cook u. a. hätten veranlaßt, diese Schrift wieder der Welt mitzutheilen. Man hätte können weglassen, was den Durchgang der Venus betrifft, manchen Lesern

sern würde es aber doch auch lieb seyn, und gehe nur bis auf die 17. Seite (ließ sich also nicht wohl wegnehmen, ohne die Exemplare defect zu machen.) Die Schrift soll jezo als eine Einleitung zu Cooks Reise dienen, der als Seefahrer gehörigen Ruhm erhält, seine Einleitung aber, die einen Auszug aus ältern Reisebeschreibungen geben soll, sey zu sehr abgekürzt, es fehle da selbst Mendannas erste Reise, bey den andern scheine er nicht die besten Quellen gebraucht zu haben, zu denen er vielleicht nicht kommen können.

Hildburghausen.

Von dem pflichtmässigen Verhalten der Bekenner Jesu bei ausserordentlichen Unglücksfällen, eine Predigt — von Joh. Christ. Gendner, erstem Hof- und Stadtdiakonus daselbst. Die Veranlassung dieser Predigt, ein schrecklicher Brand, welcher im August dieses Jahrs einen grossen Theil der Stadt in die Asche legte und viele hundert Einwohner, auch den Redner selbst, aus ihren Wohnungen trieb, macht sie für jedes menschliche Herz sehr interessant. Der würdige Hr. Verfasser benüzt diese Gelegenheit mit allem Eifer eines Mannes, der seine Nebenmenschen liebt und die Seeligkeiten des Christenthums kennet; daurende Eindrücke auf die Zuhörer, und sie zu thätigen Bekennern desselben zu machen.

Helmstädt.

Von den Commentarii de rebus novis litterariis, die unter der Aufsicht des Hrn. Pr. Henke wöchentlich in zween Stücken ans Licht treten, sind die ersten zwey Fascikeln auf 1779. auch auf die Messe gebracht; mit Vergnügen bemerkt man darinn, wie in den vorigen Fascikeln, anständige Billigkeit und gute Latinität.

Zugabe

zu den

Göttingischen gelehrten Anzeigen.

50stes Stück.

Den 11. December 1779.

Paris.

Von den Mémoires concernant l'Histoire, les Sciences, les Arts, les Moeurs, les Usages etc. des Chinois, par les Missionaires de Pé-kin haben wir zwey Bände anzuzeigen: Tome Troisieme. 1778. 504 S. in Octav. Den größten Theil dieses dritten Bandes nehmen Lebensbeschreibungen und Nachrichten von funfzig und einigen Personen beyderley Geschlechts ein, die sich entweder durch Schriften, oder durch gute und böse Thaten in Sina berühmt oder berüchtigt gemacht haben. Wir müssen aufrichtig gestehen, daß wir in allen diesen Nachrichten wenig Neues und Interessantes, hingegen sehr vieles langweilig wiederholt gefunden haben, was die Verfasser anderer Aufsätze in den ersten Bänden als Fabeln und Erdichtungen verworfen hatten. Uns scheint es entweder eine grosse Armuth an Materialien, oder, was wahrscheinlicher ist, Mangel des Geschmacks und der Achtung für

Leser, zu verrathen, daß die Herausgeber so dreist sind, alle Ungereimtheiten vom Fu-hi, Chin-nong und Hoang-ti wieder abdrucken zu lassen, gegen welche sich die gesunde Vernunft empört, und denen auch der bessere Theil der Sinesen längstens entsagt hat. Die Arbeiten von Männern, die an ächte Portraite des Fuhi und Confucius glauben konnten, sollten billig von dieser Sammlung ausgeschlossen werden. Ein Glück ist es, daß man nur die Abbildungen der genannten Männer und einiger andern Personen hat nachstechen lassen, weil die Zeichnung in allen so elend gerathen ist, daß man nicht nur die charakteristischen Nationalzüge der Sinesen größtentheils vermißt, sondern auch unmöglich auf den Gedanken kommen könnte, daß die hier gelieferten Gesichter Eingebohrnen desselbigen Landes zugehörten, wenn es nicht mit ausdrücklichen Worten unter einem jeden Kupferstiche geschrieben stünde. Der umständlichste Abschnitt ist der vom Che-Hoang-ti, dem Verbrenner der alten Schriften, welchem der Verf., aller Verwünschungen ungeachtet, doch die Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er zuerst die verderblichen Fehden in Sina aufgehoben, den Ackerbau und die Industrie ermuntert, und ausser der grossen Mauer Palläste, Wege und Städte gebauet und verschönert habe. Die merkwürdigste Abhandlung im ganzen Buche ist, unserm Urtheile nach, die Uebersetzung der Vorschriften, in welchen ein gelehrtes Frauenzimmer, Pan-hoei-pan, die Pflichten ihres Geschlechts zusammengefaßt hat. Aus diesen kurzen Regeln sieht man die tiefe Herabsetzung und Verachtung des weiblichen Geschlechts in Sina, die sclavische Abhängigkeit der Frauen nicht nur von dem Willen der Männer, sondern auch von dem Eigensinne der Schwie-

gereltern, welche letztern das Recht haben, ihren Sohn von einer Gattinn zu scheiden, wenn sie ihnen nicht unterwürfig genug ist. Ein Weib, heißt es, muß nichts weiter, als ein Schatten oder ein Wiederhall in dem Hause ihres Mannes seyn; sie muß nie widersprechen, niemals etwas tadeln oder sich widersetzen, weil sie keinen eigenen Willen hat. Auf diese Regeln folgen zween Briefe über die Vertilgung der Miao-tsee, zwoer mächtiger Rotten von Räubern, die zwischen fast unzugänglichen Gebirgen wohnten, und vom Akui, dem Sinesischen Heerführer, mit bewundernswürdiger Kunst und Beharrlichkeit ausgerottet worden sind, wenn die Beschreibung, wie es fast scheint, nicht ein wenig ins Schöne gezeichnet ist. Den Beschluß dieses Bandes macht eine Beschreibung der Häuser, in welchen die Sinesen zarte Gewächse den Winter über zu erhalten pflegen, und ein Edict des Tribunals der Gebräuche, worinn die so oft gerühmte und wirklich lächerliche Ceremonie des Kaiserlichen Pflügens beschrieben wird. Dieß Edict bestätigt, was man schon vorher wußte, daß kein anderer Monarch mehr Herr seiner Unterthanen, aber auch zugleich mehr Sclav der Etiquette und des Ceremoniels ist, als der Kaiser von Sina. Er kann nicht einmal die Peitsche in die Hände nehmen oder wieder weggeben, ohne daß ein Mandarin vom ersten Range durch einen lauten Ausruf das Signal giebt.

Der vierte Band dieser Memoires, der im gegenwärtigen Jahre auf 510 S. in Paris abgedruckt ist, enthält mehr wichtige, zur Geschichte der Sitten und Denkart der Sinesen gehörige, Nachrichten, als alle drey vorhergehenden Theile, und fast möchten wir sagen, als alles, was man

bisher über die Sinesen geschrieben hat. Am meisten Raum nehmen Auszüge aus Büchern, vorzüglich dem Li-ki, aus öffentlichen Urkunden, sowohl Bittschriften, als Kaiserlichen Edicten, endlich aus Gedichten und sprüchwörtlichen allgemeinen Betrachtungen, ein, die sich alle auf die Ehrfurcht der Kinder gegen Väter und Mütter, der jüngern Geschwister und Verwandten gegen ältere, der Weiber gegen die Schwiegereltern, und zuletzt der Unterthanen gegen ihren Beherrscher beziehen, welcher der Vater und die Mutter seiner Kinder oder seines Volks genannt wird. Rec. gesteht aufrichtig, daß er vor der Lesung dieses vierten Bandes nur eine sehr unzulängliche Kenntniß von dem Ansehen und der Herrschaft der Eltern in Sina über ihre Kinder hatte, und kaum muthmaßte, daß sie von jeher so mächtige und fast unglaublich starke Einflüsse auf die Regierung des Staats und der Familien, auf die Verwaltung öffentlicher und häuslicher Angelegenheiten, auf Sitten, Gewohnheiten und Religion gehabt habe. Jetzt kann er aber nicht anders urtheilen, als daß die väterliche Gewalt unter keinem Volke so unbegränzt war, als unter den Sinesen, und daß auch vielleicht in keinem Lande irgend ein allgemein herrschendes Laster so nachtheilige Folgen gehabt hat, als in Sina die kindliche Ehrfurcht, (pieté filiale) die alle Weltweise und Kaiser in allen Zeitaltern für die Quelle oder Wurzel und den Inbegriff aller Tugenden gehalten haben. (S. 30, 42.) Eltern können nicht nur neugebohrne Kinder aussetzen, sondern auch erwachsene nach ihrem Belieben verkaufen. Die väterliche Gewalt wird gar nicht durch Volljährigkeit oder ein gewisses Alter der Söhne, nicht durch Aemter, die sie bekleiden, oder durch Ver-

hey-

heyrathung eingeschränkt: so lange die Eltern leben, bleibt der Sohn immer in der väterlichen Gewalt, wird nie Herr seiner selbst und seiner Handlungen, und kann auch gar kein Eigenthum erwerben oder besitzen. Wenn Väter und Mütter, oder auch nur Großväter und Großmütter von väterlicher Seite, sterben; (S. 132) so legen Gesetze und Herkommen den Kindern eine grosse Trauer von drey Jahren auf, und zwingen solche, die in öffentlichen Bedienungen stehen, ihre Aemter während dieser Zeit niederzulegen, alle übrigen aber, sich dem Umgange mit andern Menschen fast gänzlich zu entziehen, und sich in eine langweilige unthätige Einsamkeit zu vergraben, die nicht einmal durch das geringste Zeichen von Freude, oder Beschäftigung, oder Theilnehmung an etwas entheiligt werden darf. Auch ist es keinem, der Vater oder Mutter verlohren hat, erlaubt, eine heitere oder glänzende Farbe zu tragen. In ältern Zeiten war es sogar Sitte, daß nach dem Tode eines Kaisers sein nachfolgender Sohn sich allen Regierungsgeschäften auf drey Jahre entzog, und die Verwaltung des Reichs so lange einem Minister übergab. Die Eltern sind nicht bloß unumschränkte Herren über ihre Kinder, sondern auch über die Frauen ihrer Söhne. Auch diese sind keines Eigenthums fähig, und müssen von ihren Männern scheiden, selbst alsdenn, wenn die letztern nicht einwilligen oder es ungerne zugeben. (S. 18, 19.) Die kindlichen Pflichten der Beherrscher bestehen größtentheils in einer anbetenden Verehrung der Vorfahren, in der Nothwendigkeit ihrer Gegenwart bey den Leichenbegängnissen ihrer Eltern, und endlich in ehrfurchtsvollen feyerlichen Besuchen, die der regierende Kaiser alle fünf Tage bey seiner Mutter

abstatten muß. S. 100 f. kommen Bittschriften vor, worinn man zu verschiedenen Zeiten solche Monarchen, die eine oder die andere ihrer kindlichen Pflichten vernachlässigten, mit vielem Muthe an ihre Schuldigkeit erinnert hat. (Wir können aber nicht leugnen, daß diese und andere ihnen ähnliche, oft unverschämte, Vorstellungen, die in Sinesischen Schriften bis zum Eckel gedehnt werden, nicht weniger das Tribunal der Censoren, dem es obliegt, den Kaisern ihre Fehltritte vorzuhalten, uns verdächtig und unglaublich in einem Lande vorkommen, wo die Missionarien selbst sagen, daß die geringste Beleidigung der Majestät des unumschränkten Beherrschers mit dem Schwerdte des Todes bestraft wird.) Ueber nichts haben wir uns so sehr gewundert, als daß selbst der Kaiser Kang-hi, gewiß einer der größten und aufgeklärtesten, die seit mehrern Jahrhunderten in Sina regiert haben, sich den unvernünftigen Gesetzen verjährter und aus den Zeiten der Barbarey abstammender Gewohnheiten nicht bloß zum Schein, sondern aus eigener Bewegung, selbst wider die Vorstellungen der Grossen seines Hofs, unterworfen hat. Er brachte nicht nur viele Tage und Nächte hinter einander in dem Zimmer seiner sterbenden Mutter zu, sondern trauerte auch nach ihrem Tode dreyssig Tage bey ihrem Sarge, ohne sich auszukleiden, und bürdete sich überdem noch das ganze beschwerliche Ceremoniel auf, was mit der grossen Trauer von drey Jahren verbunden ist. Ein Theil des väterlichen Ansehens geht auf die Oheime und erstgebohrnen Söhne über. Diese mißhandeln ihre jüngern Brüder und Anverwandte, wenn sie etwas versehen haben, selbst durch Schläge, ohne daß die letztern etwas anders thun können, als sich

zur

zur Erde niederwerfen und um Vergebung bitten. Mandarine vom ersten Range versäumen es nie, am Neujahrstage oder bey andern glücklichen Vorfällen ihren ältern Brüdern, wenn es auch nur Bauren sind, aufzuwarten, und sich vor ihnen bis zur Erde zu demüthigen. Wenn die Missionarien richtig beobachtet haben, so stammt aus der kindlichen Ehrfurcht gegen Eltern und Voreltern der unter den Sinesen allgemeine Gedanke ab, daß man seinen Leib, so wie man ihn von Vater und Mutter empfangen habe, erhalten, und in den Satzungen der Vorfahren nichts ändern müsse. Und aus diesem Grundsatze soll wiederum die Hartnäckigkeit der Sinesen, die sich eher umbringen als den Bart abschneiden liessen, ihre zärtliche Liebe für die langen Nägel, und der unüberwindliche Abscheu gegen alle chirurgische oder gerichtliche Amputationen von Gliedern und Köpfen entstanden seyn. Gewissere und nachtheiligere Wirkungen derselbigen Sitte sind eine fürchterliche Grausamkeit der Sinesen in der Verfolgung der Beleidiger ihrer Eltern, abgöttische Anbetung ihrer Vorfahren, verderblicher Luxus in Leichenbegängnissen und der Errichtung von Ehrendenkmälern, endlich (setzen die Missionarien hinzu) eine schwer zu besiegende Abgeneigtheit gegen die christliche Religion und ihre Lehrer, die nur denen allein, die ihren Glauben annehmen, eine ewige Seligkeit ankündigen. Die Sinesen rechnen es den Missionarien schon zum Verbrechen an, daß sie ihr Vaterland und ihre Eltern verlassen haben. Wie sehr in Sina sich alles, selbst die mächtigsten Triebe der Natur, unter Gewohnheit und Gebräuche beugen, sieht man daraus, daß die Kinder weder verworfenen Müttern, noch solchen, die wieder heyrathen, oder

auch nicht rechtmässige Gattinnen ihrer Männer waren, die geringste Achtung bezeugen, und bey ihrem Tode auch keine Trauer anlegen. Concubinen überhaupt sind in Sina in einer bejammernswürdigen Lage. Wenn das Haupt einer Familie stirbt, so können die Kinder einer Beschläferinn es nicht verhindern, daß man ihre Mutter als eine elende Sclavinn verkauft. Die Regierung läßt solche Personen bey Einziehungen von Gütern, eben so gut als andere Möblen, an den Meistbietenden verhandeln, da hingegen die Kinder dieser Unglücklichen und der rechtmässigen Frau sammt dieser verschont werden. Ausser diesen die kindliche Ehrfurcht betreffenden Nachrichten finden wir in den Sammlungen, woraus sie gezogen sind, noch andere Data, die bemerkt zu werden verdienen. Im Jahre 1761. soll man in ganz Sina 198 Millionen und 214,555 Einwohner gezählt haben. Wenn der Kaiser seine Mutter besucht, so ruft ein vornehmer Mandarin, meistens der Präsident des Tribunals der Gebräuche, seinem Monarchen und den ihn umgebenden Höflingen zu, wenn sie sich auf die Knie werfen, wenn sie sich zur Erde bücken, wenn sie sich wieder in die Höhe heben und endlich ganz aufrichten sollen. Das Betragen aller Stände gegen einander ist so genau bestimmt, daß man weiß, ob und wie man einem jeden nach Standesgebühr eine Schaale Thee darreichen müsse. Nur wenige Personen, selbst aus den mittlern Classen in Sina, können lesen (S. 293) und das weibliche Geschlecht hat gar keinen Zutritt zu den Büchern, (S. 210) dessen Kenntnisse daher äusserst eingeschränkt sind. Um desto unwahrscheinlicher sind die edeln Gesinnungen, die einer von ihrem Manne verlassenen, und von ihren Schwiegereltern

eltern geplagten, Mutter in einem schönen Gedichte in den Mund gelegt werden. (S. 186.) Die weibliche Schönheit (die in Sina vorzüglich in starren ungelockten Haaren, in einem blassen Gesichte, in langen Nägeln und verdrehten Füssen besteht) ist unter den Sittenlehrern dieses Landes in einem so übeln Ruf, daß sie folgende Aussprüche als Weisheitslehren des Alterthums ansehen: das Glück wohne in der Nachbarschaft der Häslichkeit; und wenige schöne Weiber hätten ein glückliches Schicksal. (S. 209.) Daß die Sinesen gerne Moral schwatzen, zeigen die Edicte der Kaiser (S. 228,) die oft weiter nichts, als langweilige Ermahnungen zur Tugend enthalten, und das Testament eines Gelehrten, (S. 196 u. f.) dergleichen alle Väter, die nicht zum Pöbel gehören, hinterlassen sollen. Dieß Testament schreibt mehr Pflichten vor, als vielleicht je ein Sinese ausgeübt hat. In der Abhandlung über den Geldzins werden die Entschuldigungen und Lobreden aller Einrichtungen, und selbst der augenscheinlichsten Gebrechen des Sinesischen Staats bis zum Unsinn getrieben, und dieser abgeschmackte panegyrische Ton verbittert ausser den seichten Raisonnements der Väter dem Leser das Vergnügen, was ihm das Finden von manchen merkwürdigen Datis gemacht hat. Uns kommt es bisweilen gar vor, als wenn die Missionarien Sinesische Schriftsteller so, wie Voltaire die Werke des Zoroasters, anführten, und als wenn sie in allen Fällen, wo es ihnen bedenklich scheint, die Beschönigung gewisser Dinge selbst zu übernehmen, einen erdichteten Landsmann als den Vertheidiger derselben auftreten liessen. Die einzige Quelle, woraus die Bedürfnisse des Staats bestritten werden, sind die Zehnten, die der Landmann bezahlt: Hand-

werker und Kaufleute sind von allen Auflagen frey. (S. 304.) Doch zieht der Kaiser grosse Schätze aus der Accise auf Salz, und aus den Zöllen, die in den Häfen des Reichs, an den Eingängen einer jeden Provinz, und an grossen Brücken u. s. w. angelegt sind. Bekannt ist es, daß die Sinesen nur elende kupferne Münzen haben, (die oft als Kupfer mehr werth sind, als wofür sie als Münzen gelten,) und daß das Silber unter ihnen nur eine Waare ist. In ganz Sina finden sich nur wenige reiche Familien, besonders an liegenden Gütern, und nur selten kommt ein grosses Vermögen auf den dritten Erben: dieß bewundern die Verfasser als eine weise Veranstaltung der Regierung, wodurch der Ungleichheit der Güter und dem einreissenden Luxus gesteuert werde. Unter allen Ständen befinden sich die Bonzen am besten: nur allein in der Stadt und dem Districte von Peking werden über 6000 Bonzerien gezählt, die alle gut gegründet sind. Vor kurzem brannte in einer gewissen Stadt ein Miao oder Tempel ab, der den Bonzen beynahe 20 Millionen Livres gekostet hatte. Die Missionarien geben die erstaunliche Bevölkerung des ganzen Landes als die Ursache an, warum der Landmann fast gar keine Ochsen oder Heerden von anderm Vieh (Schweine ausgenommen) halten könne. Die letztern also und Geflügel geben die einzige animalische Nahrung her, die man in Sina genießt. Weinstöcke erscheinen nur unter der Regierung der Han (doch finden wir unten in den physikalischen Anmerkungen des Kaisers Kang-hi die Nachricht, daß er drey Arten von Weinstöcken zuerst habe kommen lassen, zugleich mit der Bemerkung, daß er seinen Unterthanen lieber eine neue Frucht oder ein neues Gewächs verschaffe, als hundert Porcellanthürme baue (S. 472.)

472.) Das Sinesische Bier, das Wein genannt wird, ist eben wie der Brandewein verboten. Die Verfasser versichern, daß die Regierung den ausländischen Handel einzuschränken suche, weil man bemerkt habe, daß er die Ausfuhr von Seide, Thee u. s. w. und zugleich den Preis dieser Waaren vermehre, und daß das dafür eingeführte Geld oder andere Europäische Kleinigkeiten kein Ersatz gegen den Verlust so nützlicher Dinge sey. Nichts verräth den innern Zustand des Reichs so sehr als der hohe Geldzins, den die Gesetze selbst auf 30 vom Hundert gesetzt haben. (S. 336.) Die Interessen müssen alle Monate bey Strafe von zehn Prügeln bezahlt werden, und über sechs Monate bleibt kein Capital stehen. Gegen Pfänder kann man aber doch zu 12 oder 18 oder 24 Procent Geld bekommen. Wir verschonen unsere Leser mit dem unverständlichen und ungereimten Geschwätze, wodurch die Missionarien selbst aus diesem, in einem jeden wohleingerichteten Lande unmöglichen, Wucher weise Absichten herausbeweisen wollen. In dem Aufsatze über die Behandlung der Kinderblattern in Sina, die man von den Missionarien zu erfahren gewünscht hatte, drehen sie sich in vielen künstlichen Wendungen herum, um sich zu entschuldigen, daß sie nichts besseres liefern, und doch nicht den Vorwurf einer ungeheuren Ungewissenheit auf die Sinesischen Quacksalber kommen zu lassen. Am Ende aber gestehen sie doch, daß die Medicin in Sina noch ganz unter dem Scepter des Aberglaubens stehe, daß man bey allen Krankheiten mehr dem Wahrsager und Sterndeuter, als dem Arzt folge, und daß dieser jenen ganz untergeordnet sey. Die Sinesen nehmen 52 verschiedene Arten von Blattern an; es scheint aber nicht, als wenn sie Krankheiten so gut heilen als

als mittheilen konnten: denn im J. 1767. nahmen die Blattern in einigen Monaten mehr als 100,000 Kinder weg: schon immer zu viel, wenn auch nur der zehnte Theil gestorben wäre! Die Einimpfung war in Sina dem Vorgeben der Verff. nach schon lange bekannt, allein man will beobachtet haben, daß sie die Gefahr eher vermehre, als vermindere, und sie ist daher wenig gebräuchlich. In dem Auszuge aus dem Sinesischen Buche über die Kennzeichen gewaltsamer Todesarten finden wir nichts merkwürdiges, als daß in Sina der Selbstmord unter Personen beyderley Geschlechts sehr häufig sey, und daß die Sinesen, die kaum einen gewafneten Feind ansehen können, und den Soldatenstand für entehrend halten, gleich den Japanesen, sich dadurch an ihren Feinden zu rächen suchen, daß sie sich selbst umbringen. Ein unterhaltender Beytrag zur Geschichte des Aberglaubens sind die Beschreibung und Zeichnung der Cong-fu, oder der verschiedenen Stellungen und Verdrehungen des Körpers, wodurch die Bonzen und rechtgläubigen Sinesen ihre Seele zu gottesfürchtigen Empfindungen erheben, und sich einen Schatz von Verdiensten und guten Werken für eine andere Welt zu sammlen, oder den irdischen Leib wenigstens von gewissen Beschwerden zu befreyen glauben. Aus den physikalischen Bemerkungen des Kaisers Canghi sehen wir, daß er den Umgang gelehrter Europäer benutzt hatte; Neues finden wir aber eben so wenig darinn, als in der Beschreibung des Bisamthiers, wovon eine Abbildung mitgetheilt wird.

Wir fügen dieser Anzeige noch kürzlich die Nachricht hinzu, daß im Jahre 1777. der dritte und vierte Band, im J. 1778. und 79. die sechs fol-

folgenden Bände der Histoire générale de la Chine, par le P. Mailla zu Paris herausgekommen sind. In diesen acht Theilen wird die Sinesische Geschichte von der Regierung des Han-U-ti (140 Jahre vor Christi Geburt) bis auf die Dynastie der Ming 1609 J. nach unserer Zeitrechnung herabgeführt. Wir beziehen uns auf das Urtheil, das wir von den beyden ersten Bänden dieses Werks gefällt und welches abzuändern wir keine Veranlassung gefunden haben.

Leipzig.

Versuch über das Genie von M. E. C. Wieland. 1779. ausser der Vorrede S. 344 in Octav. Der Verf. hatte nicht die Absicht, forschenden Psychologen und geübten Beobachtern ihrer selbst und anderer, neue Untersuchungen über das, was man Genie nennt, vorzulegen: er ergriff vielmehr, wie er selbst in der Vorrede sagt, die Feder, um einige herrschende Vorurtheile zu widerlegen, um dem Erzieher zur Ausbildung der verkannten Fähigkeiten seines Zöglings Muth zu machen; um die Schwachheiten und Fehler der grossen Genies, die man zugleich mit ihren Vollkommenheiten anbete, aufzudecken, und um unerfahrnen Jünglingen die Gefahren der unbegränzten Nachahmung grosser Männer zu zeigen. Nach diesem Geständnisse des Verf. wäre es unbillig, wenn man ihm Vorwürfe darüber machen wollte, daß er manche wichtige Fragen, die mehrere ihm, wie es scheint, nicht bekannte Schriftsteller weitläuftig abgehandelt haben, gar nicht berührt, und dagegen viele moralische und politische Betrachtungen eingemischt habe, die man in einer solchen Untersuchung als die seinige ist, nicht erwartet hätte. Der Verf.

nimt

nimt drey Kennzeichen des Genies an: Erfindungsgeist, anhaltendes Bestreben nach dem vorgesetzten Endzweck, und Leichtigkeit und Macht in der Ausführung der vorgesetzten Absichten, und behauptet auch eben so viele oder vielmehr vier Grade und Gattungen des Genies, in welcher Schätzung und Abtheilung er dem philosophischen Genie vor dem Dichter- und Künstlergenie, oder wie er sagt, dem gefälligen, und dem practischen wieder vor dem philosophischen, den Vorzug giebt. Die Ursachen oder Quellen des Genies findet er nicht in vorzüglichen, von der Natur eingepflanzten, Fähigkeiten, sondern glaubt, daß die Seele dem Genie die Möglichkeit, und der Körper das Daseyn gebe. Der Verf. untersucht sowol die physischen als sittlichen Ursachen der Entwickelung des Genies, und geht endlich zu Betrachtungen über das Verhältniß zwischen dem Genie und dem Charakter der Menschen, über die Anwendung, den Mißbrauch und die Unterdrückung des Genies fort. Rec. weicht in der Erklärung und Stellung der Hauptbegriffe sowol, als in der Bearbeitung der ganzen Materie so sehr vom Hrn. W. ab, daß er sich nicht einmal entschliessen kann, gegen einzelne Sätze Erinnerungen zu machen. Nach Rec. Geschmack pädagogisirt der Verf. zu häufig, und überläßt sich zu oft allgemeinen aus der Phantasie geschöpften Schilderungen, die seine sonst nicht gezierte Schreibart hin und wieder steif und matt machen. Er glaubt übrigens, daß dieser Versuch für gewisse Classen von Leser eben so lehrreich als unterhaltend seyn werde.

Stockholm.

Tankar om verldens: i synnerhet Jordenes danande och ändring; af Joh. Gottsch. Walle-

rius. Bey Fougt 1776. 183 Octavseiten 1 Kupfertafel; lateinisch: Meditationes physico-chemicae de origine mundi inprimis geocosmi, ejusdemque metamorphosi a Joh. G. Wallerio. Bey Sweder 1779. 242 Octavseiten. Zuerst Untersuchungen über Feuer und Licht, das erste besteht ohne Brennbares nicht, seine Kraft nimmt ab, je lockerer die brennbare Materie ist, aber das Licht nicht in eben der Verhältniß, Weingeist hat weniger Wärme bey blauer Flamme, als Oel bey gelber. Liesse sich also nicht des Feuers wärmende und brennende Kraft so vermindern, daß es nur leuchtend bliebe? Aus seiner Vorstellung von Licht und Wärme folgert Hr. W., die Sonne sey nicht ein brennender Körper, sondern ein leuchtender, aus dem Lichte, dem Gott am ersten Schöpfungstage zu leuchten befahl, welches nur aus den feinsten geistigen Theilchen bestehet. Nun vom Wasser, dessen völlige Verwandlung in Erde, durch Natur und Kunst, er für unläugbar erkennt. Ursprung der irdischen Körper aus Wasser, die Erde mit allen ihren jezigen Theilen sey vordem flüssig gewesen. Zweyerley Grundmaterien, eine aus unsichtbaren, fixen, für sich unbeweglichen, harten, unveränderlichen, Theilchen, wie Hr. W. im Wasser findet, und daraus alle feste Körper zusammensetzt; die andere, aus noch mehr, fast über unsern Begriff feinen Theilchen, flüchtig, beweglich, wie man in brennend leuchtenden Materien antrifft. Aus diesen, fast entgegengesetzten, Grundmaterien, Himmel und Erde, oder, wie die Morgenländer es nennen: Licht und Finsterniß, der Aegypter: Feuer und Erde, ist nach Hrn. W. Meynung, unsere Erdkugel und die ganze Welt gemacht, welches er mit der Mosaischen

Schö=

Schöpfungsgeschichte zu vergleichen sucht. Da bey Gebirgen, Berge neben einander aus unterschiedenen Bergarten bestehen, oft eine Art von Stein in einer andern, auf mancherley Weise eingeschlossen ist: so müssen wohl die uralten Berge aus ungeheuren Klumpen unterschiedener Materie, die weich, und fast flüssig waren, zusammen gemengt, und dann verhärtet seyn. Diese Materien schwommen in dem Urwasser, und kamen in ihre Lagen, als der Erde am dritten Schöpfungstage Schwere und Schwungkraft mitgetheilt wurde. Vielleicht senkten sich deswegen die dichtesten Massen zuerst, wenn nicht eine schon darunter liegende sie hinderte. Granit, wenn nicht der ganze Berg aus ihm besteht, macht wenigstens oft den Grund der über ihn gehäuften Bergarten. Hr. W. äussert auch seine Gedanken über die Aenderungen, die sich auf der Erdfläche zugetragen haben. Durchgängig sucht er die Nachrichten Mosis, den er den größten Naturkündiger und erleuchteten Gottesmann nennt, aus der Natur zu erläutern, und zeigt Ehrfurcht gegen die Religion und ihre Quelle, die den Mann, der durch andere Verdienste schon so groß ist, noch verehrungswürdiger machen.

Druckfehler.

Zugabe 41. St. S. 649 Z. 5 v. u., st. Varietät l. Naivetät
S. 650 Z. 3 st. von denen er l. wo er zugleich
Z. 5 st. eintheilt l. mittheilt.
Z. 20 st. nachgelesen l. durchgelesen
S. 651 Z. 10 st. möglichen l. gewöhnlichen
Z. 12 st. die weitläuftige l. die weitläuftige Lehre
Z. 13 st. unserm Urtheile l. unserm Urtheile nach
Z. 19 die del.
Z. 20 st. im römischen l. einem unrömischen

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

51stes Stück.

Den 18. December 1779.

Mannheim.

Friedrich Christoph Jonathan Fischers Versuch über die Geschichte der teutschen Erbfolge. Der erste Band, so in diesem Jahre erschienen ist, macht zween Theile aus, dessen letzterer unter dem Titel eines Urkundenbuchs, Auszüge aus gedruckten sowohl als ungedruckten Denkmälern des Alterthums enthält, welche die angeführten Sätze des Hrn. Verf. beweisen sollen. Die Abhandlung selbst ist auf 292 S., und das Urkundenbuch auf 344 S. in Oct. gedruckt worden. Ein Werk voller neuer Hypothesen, welche, wenn sie gleich nicht immer die strengste Probe aushalten möchten, doch einen Mann verrathen, dessen Fleiß in Nachforschung des teutschen Alterthums allerdings zu loben ist, und der die Denkmäler desselben, so wie die Schriften solcher Männer, welche über die teutsche Erbfolge geschrieben, nicht nur gelesen, sondern auch dabey gedacht hat. Wir können uns zwar in das Detail derselben

nicht einlassen, glauben aber dem künftigen Leser dieses Buchs einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihn mit dem Plane des Hrn. Verf. etwas bekannt machen; denn diesen aus der Rubrik der Abschnitte einzusehen, möchte bey der ersten Uebersicht schwer seyn. Daß auch der Hr. Verf. seinem Plane genauer gefolget wäre, wird mancher Leser vielleicht mit Rec. eben so sehr wünschen, als er bedauren wird, daß derselbe die Rechte der verschiedenen Völker, der verschiedenen Zeiten und der verschiedenen Stände nur gar zu sehr vermenget, und z. B. teutsche Rechte aus den Sitten und Gebräuchen der Kosacken, Kalmücken, Perser, Griechen, Römer u. s. w. nicht selten herzuleiten oder doch zu sehr daraus zu erörtern gesucht hat. Ist nun gleich der Hr. Verf. der Meynung, daß der teutsche Adel mit dem Bürger und Bauer ein gleiches Erbfolgerecht gehabt habe; so gestehet er doch, daß die teutschen Successionsrechte vielen Revolutionen unterworfen gewesen. Solches aber in der Vorrede zu lesen, und dennoch in einer Erbfolgegeschichte keine bestimmte Epochen zu finden, wie auffallend muß dieses seyn! — Um den natürlichen Grund aller Erbfolge festzusetzen, wird in den drey ersten Hauptstücken auf 49 S. ein ermüdender Beweis aus der Metaphysik, den Meynungen und Sitten der Urvölker u. s. w. geführet, daß ein jeder Mensch von Natur ein gleiches Recht an der Erdfläche habe, und daß bey der Errichtung der Staaten und der damit verknüpften Einführung des Privateigenthums die bürgerliche Anweisung der Erdtheile unter der Bedingung geschehen, die Nachkommenschaft in den Mitbesitz aufzunehmen; und zwar deswegen, damit diese nicht an ihrem ursprünglichen Miteigenthumsrechte an dieser Erdfläche vernachtheilet würde. Wie nun dieses natürliche Samteigen-

eigenthum an der Erde für den eigentlichen Grund der Erbfolge ausgegeben wird; so soll es nach dem vierten Hauptstück die Ursache seyn, daß gleich von der Zeit an, da die Teutschen sich in Völkerschaften vereinigten, und die Grundstücke unter die Familien vertheilten, der Grundsatz von der Unveräusserlichkeit liegender Gründe aufgekommen; wiewohl auch dieses als ein zweyter Grund angegeben wird, daß auf solche Weise ein zum Wohlstande des Staats nothwendiges Verhältniß des bürgerlichen Vermögens auf immer beybehalten werde. Dieß kann man als eine Einleitung ansehen. Nun die Abhandlung selbst, die in zwey Theile zerfällt. Zuerst die Erbfolgegeschichte des Mobiliarvermögens, als des ältesten Eigenthums der Teutschen, und hiervon das fünfte und sechste Hauptstück. Von je her war dasselbe der unumschränktesten Disposition des Besitzers unterworfen, und es fand so wenig eine Erbfolge darinne Statt, daß dasselbe vielmehr nach dem Tode des Besitzers mit ihm vergraben oder verbrannt wurde. Selbst nach Einführung der christlichen Religion wurde ein Theil des beweglichen Gutes dem Verstorbenen mitgegeben, und das übrige, worüber er nicht bey seinen Lebzeiten disponirt, nahm die Geistlichkeit unter dem Namen des Seelgeräthes zu sich. Nachdem nun der Hr. Verf. aus diesem Rechte, welches sich die Geistlichkeit an dem Mobiliarvermögen des Verstorbenen zugeeignet, die geistliche Gerichtsbarkeit in Testamentssachen hergeleitet, auch einige praktische Folgerungen aus dem ursprünglichen Unterschiede zwischen dem Mobiliarvermögen und der Liegendschaft (ein Wort, das, so wie Gelände unter andern sonderbaren Ausdrücken, dem Hrn. Verf. eigen ist) gezogen hat; so wird der Ursprung der

Erbfolge in jenem erörtert. Zuerst fiengen die Väter an, den Söhnen einen Theil ihrer Waffen als Denkmäler der väterlichen Tapferkeit zu hinterlassen, und hieraus erwächst in der Folge, daß jeder Schwerdtmage ein gegründetes Erbrecht auf das Heergewedde zu haben behauptet. Eine Hauptquelle der Mobiliarfolge wird inzwischen in der ehelichen Gemeinschaft der Eltern gesetzt. Verheyrathete sich eine Tochter, so bekam sie ausser dem weiblichen Schmucke einen Theil von beweglichen Gütern zur Heimsteuer, und trat damit in die Gemeinschaft des Mobiliarvermögens ihres Ehemannes. Da nun die nachher erzeugten Kinder in diese mit aufgenommen worden, so war das Recht zu ihrem Antheil eine natürliche Folge davon. Dieses ist die Ursache, daß in drey Abschnitten von der ehelichen Gemeinschaft ist gehandelt, und von ihr behauptet worden, daß sie uralt und keinesweges eine neuere Erfindung der Städte sey, daß sie bey allen Ständen, auch bey dem Adel, dem hohen sowohl, als dem niedern, *von je her* üblich gewesen, jedoch ursprünglich nur sich auf die Fahrniß und Errungenschaft erstreckt habe. Hierauf von der Erbfolge in den Alloden. Um hier die Gedankenfolge des Hrn. Verf. einzusehen, sind folgende zwey Sätze zu bemerken. Ursprünglich sind nach dem obigen Grundsatze unserer Vorfahren die liegenden Gründe in dem Samteigenthum und dem Samtgenusse der ganzen Familie, mithin untrennbar. Und so lange dieses war, konnte keine Erbfolge im strengsten Verstande gedacht werden. Der zweyte. Das weibliche Geschlecht war von allem Antheil an den Grundstücken der Familie ausgeschlossen. Wie ist nun die Erbfolge in den Alloden überhaupt, und wie sind die verschiedenen Gattungen derselben entstanden? Dieses ist es, was

zu-

zuerst erörtert wird, und was den Inhalt des siebenten und achten Hauptstücks ausmacht. Der allgemeine Ursprung derselben liegt in dem eingerissenen Theilrechte. Als nämlich nach Einführung der christlichen Religion zu Gunsten der Kirche und der Clerisey erlaubt worden, Alloden an die Kirchen zu veräussern; so konnte dieses doch nicht eher geschehen, bis die Miteigenthümer ihren Antheil durch eine förmliche Absonderung erhalten hatten. Wenn nun gleich anfangs die Gemeinschaft der übrigen Ganerben hiedurch nicht aufgehoben worden; so war es doch die Gelegenheit, daß man in der Folge von dem Grundsatze der Untheilbarkeit abgewichen, und daß auch in andern Fällen Theilungen vorgenommen worden. Zu sehr waren indessen die Teutschen an den Condominialprincipien gewöhnt, als daß durch eine solche Abschichtung alle Gemeinschaft zwischen den ehemaligen Ganerben hätte aufgehoben werden sollen. Es kommen daher die Grundsätze vom engern und entferntern Samteigenthume, und mit diesen die Behauptung auf, daß bey einer vorzunehmenden Veräusserung der Abgetheilte schuldig sey, entweder die Einwilligung seiner Vettern, als welche mit ihm in einem entfernten Samteigenthum verblieben waren, vorher zu erwirken, oder ihnen das zu veräussernde Gut für einen billigen Preis anzubieten. Besonders aber erwuchs hieraus, daß nach dem Abgange der Abgetheilten und aller derer, so mit ihm im engern Samteigenthume gewesen, d. i. so von ihm abgestammt waren, die im entferntern Samteigenthume mit ihm stehende Agnaten Ansprüche auf die Erbfolge machten. Weil indessen diese Prätensionen der Agnaten nicht selten Streitigkeiten und dann Befehdungen veranlassen; so fiengen einige Familien an, die so-

genannten Todtheilungen einzuführen, die jedoch, wie der Verf. glaubt, allezeit mit einem feyerlichen Verzichte sind verbunden gewesen. Aus diesem Angeführten wird ein jeder leicht urtheilen, daß auf den Abgang einer Linie die Stammfolge für diejenige Gattung der Erbfolge ausgegeben werde, welche in den Lehen sowohl, als Alloden, der Analogie der teutschen Rechte am gemässesten sey. Sippe heißt nicht Blutsfreundschaft, sondern Stamm, und die Parömie: der nächste zum Sippe, der nächste zum Erbe, will nur so viel sagen, daß derjenige, welcher mit dem Verstorbenen zu einem Stamme gehöret, den aus andern Stämmen entsprossenen Agnaten vorgehe. Eben so soll das Wort "gradus" in der Urkundensprache nicht die Stufe der Blutsfreundschaft, sondern näheres Samteigenthum bedeuten; und die Berechnung der teutschen Grade eigentlich auf diese Weise geschehen, daß die Kinder des abgetheilten Besitzers den ersten, desselben Brüder und Eltern den zweyten, und die Großeltern, Oheime und Geschwister Kinder den dritten Grad ausmachen. Daß auch das Longobardische Lehnrecht die Stammfolge erheische, wird, nebst andern Gründen, aus verschiedenen Longobardischen Gewohnheiten, die Muratori gesammlet hat, dargethan. Das einzige indessen, was der teutschen Stammfolge entgegen zu seyn scheint, ist dieses, daß der Satz, der Bruder schliesse des Bruders Kinder aus, auch nach dem berüchtigten Zweykampfe, unter Otto ein Gewohnheitsrecht vieler teutschen Provinzen, bis auf die Errichtung der K. G. O. und des Wormser Reichsabschiedes vom Jahre 1521. gewesen ist. Doch diesen Zweifel glaubt der Hr. Verf. dadurch heben zu können, wenn er dieses Recht auf die Fälle einschränkt,

wo von der Beerbung der Ascendenten und der Brüder die Frage gewesen, hingegen behauptet, daß es bey der Succession entfernterer Stammsvettern nicht Statt gefunden habe. Der Grund aber jenes Ausschliessungsrechts soll in dem Unterschiede zwischen dem nähern und entferntern Samteigenthume liegen, indem der Bruder schon vor der Geburt der Bruder Kinder im nähern Samteigenthume mit dem Verstorbenen gestanden, und diese daher so lange zurückstehen müssen, bis lauter Geschwister Kinder vorhanden sind. Nachdem auf solche Weise der Hr. Verf. von der Stammfolge und dem Einstandsrechte (jus repraesentationis) gehandelt; so kommt er auf den Ursprung der Primogenitur, und der damit verknüpften Appanage, wo unter den vielen andern singulären Meynungen sich diese auszeichnet, daß der Grund der Appanage keinesweges der nöthige Lebensunterhalt, sondern die Abfindung für den Belauf des Samtgenusses oder für ihren germanischen Pflichttheil sey. Was nun hieraus für beträchtliche Consequenzen zum Vortheil der Nachgebohrnen gezogen werden, läßt sich leicht errathen. Wie ist nun das Erbrecht der Töchter entstanden, und was sind daraus für Folgen erwachsen? Dieses wird in dem neunten und folgenden Hauptstücken erörtert. Nachdem die Väter durch das zu Gunsten der Kirche eingeführte Theilrecht eine freyere Disposition über die Alloden erhalten; so fängt die den römischen Rechten sehr geneigte Geistlichkeit, welche sich überdem weit mehreres von der Freygebigkeit der Frauenzimmer versprechen konnte, an, es für eine den göttlichen Rechten zuwiderlaufende Sitte zu erklären, daß die Töchter vom Erbe ausgeschlossen würden. Hiedurch bewogen, gaben die Väter häufig ihren

Töchtern liegende Gründe zur Heimsteuer mit, die nunmehr den Namen einer Mitgift, Ausstattung, ehelicher Hülfe, und des Dos erhält, wiewohl dieser letztere Name auch wohl in den Urkunden der Morgengabe beygelegt wird. Da nun nach den obigen Sätzen diese Mitgift ein Gegenstand der ehelichen Gemeinschaft wurde; so war es natürlich, daß auch die Töchter an diesem mütterlichen Erbe einen gleichmässigen Antheil foderten. Ja als das weibliche Vermögen oftmals den Alloden des Mannes an Betrachtlichkeit gleich kam, oder wohl gar überwog; so ließ man die Töchter mit den Söhnen zu einer gleichen Samttheilung der väterlichen und mütterlichen Grundstücke zu. Um indessen diese beysammen zu halten, geschieht es nicht selten, daß man die Töchter bey ihrer Verheyrathung durch eine, ihrem Erbtheil angemessene, Summe Geldes vom Samteigenthume, und auf solche Weise vom Erbe, abschichtet. Bald aber erwächst der Grundsatz, daß die Eltern keinem ihrer Kinder einen Vorzug vor dem andern geben könnten, und daß durch die Einwerfung des empfangenen Gutes die Rückkehr zum Miteigenthume offen stehe. Weil nun gar zu oft die Töchter sich dieser Sätze bedienten, um neue Ansprüche an dem väterlichen Erbe zu erheben; so suchte man dem Uebel, so hieraus den Familien bevorstand, dadurch vorzubeugen, daß die jedesmalige Absonderung mit Verzicht geschah, die anfangs ohne, hernach mit Feyerlichkeit geleistet worden. Nach solchen Voraussetzungen eifert der Hr. Verf. gegen die gemeine Meynung, daß die Verzichte als eine blosse Cautel, sich gegen die römischen Rechte zu verwahren, gebraucht worden, eben so sehr, als er im vorigen die Meynung bestritten, daß die Ausschliessung der Töchter von der väterlichen Liegend-

gendschaft und das Principium von der Unveräusserlichkeit derselben seinen Grund in der Sorge für die Erhaltung des Familienglanzes habe. Eine wichtige Folge vom Erbrechte der Töchter ist nun diese, daß, da sie jetzt ihren Männern liegende Gründe zubringen, diese ihnen eine gleiche Wiederlage bestimmen müssen. Wenn nun gleich das Recht, so den Weibern nach getrennter Ehe an dieser Wiederlage zustand, anfangs in nichts mehrerem, als der Nutzniessung bestand; so machte doch die Vermischung dieses Wittums mit der Morgengabe, daß in der Folge der Zeit die Wittwen sich an dem, was ihnen zur Wiederlage gesetzt worden, ein Eigenthum und das Recht der Veräusserung anzumassen anfiengen. Um jedoch diesem vorzubeugen, wird das Verfangenschaftsrecht (jus devolutionis) eingeführt, dessen Alter und Allgemeinheit nicht nur von Teutschland, sondern auch von Frankreich, Spanien und den Niederlanden behauptet worden. Und so kommt der Verf. in dem letzten Hauptstücke dieses Bandes auf eine systematische Erörterung dieses Rechts, zu deren Behuf der zweyte Theil des Urkundenbuchs einen Auszug aus einem bisher unbekannten Codex der Würtembergischen Stadt- und Dorfrechte enthält, der zu Tübingen 1553. von einer Herzoglichen und landschaftlichen Deputation gesammlet, und dem Hrn. Verf. in einem Manuscripte auf der Herzogl. Würtembergischen Bibliothek zu Ludwigsburg in die Hände gefallen ist. Dieß wäre der Leitfaden dieses Werks, das jedem Freunde der teutschen Rechte um deswillen angenehm seyn wird, weil es Stoff zu weitern Nachforschungen darreicht. Ausser der Fortsetzung dieses Werks, worinn der Hr. Verf. das Fallrecht und das theilrechtliche System aus einander setzen

 wird,

wird, verspricht derselbe eine Geschichte der teutschen Ehe und des germanischen Mundimus. Auch können wir unsern Lesern die Nachricht geben, daß eben dieser Hr. Fischer der Verfasser der im 41. St. d. J. von uns angezeigten Geschichte der Bayerischen Erbfolge und des Pavischen Vertrages ist.

Leipzig.

Die Hausmutter in allen ihren Geschäften. Dritter Band. 804 S. in Octav. Uns wenigstens, die wir nun einmal daran gewöhnt sind, die neuen Bücher mit den alten ähnlichen Inhalts zu vergleichen, scheint dieser Band noch reichhaltiger, als die vorhergehenden zu seyn. Denn er enthält einen gründlichen Unterricht über höchst wichtige Geschäfte der Haushaltung, die noch zur Zeit nur in wenigen Büchern, und meistens nur sehr unvollständig, abgehandelt sind. Nur im Anfange sind viele Vorschriften, allerley Früchte einzumachen, aus dem Hausvater entlehnt worden, um den Leserinnen den Ankauf dieses Buchs zu ersparen. (Gewiß besitzen schon viele Leserinnen den Hausvater, aber diese werden durch die neuen beträchtlichen Zusätze des Verf. schadlos gehalten.) Wichtig ist der Unterricht zur Kentniß der Güte und Verfälschung der Gewürze und anderer Speisewaaren. Kleine Verbesserungen liessen sich vielleicht hin und wieder machen; so lehren z. B. die Proben, die man mit dem Salze machen soll, nicht alles das, was der Verf. daraus herleiten will, und manche von ihm erzählte Erscheinungen sind nicht dem Salze, sondern andern Umständen zuzuschreiben; so ist auch der grosse Unterschied zu erklären, den der Verf., doch vielleicht von Marperger verleitet, zwischen dem Hallischen

schen und Lüneburgischen Salze zu finden meynt. Ersteres soll nach S. 271 sich am leichtesten auflösen, und nach S. 273 sich nicht so bald als die andern auflösen. Wahrlich beyde Salze können die Wirthinnen in aller Absicht gleich sicher und gut gebrauchen. Bey den Gewürzen ist der neuere Schauplatz der Natur genutzt worden. Gute Regeln zum Oelschlagen und Empfehlung vieler inländischen Samen zu diesem Gebrauche. Anleitung zur Bereitung der Seife aus allerley in der Küche gesammleten Fette. Um sie weiß zu machen, soll man Alaun und viel Bleyweiß hinzusetzen; aber beyde Zusätze taugen aus mehr als einer Ursache nicht. Vom Lichtziehen und Lichtgiessen, wo manche artige Beobachtungen vorkommen, z. B. über den Einfluß der Futterung auf die Beschaffenheit des Talgs und der daraus verfertigten Lichter. Vorschläge, Talg zu verbessern, um die Lichter heller, weisser und sparsamer zu machen; aber den Zusatz von Bleyweiß und Grünspan widerrathen wir sehr; gewiß wird der Dampf der Gesundheit gefährlich. Gute Betrachtungen über das wohlfeilste Geleucht, wobey des Hrn. Prof. Titius Auffatz aus dem Wittenbergischen Wochenblatte genutzt ist. Ausführlich vom Waschen. Reinigung der Wäsche von Flecken. Die Waschmaschine scheint der Verf. nicht versucht zu haben, wenigstens hat er ihrer nicht gedacht; welches sie doch wohl verdient hätte, da man sie in England fast auf allen landwirthschaftlichen Höfen mit Vortheile braucht. Eben so umständlich vom Hausbacken, doch scheint der Verf. von diesem Geschäfte weniger eigene Beobachtungen und Erfahrungen zu haben, weil fast alles aus dem Malouin genommen ist. S.

623 vom Brauen; ein sehr gut ausgearbeiteter Abschnitt, wiewohl ein Theil desselben aus dem Englischen und aus dem Eckhart entlehnt ist. Sehr richtig wird erinnert, daß das Malzen, wobey gemeiniglich höchst nachlässig verfahren wird, den größten Einfluß auf die Güte des Biers hat; auch wird die Absonderung der Keime angerathen. Sollte es wahr seyn, daß Regenwasser kein haltbares Bier gebe, oder sollte die Ursache nicht vielmehr in irgend einem andern Umstande, der im Sommer das Regenwetter begleitet, zu suchen seyn? Eine sehr einfache Brauerey ist die, welche im Zauchischen Kreise der Mittelmark üblich ist, wozu aus geschrotenem Malze und wenig Roggenmehl und Kleyen kleine Brode gebacken werden. Wie Lagerbier, auch Weißbier zu brauen. Allerley Kräuterbiere. Wider die gerühmten Pichbiere läßt sich doch erinnern, daß das aufgelöste Gummi den Magen beschwert. Auch bezweifeln wir die Möglichkeit, Biere, welche einmal sauer oder gar schon kahmicht geworden sind, durch eine neue Gährung verbessern zu können. Uebrigens hat dieser Theil nicht mehr so viele und weitläuftige Schilderungen, als die ersten haben, vermuthlich weil das Werk solcher Hülfsmittel, Leserinnen zu erhalten und zu unterhalten, nicht weiter bedarf; denn es ist so häufig gekauft worden, daß die beyden ersten Theile schon zum andernmale haben gedruckt werden müssen. Tröstlich ist es, daß, bey der Menge zudringlicher Romanen und Komödien, doch zuweilen auch noch ein nützliches Buch Leserinnen findet, wodurch hoffentlich in manchem Hause das Uebel aufgehalten wird, was jene verbreiten.

Amsterdam und Utrecht.

Von Hrn. Pet. Cramers uitlandsche Kapellen sind noch im Jahre 1777. das 14. 15. und 16. Heft erschienen, mit welchen sich der zweyte Theil schließt. Die Seitenzahl geht bis 152 mit einem Register über die Trivialnamen, und die Anzahl der Platten auf CXCII. XIII. Heft. Platte 157. Gambriscus, ein Tagschmetterling aus Amboina, der unter Linnés griechische Ritter gehört, und von Seba schon abgebildet ist. Mänippe, aus Osina und Java, vermuthlich das Männchen desjenigen Schmetterlings, welcher schon Pl. CV. Fig. C. D. vorgestellt ist. Laodice, ein Tagschmetterling von der Küste Guinea, aus der Abtheilung der Nymphen mit augigen und gezähnelten Flügeln. Pl. 158. Pheridamas, (Männchen und Weibchen,) ein Tagschmetterling aus Surinam. Sisyphus, der schon bey Seba und Clerc vorkommt. Lycomedes, aus der Burmannischen Sammlung. Der graue Marmor. Pl. 159. Der Dämmerungsvogel (das Männchen) von Bengalen. Palatinus, ein Tagschmetterling aus Surinam. Caecilia, ein Tagschmetterling aus Bengalen. Der Silberpunct. Pl. 160. Der Dämmerungsvogel (das Weibchen) man findet ihn nicht nur auf der Küste von Bengalen, sondern auch in Osina und Amboina. Arsinoe, eine Nymphe mit augigen Flügeln von Amboina und Sumatra. Varanes, gleichfalls ein Tagschmetterling von Amboina und Coromandel; beyde sind schon bey Seba abgebildet. Pl. 161. Tiridates, ein Tagschmetterling aus Java und Amboina. Roxolana (Männchen und Weibchen) ein Tagschmetterling aus der Gegend von Konstantinopel und Smyrna. Pl. 162. Salmonea, ein Nachtschmetterling aus Surinam. Mesentina,

eine Nymphe ohne Augen, eben daher, so wie Verago, ein Nachtschmetterling, und Phocus, ein gemeiner Tagschmetterling. Der Rostfleck, den Hr. Cr. lieber unter die Bürgervögel, als Bauervögel zählt. Pl. 163. Marcellina, ein weisser Rundflügel (Männchen und Weibchen.) Pholeus und Ematheon, zween Nachtschmetterlinge, alle aus Surinam. Pl. 164. Der Schwarzstrich und der Silbertropf (Männchen und Weibchen.) Pl. 165. Cresphontes, ein griechischer Ritter aus Nordamerika, schon von Daubenton abgebildet. Phasis und Onytes, zween Nachtschmetterlinge aus Surinam. Das lange I und Verulia, ein Nachtschmetterling aus Bengalen. Pl. 166. Alcanor, ein trojanischer Ritter aus China. Das Männchen des Cresphontes. Das Festkleid (Männchen und Weibchen.) Priverna, ein Nachtschmetterling aus Surinam. Pl. 167. Das gelbe Fleckenband. Der Capsche Nachtschmetterling. Tymber, gleichfalls ein Nachtschmetterling, und Agathina, eine Nymphe mit augichten Flügeln, beyde aus Surinam. Pl. 168. Aurelius, ein trojanischer Ritter aus Ostindien, und der Zweykern (Männchen und Weibchen.) Heft XV. Pl. 169. Der Riecher (Weibchen und Männchen.) Lysidice aus Surinam, und Tharos aus Neuyork, zween Tagschmetterlinge; den letztern hat schon Drury gezeichnet. Pl. 170. Agarista, nahe mit dem Riecher verwandt, und, so wie alle auf dieser Platte, aus Surinam; Phareus, ein Baurenvogel; Philyra, ein Nachtschmetterling; der Augensaum und der nahe mit ihm verwandte Pelops. Pl. 171. Das Großauge, der afrikanische Weißling und Glycyria aus China, nahe mit dem Kohlweißling verwandt. Pl. 172. stellt lauter Nachtschmetterlinge vor. Iphianasse und Mycerina und Collusoria, aus Surinam; Bajularia aus

aus Amboina, schon von Clerc gezeichnet; Perithea, eben daher, und Tirhaca, vom Vorgebirg der guten Hofnung. Pl. 173. Der Abendländer, die Goldborte und Hersilia aus Surinam, ein Tagschmetterling. Pl. 174. Das Waisenkind, Salaminia aus Osina, Fluctuosa von Guinea und Sierra Leona, Skolopacea aus Surinam, beyde von Drury abgebildet; Hermionia aus Coromandel, alle Nachtschmetterlinge. Pl. 175. Biblis, eine Nymphe ohne Augen aus Osina; Acis, ein Tagschmetterling, der sich auf dem Vorgebirge der guten Hofnung, in Südamerika und Neuyork findet; Proteus, ein Abendschmetterling aus Westindien (Männchen und Weibchen.) Eresimus, ein bunter Rundflügel, schon von Seba gezeichnet, aus Surinam. Pl. 176. Epimethea von Guinea, so wie die drey folgenden, ein Nachtschmetterling, von dem Drury das Weibchen schon gezeichnet hat; Phyllus, Talus und Phineus aus Surinam. Ismarus, eben daher, und Lucagus, beydes Tagschmetterlinge. Pl. 177. stellt lauter Surinamische Tagschmetterlinge vor. Torquatus, Hypsipyle, Erycine und Amathusia. Pl. 178. Cronis, das Weibchen von demjenigen Tagschmetterling, welcher Pl. 60. C. vorgestellt ist. Nachus, ein Abendschmetterling aus Bengalen; der Mohrenpapilion, und zween Bürgervögel aus Surinam, Anaphus und Cabrenus. Pl. 179. Codrus, ein griechischer Ritter aus Amboina; Gentius und Procas, zween Bürgervögel, und Arcas, ein Baurenvogel, alle aus Surinam. Pl. 180. stellt lauter Tagschmetterlinge, Hegesippus und Theseus aus Sumatra; Amulia von Sierra Leona, und Ariadne aus Surinam vor. Heft XVI. Pl. 181. Der Schleppentrager, Archias, ein Baurenvogel

aus

aus Surinam; Labda, Icasia und Encelada, drey Nachtschmetterlinge aus Surinam. Pl. 182. stellt lauter Tagschmetterlinge vor, Achates, einen trojanischen Ritter von Java und Coromandel; Prötus und den Baurenvogel Alpheus vom Vorgebirge der guten Hofnung. Pl. 183. Der Halbmond und zween andere Tagschmetterlinge, Eumäa aus Osina, und Antilope von Amboina. Pl. 184. Der Weißpunct, die Querwelle (Männchen und Weibchen) und zween andere Tagschmetterlinge, Berecynthia aus Surinam, und Thymötus. Pl. 185. Jairus, ein Tagschmetterling von Amboina (Männchen und Weibchen,) Hipparchia, Hermia und Lotos, Nachtschmetterlinge aus Surinam, und der Fleischflügel. Pl. 186. Der Grünfleck, Hedyle aus Ostindien, und Timäus von Smyrna, zween Tagschmetterlinge. Pl. 187. Das Goldband, Antonoë aus Osina und Java, nnd Jugurtha von Coromandel, zween Tagschmetterlinge. Pl. 188. stellt wieder lauter Tagschmetterlinge vor, Cybele, Periander, Basilea und das Weißband aus Surinam; Juventa von Java, Amboina und Coromandel. Pl. 189. wieder, so wie auch auf allen folgenden Platten, lauter Tagschmetterlinge, Erythräa aus Surinam; Myrina von Neuyork; Epialea und Protogenia von Java. Pl. 190. Auge, der Buntflügel, Harmonia und Callicopis (Männchen und Weibchen.) Pl. 191. Rothbinde, Pomeranzenflügel, der Eujavenvetter, Marthesia und Aegina aus Surinam. Pl. 192. Die Schneckeneule, das O, Phliasus und Aegialea, zween Tagschmetterlinge, der erstere aus Surinam, der letztere von Amboina und Sierra Leona.

Zugabe
zu den
Göttingischen gelehrten Anzeigen.

52stes Stück.

Den 25. December 1779.

Göttingen.

Den 23. August d. J. vertheidigte Hr. Hermann Rodde, aus Lübeck, zur Erhaltung der Doctorwürde eine auf 39 Quartseiten abgedruckte Dissertation: de juribus emtoris in re emta necdum judicialiter resignata, occasione lib. III. tit. VI. art. I. et II. Jur. Lubec. Daß Veräusserungen unbeweglicher Güter und dahin gehörender Gerechtsamen der Regel nach gerichtlich bestätigt werden müssen, darinn sind unsere Land- und Stadtrechte sehr deutlich, und unsere Rechtslehrer sehr einig. Frägt man aber nach den Folgen einer nicht bestätigten Veräusserung, so findet man die erstern in den mehrsten Ländern zu unbestimmt, und bey den letztern Uneinigkeit. Hr. R. behauptet mit Dreyern (Einleitung zur Kenntniß der Lübeck. Verordnungen S. 285 u. f.) daß zwar der Käufer kein teutsches bürgerliches Eigenthum (dominium civile) erhalte, mithin die erkaufte Sache weder gerichtlich veräussern,

 noch

noch auch durch deren Besitz binnen Jahr und Tag die Ansprüche eines Dritten tilgen könne; daß ihm aber doch verschiedene andere Befugnisse zugestanden werden müßten. Der Verf. rechnet dahin, wegen der allgemeinen Verbindlichkeiten der Verträge in Teutschland: das Recht, von dem Verkäufer und seinen Erben die Erfüllung des Contracts und selbst die gerichtliche Auflassung zu verlangen, ohne daß aus der noch nicht erfolgten gerichtlichen Bestätigung eine wirksame Ausflucht entstehen könne; das Recht, Gewährleistung zu fodern, und das in der L. 15. C. d. R. V. begründete Vorzugsrecht. Insbesondere schreibt er ihm in der Sache selbst ein natürliches Eigenthum (dominium naturale) zu, kraft dessen er sie nicht nur selbst und durch andere benutzen, sondern auch über ihre Substanz, durch aussergerichtliche Uebertragungen auf andere, durch Auflegung einer Dienstbarkeit und durch aussergerichtliche Verpfändungen soll disponiren können. Daß diese Meynung mit dem Lübischen Gerichtsbrauche übereinstimme, hat theils Dreyer in der angeführten Einleitung, theils Hr. R. (S. 28 und S. 38) bewiesen; daß sie aber auch allgemein ihre Anwendung finde, wird man sich aus den von dem Verf. (S. 22 u. f.) für das Daseyn und die Uebertragung eines natürlichen Eigenthums auf den Käufer aufgestellten Gründen nicht überzeugen können. In manchen Ländern, z. B. im Hessen-Casselischen, ordnen klare Gesetze das Gegentheil. Nach Rec. Bedünken hat man bisher die ganze Streitfrage auf der einen Seite zu allgemein, auf der andern zu einseitig beurtheilt. Eine Vergleichung der verschiedenen Verordnungen, die sich darüber in unsern Land- und Stadtgesetzen finden, würde ohne Zweifel zu nähern u. brauchbarern Bestimmungen Anlaß geben.

Halle.

Halle.

Wir haben lange des Magazins für die neue Historie und Geographie, welches der Hr. Oberconsistorialr. Büsching herausgiebt, nicht gedacht. Um die Anzeige vollständig zu machen, sey es uns erlaubt, den neunten und die folgenden Bände nachzuholen. Dieses sehr schätzbare, unterhaltende und wichtige Werk ist noch immer in Johann Jacob Curts Verlage, welcher aber weder genau genug auf den Setzer achtet, noch auch in Betracht der Güte des Papiers aufmerksam genug ist. Der achte Band ist in diesen Anzeigen zuletzt (1775. S. 1082) angesagt. Der neunte Theil ist 1775. (3 Alphabet 9 B.) abgedruckt, und fasset folgende Artikel in sich. I. Rußland. Des Brandenburgischen Gesandten, Joachim Scultetus, Reise nach Rußland 1675., von welcher Puffendorf zwar in seiner Geschichte Friedrich Wilhelms eine Nachricht gegeben hat, die aber, so wie sie hier beschrieben ist, noch viele vom Puffendorf übergangene merkwürdige statistische und historische Umstände enthält. Eines Russischen Chronikenschreibers Nachricht von dem Aufruhr des Donischen Kosaken Stenka Rasin (1667. bis 1671.) übersetzt von M. Christian Henrich Hase. Ein Französischer Auszug des Tagebuchs des zweyten Russischen Heers unter dem Grafen von Panin im Feldzuge 1770.: ein bey taktischen und geographischen Arbeiten nützlicher Aufsatz, der auch einige Nachricht von dem bey Bender gesprengten Globe de Compression enthält. Verschiedene Schriften und Nachrichten, die den Russischen Handel des Jahrs 1751. überhaupt betreffen von den Herren Raimbert und Dumidy. Errichtungen einiger Han-

delsgesellschaften zum Handel nach Zaaregrad (Constantinopel) 1757., nach Persien 1758. und nach der mittelländischen See 1763. **Verordnungen und Nachrichten vom Handel zu Narva 1761., zu Riga 1757., zu Wiburg 1759. Handelsverordnungen und Anfragen der Kaiserinnen Elisabeth und Katharine. Verfassung der Russischen Flotte im Jahre 1745., 1756., 1757. Ein Verweis, den die K. Elisabeth 1760. dem Senat ertheilet hat. Eine Erklärung der jetzigen Monarchin vom Jahr 1762., daß mit keinem Hofe, der ihr den kaiserlichen Titel nicht gebe, in Unterhandlung getreten werden solle. Ein Französischer Auszug aus ungedruckten Briefschaften des ehemaligen Hollstein-Gottorpischen geheimen Raths, Präsidenten, und nachherigen geheimen Raths K. Carls VI. Grafen Henning Friedrich von Bassewitz, welcher viele geheime Anecdoten und Materialien für die Dänische, Hollsteinische, Russische und Schwedische Geschichte vom Jahre 1713. bis 1725. in sich fasset. Eine Französische, 1757. gedruckte, Schrift über die Ursachen des Falles des Herzogs von Curland, Ernst Johann von Biron, und dieses Herzogs teutsche Widerlegung derselben. Wasili Rubenow geographische, politische und historische Nachrichten von Kleinrußland 1773. übersetzt von M. Ch. H. Hase. II. Dänemark. Ein Brief, welcher gegen die im achten Theile mitgetheilte Nachricht vom Zustande der Asiatischen Handlungsgesellschaft gerichtet ist. III. Preussen. Die politische Verfassung und Topographie von Ost- und Westpreussen 1774., nebst dem über Westpreussen geschlossenen Vertrage vom 18. September 1773., und einem Kupferstiche, der die Westpreussische Huldigungsmünze abbildet. IV. Deutschland. Unsers ehe-**

maligen unvergeßlichen Premierministers v. Münchhausen Rechtfertigung des Betragens Sr. Königl. Großbritannischen Majestät gegen der Römischen Kaiserin Königin Majestät 1757. Verschiedene über die Aufnahme ausländischer adelichen Geschlechter unter die Schleßwig-Hollsteinische Ritterschaft gewechselte Schriften des Grafen Ranzau zu Rastorf, und der Herren von Qualen und von Thienen 1774. Ein Brief über die gefährliche Lage, worinn Dänemark 1762. durch die feindlichen Absichten K. Peter III. gerieth. V. Hrn. Wilhelm David Büsching Auszug aus A new voyage round the world, by a course never sailed before London 1725., von welcher aber in der Vorrede des folgenden Theils angezeigt wird, daß sie erdichtet sey.

Der zehente Theil (1776. 3 Alphabet und 2 Bogen Landcharten) begreift vorzüglich Schwedische Staatsschriften über eine von den Französischen und Englischen Handelsgesellschaften 1734. gegen ein Schwedisches Handelsschiff verübte Feindseligkeit, über die Verbindung mit Frankreich und Rußland in den Jahren 1735. und 1736. und über die 1738. und 1739. am Reichstage verhandelten Sachen, ingleichen die Rede des Grafen Tessin, die er bey Eröfnung des Reichstags 1751. gehalten hat. Den übrigen Raum nimt folgendes ein. I. Eines ungenannten Gesandten Beschreibung des Zustandes von Europa am Ende des Jahrs 1737., welche hin und wieder unbekannte Nachrichten ertheilt. III. Rußland. Bericht von Waldemar Christian Güldenlöwe. Grafen von Schleßwig-Hollstein, Reise nach Rußland, und der verabredeten, aber hintertriebenen, Vermählung desselben mit der Prin-

zessin Irene, der Tochter des Zaars Michael Fedrowitsch: ein Aufsatz, der für die Dänische und Russische Geschichte gleich wichtig ist. Einige übersetzte Stellen aus Peter von Haven Dänisch geschriebenen Nachrichten von Rußland, der Ausgabe von 1747., die sowohl die Russische Verfassung im Jahre 1736., 1744., 1745. und 1746., als auch die Geschichte seit Peter des Grossen Thronbesteigung erläutern. Eine Nachricht von der zweyten Reise des Kaiserl. Russischen Collegienraths J. J. Lerch nach Persien, die er von 1745. bis 1747. als Arzt der an den Schah Nadir abgefertigten Gesandtschaft gethan hat, welche vorzüglich die politische Verfassung des Reichs Astrakan und der Persischen Gegenden zwischen dem Caspischen und schwarzen Meere und Ispahan in ein helleres Licht setzet. IV. Des Hrn. Oberconsistorialraths Büsching Geschichte der Schlesischen Gränzscheidung, zwischen Preussen und Sachsen (1741.) die nicht dauerhaft war, und zwischen Preussen und Oesterreich, welche 1743. vollzogen wurde. In dieser findet man auch die Lebensgeschichte der beyden Theilungscommissarien von Schubart und von Nüßler, ingleichen Tafeln über Schlesiens Grösse, Volksmenge und ältere und neuere Steuern. Zu selbigen gehört eine vom Hrn. W. D. Büsching nach dem grossen gezeichneten Originale verkleinerte Gränzcharte.

Im eilften Theile (1777. 3 Alph. nebst einer Charte von den Inseln Usedom und Wollin, wie auch den Ufern der Oder und Peene zwischen Stettin, Anclam und Wolgast in Großfolioformate) sind folgende Stücke. I. Churfürstenthum Sachsen. Des Baron von Gartenberg Vorschlag zur

zur Wiederherstellung des guten Zustandes der Churländer 1762. Précis de l'Administration des Finances en Saxe, in welchem die Land- und herrschaftlichen Schulden zu 40 Millionen Thaler, die Einkünfte aber zu 10,200,000 Thaler angegeben werden. Eine Vergleichung der 1770 gehobenen Contributions, Accise, Kriegscassen und Kammereinkünfte (5,915,222 Rthlr.) mit den nöthigen Ausgaben (6,414,771.) Viele Tafeln und Aufsätze über die Beschaffenheit des Steuerwesens von 1769. bis 1775. Eine Tafel über den Ertrag der sämmtlichen Bergwerke 1775. (nach Abzug der Kosten 85,690 Rthlr.) Eine andere über die Volkomenge (1,695,226 Menschen.) Memoire concernant un précis militaire et historique de ce qui est arrivé en Saxe vers la fin de l'Année 1745.: ein nicht unwichtiger Artikel. II. Hollstein. Noch einige Streitschriften über die Aufnahme fremder Geschlechter unter die Ritterschaft und die Wiederherstellung der fast vergessenen Landtäge. Ein Project zu einem Mecklenburgisch-Hollsteinischen Bündnisse 1713., ein Brief des K. Stanislav an den Grafen Bassewitz vom J. 1726. und des geheimen Rath Pechlin Gutachten über des Herzogs von Hollstein Russische und Schwedische Thronfolge. III. Pommern. J. F. von Reffenbrink ausführliche Beschreibung des Usedomischen und Wollinischen Kreises im Preussischen Vorpommern, in welcher neue Nachrichten von den noch sichtbaren Bruchstücken der Stadt Wineta vorkommen, und die nur eine Probe einer vollständigen Pommerischen Topographie seyn sollte, die aber des Verfassers 1775. erfolgter Tod vereitelt hat. IV. Mecklenburg. Verzeichniß aller Güter des Schwerinischen Theils aus dem Schwerinischen Staatscalender des Jahrs

1777., welches von dem Verzeichnisse im dritten Theile abweicht. V. Türkey. Ein merkwürdiger Aufsatz in Französischer Sprache, den Hr. D. Büsching aus Warschau erhalten, von der Verfassung des Türkischen Kriegswesens und der Taktik, worinn die beständige Reuterey zu 47,000 und die Infanterie zu 150,000 Mann angeschlagen ist; letztere mit Inbegriff der Artilleristen und Tatarischen Hülfsvölker. VI. Italien. Listen aller Menschen (2,695,727 Seelen) und Landgüter in den Sardinischen Staaten auf dem festen Lande 1772., und aller Menschen (1,110,152) im Oesterreichischen Herzogthume Mayland 1773. VII. Rußland. Zolltarif für die Häfen im schwarzen Meere 1775. Zwey Französische Aufsätze über den Russischen Handel überhaupt (von 1762.) und mit Frankreich insonderheit (1758.) Brockhausens Entwurf zur Anlegung von Fabriken und Manufacturen im Russischen Reiche (vom Jahre 1702. und 1703.) Bericht eines Römischkaiserl. Gesandten vom Jahre 1725., in welchem die Herkunft der Kaiserin Katharina, (die hier für eine uneheliche Tochter eines von Alvendahl ausgegeben wird,) die geheime Geschichte derselben, und ihre Thronbesteigung erzählt wird. Ein sehr wichtiger Aufsatz, der aber hin und wieder, wie z. B. bey der Erzählung vom Tode des Zarewiz, auf irrige Gerüchte gegründet ist, und sich mit Vorschlägen der Maaßregeln, die der Kaiserl. Hof in Absicht auf Rußland und den Herzog von Hollstein damals zu nehmen hatte, endigt. Endlich einige Briefe Sächsischer Churfürsten und Herzoge an die Zare Alexei, Iwan und Peter von 1662., 1668., 1674. und 1684., die vorzüglich die Gewissensfreyheit der lutherischen Gemeinen in Rußland betreffen.

Der

Der zwölfte Theil des Büschingischen Magazins (1778. 3 Alphabet 8 Bogen) hat vorzüglich viele wichtige Schwedische Artikel, die von dem Hrn. Oberrechnungsrath Canzler herrühren. In der Vorrede theilt Hr. D. Büsching einen Schwedischen Brief mit, welcher zeigt, daß die Schwedischen vornehmsten Staatsmänner und Finanzgelehrte dem von uns angezeigten Canzlerischen Werke einen sehr grossen Werth beylegen. Die Artikel dieses Theils sind folgende. I. Schweden. Beyträge zur Geschichte des Königs Adolph Friedrich, die desselben Streitigkeiten mit dem Reichsrathe, den Landeszustand im Jahre 1768. nach den Vorstellungen beyder Partheyen, sowohl der Hüthe als der Mützen, die Verschiedenheit der Sätze dieser Partheyen, so wie sie von 1765. bis 1771. geäussert und empfohlen sind, die Abdankung des Königs am 15. December 1768. und die Reichstagsbegebenheiten von 1769. betreffen. Beyträge zur Geschichte K. Gustav des Dritten: nemlich des Hrn. Canzler Geschichte der Regierungsveränderung am 19. August 1773. und ihrer Folgen bis im October selbigen Jahrs. Verordnungen über die Druckfreyheit, über die Einschränkung der Feyertage und des Brantweinbrennens, über das Fabrikwesen, über die Errichtung des Stockholmischen freywilligen Arbeitshauses, das Discomptcomtoir und das Generalassistenzcomtoir. Alströmers Rede über die Schwedische Schafzucht. Eine allegorische Geschichte der Schwedischen Verfassung unter K. Adolph Friedrichs Regierung, und des Reichsrath Baron Carl Scheffer kurze Sätze des Schwedischen Staatsrechts, die er zum Unterricht des jetzigen Königs 1761. aufgezeichnet hat. II. Frankreich. Etat actuel des affaires générales con-

cernant les Finances du Royaume de France. In diesem sind angegeben die ordentlichen Einkünfte des Königs auf 265,400,000 Livres. Die ordentlichen Ausgaben, den Hof, die See- und Landmacht mit einbegriffen, auf 235,220,000 Livres, die Königl. Ausgaben, die auf eine gewisse Zeit bestimmt sind, auf 56,300,000 Livres. Die zu gewissen Anstalten veräusserten Einkünfte auf 101,160,000 Livres, und die zum Kriege von 1756. bis 1762. gehobenen ausserordentlichen Steuern auf 1137,548,261 Livres. Détail géneral et spécifique sur toutes parties des Finances du Royaume de France, avec des Observations politiques et intéressantes, tant sur la multiplicité onéreuse des impots de l'Administration, et la régie des dites finances. III. **Portugall.** Relation d'un voyage fait à Lisbonne en 1733. et 1734. ein kurzer Aufsatz, voll unterhaltender Nachrichten vom Könige Johann, von dem Königlichen Hause, von den Veranlassungen der merkwürdigen Stiftungen des Patriarchats und des Klosters zu Maffra, von der Verfassung des Reichs, und von dem Charakter der Nation. IV. **Deutschland.** Geschichte und **Verfassung** des Churbraunschweigischen **Kriegsheeres** 1753.: ein Aufsatz, der noch immer einen Werth hat, ohngeachtet die Verfassung seit dem Jahre 1762. völlig umgeändert ist, der aber, wie es scheint, nur ein Auszug aus einer am 1. May 1757. auf Befehl des damaligen Kriegsministers vollendeten ausführlichen Handschrift ist, welche überall mit diesem Abdrucke nach Fortschaffung der Druckfehler (S. 642) übereinkommt; für das Jahr 1755. aber die Stärke des Heeres auf 24,089 Mann setzt. Schatzungsmatrikel der Niederlaußnitz, und verschiedene Nachrichten von dem Landessteuerwe-

wesen dieser Marggrafschaft, und von derselben Landtägen, Landgerichten, Landofficianten, Oberamtsregierung, Consistorio, Landeshauptmannschaft, Brandcassencommission, Zucht- und Armenhauscommission, und Besoldungen. Topographische Tafeln über die Fürstenthümer Weimar und Eisenach 1760. Matricularanschläge des Hochstifts Paderborn und Münster. Steuermatrikel der Herzogthümer Jülich und Berg 1725. Nachrichten von der Churmärkischen Landschaft, den Berlinischer Armenanstalten, und dem grossen Berlinischen Waisenhause. Ein 1629. aufgesetzter Beweis, daß alle Oerter der Chur und Mark Brandenburg diesseits der Oder lange vor dem Passauischen Vertrage evangelisch geworden sind, und endlich einige Tafeln der Kreise, Dörfer und Wirthe im Preussischen Pommern im Jahre 1768. (212 Städte, 2181 Dörfer, 40013 Wirthe,) und der zwischen 1740. und 1756., ingleichen 1762. und 1775. neuangelegten Häuser und Wirthschaften.

Der dreyzehnte Band (1779. 3 Alph. 7 B.) fasset folgende Artikel in sich. I. Polen, Französische Briefe eines dem Sächsischen Churhause ergebenen Staatsmannes, worinn alle Neuigkeiten, die innerhalb den Jahren 1763. und 1766. sich zugetragen haben, und viele geheime Intriguen und Absichten der verschiedenen Partheyen erzählt sind. II. China oder Tantsing. Ein Schreiben des hohen Tribunals zu Peking an den Russischen Senat, worinn das Gesuch, die entflohenen Eleuten zurückzuweisen, 1771. abgelehnt wird. III. Eine sehr merkwürdige und vollständige Nachricht vom Ursprunge und der jetzigen Verfassung der Brüderunität oder sogenannten

ten Herrnhuther. Eine Schrift, die auf eigene Untersuchungen und Urkunden sich gründet, sehr viel Unbekanntes enthält, von einem nicht zu dieser Unität gehörigen einsichtsvollen Manne aufgesetzt ist, den Beyfall des Directorii der Brüdergemeine in Barby bis auf einige künftig anzuzeigende Stellen erhalten hat, und ausser dieser Sammlung auch unter einem besondern Titel verkauft wird. IV. Türkey. Ein Brief des Grafen von Bonneval an den Grafen Tessin vom J. 1746. über die Bemühung des Französischen Hofs, die Römische Kaiserwahl des Großherzogs von Toscana vermittelst eines Türkenkriegs zu hintertreiben. V. Schweden. Allerley Reichstagssachen von 1760., 1765. und 1770., ingleichen ein harter Befehl vom Jahre 1738. zur Bestrafung des berühmten Arkenholz wegen einiger den Kardinal Fleury beleidigenden Ausdrücke, die er in einer Schrift geäussert hatte. VI. Ostpreussen. Verzeichniß der adelichen Güter im J. 1776. VII. Schlesien. Topographische Tafeln vom souveränen oder Preussischen Schlesien 1775., und vom Böhmischen Schlesien 1742., ingleichen eine kurze Beschreibung und Chronik der Stadt Hirschberg. VIII. Deutschland. Topographisch-kameralistische Tafeln über die Mediat- und Immediatstädte im Oberbarnimschen, Lebusischen und Storkowischen Kreise, den Ertrag der Nahrungszweige dieser Städte und ihre Volksmenge, Abgaben, Kämmereyeinkünfte und Feuerrüstung. Verzeichnisse der lutherischen und reformirten geistlichen Inspectionen in der Churmark, nebst den Trauungslisten der Jahre 1775. und 1777. Verzeichniß der in der Mittelmark und im Ziesarischen und Linkenwaldischen Kreise 1778. begüterten Geschlechter. Eine Vorstellung der

Chur-

Churmärkischen Landstände vom Jahre 1660., um die Reduction der Miliz zu bewirken. Steueranschläge der Mittelmark, der Ukermark und der Ruppinischen Städte 1662. Einige Brandenburgische alte Briefschaften, und unter selbigen eine 1695. dem churprinzlichen Oberhofmeister gegebene Instruction. Des Hrn. Rectors zu Neustadt-Brandenburg, Daniel Finke, fünf Einladungsschriften vom Jahre 1749. bis 1753., in welchen die Geschichte der Hauptstadt Brandenburg vom ersten Ursprunge bis zum J. 1488. vorgetragen, und mit vielen beygefügten, für die Marggräfl. Geschichte wichtigen, Urkunden bestärkt wird. Des Hrn. Camici, Bibliothekärs des Fürsten Strozzi, Lebensgeschichte des Maynzischen Erzbischofs Christians, welcher von 1171. bis 1180. Kaiserl. Statthalter in Oberitalien war. Ein Aufsatz, den der Hr. Hofbibliothekarius Jagemann aus des Hrn. Verf. sehr seltenen Ossequj letterarj übersetzt, und Hr. D. Büsching durch einige Anmerkungen vollständiger gemacht hat. Der Stände des Fürstenthums Lüneburg Vorstellung an den Herzog Georg Wilhelm vom Jahre 1668. oder 1669., um ihm eine neue Reise nach Italien auszureden. Des Hrn. D. Büsching Probe einer Beschreibung der Marggräfl. Badischen Länder. Johann Brechts Brief an den Marggrafen Christian von Brandenburg vom Jahre 1626., der eine von ihm verfertigte Brandenburgische Landcharte betrifft. Ein Auszug aus einem, vor 1751. aufgesetzten, grossen Lagerbuche des Königreichs Böhmen, und endlich eine eben so alte Nachricht von der Böhmischen Landes- und Kreisverfassung.

Kopen-

Kopenhagen.

Bey F. C. Pelt ist des Hrn. Kanzleysecretärs E. C. Hauber Beschreibung der Stadt Kopenhagen und der Königlichen Landschlösser auf 200 S. in Octav 1777. zum zweytenmale abgedruckt. Die erste Auflage vom J. 1770. war fast nur ein Auszug aus den ähnlichen Werken des Pontoppidans und v. Thura. Allein diese zweyte enthält viel Neues und den Ausländern Unbekanntes, und ist, um die Wißbegierde und Bequemlichkeit der Reisenden völlig zu befriedigen, fast gänzlich umgearbeitet. Man rechnete 1777. in Kopenhagen, ausserhalb der Citadelle und den Matrosenwohnungen, 4000 Häuser und 90,000 Einwohner. In der Stadt sind 20 grosse Palläste, vier Königliche Schlösser, zwey Schaubühnen, zwey Frauenklöster, sechs Erziehungshäuser, vier Krankenhäuser, dreyssig Armenschulen, worinn 2000 Kinder unentgeltlich unterrichtet werden, und zehn Hospitäler, die, nebst den Kranken- und Erziehungshäusern und Klöstern, 3500 Personen ernähren und verpflegen. Ausser diesen werden gegen vier tausend Hausarme versorgt, und bloß die öffentlichen Armenanstalten kosten dem gemeinen Wesen und der Regierung jährlich über hundert tausend Thaler Dänisch Courant. Die Bürgerschaft beträgt neun tausend Seelen, und ist noch immer in den Waffen wohlgeübt. Die Landbesatzung enthält 6000, und die Seebesatzung 4940 Mann, nebst 1000 Arbeitern der Flotte. Es ist zureichend in dieser Beschreibung von den öffentlichen Gebäuden, der Stadtverfassung, den Gelehrten- und Künstlergesellschaften, der Universität, den Posten, den sieben öffentlichen Büchersamm-

sammlungen, den merkwürdigsten Privatbibliotheken, den Naturaliensammlungen, den Anatomiekammern, den botanischen Gärten, den Bildersammlungen, den Modelkammern, den Landescollegien, den Gerichten, dem Hofe, der geistlichen Verfassung, den vornehmsten Kirchengebräuchen, den Policeyverfassungen, der Münze, dem Gewichte, dem Maasse und den drey Reiserouten nach Teutschland gehandelt worden. Etwas ausführlicher sind die Naturaliensammlungen der Herren Spengler und Chemnitz und der Grafen von Moltke und Thott, ingleichen fast alle Gemähldesammlungen beschrieben. Die grosse Königliche Kunstkammer ist noch immer in einer grossen Unordnung, verdiente aber, so wie die zu Rosenburg vorhandenen vielen alten geschnittenen Steine, ein ausführliches besonderes Werk. Die Erleuchtung der Gassen ist schon lange üblich, fast über anderthalb hundert Jahr, und die Feueranstalten scheinen fast unverbesserlich zu seyn. Unter den zehen Landschlössern ist Hirschholm das kostbarste. Allein jetzt werden im Sommer nur zwey, nemlich Friedensburg vom regierenden Hofe und Friedrichsburg von der Prinzessin Charlotte Amalia bewohnt.

Helmstädt.

Kühnlein verlegt: **Hrn. Albrecht v. Hallers Sammlung academischer Streitschriften, die Geschichte und Heilung der Krankheiten betreffend.** Hiervon besizen wir schon den 1. Band auf 1 Alphab. 17 Bogen und den 2. Band auf 1 Alph. 13 B. in Octav, beyde vom Jahr 1779. Der Hr. Prof. D. **Lorenz Crell** giebt dieselbe her-

heraus, aber in einem Auszug und mit Anmerkungen. Die gute Wahl, welche unser sel. Präsident auch in dieser Sammlung, die im Original zwischen den Jahren 1757 und 60 in Lausanne herauskam, beobachtet hat, ist durchgängig entschieden. Daß sie aber nicht alles Gute gestiftet, was der sel. Mann erwartet, ist allerdings zum Theil dem hohen Preis, wozu sie verkauft wird, zuzuschreiben. Dieser Beschwerde hilft Hr. Cr. theils durch die Auslassung der Kupfer, theils durch die Abkürzung der Aufsäze ab. Und da es nun einmahl Aerzte giebt, die mit der Gelehrtensprache nicht vertraut genug sind: so wird der Deutsche Vortrag noch um so viel mehr Leser nach sich ziehen. Der Hr. Prof. hat eine sehr mühsame und viel Scharfsinn und Kenntniß voraussezende Arbeit unternommen, die nur derjenige beurtheilen kan, der an eine solche Verjüngung selbst Hand gelegt hat. Sie ist ihm auch nach derjenigen Vergleichung, die wir angestellt haben, vortreflich gelungen. Auch finden wir seine Anmerkungen sehr lesenswürdig, da sie manches einsichtsvoll einschränken, anderes bestätigen und eine Menge Wahrnehmungen beybringen, die eine Folge von der Aufnahme der Heilkunde in den lezten 20 bis 25 Jahren und der lobenswürdigen Aufmerksamkeit des Hrn. Cr. auf dieselbe, sind. Er verspricht die Kupfer noch nachzuliefern, wofern die mehresten Stimmen dafür sind. Nur in den Fällen würden wir sie gerne sehen, wenn die Verständlichkeit sie durchaus erfordert: sonst wäre wohl besser, um nicht den Preis zu steigern, sie wegzulassen, zudem da sie bey dem Octavformat der Deutschen Ausgabe unangenehme Brüche bekommen würden.



Erstes Register

über die

Zugabe der gelehrten Anzeigen

1779.

derer Werke

von denen sich die Verfasser genannt haben.

A.

B.

*

Bau-

Brunck

C.

D.

G.

Hoff-

I.

K.

Mag-

N.

O.

P.

Pi-

Tren-

Xe=

Zweytes Register

über die

Zugabe der Göttingischen gelehrten Anzeigen 1779.

solcher Schriften,

deren Verfasser sich nicht genannt haben.

Vor-

Neue

M.



